Die

Apotheke,

eine komische Oper

in zwey Aufzügen.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1772.

An meinen Freund

Herrn

J. F. Bause.

Ein Possenspiel, liebster Freund, ist ein Ding, das sich sehr gut sehn, sehr mittelmäßig lesen, und sehr übel schreiben läßt. Das letzte nicht deswegen, weil es größre Talente, eine größre Anstrengung der Seele erforderte, als die andern Gattungen der dramatischen Dichtkunst; sondern weil es für einen Mann, der sich zu etwas bessrm fähig fühlt, unendlich schwer seyn muß, dabey auszudauren. Wenn sich ein solches Stück in einem Feuer fortschreiben ließe, so wäre es ein anders; aber auch das Scherzen wird eine Arbeit, wenn es zu lange fortgesetzt werden soll; und über einer Sache zu arbeiten, die keinen andern Endzweck hat, als zu lachen zu machen, ist allemal sehr ermüdend. Ganz anders ist es mit dem Trauerspiel und dem fei-

nern Luſtſpiele. Die Endzwecke, die wir hier zu erreichen ſuchen, ſind edel und ſind des beſten Mannes würdig; und eben weil ſie es ſind, ſpornen ſie uns bey fortgeſetzter Arbeit immer von neuem an, anſtatt daß wir bey einem Poſſenſpiel immer uns ſelbſt ſpornen müſſen.

Ich nehme Sie zum Zeugen, liebſter Freund, daß ich die Arbeit, die Sie vor ſich ſehen, aus bloßer Gefälligkeit angefangen, und aus bloßer Gefälligkeit geendigt habe. Ein Tonkünſtler, der zu ſehr mein Freund iſt, als daß er nicht jede Sache, die er ernſtlich verlangt, von mir erhalten könnte, bat mich um eine Oper, worinn nicht der naive Ton, ſondern zur Abwechſelung der eigentlich komiſche herrſchte. Ihm zu gefallen fieng ich an, und nahm die erſte die beſte Idee, die mir einfiel. Mein Freund wurde krank, und konnte lange Zeit an keine Kompoſi-

position denken. Er hatte aber die ersten Arien, so wie sie fertig geworden waren, einem jungen Tonkünstler, von viel versprechendem Genie, übergeben, der sie sogleich in Musik setzte; und ich schrieb hernach weiter, damit dieser nicht möchte umsonst gearbeitet haben.

Ich denke übrigens, man würde gut thun, wenn man aus allen Possenspielen Operetten machte. Unser Publikum sieht diese Possen gerne, und möchte doch gerne das Ansehn haben, als wenn es sie verachtete; es lacht von Herzen über die Goldonischen Stücke, und zuckt die Achseln darüber, wenn sie aus sind. Vielleicht thut man gut, wenn man dieser kleinen Schamhaftigkeit schont, und dem Publiko den Vorwand giebt, als wenn es nur der Musik wegen in das Possenspiel gienge. Ueberdieß kann man auf diese Weise mit einem Stein zwey Würfe

thun. Man macht zu lachen, und man erweckt einigen Geschmack an der Musik. Und wenn es auch weiter nichts wäre, als daß der gemeine Mann mit Liedern versorgt würde, die weniger unmoralisch sind, und ihm ein anständiger Vergnügen gewähren, als die, welche er bisher gesungen hat: so hätte immer die komische Oper ihren Werth.

Dem unerachtet glaube ich, daß auch das Possenspiel eine höhere Absicht haben könnte, als ich mir bey dem meinigen habe vorsetzen können. — Denn wodurch unterscheidet sich denn das Possenspiel von den übrigen Gattungen? Ist es eine Schilderung der Thorheiten und der Laster der niedrigern Stände? Nun so ist es doch ein Gemälde eines Theils des menschlichen Lebens; und alles kann wichtig gemacht werden, was auf dieses eine Beziehung hat. Nur muß es ein wahres, treffendes Gemälde seyn. Es wäre sehr gut

für

für die höhern Stände, wenn die niedern ihnen nicht so ganz unbekannt wären. Es wäre nützlich für den artigen und wohlerzogenen Bürger, wenn er lernte, daß gesunder Verstand, Witz, jedes Talent, jede Vollkommenheit, auch bey rauhen Sitten und dem Mangel des äußern Anstandes bestehen kann; es wäre gut, wenn er die Denkungsart, die Sprache, die ganze Seele gemeiner Leute aus der Nähe zu sehen Gelegenheit hätte.

Ein besondrer Vortheil dieser Schilderung könnte seyn, daß die Urtheile, die, in den Zusammenkünften der Handwerker und Bauren, über die Reichen und Großen gefällt werden, Urtheile die gemeiniglich sehr strenge und oft richtig sind, diesen bekannt würden. Der Witz des gemeinen Mannes übt sich, oder seine Einfalt verräth sich, am öftersten, wenn er von denjenigen Leuten redet, die

über ihm ſind. Alſo wird auf eine oder die andre Art der Dichter, der durch ihn Lachen erregen will, veranlaſſet, ihn über ſolche Gegenſtände urtheilen zu laſſen.

Noch ein andrer Vortheil für das Poſſenſpiel entſteht aus dem Stande der Perſon, die es aufführt. Die Artigkeit und der Wohlſtand beſteht immer in einer Art der Zurückhaltung, die an jeder Wahrheit etwas beſchneidet, jeder Geſinnung, die anſtößig werden könnte, einen falſchen Zuſatz giebt, und alſo oft das Kräftigſte und das Brauchbarſte der Sache verſchweigt. Der einfältige oder der plumpe Menſch, der im Poſſenſpiel auftritt, ſagt alles gerade heraus, was er denkt, und ſagt es ſo, wie er es denkt. Er könnte noch immer ſehr Narr oder ſehr Kind bleiben, und doch dabey viel brauchbare Wahrheiten ſagen.

In den meiſten Poſſenſpielen, vom Urſprunge der Komödie an, treten gemeiniglich zwey Perſonen auf; ein Dummer, der ſich vexiren läßt, und ein Witziger, der den andern vexirt. Das Ding muß in der Natur ſeinen Grund haben; weil doch faſt alle Dichter darauf gefallen ſind; und wirklich, was recht ſehr zu lachen machen ſoll, muß irgend eine Doſin von Dummheit haben. Aber eben dieß macht dieß Spiel gefährlich, wenn es nicht in gute Hände kömmt. Es giebt zu viel Gelegenheit, auf der einen Seite einfältige Gutherzigkeit verächtlich zu machen, und auf der andern ſpitzbübiſchen Witz zu entſchuldigen. Ueberdieß ſind die Geſinnungen, die man dem Verſchlagenen in den Mund legt, oft wirklich laſterhafte Geſinnungen; und wenn ſie ſo gerade zu belacht werden, ſo iſt wenigſtens auf einige Augenblicke der Abſcheu ſchwächer, den man beſtändig gegen das Laſter haben ſollte.

Der

Der Dumme, über den gespottet wird, ist noch lächerlicher, wenn er klug seyn will, oder sich klug zu seyn einbildet. Auch dieß ist ein Umstand, der vielen Possenspielen gemein ist, und auf den die Natur der Sache den Dichter geführt hat. Die bürgerlichen Edelleute, die Pourceaugnacs, sind solche Geschöpfe, wie man sie braucht, wenn man recht aus vollem Halse lachen will; einfältige gemeine plumpe Kerls, die sich einbilden, verschlagen, vornehm und artig zu seyn. Daraus ist nun freylich nicht viel zu lernen. Denn sobald man über etwas so allgemeines und so oft wiederholtes lacht: so denkt man nicht mehr an sich und an die wirkliche Welt, wo das auch vorkömmt und sich brauchen läßt. Unterdessen ist es doch immer noch wieder nöthig, die Affektation lächerlich zu machen; und diese Menschen werden nur durch den äußersten Grad der Affektation lächerlich. Nur muß

der

der Dichter nicht bloß die Einfälle seiner Vorgänger nachschreiben; er muß auch noch an seinem Theil beobachten, er muß sehen, wie sich zu seiner Zeit der Vornehme oder der Kluge unterscheiden, und auf welche eigne Art, der Geringe und der Dumme ihm nachäffen will.

Ist aber das Possenspiel gar keine Schilderung; ist es ein bloßes Gewebe von Einfällen; und ist das Stück selbst bloß die Veranlassung, wobey man seine gesammleten Einfälle anbringen will: nun freylich, so will es mit einem solchen Dichter nicht viel mehr sagen, als mit einem Spaßmacher am Tisch. Alles kömmt alsdann darauf an, daß man auch wirklich und recht von Herzen über seine Einfälle lachen kann.

Die beste Art darunter ist die, wo Ungereimtheiten gesagt werden, hinter denen etwas Vernünftiges steckt; und die schlechteste

Art

Art die, wo etwas scheinbar Vernünftiges gesagt wird, was im Grunde ungereimt ist. Diese letztern Einfälle gefallen dem gemeinen Mann so wohl: und sind bey ihm unter dem Namen des **Dummen Zeuges** sehr berühmt.

Noch ein Umstand kömmt hierbey in Betrachtung, der mehr die dramatische Kunst angeht. Wenn die Situationen sehr lächerlich seyn sollen, so müssen sie auch sehr gewaltsam und heftig seyn. Alsdann aber ist es schwer, dem Helden so glücklich wieder herauszuhelfen. Daher sind die guten Entwicklungen bey Possenspielen so selten, und der Knoten wird öfter zerrissen als gelößt.

Sonst glaube ich in der That, daß zum Niedrigkomischen weniger Feuer und Lebhaftigkeit der Seele, weniger Anstrengung des Geistes nöthig ist, als zum höhern Lustspiel. Bey diesem soll immer etwas Wahres und mit den Umständen der Personen Ue-

bereinſtimmendes, dort ſoll nur etwas Ungereimtes geſagt werden; hier ſoll die Regel beobachtet ſeyn, und dort ſoll von ihr abgewichen werden. Die gerade Straße iſt nur eine einzige, und die ſoll der gehen, welcher die Natur treffen will, der krummen Wege ſind unzählich, und die geht der, welcher einer Karikatur zeichnet.

Wenn ich auf dieſe nichtsbedeutende Kleinigkeit einen Werth ſetze, mein liebſter Freund, ſo iſt es bloß, weil ſie mir Gelegenheit giebt, Ihnen öffentlich für Ihre zärtliche Liebe zu danken, und Ihnen, mit der größten Aufrichtigkeit, die ununterbrochne Fortdauer der meinigen zu verſichern. Leipzig, den 10. Nov. 1771.

— l

Personen:

Enoch, ein Apotheker.

Rönchen, seine Tochter.

Fiekchen, seine Nichte.

Dieterich, der Provisor.

Reiger, ein Advokat.

Der alte Vincent, ein Kaufmann.

Der junge Vincent, Doktor Medicinä.

Trist, ein Barbier.

Markus, zwey Weiber, und einige andre Personen aus Enochs Hause.

Ein Fremder.

Die Scene ist ein Saal mit der ofnen Aussicht auf eine Apotheke.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Enoch. Dieterich. Krönchen. Liekchen.

(Die beyden Mädchen ſitzen und arbeiten.)

Enoch.

Fix, fix, Monſieur Dieterich! Rühr Er ſich! — Da habe ich die ganze Hiſtorie ſchon zuſammengeſucht. Wo ſind die Kräuter? —

Dieterich.

(tritt aus der Apotheke herein.) Hier, Herr Enoch.

Enoch.

Geb Er her! Geb Er her! — Sind das nicht Zeiten und Sitten, die wir erlebt haben! O tempora! O mores! Ein ehrwürdiger Dechant, und ſo viel Auſtern zu ſchlucken!

Dieterich.

Wie ſo, Herr Enoch? Soll vielleicht das Remedium? — —

Enoch.

Ey freylich solls für Sr. Hochwürden, die hieher gekommen sind, Pfarren und Schulen zu visitiren. — Je ja doch! Pfarren und Schulen! Er hat lieber die Weinkeller visitirt und frische Austern geschmaußt. — Da liegt er nun, und kann weder leben noch sterben!

Krönchen.

(steht auf, ihr Nähzeug in der Hand.) Der arme Mann! Ist die Portion denn so groß gewesen?

Enoch.

Ach nicht doch! Nur so ein mäßiges Portiönchen. So von hundert und funfzig Stück.

Krönchen.

Nun, die hätten doch in seinem Magen schon Platz haben sollen. Er ist ja dicke genug.

Enoch.

Mehr als genug. — Aber er hat auch eine erschreckliche Diöces voll fetter Kapaunen und Truthüner. Die schmaußt er Dir alle allein.

Dieterich.

(das Maul wischend.) Der Henker! —

Krönchen.

Und hat doch nicht beſſer verdauen gelernt?

Enoch.

Närrinn! Wenns bey den Auſtern geblieben wäre! — Ehe die daran kamen, war Dir ſchon ein Dutzend Schüſſeln die Revüe paſſirt.

Der Schneppen und Forellen viel
Und Leckerbiſſen ohne Ziel,
Faſanen und Paſteten:
Die alle nahm, bey gutem Wein,
Der Summe Reuerendus ein,
Und oben drauf Diäten.

Wie gienge dem lieben Herrn ſo wohl!
Doch nur Geduld! Herr Enoch ſoll
Ihn jämmerlich klyſtieren.
Da lern Er nun durch Ach und Weh,
Sich medice und odice
Im Schmauſen aufzuführen.

Aber der Henker! Nun muß ich fort. Meinen Hut, meinen Hut, ihr Kinder! (Sie laufen alle durch einander und ſuchen, bis endlich Krönchen ein lautes Gelächter aufſchlägt.)

Krönchen.

Je, Papa! Sie haben ihn auf dem Kopfe.

Enoch.

(hinangreifend.) Was Teufel? — Nun, das heißt wohl, wie Till, den Esel suchen und darauf reuten. Lebt wohl, ihr Kinder!

Krönchen.

(geht ihm schmeichelnd nach.) Sie kommen doch bald wieder, Papa?

Enoch.

Bald, Krönchen! Bald! — Erstlich die Operation, und dann ein Gängelchen zu —— Et! Du wirsts schon erfahren.

Krönchen.

O vortreflich, daß Sie bald wieder kommen! Sie glauben gar nicht, wie lang mir die Zeit wird, wenn ich mein liebes Väterchen nicht zu Hause sehe.

Enoch.

Wahrhaftig? Hast Du mich gern?

Krönchen.

So gern, so gern —— ——

Liekchen.

(vor sich, am Spinnrade.) Daß Du schwarz wirst, so lüge!

Enoch.

Enoch.

Aber so mußt Du mir auch den Schurken nicht gerne mehr haben mögen, der mir meinen schönen Proceß verloren hat — den Idioten, den Neiger.

Krönchen.

Meinen gewesnen Bräutigam? — Ach! der fällt mir auch nicht im Traume mehr ein. Sonst freylich — —

Sonst schlich mir, wenn ich träumend lag,
Wie ein Gespenst, der Schöker nach,
Und zupft' an meinem Bette,
Und zupft' mich am Corsette.

Dann nahm er mich, dann drückt' er mich;
Dann kitzelt' er, dann küßt' er mich,
Und trieb's, bis ich erwachte
Und laut vor Freuden lachte.

Aber jetzt, lieber Papa; jetzt hat er Ihren Proceß verloren, und ich meine Träume. Da bin ich nun keiner Mannsperson mehr gut, außer — — (ihn streichelnd.) außer meinem lieben Papachen.

Fiekchen.

(lacht bothaft.) Hihihi!

Enoch.

(böſe.) Ey die Närrinn! Was lacht ſie? Dünkts ihr denn etwa ſo lächerlich, daß meine Tochter mich lieb hat? — Eine Nichte und eine Tochter; das iſt freylich zweyerley: und die hier, meine Korona, die iſt ſo gewiß meine Tochter, als ihr Vater ein Apotheker iſt. — (halb bey Seite.) Ja, das iſt wahr, Enoch! Ein ehrliches Weib war dein Weib.

Dieterich.

Hahahaha!

Enoch.

Schon wieder gelacht? Hats denn nimmer ein Ende? — O zum Henker, Monſieur Dieterich! Die Narrenspoſſe verdreußt mich. Weiß denn Er's etwa beſſer?

Dieterich.

Nu nu, Herr Enoch!

Enoch.

Wenn Er hier nichts Klügers zu thun weiß, als daß Er hertritt und den Faſnachtsnarren macht,

ſo nehm Er lieber die Mörſerkeule und ſtoß Er Rhabarber! Verſteht Er? — (vor ſich.) Sieh, wie ich ſie abgeführt habe! Kein Wörtchen können ſie aufbringen.

Hahahaha!
Die Närrinn hier, der Narre da,
Es regt ſich keines wieder.
So ſchnell, wie der Blitz,
Erhob ſich mein Witz,
Und ſchlug ſie kläglich darnieder;
Die Närrinn hier, den Narren da:
Hahahaha!

(Er geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen ohne Enoch.

Krönchen.

Mit Eurem Gekickere! Ihr werdet mich gewiß noch verrathen.

Liekchen.

Und hätteſt Du's nicht verdient, Krönchen? — Pfuy! So zu heucheln! — Du ſähſt ja den Papa gerne auf hundert Meilweges von Dir.

Dieterich.

Ja, denkt doch! Ueber das unschuldige Kind! — Als ob die Mädchen, die gern einen Mann hätten, nicht alle zu heucheln wüßten; und die stillen Fiekchen noch weit mehr, als die lustigen Krönchen.

Traut stillen Wassern nicht!
Sie haben tiefe Gründe.
Dem züchtigen Gesicht
Von einem frommen Kinde,
Dem traut ein Kluger nicht!

Der erste Stutzer rührt
Ihr schwindelndes Gehirne,
Und reicher Segen ziert
Des frommen Mannes Stirne,
Der sie ins Brautbett führt.

Gelte, Jungfer Fiekchen? Herr Vincent ist ein treflicher Mann?

Fiekchen.

(verwirrt.) Herr Vincent! Herr Vincent! Weiß Er auch, Monsieur Dieterich — —

Dieterich.

O nur nicht böse geworden! Nur die Augen geschont! Weiß ich nicht viel, so weiß ich doch etwas.

etwas. — Zum Exempel, ich weiß, wer gestern in unserm Hinterstübchen herumgieng' und mit sich selbst sprach; wer da bald seufzte, bald lachte, bald in die Hand küßte, bald auf die Erde trat, und endlich die Arme voll Inbrunst um den warmen Ofen herumschlug und ausrief: Ach Vincent! Liebenswürdiger Vincent! — Nein, im Ernst, Jungfer Fiekchen: Sieht der Ofen dem Herrn Vincent in etwas ähnlich?

Krönchen.

Du wirst roth, liebes Fiekchen? —

Dieterich.

Wie ein Scharlach, so roth.

Fiekchen.

Ah! das ist nicht zum ausstehen. Ich will auch — —

Krönchen.

(die sie festhält.) Nur nicht fortlaufen, Kind. Ich brauche Dich hier. — Möcht' ich doch gleich vor Freuden närrisch werden, daß Du eben so verliebt bist, wie ich! Desto besser kann ich Dir trauen. — — Liebes Fiekchen! Lieber Monsieur Dieterich! Wenn Ihr mir noch ein wenig, nur

ein klein wenig gut seyd, so verrathet mich nicht! Ich habe Herrn Reiger auf ein Viertelstündchen hieher bitten lassen; denn die Kolik des Herrn Dechants kam mir so treflich zu statten. Der Himmel vergelte sie ihm!

Dieterich.

So? Pfeift der Wind aus der Ecke? Noch immer in den Herrn Reiger verliebt?

Kröchen.

Ach ja, Monsieur Dieterich! Und jetzt, da der Papa ein so scharfes Auge auf mich hat, noch weit mehr, als vorher.

Soll ein Mädchen lüstern seyn?
Gebt ihm einen Wächter!
Die verbotne Frucht allein
Reizet Evens Töchter.

Honigsüß wird der Genuß,
Wenn die Väter dräuen:
Und im Winkel schmeckt ein Kuß
Besser, als im Freyen.

Dieterich.

Weiß Sie was, Jungfer Kröchen? Ich ziehe den Kopf aus der Schlinge. — Wenn ich hin-

ten

ten im Laboratorium ſtecke und Mandelöl preſſe, ſo kann ich ſchwören, daß ich weder geſehn noch gehört habe.

Krönchen.

Und Du Fiekchen? Nicht wahr, Du giebſt indeſſen am Fenſter ein wenig Achtung, bis der Alte zurückkömmt? Ich ſchicke dann Reigern ſchnell zur Hinterthüre hinaus. — Sprich, Goldſchweſterchen! Willſt Du?

Fiekchen.

Je nun — —

Ein Fremder.

(der ſich in der Apotheke zeigt und mit dem Stocke aufſtößt.) He da! Ein Gläschen für den böſen Nebel.

Dieterich.

Gleich! gleich!

(Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Krönchen. Fiekchen.

Krönchen.

Aber wart, kleiner Zieraffe! Wir haben noch ein Hühnchen mit einander zu pflücken. — Iſt das recht, mir ein Geheimniß aus deiner Liebe zu machen?

Fiekchen.

Ach geh doch! Als wenn ſchon was dran wäre!

Krönchen.

Wie? Es wäre nichts dran? — Und unſer Proviſor, Monſieur Dieterich — —

Fiekchen.

Ey, den kennſt Du ja wohl: er iſt ein Narre, ſo weit er warm iſt.

Krönchen.

Darum eben, Fiekchen! Kinder und Narren reden die Wahrheit. — Doch verwalte nur heute dein Amt recht getreu: und wenns denn einmal ſo weit kömmt, daß Du auch vom Herrn Vincent Viſiten annimmſt, ſo kannſt Du

Staat

Staat darauf machen, daß ich wieder zu Dienſten ſtehe. Denn eine Hand wäſcht die andre. — Aber wie ſieht er denn aus, dein Herr Vincent? Iſt er recht hübſch? —

Fiekchen.

Geh, ſag ich, oder — — Und wenn die ganze Welt voller Vincente wäre; ich wollte um keinen einzigen ſeufzen.

Krönchen.

Eine heldenmüthige Seele!

Fiekchen.

Ach! —

Krönchen.

Sieh! Sieh! da war gleich wieder ein Seufzer.

Fiekchen.

Nicht um Vincent; das verſichre ich Dich. — Ach! Wir Mädchen haben ja wohl ſonſt unſre Sorgen. —

Falſcher Liebe Tändeleyen
Sollt ich meine Jugend weyhen?
Ey, das wär mir was!

Wenn ich oft zu trauren scheine,
Oft ein stilles Thränchen weine,
O, so ists nicht das.

Buhlrisch solle ich um mich blicken,
Einen Thoren zu bestricken?
Ja, das hat Gefahr!
Und wenn ich ihn nicht besiegte,
Härmte sich die Mißvergnügte?
Je, warum nicht gar!

Krönchen.

Gut, Fiekchen! Gut! Wenn mein Liebster nur nicht zu lange bleibt! — Ach! ein Lavement ist so leicht applicirt, und ein Liebesgespräch so schwer zu Ende gebracht!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Reiger.

Reiger.

(steckt den Kopf durch die Thüre.)

Krönchen! Krönchen!

Krönchen.

Juchhe! Wer ruft?

Reiger.

Reiger.

Da bin ich schon, liebes Krönchen. Lieber zwanzig Termine beym Richter, als einen einzigen — — O Ihr Diener, charmantes Fiekchen! — als einen einzigen bey der Braut versäumt.

Fiekchen.

Ihre Dienerinn, Herr Reiger —

Krönchen.

Und wenn Dir auch ein Küßchen von mir nicht lieber, als alle Gebühren wäre! — Ah, Du glaubst nicht, wie froh ich bin, daß ich nur dein Gesicht wieder sehe.

Terzett.

Krönchen. Reiger. Fiekchen (bey Seite.)

Krönchen. Fliehst Du, o so flieht die Freude,
Kömmst Du, o so kömmt die Lust.

Reiger. Fröhlich drück ich, Trotz dem Neide,
Dich an meine treue Brust.

Fiekchen. Ah! wie glücklich sind sie beyde!
Mir nur ist kein Glück bewußt.

Krönchen. Dich, mein Täubchen!
Reiger. Dich, mein Lämmchen! } zu umfangen,
Fiekchen. Dich, o Vincent!

Alle. Iſt mein Wunſch nur, mein Verlangen,
Iſt Zufriedenheit und Luſt.

Reiger. Laß nunmehr in heißen Küſſen
Krönchen. Laß nach ſo viel Hinderniſſen
Beyde. Uns der Liebe Glück genießen!

Krönchen. Reiger. Fiekchen. Liebe, { die im Stillen brennt, die das Schickſal trennt, die kein dritter kennt,

Alle. Sie genieſt, nach kurzen Schmerzen,
Süßre Wohlluſt bey den Scherzen,
Die ihr Glück ihr endlich gönnt.

Krönchen.

O der verdammte Proceß! Wenn der nicht ge-
than hätte, ſo wären wir jetzt — —

Reiger.

Ja, ſo wären wir privilegirt, vom Morgen bis in den Abend zu ſchökern.

Krönchen.

Hehehe! — Ach!

Reiger.

Reiger.

Laß es gut seyn, mein Kind! Ich schwöre Dir, daß ich meinen Kopf nicht eher sanft legen will, — und wahrhaftig! er muß an deinem Busen liegen, wenn er sanft liegen soll — nicht eher, sage ich, als bis ich den andern Apotheker zum Thore hinausgejagt, bis ich deinem Vater bey seinem Privilegium geschützt, bis ich eine beßre Sentenz erhalten habe.

Krönchen.

Und so hat der Papa doch gerechte Sache?

Reiger.

O! was das betrift — die gerechteste von der Welt.

Krönchen.

Wie? Und Du hast sie verloren? —

Reiger.

Verloren, Krönchen — über eine hundsfötsche wächserne Nase, die der Gegenpart dem Privilegium andrehte; und die hätt' uns den Tod nicht gethan, aber — —

Krönchen.

Aber?

Reiger.

Je das verzweifelte Orhöft Rheinwein, das uns dazwischen kam — —

Krönchen.

Wie denn so? Welches Orhöft?

Reiger.

Eben das, worinn sich der Richter von Sinn und Verstande soff, daß er selbst nicht mehr wußte, quid juris? — Ja, so gehts mit den Rechten.

Des Richters Frau ein Ohrgehenk,
Von Band und Spitzen ein Geschenk,
Auch Hermelin mit Schwänzen —
Giebt günstige Sentenzen!

Ihm selbst ein Faß vom Rheine her,
Vom edlen Acht und Vierziger,
In Gold und in natura —
Gilt mehr, als alle Jura!

Ein fett Gericht auf seinen Tisch,
Ein Häschen, einen leckern Fisch,
Und einen Rinderbraten —
Schlägt alle Advokaten!

Krönchen.

Du armer Reiger! — Und der Papa schwört Stein und Bein, daß Du der jämmerlichste Idiote wärst, der keinen Hund aus dem Ofen zu locken wüßte. — Also bist Du wohl keiner?

Reiger.

(hitzig.) Ich? Ich ein Idiote!

Krönchen.

(streichelt ihn.) Nun mein Männchen! Nur nicht gleich so gebäumt! Was hats denn auf sich? —

Reiger.

O der Teufel! Du fragst noch? — So viel Injurien verschlucken zu müssen!

Krönchen.

Das thut wehe; nicht wahr?

Reiger.

Sie um eines Mädchens willen verschlucken zu müssen!

Krönchen.

Ja, so seyd ihr, ihr Männer! Immer die Narren von ein Paar schelmischen Mädchenaugen — blau oder schwarz! — Laß doch einmal hören: wie viel waren denn der Injurien?

(Reiger thut böſe.) — Ich will Dir für jede ein Mäulchen geben.

Reiger.

(wieder zut.) Ja dann, Krönchen! Fang an! Ein Idiote, das war die eine. (Er will ſie küſſen.)

Krönchen.

Aber halt! halt! (ihn zurückſtoßend.) Wenn ichs mir doch recht überlege — Nein, einen Idioten mag ich nicht küſſen.

Reiger.

(geht ihr nach.) Warum nicht, Närrchen? So manche Frau hier küßt Dir nichts anders. — Da!

Krönchen.

Gieb Achtung, Fiekchen! Ich bitte. — Der Injurien waren ſehr viel.

Fiekchen.

(am Fenſter.) Ach Vincent!

Reiger.

Ein Zungendreſcher — — (indem er ſie auf einmal fahren läßt.) Aber zum Henker! Ich werde noch vollends zum Narren.

Krönchen.

(zischt ihn aus.) Hab' ichs nicht lange gesagt? — Immer die Narren von ein Paar schelmischen Mädchenaugen, blau oder schwarz!

Reiger.

Wohl wahr, Krönchen! Wohl wahr! — Aber, um kurz von der Sache zu kommen: Ich habe endlich deinen Vater durch andrer Zureden vermocht, daß er mir erlaubt hat, zu appelliren, und —

Krönchen.

Und es geht gut damit?

Reiger.

So gut, daß ich alle Augenblicke die beste Sentenz von der Welt erwarte. — Sing mir nur noch auf meinem Schooße das Liedchen, wobey ich zuerst in Dich verliebt ward — Du weißt wohl — und dann wird es Zeit seyn, daß ich mich trolle.

Krönchen.

Ich Dir singen? — O das Liedchen ist allzulang.

Reiger.

(setzt sich, und zieht sie nach sich.) Allzukurz, willst Du sagen. Stimm an! —

Fiekchen.

(nach der sich Krönchen beständig umsieht.) Sing nur, sing nur, du Turteltäubchen! Ich will Dich anführen, Du sollst dein Lebetage an mich gedenken.

Krönchen.

Dem Schönsten der Triebe
Ergab ich mein Herz;
Den Freuden der Liebe,
Dem Kuße, dem Scherz;
Mir macht sie die Jugend
Zur süßesten Pflicht,
Und Unschuld und Tugend
Verwehren sie nicht.

Fiekchen.

(am Fenster.) Huy, da steht ja der Alte. Er plaudert noch, aber er wird schon näher kommen. Nur stille!

Reiger.

Bravo, Krönchen! — „Wer ihrem —

Krönchen.

Wer ihrem Entzücken
Die Seele verſchließt,
Iſt fähig zu Tücken
Zu räubriſcher Liſt.
Uns gab ihre Spiele
Die Mutter Natur
Zu zärterm Gefühle
Der Menſchlichkeit nur.

Reiger.

Haſt Du nicht eine Stimme, Krönchen, wie ein Kanarienvogel! — „Oft will ich — —

Krönchen.

Oft will ich in Tänzen
Den Jüngling erfreun;
In duftenden Kränzen
Ihm reizender ſeyn.
Er ſchleicht meinen Spuren
Voll Zärtlichkeit nach,
In Büſchen, auf Fluren,
Am rauſchenden Bach.

Fiekchen.

(ſchreyt gleich zu Anfang der letzten Strophe.) Der Alte! Der Alte! Er iſt ſchon über der Schwelle.

Er ist schon im Hause. (und in dem Augenblicke läuft sie davon.)

Fünfter Auftritt.

Krönchen. Reiger.

Reiger.

Verdammter Streich!

Krönchen.

O geschwinde! Ums Himmels willen! Wo er uns hier beysammen trift — —

Reiger.

Ja, so ist der Teufel los; das seh ich vorher. — Aber wohinaus? wo zu?

Krönchen,

(fast ihn beym Arme.) Da ist nicht lange zu rathen. Spring zum Fenster hinaus!

Reiger.

Hinausspringen? Den Hals brechen?

Krönchen.

(in der Verlegenheit.) Nur zu! Nur zu!

Reiger.

Es läßt sich springen, wenn man auf ebnen Boden nicht fort kann. Der Fuß — der verdamm-

dammte Fuß — (indem er mit einer ängſtlichen Miene hinuntergreift.) Ach Krönchen! Er iſt mir eingeſchlafen.

Krönchen.

Eingeſchlafen? —

Reiger.

Und wenn ich noch einen Schritt aus der Stelle thue, ſo iſt er gebrochen, und dein künftiger Ehemann wird ein Krüpel. — — Horch! Horch! Was für ein Lärmen draußen? Wer iſts? —

Krönchen.

Je wer ſonſt, als mein Vater? — Faſſe nur deine Seele in Geduld, lieber Reiger! Ich muß mir anders zu helfen ſuchen.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Enoch.

Enoch.

(tritt ſingend herein, indem er beſtändig mit aufgehobnem Stock in die Couliſſe droht.)

Komm du mir wieder,
Verdammtes Thier:
Und alle Glieder
Zerſchlag ich dir;
Ha, ſolch Geleite
Trug manches ſchon
Auf ſüßer Freyte
Zum Lohn davon. V. A.

Krönchen.

(die ihm ſchon entgegen gelaufen iſt und ihn beym Ermel gezupft hat, ohne daß er hat hören wollen.) Was giebts denn, Papa? Warum denn ſo außer Athem?

Enoch.

(hinausdrohend.) Du Beſtie! — Warte!

Krönchen.

Was haben Sie denn? Welche Beſtie? —

Enoch.

Enoch.

Ey da, der ſchäbichte Hund von dem eingemachten, dem dreydoppelten Schurken, dem Advokaten.

Reiger.

(bey Seite.) Er ſpricht von mir. Das bin ich.

Enoch.

Da kömmt er mir immer und wedelt im Hauſe umher, und thut mir ſo bekannt, ſo vertraut! — Aber ſieh, wenn du mir wiederkömmſt! (indem er den Stock in die Höhe hebt.) Sieh! — Soll mein Jolichen von dem Hunde eines Advokaten Mutter werden? Weg mit der Brut! —

Krönchen.

Ach das unſchuldige Thier! Sparen Sie ihren Zorn auf den Herrn ſelber, Papa; denn der — —

Enoch.

Und unſre Jolie, Krönchen! Unſre Jolie! — Sie thuts mir ordentlich zum Poſſen, daß ſie der Beſtie gut iſt. Sie wedelt und ſchwenzelirt mit, daß es eine Art hat, und da gehts an ein Getreibe, an ein Gejachtere — Der Teufel

ſelbſt

selbst könnte nicht ärger lärmen. — Aber todschlagen will ich das Ottergezüchte; todschlagen will ichs, so wahr ich Hans Enoch heiße!

Reiger.

(bey Seite.) O verdammt! Was sind das für Aspekten? (Er will fortschleichen, aber Krönchen kömmt ihm zuvor.)

Krönchen.

Das ist alles noch nichts, lieber Papa. Sehn Sie sich nur um! Sehn Sie nur hier!

Enoch.

(den Steck gerade vor sich niederstoßend.) Potz Element! Das ist er ja selber.

Krönchen.

Entweder Er, oder sein Geist.

Enoch,

Sein Geist? — Ha, ein korpulenter Geist, meiner Treu! Und ein Geist, der die Mädchen besucht! — — (zu seiner Tochter.) Ah Du wüste Fliege? Ich schwitze vor Angst. Du magst es nur zu wohl erfahren haben, daß er Fleisch und Bein hat.

Reiger.

Reiger.

(in Verlegenheit.) Um Vergebung, Herr Enoch! Ich bin — Ich habe — Ich will —

Enoch.

(kömmt ihm nach.) Ich bin, habe, will! Was für Geschwätze iſt das? — Weiß Er, Herr, wer Er iſt? Ein elender Aktenreuter! Was Er hat? Meinen Proceß hat Er verloren! Und was Er will? Meine Tochter will Er verführen!

Reiger.

(böſe.) Ey zum Henker, Herr Enoch! — (Krönchen wirft ihm hinter des Vaters Rücken ein Küßchen zu, und Reiger fängt in einem gelindern Tone an.) Ich will — Ich will Ihnen nur ſagen, daß es mit der Appellation ganz vortreflich geht, und daß ich — —

Enoch,

(mit der Hand hin und herfahrend.) Blauer Dunſt! Blauer Dunſt! Ein Advokatenſtreich, oder ich will mich hängen laſſen! — Vortreflich giengs?

Reiger.

So vortreflich, Herr Enoch —

Enoch.

Enoch.

Daß wir noch hundert Thaler werden ausbeuteln müssen: nicht wahr? — „Wie der Teufel?“ — sagte noch neulich ein Mann zu mir, der doch auch sein Corpus Juris versteht — „an „den Reiger haben Sie sich gewandt? An den „Rabulisten, der nicht fünfe zu zählen, geschweige denn einen Proceß zu gewinnen weiß?“ —

Reiger.

(zornig.) Das hat ein Schurke gesagt. Den will ich Injuriarum belangen. — (Krönchen wirft ihm wieder ein Küßchen zu.) Verzeihn Sie, Herr Enoch! Ich meine damit nicht Sie, ich meine den andern.

Enoch

Aber ich rieche schon die Pastete. Ich weiß schon — O mein Herr, für so dumm Er mich immer ansehn mag, so hab ich doch eine sehr feine Nase. Er ist hieher gekommen, nicht um des Processes, sondern um meiner Korona willen. Er will hier mit ihr scharmiren, und —

Krönchen.

Je freylich! Und er hats auch gethan.

Enoch.

Enoch.

Wie? Was? Er hats auch gethan?

Krönchen.

Aber ich, lieber Papa — O ich hab' ihm den Text geleſen! Ich hab' ihm den Kopf gewaſchen!

Enoch.

Du? Du? —

Krönchen.

(gegen Enoch, und beyde Hände in die Seite geſtemmt.) „Was hat Er hier zu ſuchen, Herr Ad„vokat? Was will Er bey uns? Wer hat Ihn „hieher kommen heißen? Ums Geld hat Er mei„nen Papa ſchon geſchnellt; will Er ihn nun auch „um ſeine Tochter betrügen? He?„ — Und da lief mir auf einmal die Galle über. „Fort, Herr „Advokat! Fort! Weiß Ers, daß da die Thüre „iſt? Weiß Ers? —

Enoch.

Bravo! Bravo!

Reiger:

(bey Seite.) O der Teufel! Das wird ein Weib werden.

Enoch.

Enoch.

Vortreflich gemacht! Und Er? —

Krönchen.

Denken Sie nur an, lieber Papa! Er wollte mich auf seinen Schooß nehmen; Er wollte mich küssen.

Enoch.

Entsetzlich!

Krönchen.

Aber da kam er mir recht. Guten Morgen! — Ich schlug ihm ein Schnippchen über das andere vor die Nase, und sagt ihm ins Angesicht, einen Idioten möcht' ich nicht küssen.

Enoch.

Versteht Er, Herr Reiger? — O das nehm' Er sich ja ad notam. Das ist ihm Balsam auf seine Scheitel. — Und nun, ohne weitere Eingangsrede — (indem er mit seinem Stocke spielt.) Der Proceß ist zum Teufel, und mit der Appellation sind es Narrenspossen. Pack' Er sich fort!

Reiger.

Mein Herr — —

Enoch

Enoch.

Ein Idiote ist Er! Ein Ignorante ist Er!

Reiger.

Mein Herr E — —

Enoch.

Ein Zungendrescher, ein Rabuliste ist Er!

Reiger.

(immer zorniger.) Mein Herr Enoch!

Enoch.

Ein Schikanenschmidt, ein Aktenreuter, ein Causenmacher, ein Rechtsverdreher!

Reiger.

Ha, das ist zu arg. Ich zerberste vor Bosheit.

Krönchen.

(die ihm schon immer gewinkt hat, daß er fortgehen soll.) Nun, so geh Er! Ich kann Ihn nicht wieder zusammensetzen. — Er hätt' es ja lange schon thun können, Herr Advokat.

Terzett.

Enoch. Reiger. Krönchen.

Krönchen. Tauſendmal hieß ich ihn gehn.

Enoch. Alle Welt! Und blieb Er ſtehn?

Reiger. Ja, zum Henker! Wie Sie ſehn.

Enoch. Fort! Reiger. Ich hab ein gut Gewiſſen.

Krönchen. Hört doch an! Ein Advokat!

Enoch. Fort! Reiger. Das ſoll der Richter wiſſen.

Krönchen. Je, der ganze Magiſtrat.

Reiger. Mich für dieſen Schimpf zu rächen,

Enoch. Euren Uebermuth zu brechen,

Krönchen. (bey Seite.) Beyde wieder gut zu ſprechen,

Alle. Dazu wird ſchon Rath.

(Reiger und Enoch drohen einander noch bis an die Scene, wo der erſtere abgeht.)

Siebenter Auftritt.

Enoch. Krönchen.

Enoch

(langsam zurückkommend.)

So viel schwere Proceßkosten, und doch verloren! Ha, das ist ein Schurke, in Oel getränkt, den Wasser nicht rein wäscht. — Ganzer hundert Reichsthaler! — Da kann ich nun hintreten, und Cremor Tartari feil haben, ehe die wieder herauskommen. Und besonders jetzt, bey diesen hochbeinichten Zeiten, wo alle Schurken gesund sind! — — Aber, o Du Goldtochter! Hätt' ich mir das vermuthet? Hätt' ich mirs vorstellen können? — Ich dachte wahrhaftig, da ich Euch hier bey einander sah; ja, verzeih mir meine Sünde! Ich dachte, ihr hättet sonst etwas vorgehabt.

Krönchen.

Sonst etwas?

Enoch.

Was ich Dir nicht erklären darf; was Du schon weißt.

Krönchen.

Ey, da hätt' er mir ankommen sollen. So lange ich noch Zunge und Stimme, und Hände und Füße gehabt hätte — O wir sind kein so schwaches Werkzeug, wir Frauenzimmer, als man wohl denkt.

Klug in jedem ihrer Werke,
Gab uns die Natur
Nicht der Schönheit sanfte Stärke,
Nicht die Thräne nur.
Nein, uns Arme zu berathen,
Ließ sie oben drein
Unerschöpflich unsern Athen,
Rasch die Zunge seyn.

Heller schuf sie uns die Stimme,
Als die Wachtel schlägt,
Daß sie, laut in ihrem Grimme,
Haus und Hof bewegt.
Und um alles zu vollenden,
That sie, uns zur Ruh,
Nägel noch an beyden Händen
Mütterlich hinzu.

Enoch.

Schade, Krönchen! Ewig Schade, daß Du sie nicht gebraucht hast! Denn jetzt — jetzt kömmt er Dir nimmermehr wieder.

Krönchen.

Aber was meinen Sie? Wenn ich ihn einmal herbitten liesse? —

Enoch.

Nein, nein! Es mag dabey sein Bewenden haben. Er ist ausgefenstert genug. — Horch nun zu, Mädchen! Beyde Ohren gespitzt! Womit, dächtest Du wohl, daß ich deinen kindlichen, exemplarischen Gehorsam belohnen möchte? Rathe einmal!

Krönchen.

Womit? Ich soll rathen? — O es ist ganz natürlich. Mit einem neuen Kleide, Papa!

Enoch.

Höher auf! Höher auf!

Krönchen.

Mit — mit einem Anzuge Spitzen? — Ach Sie allerliebster Papa!

Enoch.

Höher auf! Höher auf!

Krönchen.

Mit — mit — Ich weiß doch wahrlich nicht, was ich noch Höhers rathen könnte.

Enoch.

Ey Du Närrchen! In der Welt ist nichts leichter. Mit einem Manne! Mit einem Manne! — Sieh, wie ihr da auf einmal die Augen glühen! wie sie ihr funkeln!

Krönchen.

Mit einem Manne? — Hum!

Enoch.

Aber freylich! Was will man viel sagen? Es ist die liebe Natur. — Einen Mann also, einen Mann will ich Dir geben; und nicht etwa eine solche Schlafmütze, wie Deinen Reiger; ein recht drollichtes, ein recht lustiges Kerlchen — pudelnärrisch, mit einem Worte! — Der Vater ist ein wohlhabender Kaufmann in hiesiger Gegend, und der Sohn, wenn er mein Schwiegersohn wird, kann meine Apotheke in Nahrung setzen. Eben darum sollst Du ihn nehmen.

Krön-

Krönchen.

Wie? So wär er ein Mediciner? —

Enoch.

Getroffen, mein Kind! Und ein Doktor noch oben drein, der jedes alberne Ding zu einer Frau Doktorinn machen kann, sobald es ihm einfällt. — Ha, wenn Du erst Frau Doktorinn seyn wirst! Frau Doktorinn Vincent! Wird das nicht klingen?

Krönchen.

(wirft die Nase in die Höhe.) Albern genug wirds klingen.

Enoch.

Ich dächte! —

Krönchen.

Alles in der Welt, lieber Papa! Aber einen Mediciner, den nehme ich nimmermehr; nimmermehr! — Mir wird schon ganz angst, wenn ich mir vorstelle — — Himmel! einen Mediciner! einen Mediciner!

Enoch.

Der wohl mehr vor den Daumen zu schieben hat, als so ein jämmerlicher Schlucker von einem Juristen.

Was hat ein armer Advokat?
Was gilt Libell, Certifikat,
Vergleich und letzter Wille?
Dein Schüler nur, Galenus, hat
Die Hülle und die Fülle.

Krönchen.

Ey ja, ich wüßte nicht, wo ers hernehmen sollte?

Enoch.

Wie? Wo ers hernehmen sollte?

Wenn er die Onkel für ihr Geld,
Die alten Tanten rasch erhält,
Was wird er nicht erwerben!
Und schickt er sie in jene Welt:
Wie zahlen da die Erben!

Krönchen.

Aber einen Mann zu heurathen, woraus sich keiner was macht? — Nimmermehr! Nimmermehr!

Enoch.

Keiner was macht? — Ein Mediciner, Närrinn, ist die größte Creatur auf dem Erdboden.

Der König, der sein Zepter führt,
Der Kayser, der die Welt regiert,
Läßt sich von ihm regieren.
Er darf gebieten: Schwitzt! Purgirt!
Sie schwitzen! Sie purgiren!

Aber ich glaube wahrhaftig, ich mache mit dem Mutz noch viel Federlesens. — Fort! Weg! Ein Ende gemacht! Angezogen! Koffee herausgegeben! — Noch heute kömmt Herr Vincent mit seinem Vater hieher, um das Jawort zu holen. Und in acht Tagen wirds richtig.

Krönchen.

Papa! Herzenspapa!

Enoch.

Nichts Papa! Ich bin kein Papa.

Krönchen.

So soll ich — einen Mediciner ... (Sie fängt an zu schwanken.) O Himmel! mir wird ganz schwarz vor den Augen.

Enoch.

Wie? Wie? —

Krönchen.

Einen Pillendokter soll ich — Reißen Sie mir die Schnürbrust auf! Mir wird übel.

Enoch.

Hyf — Hyf — Hyſterische Zufälle?

Krönchen.

Einen Quackſalber binnen acht Tagen? — (indem ſie in einen Stuhl ſällt.) Ich werde ohnmächtig. Ich bin des Todes. O!

Enoch.

Des Todes? Des blaſſen Todes? — Ach, ich armer, ich unglücklicher Mann! Ich verliere mein Kind. — (Er läuft an die Scene.) Monſieur Dieterich! Monſieur Dieterich!

Dieterich.

(draußen.) He!

Enoch.

Eine Flaſche mit Ungariſchem Waſſer. — (wieder zu ſeiner Tochter.) Krönchen! Mein liebes Krönchen! — Weder Stimme noch Antwort? — (Er läuft an die Scene.) Markus! Junge!

Markus.

(draußen.) Ja, Herr!

Enoch.

Ein Büchschen mit Balſam gebracht! — (wieder zu ſeiner Tochter.) Wach' auf, Krönchen! Pſt!

Pſt! Kein Leben und keine Bewegung mehr? — (Er läuft an die Scene.) Fiekchen! Nichte Fiekchen!

Fiekchen.

(draußen.) Herr Onkel!

Enoch.

Brenn Sie eine Feder an, Fiekchen! Geſchwind! — (wieder zu ſeiner Tochter.) O ſie iſt weg. Sie iſt hin. Ich ſtehe Todesangſt aus. Daß der Henker den Doktor Vincent holte! — (Er läuft an die Scene.) Miethsleute! Nachbarn! Knechte! Mägde! Joli! Kommt alle herzu!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Dieterich. Markus. Fiekchen. Eine Menge andrer Perſonen

(ſtürzen alle zu gleicher Zeit und von verſchiednen Seiten herein. Dieterich wird übern Haufen gerannt, und hält die Flaſche hoch in die Höhe, damit ſie nicht voll zerbrochen werden.)

Enoch.

Helft! Helft, ihr Kinder!

Fiekchen.

Fiekchen.

In Ohnmacht? Da wird die Feder helfen.

Dieterich.

(noch liegend.) Was Feder? Der Spiritus —

Eine Frau.

Nicht doch! Die Schläfe muß man ihr reiben.

Markus.

Das Balsambüchschen! Das Balsambüchschen!

Eine andre Frau.

Sie hat die Daumen eingeschlagen. Die Daumen muß man ihr ausbrechen. (Alle schreyen zu gleicher Zeit und stoßen eins das andre zurück, bis zuletzt Fiekchen vordringt.)

Fiekchen.

Nur die Feder! Den Geruch kann sie nicht ausstehen.

Krönchen.

(springt auf.) Einen Mediciner zu heurathen? — Nimmermehr! Nimmermehr! (Sie läuft fort.)

Alle.

(zugleich.) Ah! —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Krönchen.

Enoch.

(nachdem sie sich eine ziemliche Weile einander angesehen.)

Ich denke, sie befand sich ganz wohl.

Dieterich.

Ey, es that ihr kein Finger wehe. Wo kam's denn recht her?

Die erste Frau.

Was war's denn, lieber Herr Enoch?

Die andre Frau.

Je, wie fiel sie denn in Ohnmacht?

Liekchen.

Wie gieng es denn zu, Herr Onkel?

Markus.

Worüber entstund denn der Lärm?

Enoch.

Ich weiß nicht. Sie schlug mir auf einmal hin, und war weg. — Ich hatte mich eben ein wenig mit ihr gezankt.

Alle.

Hahahaha!

Dieterich.

Und deswegen schrieen Sie um Hülfe? — Ey ey, Herr Enoch! So ein alter Praktikus, und sich so hinters Licht führen zu lassen!

Chor.

Dieterich. Wenn in erhitzten Liebeskriegen,
Des Jünglings Wünsche zu vergnügen,
Die Ohnmacht ein Mädchen beschleicht:

Alle. Soll er das ganze Haus erschrecken,
Um Hülfe schreyen, sie zu wecken?
Ach! Sie erholt sich so leicht.

Liekchen. Wenn von des Vaters Zänkereyen,
Von seinem Zorn sie zu befreyen,
Die Ohnmacht ein Mädchen beschleicht:

Alle. Soll er das ganze Haus erschrecken,
Um Hülfe schreyen, sie zu wecken?
Ach! Sie erholt sich so leicht.

Eine Frau. Wenn eines Mannes Geiz zu zwingen,
Ihm Schmuck und Kleider abzudringen,
Die Ohnmacht ein Weibchen beschleicht:

Alle. Soll er das ganze Haus erschrecken,
Um Hülfe schreyen, sie zu wecken?
Ach! Sie erholt sich so leicht.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Krönchen. Fiekchen (hält einen Korb mit Theetaſſen und einer Decke.)

Krönchen.

Ja ſieh, Fiekchen! So ſtehts. — Die Medicin will ſich mit der Apotheke verheurathen; der Doktor Vincent mit Jungfer Krönchen. — — Aber was iſt Dir? Was ſchluckſt Du ſo ſehr?

Fiekchen.

Ich? —

Krönchen.

Als wenn ich eine Pfirſche äße, und der Mund Dir voll Waſſer liefe.

Fiekchen.

Die Mårrinn! —

Krönchen.

Nein, nein; Ich habe ja meine Augen offen. Ich ſehe ja, wie die kleine Gurgel Dir auf und niedertanzt, gleich dem Täuchermännchen im Glaſe. —

— Und

— Und was wollte ich also noch sagen? Ja, daß er bald hier seyn wird, die Sache richtig zu machen, und daß ich nachher — — Aber gewiß, Dir ist nicht recht, armes Ding. Hast Du denn Kopfweh?

Fiekchen.

(die Hand vor die Stirne legend.) Ach ja! Erschreckliches Kopfweh!

Krönchen.

Dachte ichs doch! Du siehst auch gar nicht gesund aus. Du siehst aus, wie der Nachbar, dem der Papa das Flußfieber zum Quartanfieber curirt hat. — — Aber darzit ich nur auserzähle, mein Schatz: In acht Tagen soll Hochzeit werden, und dein armes Krönchen in eine Doktorinn promoviren. Was sagst Du dazu? — Himmel! Die Schmerzen mögen recht arg werden. Du beißest ja so in die Unterlippe? —

Fiekchen.

(höniſch.) Ich in die Unterlippe! Was will sie sagen, die Närrinn?

Krönchen.

Nichts! Nichts! Ich habe nur Mitleiden mit deinem Kopfweh. — Also, in acht Tagen, mein

liebes

liebes Fickchen: und da ich den ehrlichen, guten Reiger nun einmal nicht haben kann; da ich denke, daß ein Mann doch eine ganz nützliche Möbel ist — — Ich erschrecke, Kind. Du hast ja beyde Augen voll Wasser? —

Fickchen.

(böse.) Oder Du den Kopf voll Erscheinungen!

Krönchen.

He? —

Fickchen.

Die Närrinn mag Wunder denken, was mir an ihrem Vincent gelegen ist? Sie kann ihn ja nehmen, wenn der Mann ihr so noth thut! Sie kann ihn ja nehmen!

Krönchen.

So? Kann ich ihn nehmen?

Fickchen.

Lieber heute, als morgen!

Krönchen.

Wahrhaftig? —

Duett.

Krönchen. Fiekchen.

Krönchen. Fiekchen, ſieh! Ich nehme ihn.

Fiekchen. Krönchen, ja doch! Immerhin!

Krönchen. Schönheit, Jugend, Rang, Vermögen —
Allzugroß iſt der Gewinn!

Fiekchen. Mich zur Scheelſucht zu bewegen,
Allzuklein, Frau Doktorinn!

Krönchen. Gleichwohl, wenn ich Dich betrübe,
O, ſo bleib ich, wie ich bin.

Fiekchen. Denkt die Thörinn, daß ich liebe?
Vincent kam mir nie im Sinn.

Krönchen. Gut! So will ich mich bequemen —

Fiekchen. Sohn und Vater magſt Du nehmen.

Krönchen. Fiekchen, ſieh! Ich nehme ihn.

Fiekchen. Krönchen, Ja doch! Immerhin!

Krönchen.

Und nun Rache genug, Jungfer Falſchheit! Ein bischen Qual war ich Dir immer für deine Streiche ſchuldig. Jetzt bin ich wieder verſöhnt. — Schlag ein, liebes Fiekchen! Schlag ein!

Nicht

Nicht zwanzig Pferde sollen mich in die Kirche schleppen, wenn Vincent der Mann ist. Da hast Du mein Wort, Mädchen: schlag ein! — (Sie reicht ihr die Hand; aber Fiekchen dreht sich um, und ist stöckisch.) Du willst nicht? —

Fiekchen.

Geh Sie!

Krönchen.

Ich verstehe Dich schon. Du magst nicht das Ansehn haben, als wenn Du wärst, was Du doch bist. — Aber dem unerachtet, Fiekchen — Ich halte Dir Wort. Du sollst sehen.

(Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Fiekchen (allein.)

O Himmel! Kann ich noch Luft holen? Ich hätte mir eher meinen Tod vermuthet, als das. — Doktor Vincent! — Statt einer honetten Chirurgustochter, ein solch Apothekermädchen? Ich erstücke vor Aergerniß. — — Er, der nur noch auf der letzten Hochzeit — — mir bald die

Hände zerküßte! mich mit ſeinen Cotillons bald zu Tode tanzte! vor lauter Liebe immer umfallen wollte! — — (weinend und ſchluchzend.) Schon gut! Ich lache nur darüber. Ich mache mir nichts aus dem Narren — (indem ſie ein Schnippchen ſchlägt.) nicht ſo viel! Ich habe wohl beßre Parthieen. — — Und wenn er künftig vor lauter Zärtlichkeit in die Erde ſänke — nicht einen Knicks mehr! nicht ein freundliches Geſicht mehr! Ich will gar nicht thun, als wenn ich ihn je gekannt hätte. Nein! — (Sie haucht in das Tuch, und hält es vor, um ſich die Augen zu trocknen.)

Mein Stolz ſoll meine Liebe rächen;
Hoch will ich auf ihn niederſehn,
Ihm bittern Spott ins Antlitz ſprechen
Und heimlichlächelnd ihn verſchmähn.

Vom zärtlichſten Gefühl durchdrungen,
Hätt' ich ihn an mein Herz gedrückt,
Voll Inbrunſt ihn mein Arm umſchlungen,
Und Tag und Nacht mein Kuß entzückt.

V. A.

Dritter Auftritt.

Fiekchen. Enoch.

Enoch.

Nun, wie ſtehts? wie hälts? Noch den Koffeetiſch nicht gedeckt? —

Fiekchen.

(mit Bitterkeit auffahrend.) Soll ich denn fliegen? Soll ich mich denn zerreißen? —

Enoch.

Hoho! Etwas gelinder, ſagt der Kalender. — Das trödelt und trödelt, das Mädchenzeug, und ehe das fertig wird — — Aber was iſts? woher kömmts? Wir haben immer das Köpfchen voll Liebesgrillen. — Sie gewiß auch, Jungfer Nichte! Woher ſonſt die feuerrothen Kaninchenaugen?

Fiekchen.

Kaninchenaugen? —

Enoch.

(mit einem bedaurenden Tone.) Vom vielen Weinen vermuthlich.

Fiekchen.

Ja, wenn man sich bey der Lampe nicht die Augen zu Schanden nähte!

Enoch.

Sie arme Seele! — Nahe gehts mir doch wirklich, daß sie so lange das Nachsehen hat; aber sie muß sich nun schon trösten, und denken, daß der Wege mehr in den Wald gehn. Hahahaha! — Monsieur Dieterich hat mir nur eben so etwas gesteckt.

Fiekchen.

Der Lügner? Der Erzlügner? —

Enoch.

Und wie ich wohl höre, so hat er die Wahrheit gesagt.

Fiekchen.

Er hat es erstunken und erlogen, der Narre!

Enoch.

(schmunzelnd.) Ja ja! Die reine, lautere Wahrheit! — Doch seh Sie an, Jungfer Nichte! Was kanns Ihr helfen, daß Sie sich ärgert? Huscht Ihr gleich hie und da einer durch Ihr Gewebe hindurch, so laß Sie es gut seyn! Es ist

ja

ja darum noch nicht zerrissen. Laure Sie nur hübsch fleißig von neuem auf, so wird sich am Ende doch etwas fangen. — Ist es nicht gleich eine so fette Fliege, wie Doktor Vincent; je nun, so ist es eine hübsche, fleischigte Mücke, und im Falle der Noth — — O weg mit dem Tuche! Ich gebe mir alle Mühe von der Welt, Sie zu trösten; und Sie weint mir schon wieder? Das ist auch gar nicht erkenntlich. — — Wie nun, Jungfer? Nur sachte! Sie wird die Tassen zerschmeissen.

Fiekchen.

Schade dafür! Ich wollte, daß sie alle zu Trümmern giengen.

Enoch.

So nahe geht ihr Herr Vincent?

Fiekchen.

(mit dem Kopfe nickend.) Aber ich weiß schon — ich weiß —

Enoch.

Laß Sie mich doch auch wissen! Was weiß Sie?

Fiekchen.

Daß ich mir nicht länger will auf der Nase spielen, mich nicht länger herumhudeln lassen.

Enoch.

Sondern?

Fiekchen.

O ich weiß, was ich thun will — ich weiß.

Enoch.

Sie wird doch nicht etwa — —

Fiekchen.

Keinen Tag länger will ich in diesem Hause bleiben.

Enoch.

Au weh! —

Fiekchen.

(schluchzend.) Ich will — ich will mich alles Heurathens entschlagen. Ich will — ich will mich ins Kloster begeben. Ich will — —

Enoch.

Hör' Sie auf, Fiekchen! Hör' Sie bey Zeiten auf! Oder ich lache mich wahrlich zu Tode.

Humbum! Ein achtzehnjährig Ding,
So hübsch, so rund, so rasch, so flink,
Entschlüg sich ihres Freyers?
Und sperrte, seiner los zu seyn,
Als Nönnchen sich ins Kloster ein? —
Das wäre ganz des Geyers!

Ach! Rümpfe Sie ihr Näschen nicht!
Wär's eine Brücke, was Sie spricht;
Ich gieng ihr nicht hinüber.
Und wetten thät ich, beym Sanct Veit!
Auf aller Spröden Sprödigkeit
Nicht Einen rothen Stüber.

(indeß Fiekchen fertig wird.) Stille! Horch! Was giebts denn da in der Apotheke? Was spricht da? Wäre das Trist, der Barbier? — Gehe Sie, Kind! Er muß wohl wieder zu Gange seyn. Ruf Sie ihn näher! — Ich denke; da ich mir eine solche Visite vermuthend bin, so wärs nun schon anständig, daß ich mit glattem Kinne erschien. (Fiekchen geht ab.)

Vierter Auftritt.

Enoch. Triſt.

Enoch.

Ey Glück zu! Glück zu, mein Herr Triſt! Ich glaubte ſchon, wir ſprächen uns vor jenem Leben nicht wieder. — Und ſiehe da! Er iſt friſch und geſund.

Triſt.

(den Scheerbeutel unterm Arme und die Flaſche in der Hand.) Daß Sie doch wahr redten, Herr Enoch! Bloß das gemeine Beſte hat mich wieder herausgetrieben.

Enoch.

Jeje! Wie denn das? Wie kämen denn Er und das gemeine Beſte zuſammen? —

Triſt.

Sehr natürlich, Herr Enoch. — Betrachten Sie doch nur die Hälfte unſrer chriſtlichen Bürgerſchaft! Wie nahe dem Judenthum! Was für Bärte in allen Gaſſen!

Enoch.

Ja, da hat Er ſchon Recht. Ganz erſchreckliche Bärte! — Und weil ich auch den meini-

gen gerne herunter hätte? — — (Er faßt oben in die Perücke und sagt zum Parterre:) Mit Erlaubniß, ihr Herrn! Ich will thun, als wenn ich zu Hause wäre. — — (Er nimmt sie ab, und setzt sich.) So! Nur hübsch schnell! — — (Nachdem er sich den Stuhl recht bequem gerückt, fängt er gähnend wieder an.) Und was hat Ihm denn eigentlich recht gefehlt, mein Herr Triſt?

Triſt.

Gefehlt? — Mein altes Malum, wie Sie schon denken können.

Enoch.

Das iſt? —

Triſt.

Die böſe, leidige Hypochondrie.

Enoch.

So ſo! Eine poſſirliche Krankheit! — Nur den Augenblick ſah Er noch aus, wie ein Fiſch ſo geſund: und kaum hat Er das Wörtchen über die Zunge gebracht, ſo ſteht Er ſchon mit dem Einen Fuße im Grabe. Eine poſſirliche Krankheit! — — (indem ihm Triſt die Serviette verbindet.) Aber ſag' Er mir doch! Iſt er denn ein ſolcher Gelehrter, Herr Triſt?

Triſt.

Triſt.

Das nun eben nicht, mein Herr Enoch. — Manchen greift das Malum ſchon an, der ſichs nur vornimmt, einer zu werden; und ich — ich habe das meinige von dem bloßen Latein.

Enoch.

Ey pfuy! Da hätt' ichs zum Henker geworfen.

Triſt.

Freylich that ich das auch; aber was einmal verſehn war, das war verſpielt. Es iſt mir da noch ein Reſtchen ſitzen geblieben, und wenn ich des Henkers würde, ich kanns nicht wieder herausbringen. — Um Ihnen nur einen Begriff davon zu machen, Herr Enoch — —

Enoch.

Ja! ja! Das thu Er.

Triſt.

So comprimirt mir das nun beſtändig alle Nerven des Cerebri; und dieſe ſtehen in ſo genauer Connexion mit den Nerven im ſtomacho, daß Sie ſchon denken können — —

Enoch.

Enoch.

(sich zur Seite setzend.) Aber das versteh ich doch nicht. Ihr seyd doch immer so gut bey Leibe, ihr Leute?

Triſt.

Dem unerachtet, Herr Enoch!

Enoch.

Ihr thut doch immer eure gute Mahlzeit, und trinkt euer gutes Glas Wein?

Triſt.

Wenn wirs haben, Herr Enoch.

Enoch.

Ganz recht! Denn sonſt trinke ich auch keines. — Ihr könnt doch immer so ziemlich eure Geſchäfte verrichten?

Triſt.

Wenn schon, wenn schon!

Enoch.

(indem Triſt die Seife einschlägt.) Ihr laſt doch alle Jahre taufen, wie der Geſündeſten Einer?

Triſt.

Wohl! wohl! — Was thut man nicht aus Deſperation, Herr Gevatter?

Enoch.

Nun, so sag' Er mir doch? Wie ists denn mit der Hypochondrie? —

Trist.

Sie ist aller Krankheiten Krankheit. Sie ist, wie der Ocean, worinn sie alle zusammenfließen.

Enoch.

Und steckt? —

Trist.

Ueberall! Ueberall! Nicht allein oben, sondern auch unten; nicht allein im Kopfe, sondern auch in der Brust; nicht allein im Magen, sondern auch in den Visceribus; nicht allein in den Händen, sondern auch in den Füßen; nicht allein in den Nerven, sondern auch in den Säften; nicht allein in den Drüsen, sondern auch in den Knochen; nicht allein — —

Enoch.

(immer mit der Hand winkend.) Schon zu viel! Schon zu viel! — Und das alles rührt vom Latein her?

Trist.

Sonst von nichts. Vom Latein. — Gleichwohl ist das Latein noch pure Kinderey gegen das

das Griechiſche. Wem das in die Glieder ſchlägt, der iſt auf immer verloren.

Enoch.

Nun, ſo lerne Griechiſch, wer will! Ich meines Orts bleibe beym Deutſch und beym Apothekerlatein. Dabey läßt ſichs doch leben.

Triſt.

Sie werden wohl thun, Herr Enoch. — Ach! wenn Sie wüßten, was für ein Kreuzträger ich bin! Wenn Sie nur einen Tag über in meiner Haut ſteckten!

Enoch.

Ein chriſtlicher Wunſch, Herr Gevatter! Ich danke.

Triſt.

(indem er anfängt, ihn einzuſeifen.)

Faſt wird der arme Triſt erſtickt,
Sein Diaphragma hart gedrückt,
Im Magen hat er Krämpfe.
In allen Eingeweiden lärmts,
Im brauſenden Gehirne ſchwärmts
Vom Einfluß böſer Dämpfe.
Es preßt die Indigeſtion
Sein Inteſtinum Ilion,
Sein Inteſtinum Colon.

Enoch.

Enoch.

(bey Seite.) Ah! mir wird Angſt bey der Sache. Wenn nur da keine Melancholie mit unterläuft! Sonſt bin ich verloren.

Triſt.

Noch litt er gern des Körpers Weh,
Hätt' nicht ſein Geiſt ſo ſchreckliche,
So ſchwere Phantaſieen.
Oft ſteigt im Schlaf vor ihm empor
Ein ganzes grauſes Hexenchor,
Die ſchwarze Funken ſprühen.
Ja, nicht allein um Mitternacht,
Auch wenn er wacht und alles wacht,
Erſcheint ihm oft der Teufel.

Enoch.

(bey Seite.) Ob ichs denn wage und ſitzen bleibe? — (laut) Der Teufel? In eigner hoher Perſon?

Triſt.

Bald wie ein vornehmer Herr und bald wie ein Pudel. — Sie könnten nun freylich ſprechen, er wäre es nicht; aber ich denke immer, ich denke —

Wenns nicht der Teufel ſelber wär,
Wer reizt und triebe denn ſo ſehr
Den armen Triſt zum Böſen?

Wer gäb ihm die Gedanken ein,
Von alles Hypochondres Pein
Sich plötzlich zu erlösen?
Doch Er, voll Furcht und Schreckens, geht,
Verschließt die Messer gleich, und dreht
Dem Teufel eine Nase.

Oft wandelt mich eine solche Bangigkeit, eine solche Herzensangst an — O ich würde es niemanden, als Ihnen, meinem Herrn Gevatter entdecken — eine Bangigkeit, mein Herr Enoch, als wenn ich meine Kunden schon mit blutiger Kehle unter dem Scheermesser zappeln sähe. (Er geht mit dem Messer auf Enoch zu.)

Enoch.

(aufspringend.) Böswicht! Ich habe nur Eine Kehle.

Trist.

(geht ihm nach, und jagt sich im Kreise mit ihm herum.) Ey, was denken Sie denn? Was denken Sie, Herr Gevatter?

Enoch.

Was ich höre — was ich vor Augen sehe — daß Er auf Morden und Todschlagen aus ist.

Triſt.

Allerliebſter, allerwertheſter Herr Gevatter —

Enoch.

Trau Ihm der Henker, Herr! Die helle Melankolie ſieht Ihm zum Auge heraus. — Wenn Er eine Kehle braucht, ſo mag Er ſich ſonſt eine ſuchen. Die meinige habe ich ſelber nöthig.

Triſt.

Aber g'auben Sie denn — —

Enoch.

(ihn immer mit der Serviette abwehrend.) Weg mit dem Meſſer! Drey Schritt vom Leibe, oder — — oder ich melde es bey der Obrigkeit, und laß Ihn in Ketten und Banden ſchlagen. Ich laß Ihn hinwerfen, wo weder Sonne noch Mond Ihn beſcheint.

Triſt.

O weh! O weh! — (Er packt eilfertig zuſammen und läßt die Servietten im Stiche.) Soll ich denn die Stadt meiden? Soll ich von Weib und Kindern entlaufen? (abgehend.) O weh! o weh!

Fünfter Auftritt.

Enoch (allein.)

Ja, da kömst du mir recht, Schurke? Nur gleich mit der Kehle herunter! Auf dem Jahrmarkt sind neue zu haben. — Je verdamt! Was geht mich denn deine Hypochondrie an? — Und es einem noch so ganz dürre vorher zu sagen, damit man sich quasi über nichts zu beschweren habe. — — (sich umsehend.) Aber huy! Meine Visite! — Was der Geyer! was fange ich nun an? — (hin und her rennend.) Soll ich gehn? Soll ich bleiben? — Ja, ich will gehn. — Nein, ich will da bleiben. — Wäre es gut? — Wäre es nicht gut? — Nun da! Da hat sie der Henker.

Sechster Auftritt.

Enoch. Die beyden Vincente.

Der alte Vincent.

(zurückfahrend.)

Himmel! Was sehe ich? Wir kommen zu ungelegener Zeit? — O ich bitte Sie hundertmal, ich bitte Sie tausendmal um Vergebung.

Enoch.

Gar nicht, gar nicht, Herr Bruder!

Der junge Vincent.

(der ihn umarmen will.) Allerliebster Herr Schwiegervater! Ich komme mit der innigsten Freude in dieses Haus, und hoffe — —

Enoch.

Gar nicht, gar nicht, mein lieber Herr Sohn! — (die Stühle hinrückend.) Haben Sie doch nur die Güte, und nehmen Sie Platz, meine Herren!

Der alte Vincent.

O ich bin ganz in Verzweiflung, daß — —

Enoch.

Ey nicht doch! Es hat ja nichts — —

Der alte Vincent.

Daß wir Sie in so einem Zustande — —

Enoch.

Es hat ja gar in der Welt nichts — —

Der alte Vincent.

Daß wir Sie mitten in Dero — —

Enoch.

Ich versichre Sie, lieber Herr Bruder — —

Der alte Vincent.

Daß wir Sie so unglücklicher Weise — —

Der junge Vincent.

Genug! Genug, bester Papa! Verzögern Sie doch nicht länger durch unnütze Komplimente mein Glück! Ich bitte noch einmal, Herr Schwiegervater — —

Enoch.

Sogleich! Ich habe sogleich wieder die Ehre — (sich noch einmal umkehrend.) Ich bitte nur ums Himmels willen, mir nicht übel zu nehmen. (geht ab.)

Siebender Auftritt.

Die beyden Vincente.

Der alte Vincent.

(sich die Stirne trocknend.)

Da haben wirs nun. Daß Du mit deiner Liebesgeschichte wärst, wo der Pfeffer wächse! Sagt ichs nicht lange, wir würden zu früh kommen?

Der junge Vincent.

Lassen Sie doch! Was hats denn auf sich, Papa? Ich bin vor Entzücken ganz außer mir; und Sie — —

Der alte Vincent.

Ja, und ich des Todes, vor Aergerniß. — So einen Bock gegen die Lebensart! — Nein, in funfzig Jahren habe ich den nicht mehr gemacht, und in funfzig Jahren werde ich diesen nicht wieder vergessen haben. — Was mag er nun denken, der Mann?

Der junge Vincent.

(der sich vor Ungeduld rund herum dreht.) Lassen Sie doch! Was er will, mag er denken. — — O, wenn sie nur schon da wäre, meine Korona! Sie ist die Schönheit, die Freundlichkeit, die Holdseligkeit selbst. Sie ist die Perle von allen Mädchen, Papa. Sie ist mehr, als ein Mädchen. — Komm und zeige dich selbst, o Korona! Ich bin zu wenig, um dich zu schildern.

Deine Miene spricht Verlangen,
Holden Leichtsinn, feinen Spott:
In den Grübchen deiner Wangen
Wohnt der Liebesgott.

Halberstickte Seufzer schwellen
Deine Brust, gehüllt in Flor:
Unter leichten, seidnen Wellen
Steigt sie hoch empor.

Der alte Vincent.

O pfuy! pfuy! Was für Dinge sind das?

Der junge Vincent.

Ganz entzückende Dinge! —

Der alte Vincent.

Die wider alle Lebensart, alle Ehrbarkeit laufen.

Der junge Vincent.

Ich bitte Sie aber — Liebster, Herzenspapa! Was weiß denn ein Mädchenbusen von Lebensart? Soll er denn nicht aufwallen, wenn es die Natur ihm befiehlt? — O daß sie nur erschiene, damit Sie sehen, damit Sie hören könnten! — Und doch werden Sie nicht sehen, was ich sah; nicht hören, was ich hörte. Im Tanz muß man sie sehn. Im Gesang muß man sie hören. — So, wie ich auf jener Hochzeit unsers Vetters, Papa. Wo sie den Cotillon tanzte! Wo sie das Schäferlied trellerte! — Ach unvergleichliches Mädchen!

In der Huldgöttinnen Miete
Müßtest du die Erste seyn:
Leicht ist jeder deiner Schritte,
Jede Wendung fein.

Süß ist dein Gesang, o Schöne!
Deiner Stimme Silberschall:
Süßer bilden nicht die Töne
Lerch und Nachtigall.

Der alte Vincent.

(ihn ängstlich bey der Hand ergreifend.) Wenn Du noch Vernunft hast, wenn Du noch Mitleiden hast — —

Der junge Vincent.

Ah! Da rauscht etwas. Ich höre.

Der alte Vincent.

(zornig.) Nun, so geh dann! So lauf dann! Fall ihr um den Hals, wenn sie kömmt! Schlage die Arme um sie herum! Ich bin nun einmal da; ich muß ausdauren. — O wer doch lieber auf den Blocksberg zu allen Hexen gegangen, als dem jungen Narren gefolgt wäre!

Der junge Vincent.

(horchend und freudig.) Nun ist sies. Nun ist sies wirklich, Papa. Ich betrüge mich nicht.

Der alte Vincent.

(ihn beym Rocke ermischend.) Sohn! Herzenssohn! —

Der junge Vincent.

Himmel! Was wollen Sie denn? Soll ich denn meiner Braut nicht entgegeneilen? Soll ich denn ihre Hände nicht küssen? Soll ich denn in ihren Blicken nicht meine Glückseligkeit lesen? — (Er rennt gegen die Thüre und stürzt plötzlich zurück.) Ah! Welch ein Poltern ist das?

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Krönchen. Enoch. Dieterich.

Enoch.

(der Krönchen beym Arme hält.)

Frisch zu, Monsieur Dieterich! Kehr Er sich an nichts! Greif Er an!

Der alte Vincent.

Wie? Wie?

Dieterich.

Wenns nur helfen wollte, Herr Enoch. Hübsch gelindere Saiten! — Ein Mädchen wider Willen zu zwingen, das kann ja Beelzebub selbst nicht; und Sie wollens können?

Der alte Vincent.

Wider Willen! Ich bin des Todes.

Enoch.

Ey, sie soll mir hineingehen, oder — —

Krönchen.

Nur hineingehen, Papa? Wenn Sie mir das doch eher gesagt hätten! Da bin ich schon, meine Herren. — (Sie geht auf den jungen Vincent zu, und fängt nach einer tiefen Verbeugung an:) Man hat mir eröffnet, Herr Doktor, daß Sie gütigst gesonnen sind, mich zu Ihrer geliebten Hälfte zu machen; allein — —

Der junge Vincent.

(verwirrt.) Wer? Wer, Mademoisell? Ich? —

Der alte Vincent.

(in sich.) Ha, ein neuer Streich! Ich vergehe.

Krönchen.

Allein ich muß Ihnen mit dem innigsten Bedauren meines Herzens entdecken, daß ich — —

Enoch.

(stampfend.) Vertraktes Mädchen!

Krönchen.

Daß ich die Ehre nicht haben kann, die Mühseligkeiten dieses Lebens mit Ihnen zu theilen.

Enoch.

(ihr drohend.) Willst Du? —

Krönchen.

Denn damit ich Ihnen ohne Rückhalt die reine Wahrheit gestehe — —

Der junge Vincent.

(sich die Hände reibend.) Mademoisell! Mademoisell!

Krönchen.

Schon fesselte die Liebe mich;
Schon ward mein Herz verschenkt:
Umsonst bemüht der Jüngling sich,
Der mich zu reizen denkt.

Der Himmel gab mir fröhlich Blut;
Es waller leicht und frey:
Doch haß ich ewig Wankelmuth,
Doch bin ich ewig treu.

Für einen Freund voll Zärtlichkeit
Fällt schon ein Küßchen ab;
Allein mein Herz bleibt dem geweiht,
Dem ich es einmal gab.

Enoch.

Enoch.

Verdammt! Steckt Dir der Advokat noch im Kopfe?

Krönchen.

So tief, liebstes Papachen, daß ich auch kein Mittel weiß, ihn wieder herauszubringen.

Der alte Vincent.

(bey Seite.) Der Schlag wird mich rühren.

Krönchen.

Und, um nur gleich mit der Thüre ins Haus zu fallen, Herr Doktor; denn wozu diese Umschweife? — Möchten Sie wohl ein Mädchen zur Frau haben, das Sie nicht zum Manne haben möchte?

Enoch.

Ich erwürge Dich, Unhold!

Der junge Vincent.

(mit vielen Verbeugungen.) In der That, Mademoiſell — —

Der alte Vincent.

(ihn beym Ermel zupfend.) Um aller Barmherzigkeit willen! Sprich nur ja, liebster Sohn!

Der junge Vincent.

Und wenn auch Sie noch nicht liebten, Mademoiſell — und wenn auch noch keine andern und ſchönern Pfeile Sie verwundeten, Mademoiſell — ſo müßte ich dennoch bekennen, Mademoiſell — (mit beſtändigen Verbeugungen gegen einander.) daß ich Sie nie zu ſehen die Ehre gehabt, Mademoiſell — und daß ich — —

Enoch.

Thut nichts! Thut nichts, lieber Herr Doktor!

Der junge Vincent.

Verzeihen Sie mir! Es thut ſehr vieles, Herr Enoch. Ich werde nimmermehr um einer andern Schönheit willen derjenigen, die mich zuerſt entzückte, ungetreu werden; und ich ſehe ihre ganze Bildung allzulebhaft vor mir, als daß ich ſie jemals verkennen könnte.

Mit ihren Pfeilen grub die Liebe
Tief in mein Herz ihr himmliſch Bild:
Vor meinem Blick ſeh ich es ſchweben,
Von allen Grazien umgeben,
Mit jugendlicher Luſt erfüllt;
Erröthend von geheimen Triebe,
Der meiner Zärtlichkeit vergilt.

Enoch.

(wendet sich gegen Dieterich um.) Was fällt denn dem wieder ein? Solle' er denn phantasiren? Solle' er denn Raptus haben?

Der alte Vincent.

(leise.) Sohn! Sohn! Siehe meinen Angstschweiß, und nimm sie!

Der junge Vincent.

(laut.) Sie nehmen, Papa? Sie nehmen! Ich soll aus lauter Lebensart eine Frau nehmen, die mich nicht will und die ich eben so wenig will? Ich soll an meiner Korona als ein Verräther handeln?

Enoch.

Je, Sie spintisiren, oder Sie haben den Staar, Herr Doktor. — Das ist sie ja, meine Korona. Das ist sie ja, meine Tochter, um die Sie die Anwerbung bey mir gethan.

Der junge Vincent.

Ihre Tochter? Ihre einzige Tochter?

Enoch.

Hab' ich denn mehr? — Meine einzige, meine eheleibliche Tochter! — Auf Treue und Glauben, Herr Sohn!

Der

Der junge Vincent.

Ey, Sie scherzen, Herr Enoch. — Spotten Sie der Ungeduld meiner Liebe nicht weiter, und lassen Sie mich Sie bitten — —

Krönchen.

Das geht gut, Monsieur Dieterich.

Dieterich.

Allerliebst, Jungfer Krönchen!

Enoch.

Mich bitten! Mich bitten! — Bin ich denn heute vor den Kopf geschlagen, oder ist der Teufel hier gar los? — Komm her, Mädchen! Laß mich Dich ansehen! Wer bist Du?

Krönchen.

(tritt vor ihm hin und sieht ihm starr ins Gesicht.) Die, die ich bin. — Korona Enoch, Papa!

Enoch.

Je ja freylich? Sie ist es. Nennt sie mich nicht selber ihren Papa?

Dieterich.

Das nun wohl, mein Herr Enoch; aber wenn ich ihr recht genau ins Gesicht sehe — Es schein mir doch wirklich selbst, als wenn es eine andere wäre.

wäre. (Enoch geht rund um Krönchen herum.) Auſſerordentlich ähnlich; das iſt ſchon wahr: aber doch — —

Der junge Vincent.

Es iſt ſo klar, wie der Tag. Wo hätte denn Ihre Korona nur einen einzigen Zug aus dieſem Geſichte?

Enoch.

Je, ſie iſt es, ſie iſt es. Ich will mich aufknüpfen laſſen. Ich will hier vor Ihren Augen des Todes ſeyn, wenn ſie nicht meine Tochter iſt.

Dieterich.

Nu nu, Herr Enoch! Bey alle dem iſt das ein verteufelt kizlichtes Pünktchen. Sehen Sie immer zu ihren Reden!

Kennte jeder ſeine Töchter,
Glücklich wär' er dann!
Doch der Geyer!
Sieht ein Freyer,
Auſſer ihrem Mann,
Einem Weibchen an:
So ſey Argus ſelbſt ihr Wächter!
Um die Kenntniß der Geſchlechter

Iſt es bald gethan.
Kennte jeder ſeine Töchter,
Glücklich wär' er dann!

Der alte Vincent.

(bey Seite.) Ach! Nun drückts mir das Herz ab. — (zu Dieterich.) Mein liebwertheſter Herr Proviſor — —

Dieterich.

Was ſteht zu Dienſte, Herr Vincent?

Der alte Vincent.

Ich habe eine Angſt, eine Beklemmung, ein Wallen — — Um ein niederſchlagendes Pülverchen wollte ich bitten.

Dieterich.

Das Geblüte zu dämpfen? Den Magen zu reinigen? Die Säure zu abſorbiren? — Haben Sie nur die Gewogenheit, mir zu folgen, Herr Vincent! (Sie gehen ab und komplimentiren an der Apotheke um den Vortritt.)

Krönchen.

(bey Seite) und ſich vor Freuden ſchüttelnd.) Nun friſch, Vögelchen! Friſch! Der Keficht iſt

offen. Fleuch fort, weil du kannst! — (läuft auch ab.)

Neunter Auftritt.

Enoch. Der junge Vincent.

Enoch.

Gut! Da stehn wir nun alle und gaffen einander an. — Wer von uns beyden hat nun den andern zum Narren? — Sie mich? Oder ich Sie?

Vincent.

Das letzte vermuthlich: Sie mich!

Enoch.

Hör' Er an, mein Herr Doktor! Ich bin sonst eben kein unhöflicher Mann; — (hitzig.) aber beym Elemente! Wenn ich mir soll ins Angesicht sagen lassen, daß meine Tochter meine Tochter nicht ist — —

Vincent.

Ihre Tochter, Herr Enoch? — (auch hitzig.) Kenn' ich denn Ihre Tochter nicht schon? Habe ich nicht auf meines Vetters Hochzeit mit ihr getanzt? Sagte mir nicht alle Welt und sie selbst, daß sie Demoiselle Enoch wäre?

Enoch.

Enoch.

Ja, ja, ja! Und darum eben — —

Vincent.

Hat mir nicht jedermann gesagt, als ich mich genauer darnach erkundigte, daß nur Ein Enoch im ganzen Orte wäre?

Enoch.

: Zum Henker! ja! Und ich bin es: ich bin dieser Enoch.

Vincent.

Gestehen Sie nicht selbst, daß Sie nur eine einzige Tochter haben?

Enoch.

Da steckt es ja: das ist ja der Knoten.

Vincent.

Müssen Sie nicht bekennen, daß diese Ihre Tochter Korona heiße?

Enoch.

Und eben, weil sie so heißt! — Und eben, weil ich nur diese einzige habe!

Vincent.

O beym Himmel! das heißt, mich blind machen wollen. — — Erwägen Sie ihre Grausamkeit, liebster Herr Enoch! Sie versprechen mir

Ihre Tochter zur Ehe. Es ſteht bey Ihnen, mich zum allerglücklichſten Menſchen zu machen. Sie ſehen die Ungeduld meiner Liebe, und Sie können barbariſch genug ſeyn — —

Enoch.

Daß dich dieſer und jener! So hören Sie doch! Soll ich denn niemals zum Worte kommen? — Was für ein Elend iſts, wenn ſich Leute nicht wollen bedeuten laſſen!

Vincent.

(indem Fiekchen hereintritt und den Koffer bringt.) Wie? Sehe ich recht? Iſt nicht da — — (Er ſtürzt auf Enoch zu und fällt ihm um den Hals.) O mein liebſter, mein theureſter, mein allerbeſter Herr Enoch!

Enoch.

(ſchreyend.) Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Vincent.

Laſſen Sie mich Sie tauſendmal an mein Herz drücken! Für dieſen ſüßen Betrug an mein Herz drücken? Wie ausnehmend iſt ihre Güte! — Um mir mein Glück recht empfindlich zu machen — —

Enoch.

Enoch.

(der sich von ihm loswindet.) Er ist närrisch. Er rast. Er hat das hitzige Fieber. Zu Hülfe!

Zehnter Auftritt.

Siekchen. Der junge Vincent.

Vincent.

(ihr allmählich näher tretend.)

Sie sehn mich nicht an? Sie würdigen mich nicht Eines Blicks, meine Schöne?

Siekchen.

(affektirt und zur Seite.) Mein Herr — —

Vincent.

(wirft sich zu ihren Füßen, steht nach durchgesungener Arie auf, und wirft sich gegen das Ende wieder zu ihren Füßen.)

O laß mit zärtlichem Entzücken
Mich deine holden Wangen sehn!
Und mich in deinen sanften Blicken
Das Schicksal meiner Liebe spähn!
Könnt ich, Geliebte, Dir gefallen,
Dein Herz von Gegenliebe wallen,
Wie glücklich wär der Tag! wie schön!

Ach!

Ach! Nun ſehn Sie mich an! — Aber wie? Warum iſt dieſes Auge ſo trübe? Warum fällt nicht dieſer Sonnenblick mit aller ſeiner Heiterkeit, mit aller ſeiner erquickenden Wärme auf mich?

Fiekchen.

(ihre Hand in der ſeinigen ſchüttelnd, als wenn ſie ſie losmachen wollte.) O mein Herr — —

Vincent.

Sie müſſen nicht verwunden, ohne zu heilen. Sie müſſen nicht Liebe erwecken, ohne Gegenliebe zurückzugeben.

Fiekchen.

Gegenliebe, mein Herr? — Ja, wenn ich die Tochter meines Oheims wäre! Wenn ich ſo reizend wäre, wie Krönchen iſt!

Vincent.

Wie Krönchen iſt? —

Fiekchen.

Laſſen Sie mich, mein Herr! Ich bin ja nur ſeines Bruders Tochter. Ich bin ja nicht Krönchen, ſondern nur Fiekchen.

Vincent.

Ein Lichtſtrahl, der das ganze Geheimniß an den Tag bringt! — (indem Fiekchen thut, als wenn ſie gehen wollte.) Wohin, meine Schöne? Wollen Sie mir Ihre Liebe entziehen, weil ich unglücklich genug war — — Holdſelige! Ich beſchwöre Dich, bleib!

Duett.

Fiekchen. Der junge Vincent.

Vincent. Glaubſt Du, daß ich untreu wanke?
Engel! Ewig lieb ich Dich!

Fiekchen. Mich? Zu kühn iſt der Gedanke,
Und zu ſtolz der Wunſch für mich.

Vincent. Gütig lindre meine Schmerzen!

Fiekchen. Grauſam raubt' ich fremde Herzen?

Vincent. Sprich! Gehört mein Herz nicht Dir?

Fiekchen. Krönchen wars geweiht, nicht mir!

Vincent. Soll ich ſo den Irrthum büßen?
Willſt Du mich verzweifeln ſehn?

Fiekchen. Flehen Sie zu Krönchens Füßen!
Sie iſt zärtlich und iſt ſchön.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Krönchen. Reiger. Dieterich. Enoch. Der alte Vincent.

Krönchen.

(im Eingange der Apotheke stehend und rufend.)

Kommen Sie! Kommen Sie alle herein! — Lieber Reiger! Papa! Herr Vincent! Monsieur Dieterich!

Dieterich.

Sind Sie doch so geschäftig, wie ein Mäuschen beym Kindtaufen! Was giebt es denn, Jungfer Krönchen?

Krönchen.

Was Neues! Ich werde Frieden stiften.

Dieterich.

Nun, in Wahrheit! Das ist neu genug für ein Mädchen.

Krönchen.

Stille! Da kömmt der Papa. O laß michs ihm zuerst sagen, mein lieber Reiger! Ich bitte.

Enoch.

Enoch.

Was ruft denn die Närrinn? Hat der Teufel schon wieder sein Spiel? —

Krönchen.

Nicht der Teufel, Papa; aber ein Advokat.

Enoch.

Ha, ein mächtiger Unterschied! Ob ers selbst ist, oder sein Abgesandter! — Wie? Schon wieder der Reiger? Unterfteht Er sich schon wieder über meine Schwelle zu kommen? — —

Krönchen.

Stille! Stille, Papa! Machen Sie ihn ja ums Himmels willen nicht böse! Thun Sie ihm förmliche Abbitte, und damit er sie annimmt, geben Sie ihm auf der Stelle sein Krönchen. Denn was meynen Sie wohl? Er bringt das Urthel: Er hat Ihren Proceß gewonnen.

Dieterich.

Den Proceß? Den Proceß?

Enoch.

Was? Was? Sage noch einmal! Wie wars? Den Proceß? —

Krönchen.

Hat er gewonnen, Papa, und das bey einem Gerichte, von dem nicht weiter appellirt werden kann. Ist das nicht herrlich?

Enoch.

O Himmel! So wäre ich ja —

Reiger.

In vollem Besitze des Privilegiums! Nach wie vor der einzige Apotheker des Ortes.

Dieterich.

Nun, so freun Sie sich doch! Freun Sie sich doch! Der andere Schurke, der muß nun zum Thore hinaus. Ihre Elyxiere und Ihre Pulver roulliren nun ungehindert in allen Krankenstuben, und keiner darf wieder gesund werden, als durch Sie, lieber Herr Enoch. — Freun Sie sich doch! Freun Sie sich doch!

Enoch.

Ich bin, wie trunken. Ich kann nicht. — Wo ist denn das Urthel, Herr Reiger?

Reiger.

Da, lesen Sie! — Sie werden finden, daß Ihr Krönchen Ihnen die Wahrheit gesagt hat.

Die Wage der Gerechtigkeit
Wog beyder Apotheker Streit:
Der Eine sank, daß Himmel hoch
Der andre Apotheker flog.

So viel auch die List schikanirte,
So viel sie der Akten auch schmierte,
So schlug meine Wissenschaft sie.
So viel sie der Fälle citirte,
So viel sie dem Richter spendirte,
Verloren war doch ihre Müh!

Enoch.

(voll Freuden.) Ach Monsieur Dieterich! Monsieur Dieterich! Da haben wir ja alles, was wir nur wünschen können. Da ist ja die ganze Sache ins Reine gebracht. Da besteht ja mein Privilegium in seiner völligen Kraft. Da muß ja der Gegenpart auch die Unkosten vom Anfange bis zum Ende bezahlen.

Dieterich.

Alle Welt! Auch die Unkosten?

Enoch.

Wirklich! Wirklich, Monsieur Dieterich! Seh Er nur selbst! Auch die Unkosten!

Dieterich.

Nun das gesteh' ich, Herr Enoch. — Das laßt mir einen Juristen seyn! Der versteht doch den Pfiff! — Gut gemacht, lieber Herr Reiger! Und wer das Glück hat, der führet die Braut nach Hause. So wirds auch wohl hier kommen.

Enoch.

Je ja! Von Herzen gerne, Herr Reiger.

Reiger.

Also bin ich nun nicht mehr der Idiot, der Ignorante, der Nabuliste, für den Sie mich schälten?

Enoch.

Ich Sie, lieber Herr Reiger? Ich Sie? — Das ist mir in meinem Leben nicht eingefallen. Sie sind der gelehrteste, gründlichste, geschickteste Jurist von der Welt: und wenn Sie wollten, so hätte ich wohl wieder ein Proceßchen mit dem Menschen da — dem Doktor. Das könnten wir noch heute anfangen.

Reiger.

Betreffend? —

Enoch.

Ey, die Injurie, daß er mir ins Angeſicht ſagte, ich wäre nicht Vater zu meiner Tochter? Denken Sie nur an, lieber Herr Reiger! Ich nicht Vater zu meiner Tochter!

Der junge Vincent.

O ich bitte ab, mein Herr Enoch! Es geſchah aus einem unglücklichen Irrthume, daß ich Ihre Jungfer Nichte mit Ihrer Jungfer Tochter verwechſelte; aber ich habe zu Ihrer Großmuth das Vertrauen, daß Sie mich für einen bloßen Irrthum nicht durch den Verluſt dieſer Nichte beſtrafen. Es wäre das allergrauſamſte, was Sie nur jemals an mir verüben könnten!

Reiger.

Ein bedenklicher Caſus! — Aber ich dächte doch immer, daß wir der Güte pflegten und zum Vergleiche ſchritten, Herr Enoch.

Krönchen.

Ja ja, lieber Papa: zum Vergleiche! Es iſt ſo hübſch, ſich die Leute vergleichen zu ſehn.

Enoch.

Aber wie denn? — Wie vergleichen?

Reiger.

Reiger.

So, daß Sie Ihre Nichte mit dem Herrn Doktor verheurathten, im Falle, daß Jungfer Fiekchen einige Zärtlichkeit für ihn fühlte.

Enoch und Dieterich.

(zugleich.) O das thut sie. Das thut sie von ganzer Seele: von ganzem Herzen.

Fiekchen.

(an der Schürze pfluckend.) Lieber Herr Vetter — lieber Monsieur Dieterich —

Der junge Vincent.

Sanfte Röthe, die ihr Antlitz bedeckt! Ach! Ich wage es, einen feurigen Kuß auf diese glühenden Wangen zu drücken.

Enoch.

Hehehe! Nehm Er sie hin! Nehm Er sie hin! Ich kann sie Ihm gönnen; denn mein Krönchen ist doch besser verwahrt. Immer nehm' Er sie hin, mein Herr Doktor!

Reiger.

(sie umarmend.) Treues, zärtliches Krönchen! —

Der alte Vincent.

Dank sey dem Himmel, daß sich noch alles so gut entwickelt! — Ich gratulire dem Herrn Enoch und dem beyderseitigen Brautpaare von ganzem Herzen, und bitte um aller vorgegangenen Fehler willen — (mit einer Wendung an das Parterre.) auf das Gehorsamste und Dringendste um Vergebung.

Enoch.

Lustig! Seyd alle lustig! Geb Er Lutterwasser, Monsieur Dieterich! Laß Er die Musikanten bestellen! Wir wollen alle vergnügt seyn.

Chor.

Alle. Auf! Laßt uns mit Lachen, mit Singen
Den fröhlichen Abend vollbringen,
Bey rauschenden Saiten, beym Wein!
Laßt hüpfend auf wechselnden Füßen
Die Jungen der Jugend genießen,
Die Alten noch Jünglinge seyn!

Krönch. u. Reig. Laß unser Leben der Freude

Fiekch. u. Vinc. Laß dem Entzücken uns Beyde

Zusammen. O laßt uns der Liebe uns weihn!

Alle.

Alle. Auf! Laßt uns mit Lachen, mit Singen
Den fröhlichen Abend vollbringen,
Bey rauſchenden Saiten, beym Wein!
Laßt hüpfend auf wechſelnden Füßen
Die Jungen der Jugend genießen,
Die Alten noch Jünglinge ſeyn!

Grossh. Bibliothek Weimar
Erworben 1913 26

Der Diamant.

Ein Luſtſpiel

in einem Aufzuge,

nach dem Franzöſiſchen

des Collé.

Leipzig,
in der Dyckiſchen Buchhandlung,
1773.

Personen:

Frau von Gercourt.

Herr von Gercourt.

Graf von Tourmont.

Henriette, Kammermädchen der Frau von Gercourt.

Herr von Mirvault, Bruder des Herrn von Gercourt.

Israel, ein Jude.

Dumont, Kammerdiener der Frau von Gercourt.

Champagne, Bedienter des Herrn von Gercourt.

1917 26

Erſter Auftritt.

Iſrael. Henriette.

Iſrael. (hineinſehend) Jüngferchen! Jüngferchen!

Henriette. Wer iſt da? — Er, Herr Iſrael? Nur herein!

Iſrael. Ihr unterthäniger Diener, mein liebes Jüngferchen! Wärs erlaubt, mit ihr zu ſchwatzen ein Wörtchen?

Henriette. Was bringt ihn denn zu uns, Herr Iſrael? Hat er etwa was Neues zu verſchachern? Iſt es was Hübſches? —

Iſrael. Das ſollt ich glauben, Jüngferchen. Etwas rares! Etwas rares! — Und für ein Spottgeld! Es iſt gefunden fürs Geld.

Henriette. Was denn? — Was denn?

Iſrael. Ein ſehr koſtbarer Diamant! Er iſt werth unter Brüdern ſeine dreytauſend Reichsthaler; und ich will ihn weggeben, — wie geſagt, für ein Spottgeld, für nichts.

Henriette. Für nichts? — Die Bedingung, Herr Israel, wäre annehmlich.

Israel. Seh sie nur! Seh sie nur! Sie versteht sich doch wohl auf Diamanten?

Henriette, (besieht ihn) Es ist ein Ring, wie ich sehe. —

Israel. Wie sie sagt! Ja ein Ring! — Sie versteht sich sehr wohl darauf, Jüngferchen. Es ist wirklich ein Ring.

Henriette. Und ein recht schöner! Aber der Preiß? —

Israel. Was für ein Wasser er hat! Was für ein Feuer er hat! Wie er blitzt! Wie er spielt!

Henriette. Aber der Preiß? —

Israel. Nu der Preiß! der Preiß! — Verschenken will ich ihn, wenn er nicht werth ist seine dreytausend Reichsthaler...

Henriette. Dreytausend Reichsthaler?

Israel. Aber weil er einer Dame gehört, die Geld braucht, die eine Spielschuld bezahlen soll — Versteht sie mich, Jüngferchen?

Henriette. Vollkommen, Herr Israel.

Iſrael. So will ich ihn geben fürs halbe Geld — für funfzehnhundert Reichsthaler. — Wo iſt denn die gnädige Frau? Könnt ich nicht mit ihr ſprechen?

Henriette. Wart er nur! Sie wird den Augenblick da ſeyn.

Iſrael. Ich will warten, Jüngferchen. Red ſie ihr zu! Red ſie ihr zu! Es ſoll ihr Schade nicht ſeyn. Sie ſoll auch ihr Profitchen haben, wenn ſie ihr zuredt.

Henriette. Da kömmt ſie, Herr Iſrael. (Ihm den Ring zurückgebend) Wir wollens ſchon machen. Nehm er nur hin!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Gercourt.

Frau von Gercourt. Was iſt das da für ein Menſch, Henriette? (in einem verächtlichen Tone)

Henriette. Es iſt Herr Iſrael, Ihro Gnaden.

Frau von Gercourt. Ach! Es iſt wahr. — (Sich ſetzend) Was will er? Was bringt er?

Iſrael. Etwas rares, Ihro Gnaden. Ich komme Ihnen zu leiſten einen Dienſt, einen groſſen Dienſt.

Henriette. Er bringt Ihnen einen ganz vortreflichen Diamant. — Wenn Ihro Gnaden ihn nur ansehen wollten —

Frau von Gercourt. Einen Diamant? — Nein, ich mag ihn nicht ansehn.

Israel. Warum denn nicht? Warum denn nicht ansehen, Ihro Gnaden? — Man hat ja das Ansehen umsonst. — Einen so kostbaren, kostbaren Stein!

Frau v. Gercourt. Nun, so zeig er! Er ist wirklich nicht schlecht, Henriette. — Aber nicht wahr? Mein mittelster Diamant ist doch schöner?

Henriette. Nein, in der That nicht, Ihre Gnaden. Verzeihen mir Ihro Gnaden.

Frau von Gercourt. Du hast Recht; er hat ausnehmend viel Feuer.

Henriette. O er spielt; er spielt — In meinem Leben hab ich nichts Schöners gesehen.

Israel. Und kostet — ein Butterbrod, Ihro Gnaden. Ein Butterbrod!

Frau von Gercourt. Wirklich, ich verliebe mich ganz darinn — Ich denke er würde mir unvergleichlich stehen — Ich ließe ihn gewiß nicht da in dem Ringe.

Hen-

Henriette (zu Israel) Nun so sag er doch der gnädigen Frau —

Israel. Wenn ich soll sagen, als ein ehrlicher Mann, auf mein Gewissen — Spott wohlfeil, Ihro Gnaden! Dreytausend Reichsthaler!

Frau v. Gercourt. Dreytausend Reichsthaler! Das ist viel Geld, Israel. — Ich mag ihn nicht länger ansehn (aber ohne ihn wegzugeben.)

Israel. Gar kein Geld! Gar kein Geld! — Keinen Pfennig will ich haben; wenn er nicht werth ist seine dreytausend Reichsthaler.

Henriette. Aber so mach er doch! Sag er doch den genauesten Preiß! —

Frau von Gercourt. Wozu, Henriette? Es wird nicht nöthig seyn. — (immer den Stein besehend) Ich will nichts weiter hören.

Israel. Den genauesten Preiß? — Er ist werth seine dreytausend Reichsthaler; ich sag es noch einmal: aber weils Ihro Gnaden sind, und weil die Dame Geld braucht, der er gehört; so sollen Ihro Gnaden ihn haben fürs halbe Geld.

Frau von Gercourt. Für funfzehnhundert Reichsthaler? — Das machte an Louisd'or?

Israel. Gerade dreyhundert — Auf ein Haar!

Frau von Gercourt. Dreyhundert Louisd'or! — Das ist eben nicht theuer, Henriette. Was meynst Du?

Henriette. Gar nicht theuer. Für das Geld würden Ihro Gnaden ihn immer wieder anbringen können.

Frau von Gercourt. Er ist unvergleichlich. Er gefällt mir ganz außerordentlich. In der That!

Israel. Ja, das will ich glauben. So ein Stein, so ein Diamant!

Henriette. Nun dann! Ihro Gnaden müssen ihn nehmen. Sie müssen ihn kaufen.

Frau von Gercourt (seufzend) Womit? Ich habe kein Geld, Henriette.

Israel. Auch keine Sachen? Ich nehme sie an, Ihro Gnaden. — Gold, Silber, Perlen, schöne reiche Kleider. — Ich bezahls gut. Keiner besser, als ich.

Frau von Gercourt. Nein, ich kann nichts verkaufen — Wie unglücklich bin ich!

Henriette. Wenn aber der gnädige Herr —

Frau von Gercourt. Mein Gemahl? Ja, da hätt' ich mich an den Rechten gewandt! — Da Israel! (den Ring zurückgebend) Ich mag ihn nicht länger ansehn. Nehm er ihn wieder!

Israel. Sie thun Unrecht, Ihro Gnaden; sehr Unrecht! Sie bekommen in ihrem Leben nicht wieder zu Gesichte einen solchen Diamant. In ihrem Leben nicht wieder.

Frau von Gercourt. Weg! Geh er! — O ich bin so ärgerlich, Henriette; ich möchte — —

Henriette. Noch ein Augenblickchen, Herr Israel!

Israel. Nun ja! ja! Bin ich denn etwa schon weggegangen? —

Henriette. Ich habe einen Einfall, Ihro Gnaden. Der Graf von Tourmont, dächt ich, sollte Ihnen die 1500 Thaler schon vorschießen.

Frau von Gercourt (lächelnd) Der Graf von Tourmont? —

Henriette. Warum nicht? Sie würden sie ihm nach ihrer Bequemlichkeit wieder geben.

Frau von Gercourt. Wenn nur der Graf — Aber wirklich, Henriette, du bist doch ein Mädchen, das Einfälle hat.

Henriette. Ach! In meinen eignen Angelegenheiten niemals; aber für Ihro Gnaden — Es ist ein so vortrefflicher Kauf, und ich wollte nicht gern, daß er Ihnen aus den Händen gienge.

Frau von Gercourt (kaltsinnig) Der Umstand ist nur, daß ich den Grafen — — Glaubst du denn wohl, daß er es gerne thäte?

Henriette. Ganz gewiß! Ganz gewiß! Er kennt ja Ihro Gnaden noch nicht so lange. Und überdieß werden Sie ihm den Willen schon machen, wenn Sie selber nur wollen.

Frau von Gercourt. Da steckts, Henriette. Ich mache mir aus ihm nicht sehr viel.

Henriette. Aber doch aus keinem andern mehr, als aus ihm? —

Frau von Gercourt. Das ist wahr. Also aus Noth! — Er wird gewiß den Augenblick bey

mir

mir seyn. Ich will einen Zank mit ihm anfangen.

Henriette. Vortreflich! Und der Ring stiftet nachher die Versöhnung. Nicht wahr?

Frau von Gercourt. O du denkst wohl, daß ich mir ihn will schenken lassen?

Henriette. Nicht doch! Nur das Geld wollen Sie vorgestreckt haben. Das ist es alles.

Frau von Gercourt. Sonst nichts, Henriette!

Henriette. Und wenn mir recht ist — (Sie tritt ans Fenster.) Seine Kutsche, Ihro Gnaden. Er ists! Ich will unsern Juden nur erst geschwinde im Vorgemache verstecken, und dann zu rechter Zeit wieder hereinkommen. Sie werden mir schon ein Zeichen geben, wenn er erscheinen soll.

Frau von Gercourt. Gut, gut, Henriette! — Geh er nur, Israel.

Dritter Auftritt.

Frau von Gercourt. Der Graf. Dumont.

Dumont (anmeldend) Der Herr Graf von Tourmont, Ihro Gnaden — —

Frau

Frau von Gercourt. Wie, Herr Graf? Sie? (indem sie aufsteht.)

Der Graf. Unterthäniger Diener, gnädige Frau. Wie stehts denn? Wie ists denn? Nicht wohl? — Sie kommen mir ja ganz krank vor, ganz schwach?

Frau von Gercourt. O mir fehlt nichts, mein Herr. Aber wie bin ich denn so glücklich, Sie heute bey mir zu sehen?

Der Graf. Welche Frage! Als ob ich irgendwo lieber wäre, als hier bey Ihnen! — Ach! wenn Sie wüßten, gnädige Frau, mit welcher Ungeduld ich den Augenblick erwarte, wo ich Sie sehen kann — —

Frau von Gercourt. Mich? Das ist sonderbar. Ich schwöre Ihnen, daß ich jeden andern eher erwartet hätte, als Sie.

Der Graf. Was wollen Sie damit sagen, gnädige Frau? Sie machen mich ganz bestürzt. Sie bringen mich zur Verzweiflung.

Frau von Gercourt. Ey nicht doch! Nicht gespottet, mein Herr! — Freylich haben Sie glauben können, daß ich für Sie Empfindungen hätte,

te, daß ich vielleicht auch fähig wäre, Sie einmal zu lieben — —

Der Graf. Und wie? Sollte ich mich betrogen haben? — Sie machen mich zittern, gnädige Frau.

Frau von Gercourt. Zittern, mein Herr! Sie müssen mich ausreden lassen. —. Sie können mich vielleicht auch für liebenswürdig gehalten haben; aber oft denkt man morgen nicht mehr, wie man heute denkt; es giebt der Damen, die zu gefallen wissen, so viel: und warum sollte es nicht unter den Vielen auch eine geben, die Ihnen besser, als ich, gefiele?

Der Graf. Ich begreife nicht, gnädige Frau —

Frau von Gercourt. Aber ich! Ich begreife sehr wohl. — Ich bin freylich eine ganz eigene Frau, wenn ich liebe; das männliche Geschlecht hat gern lebhaftes Frauenzimmer; mir ist diese Lebhaftigkeit nicht gegeben; es ist ja ihre Schuld nicht, Herr Graf. — Warum sollten Sie nicht, wenn Sie besser ankommen können —

Der Graf. Besser ankommen, gnädige Frau! Ich bitte Sie aber — —

Frau von Gercourt. Die Frau Präsidentinn ist schön, sie ist lebhaft; sie gefällt Ihnen — Wenn ich eine Mannsperson wäre; ich glaube, sie würde mir selbst gefallen. Was kann ich Ihnen denn für Vorwürfe machen?

Der Graf. Die Präsidentinn, sagen Sie? — Eine Frau, mit der ich in meinem Leben kaum Einmal gesprochen habe!

Frau von Gercourt. Wie? Sie wollen es läugnen? — Haben Sie nicht gestern, gestern während der Abendmahlzeit — —

Der Graf. Nun ja! ja! Sie hat mich gefragt, wann ich nach Versailles gienge, und ich habe ihr geantwortet, daß ich es noch nicht sagen könnte.

Frau von Gercourt. Unschuldig genug! Aber die Augen — O mein Herr, ein gleichgültiges Frauenzimmer sieht man nicht so an, als ob man es durch und durch sehen wollte; auch drängt man sich nicht so zu, um ihm nach dem Abendessen die Hand zu küssen, wenn man ihm sonst nichts zu sa-

gen

gen hat. — Doch was geht das mich an, Herr Graf? Ich bin wahrhaftig nicht eifersüchtig. Wahrhaftig nicht!

Der Graf. Nein, das sehe ich leyder! Dazu bin ich Ihnen zu gleichgültig.

Frau von Gercourt. Zu gleichgültig? Das nicht. Ich habe Freundschaft für Sie, Herr Graf.

Der Graf. O nicht weiter in diesem Tone! Ich kann ihn nicht aushalten, gnädige Frau. Ich beschwöre Sie, gnädige Frau. — Wenn ich irgend einem andern Frauenzimmer ergeben bin, außer Ihnen, oder für irgend ein anderes leben will, als für Sie — —

Frau von Gercourt. Keine Betheurungen, mein Herr! Ich müßte die Männer nicht kennen. Sie reden alle in diesem Tone.

Der Graf. Das kann seyn, gnädige Frau; aber kein einziger —

Frau von Gercourt. So eifrig, so dienstfertig gegen die Frau Präsidentinn! — Ich muß es Ihnen nur sagen, mein Herr; es hat mich ver-

verdrossen; recht sehr verdrossen. Gegen eine Frau, die Sie kaum kannten.

Der Graf. Ey Madame! Hätten Sie mir nur einen einzigen Wink gegeben! Ich bin des Todes, wenn ich Ihnen nur den geringsten Verdruß darüber angemerkt habe.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette. Israel.

Henriette. Sie haben geklingelt, Ihro Gnaden?

Frau von Gercourt. Nein, Henriette. — Aber was soll das seyn? Warum läßt du mir den Menschen hereinkommen?

Israel. Etwas Schönes, Herr Graf! Etwas Kostbares! Eine Galanterie für die gnädige Frau! Etwas Wohlfeiles!

Der Graf. Was ists? —

Frau von Gercourt. Ich will es nicht, sage ich. — Henriette, so schafft mir doch den Menschen vom Halse! Ich bitt' Euch.

Henriette. Aber lassen Sie doch den Herrn Grafen nur ansehn! Er ist ein Liebhaber von Diamanten.

Israel

Israel (zum Grafen) Es ist ein Diamant. Ein sehr kostbarer Diamant. — In der ganzen Welt sehn Ihro Gnaden nicht wieder einen so kostbaren Diamant.

Graf. Laß sehen, Jude!

Frau von Gercourt. Was wollen Sie nun daran sehen, Herr Graf? Ich brauche ihn nicht. Ich versichre es Ihnen.

Graf. Er ist sehr schön. — Wie hoch hältst du ihn, Jude?

Israel. Das will ich dem Herrn Grafen sagen. Der Herr Graf kennt mich sehr gut. Der Herr Graf erinnert sich noch: In Metz! Ich war sehr bekannt in Metz. Bey dem Regimente in Metz.

Graf. Gut! Gut! Mach ein Ende!

Israel. Nu, so sag ich, Herr Graf; so wahr ich ein Jude bin, und so wahr mein Name ist Israel — Der Diamant ist werth seine dreytausend Reichsthaler. Aber weil ich hoffe, noch ferner zu handeln mit Ihro Gnaden, so will ich ihn lassen Ihro Gnaden für 1500 Reichsthaler.

Graf. Wie sagst du? Für funfzehn —

Israel. Für funfzehnhundert Reichsthaler. Nu! Ist das Geld? — Ich mach es hübsch mit dem Herrn Grafen. Ich habe ja schon so oft mit dem Herrn Grafen gehandelt.

Der Graf. In meinem Leben nicht, Jude.

Israel. Ey ja doch! In Metz! In Metz!

Frau von Gercourt. Ich sag es noch einmal, Herr Graf: Ich brauche ihn nicht.

Graf. Was meynst du denn, Henriette? Wäre das wirklich wohlfeil?

Henriette. Wirklich, gnädiger Herr.

Israel. Gesunden ist es. Spottwohlfeil ist es.

Graf. Warum nehmen Sie ihn denn nicht, gnädige Frau? —

Frau von Gercourt. Weil ich der Diamanten genug habe.

Graf. (vor sich) Ich merke etwas. — Finden Sie ihn denn nicht schön, gnädige Frau?

Frau von Gercourt. O ich hab ihn so genau nicht ansehen mögen. Man geräth nur in Versuchung, und — —

Der Graf. Betrachten Sie ihn! Mir scheint er ausnehmend viel Feuer zu haben —

Israel.

Israel. Nu ja! ja! Wie Ihro Gnaden sagen. Ausnehmend viel Feuer!

Der Graf. Und wenn er Ihnen gefällt, so müssen Sie sich nicht lange bedenken. Sie müssen ihn nehmen.

Frau von Gercourt. Er ist allerliebst. Aber — —

Der Graf. Aber vielleicht sind Sie eben jetzt nicht bey Gelde?

Frau von Gercourt. Nein, ich mag ihn nicht; will ihn nicht. Wozu brauchte ich ihn? Weg damit, Israel!

Der Graf. Wie, gnädige Frau? Eine so gute Gelegenheit wollten Sie aus den Händen lassen? — Hören Sie nur! Ich bezahle ihn, und Sie geben mir das Geld nach ihrer Bequemlichkeit wieder.

Frau von Gercourt. Nicht doch! Ich will niemanden schuldig seyn.

Der Graf. Aber doch mir? Nicht wahr? — Wo ist denn der Mensch, der niemanden schuldig wäre?

Frau von Gercourt. Weder Ihnen, Herr Graf, noch sonst jemand. — Es müßte denn etwa in Fällen seyn —

Der Graf. Kommen Sie! Nehmen Sie ihn! Wenn er Ihnen künftig nicht gefällt, so geben Sie mir ihn wieder; sonst bezahlen Sie mich nach ihrer Bequemlichkeit. Immer nehmen Sie ihn, gnädige Frau. — Du, Israel, geh und warte auf mich! Ich fahre wieder nach Hause, und will dich bezahlen.

Israel. Gut! Gut! Also behalten Ihro Gnaden den Diamant? —

Frau von Gercourt. Nun, weil der Herr Graf es so will. — Aber in Wahrheit, mein lieber Graf, ich weiß noch nicht, wann ich Sie werde wiederbezahlen können. Wir müssen noch weiter darüber sprechen.

Der Graf. Welche unnöthige Umstände! —

Israel. Herr Graf — Ihro Gnaden — Jüngferchen. — Ich empfehle mich Ihnen.

Der Graf. Warte, Israel! Warte auf mich!

Israel. Warum denn nicht? Ich will warten, Herr Graf.

Fünfter Auftritt.

Frau von Gercourt. Der Graf. Henriette.

Frau von Gercourt. (den Ring betrachtend) Sehr ſchön! In der That! Und ich glaube, für das Geld auch noch wohlfeil genug! Nur fürcht ich, Herr Graf — In Wahrheit, wenn Sie darüber in die geringſte Verlegenheit geriethen —

Der Graf. In gar keine, gnädige Frau! In gar keine! Ich ſchwöre es Ihnen.

Frau von Gercourt (indem ſie ihn von ſich hält, und ihn ſpielen läßt.) Findeſt du ihn nicht auch ſehr ſchön, Henriette?

Henriette. So ſchön, Ihro Gnaden, — ſo ſchön, — daß es unverantwortlich geweſen wäre, ihn fahren zu laſſen.

Frau von Gercourt. Ach mein Gott! Das iſt mir aber nicht eingefallen. Nun bedenke ichs erſt. Es iſt ſo gut, als ob der Ring gar nicht mein wäre; als ob ich ihn gar nicht hätte.

Der Graf. Wie das? Wie das?

Frau von Gercourt. Ich muß ihn hinlegen. Ich darf ihn wahrhaftig nicht ſehen laſſen.

Der Graf. Warum aber nicht? —

Frau von Gercourt. Mein Gemahl kennt alle meine Diamanten; und er giebt mir viel zu wenig, als daß ich mir solche Kostbarkeiten anschaffen könnte. Er weiß das nur mehr, als zu gut.

Der Graf. Verwünschter Umstand! — Was wollen Sie machen, gnädige Frau?

Frau von Gercourt. Ich bin in Verzweiflung darüber. Ich muß ihn wieder weggeben. Der Jude muß ihn wieder zurücknehmen.

Der Graf. Aber gnädige Frau — Ja beym Himmel! Ich habe. Das ist ein herrlicher Einfall. — Hören Sie, hören Sie nur! Der Jude muß ihn wirklich wieder zurücknehmen.

Frau von Gercourt. Nun? Und dann? —

Der Graf. Und dann muß er ihn an ihren Herrn Gemahl für hundert Louisd'or wieder verschachern. Hundert Louisd'or ist kein Geld; dafür kauft er ihn ganz gewiß, und wenn er ihn kauft, für wen wird er ihn sonst kaufen, als für seine Gemahlinn? — Was deucht Ihnen dazu?

Frau

Frau von Gercourt. Wirklich, Herr Graf; das geht, das geht! — Und ich bin Ihnen dann hundert Louisd'or weniger schuldig. Vortrefflicher Einfall!

Der Graf. Schnell, Henriette! Ruf sie uns den Juden wieder herein!

Frau von Gercourt. Sie entzücken mich, Graf. Bey meiner Treue! Ich wäre nie auf den Einfall gerathen.

Der Graf. Und glauben Sie noch, daß ich die Präsidentinn —

Frau von Gercourt (schlägt ihn mit dem Fächer) Gehn Sie! Gehn Sie! Ich denke nicht mehr daran.

Henriette. Herr Israel! —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Israel.

Der Graf. Komm, Israel! Du mußt uns einen Streich spielen helfen.

Israel. Ja, mein Herr Graf!

Der Graf. Du mußt den Ring hier wieder zurücknehmen.

Israel. Wieder zurücknehmen? Ich muß ihn wieder zurücknehmen?

Der Graf. Versteh mich doch nur! Du sollst ihn an den Herrn von Bercourt, an den Gemahl der gnädigen Frau, für hundert Louisd'or wieder verkaufen.

Israel. Für hundert Louisd'or? So einen kostbaren Diamant? — Kein ehrlicher Mann will ich seyn, wenn ich ihn lassen kann unter 1500 Reichsthaler.

Der Graf. Zum Henker! So höre doch nur! Du sollst sie ja haben, deine 1500 Reichsthaler. Du sollst nur dem Herrn von Bercourt den Ring für hundert Louisd'or zum Verkauf bieten.

Israel. Für hundert Louisd'or, mein Herr Graf? Sie scherzen mit mir. — Hundert Louisd'or sind ja keine 1500 Reichsthaler.

Der Graf. Nein, nein! Aber 500 Reichsthaler.

Israel. Nun ja! 500 Reichsthaler. Ich kann ihn nicht lassen den Ring für 500 Reichsthaler.

Der Graf. Element! Ueber den Juden! — Die übrigen tausend Thaler; die sollst du ja von mir haben, Rabbiner! Verstehst du?

Israel. Soll ich von Ihnen haben? Sie wollen den Ring zusammen kaufen?

Der Graf. Ja doch! Zusammen. Ich und der Herr von Bercourt zusammen.

Frau von Bercourt. Aber ums Himmels willen! Mein Gemahl muß das nicht wissen.

Israel. Er muß es nicht wissen, Ihro Gnaden? —

Der Graf. Nun, nein! Also höre nur, Jude! — Henriette führt dich zum Herrn von Bercourt hinein; Du bietest ihm den Ring zum Verkauf; Du forderst dafür 1500 Reichsthaler. — —

Israel. Ganz recht! 1500 Reichsthaler.

Der Graf. Will er ihn so hoch nicht nehmen, so läßt Du herunter, und immer herunter, bis auf 100 Louisd'or. Dafür nimmt er ihn ganz gewiß, und ich bezahle Dir denn das Uebrige.

Israel. Ich verstehs. Ich verstehs. —

Graf. Und da sagst Du ihm denn kein Wort weder von mir, noch von der gnädigen Frau.

Israel. Ich werde doch nicht — Ich bin ja kein Kind mehr, Herr Graf. Ich habe ja meinen Verstand.

Frau von Gercourt. Wart er nur, Israel. Henriette wird ihn schon zu ihm bringen.

Israel. Nun gut! Nun gut! — (geht ab.)

Henriette. Ich glaube, da kömmt der gnädige Herr.

Frau von Gercourt. Meine Kutsche, Henriette! Sie hält doch noch vor der Gartenthüre? Nicht wahr?

Henriette (hinausstehend) Er ists, Ihro Gnaden. Er ists. — Nur hinaus!

Frau von Gercourt. Geschwinde, Herr Graf! Er weiß nicht, daß ich besuchen gefahren bin. Er wird gewiß hier herein kommen. — (Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Herr von Gercourt. Henriette.

Herr von Gercourt (mit Papieren in der Hand) Wo ist denn deine Frau, Henriette? Ich glaubte, daß ich sie hier antreffen würde.

Henriette,

Henriette. Gnädiger Herr, ſie iſt nur eben zur Gartenthüre hinaus. Sie iſt beſuchen gefahren.

Herr von Gercourt (ſetzt ſich und lieſt in ſeinen Papieren.) Kommt ſie denn zum Abendeſſen wieder?

Henriette. Ganz gewiß; denn ſie beſchwerte ſich nur noch dieſen Morgen, daß ſie Sie faſt gar nicht zu ſehn bekäme.

Herr von Gercourt (leſend) Ja, ja! Das ſieht ihr ſchon ähnlich. — Ich will indeſſen doch heute zu Hauſe eſſen.

Henriette. Da werden Sie ihr ein großes Vergnügen machen. — —

Herr von Gercourt. Haſt Du hier nicht ein Schreibezeug, Henriette?

Henriette (giebt ihm eines) O ja, gnädiger Herr.

Herr von Gercourt (verſucht zu ſchreiben.) Stumpfe Federn und dicke Dinte! — Es gehört einem Frauenzimmer; man ſiehts ſchon — Höre doch! Rufe mir meinen Kaßier herein, oder Mr. le Noir! Wer zuerſt da iſt.

Henriette. Sie ſind beyde nicht da.

Herr von Gercourt. Beyde nicht? Es ist kein Mensch in der Schreibstube?

Henriette. Sie sind in der Komödie, gnädiger Herr. Die gnädige Frau hat ihnen ihre Loge gegeben.

Herr von Gercourt (schreibend) Schön! Schön! Handlungsdiener gehören auch in die Komödie, in die Loge! — Aber ich weiß es lange, wie das zusammenhängt. Ihro Gnaden haben in ihrem Leben kein Geld; der Kassier muß Ihnen jedes Quartälchen vorschießen; und zur Erkenntlichkeit — —

Henriette. Geld hat sie wirklich nicht, gnädiger Herr; da haben Sie Recht. Sonst hätte die gnädige Frau heute einen herrlichen Kauf thun können: aber ich habe ihr nicht einmal davon sagen mögen.

Herr von Gercourt (immer schreibend) Wohl gethan, Henriette! Ein rechtschaffenes Kammermädchen sollte alle die kleinen Verkäufer, Juden und Christen, zum Henker jagen. Sie zwacken nur den Frauen ihr Geld ab, und ruiniren sie.

Henriette. O, das thu ich auch immer, gnädiger Herr. — Wenn Sie indessen einmal ansehen wollten — — ,

Herr von Gercourt. Ich bin eben so wenig bey Gelde, Jungfer, als ihre Frau. Daß sies nur weiß!

Henriette. Wenn gleich! Ich will meinen Mann immer herein holen.

Herr von Gercourt. Nicht doch! Nicht doch! Wozu denn? (Henriette geht ab, und kömmt mit Israel wieder herein.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Israel.

Israel. Ihr unterthäniger Diener, gnädiger Herr.

Herr von Gercourt. Ein Jude? Was soll das seyn, Henriette? Warum läßt Du mir da den Juden herein?

Israel. Ich bringe dem gnädigen Herrn einen Diamant, einen sehr kostbaren Diamant.

Herr von Gercourt. Weg damit! Weg!

Israel. Geruhen der gnädige Herr nur einmal anzusehen.

Herr

Herr von Gercourt (schreibend) Ich will aber nicht, sag ich.

Israel. Ich bring ihn vor allen andern hieher zu dem gnädigen Herrn; denn ich gönne ihn keinem lieber, als dem gnädigen Herrn: er ist seine dreytausend Thaler werth, und ich lasse ihn für 1500 Reichsthaler.

Herr von Gercourt. Wenn er das ganze Geld werth wäre, so würde man ihn nicht fürs halbe lassen.

Israel. Das ist wahr; da sagen der gnädige Herr sehr wahr: aber was thut der Mensch nicht aus Noth? Es geschicht aus Noth, daß der Ring verkauft wird fürs halbe Geld.

Herr von Gercourt. Laßt mich zufrieden!

Henriette. Aber so sehn Sie ihn doch an, gnädiger Herr.

Herr von Gercourt (ihn ansehend) Nun denn! — Er ist schön, aber ich will ihn nicht haben. Und damit ein Ende! (Er legt den Ring auf den Tisch, und fährt fort zu schreiben.)

Israel. Ein Gebot! Thun Sie nur ein Gebot, gnädiger Herr! Was wollen Sie geben?

Herr von Gercourt (indem der Jude ſich dichte an ihn buckt, ſchreyt er ihm laut ins Ohr, daß er zurück prallt.) Nichts, Jude!

Iſrael. Nichts? Das iſt ihr Spaß, gnädiger Herr. — Sie müſſen nur die Gnade haben, ihn anzuſehen. Ich kann ja auch noch weniger fordern. Ich laſſe mich handeln. Ich geb ihn für 250 Louisd'or.

Henriette. Hören Sie wohl? Das iſt wirklich kein Geld.

Herr von Gercourt. Aber was meynſt Du denn, daß ich damit anfangen ſoll?

Henriette. Ihn der gnädigen Frau zu ihrem Namenstage ſchenken.

Herr von Gercourt. Ach was? Sie hat der Steinchen genug.

Henriette. Aber gewiß noch keinen ſo ſchönen.

Iſrael (ihm den Ring vorhaltend) Ich will ihn verkaufen für 200 Louisd'or. Nu! — Ich verliere wahrhaftig mein eigen Geld daran. Weiß Gott!

Herr von Gercourt. Kurz und gut! Ich gebe Dir 100 Louisd'or. Und mehr keinen Pfennig.

Israel. Ah, gnädiger Herr! So einen Stein für 100 Louisd'or! — Ich hab ihn ja nicht gestohlen. Ich kanns wohl sagen.

Herr von Gercourt. So schier dich deiner Wege, Jude! Ich gebe nicht mehr.

Israel. Der gnädige Herr sollen mir geben hundert und funfzig. — Er ist werth seine dreytausend Reichsthaler.

Herr von Gercourt. Keinen Pfennig mehr, sag' ich.

Israel. Sie wollen mir nicht geben hundert und funfzig Louisd'or?

Herr von Gercourt. Geh zum Henker mit deinem Ringe!

Israel. Nu, gnädiger Herr! Da! (ihn auf den Tisch legend) Was will ich machen? Ich brauche Geld. — Ich wünsche, daß Ihnen der liebe Gott so viel Segen damit gebe, als ich dabey verliere. Nehmen Sie hin!

Henriette (ihn besehend) Der allerliebste Stein! — Wird nicht die gnädige Frau eine Freude haben!

Herr

Herr von Gercourt. O ja! ja! Ich werde ihr noch oben drauf gute Worte geben müssen, daß sie ihn annimmt.

Henriette. Nein gewiß! Sie hat ein so liebreiches Herz.

Herr von Gercourt. Ein so liebreiches Herz! — (Er hat indeß einen Zettel geschrieben.) Da, Jude, ist ein Zettel auf hundert Louisd'or. Du darfst nur warten, bis mein Kaßier wieder zurückkömmt.

Israel. Wenn der gnädige Herr noch sonst was zu befehlen haben: ich bin den Augenblick bey der Hand. Ich empfehle mich dem gnädigen Herrn zu Gnaden.

Herr von Gercourt. Geh nur! Geh nur! —

Neunter Auftritt.

Herr von Gercourt. Herr von Mirvault. Champagne.

Champagne (anmeldend) Der Herr von Mirvault, gnädiger Herr!

Herr von Gercourt. Mein Bruder? (aufstehend) Das ist ja ganz unerwartet. Um diese Zeit? —

Herr von Mirvault. Ja, mein lieber Bruder. Ich habe Dir eine Neuigkeit zu berichten, an der Du hoffentlich Theil nehmen wirst. Ich verheyrathe meine Tochter.

Herr von Gercourt. Ey! ey! — Nimm doch Platz! Nimm doch Platz! — (Sie setzen sich) Deine Tochter? An wen?

Herr von Mirvault. Die Parthie ist sehr anständig, mein lieber Bruder.

Herr von Gercourt. Ganz gewiß an den Schatzmeister von — —

Herr von Mirvault. An keinen Schatzmeister. Es ist ein Oberster.

Herr von Gercourt. Ein Oberster? —

Herr von Mirvault. Oder wenigstens ist Ihm die Oberstenstelle versprochen. Es ist ein Mann von großem Stande und von Verdiensten.

Herr von Gercourt. Der Henker! —

Herr von Mirvault. Meine Tochter wird bey Hofe erscheinen, und alle Vorrechte des hohen Adels erhalten.

Herr von Gercourt. Und Du und deine Frau! Ihr erhaltet? —

Herr von Mirvault. Das Vergnügen, unſre Tochter gut anzubringen.

Herr von Gercourt. Ja, ja! Das iſt ein großes Glück, das ihr da macht. — Iſt er denn reich, euer Schwiegerſohn?

Herr von Mirvault. Jetzt noch nicht; aber inskünftige — — wenn einmal ein Paar alte Anverwandte ſo höflich wären, zu ſterben — —

Herr von Gercourt. Kurz und gut: die Parthie ſteht euch an, und ihr ſeyd beyde zufrieden.

Herr von Mirvault. Das ſind wir, Bruder. — Ich wollt es doch auch gerne deiner Gemahlinn melden. Wo finde ich ſie?

Herr von Gercourt. Sie iſt eben ausgefahren; aber ich wills ihr ſchon ſagen. — Wie heißt denn der Oberſter?

Herr von Mirvault. Hält ich Dir das noch nicht geſagt? Es iſt der Marquis von Ferville, den Du wohl kennen wirſt.

Herr von Gercourt. Recht gut! Recht gut!

Herr von Mirvault. Und da ſiehſt Du nun wohl — —

Herr von Gercourt. Allerdings! Es ist nichts dabey einzuwenden.

Herr von Mirvault. Desto besser, wenn Du zufrieden bist! — (aufstehend) Aber Du mußt mich entschuldigen, Bruder. Ich habe noch so vieles zu besorgen und einzukaufen — Stoffe, Spitzen, Diamanten —

Herr von Gercourt. Diamanten? — O höre doch, Bruder! Du verstehst Dich auf Diamanten?

Herr von Mirvault. Wenigstens schmeichle ich mir's.

Herr von Gercourt. Ich habe da nur eben einen gekauft. Ich bin so dazu gekommen, ich weiß selbst nicht recht, wie? — Was meynst Du wohl etwa, daß ich gegeben habe?

Herr von Mirvault (ihn betrachtend) Schön! Außerordentlich schön! — Du hast dafür gegeben — Warte nur, Bruder! — Dreytausend Reichsthaler.

Herr von Gercourt. Nein doch? In der That?

Herr von Mirvault. Aufs allerwenigste Drittehalbtausend.

Herr

Herr von Gercourt. Nein, da weiß ich besser zu handeln. Herunter, mein lieber Bruder!

Herr von Mirvault. Noch weniger? — Aber doch unter Zweytausend gewiß nicht?

Herr von Gercourt. Unter zweytausend. Weitunter!

Herr von Mirvault. Funfzehnhundert? Dafür wär er gefunden.

Herr von Gercourt (voll Selbstzufriedenheit) Hundert Louisd'or hab ich gegeben, und keinen Heller mehr.

Herr von Mirvault. Ey das ist unglaublich. Für so einen herrlichen Ring so ein Spottgeld? —

Herr von Gercourt. Wie ich Dir sage.

Herr von Mirvault. Höre nur, lieber Bruder! Den Ring mußt Du mir lassen. Ich wüßte wahrhaftig nicht, wozu Du ihn brauchen könntest?

Herr von Gercourt. Wenn Du meynst — Ich hatt ihn für meine Frau gekauft.

Herr von Mirvault. Als wenn die nicht schon Steine genug hätte! Du erzeigst mir den größten Freundschaftsdienst von der Welt.

Herr von Gercourt. Gut! Gut! Was denkst Du denn etwa zu geben? — Du hast ihn vorhin dreytausend Thaler geschätzt.

Herr von Mirvault. Und Du willst so brüderlich handeln, mir ihn dafür abzutreten?

Herr von Gercourt. Pfuy doch! Pfuy! Ich bin ja kein solcher Geizhals, kein solcher Knicker. — Nein, ich denke, da ich doch meiner Nichte zu ihrer Hochzeit ein Geschenk machen muß — —

Herr von Mirvault. Ihr den Diamant zu schenken!

Herr von Gercourt. Warum nicht? Wenn Du mir meine hundert Louisd'or wieder herausgiebst —

Herr von Mirvault. Aber was hättest Du ihr da geschenkt, Bruder? So viel, als nichts.

Herr von Gercourt. Als nichts? — Dreytausend Reichsthaler macht 600 Louisd'or; davon hundert ab, bleiben noch 500: und die sind bey Dir nichts?

Herr von Mirvault. Du hast deinen Scherz mit mir, Bruder.

Herr von Gercourt. Ich scherze niemals in Geldsachen.

Herr

Herr von Mirvault. Aber Du ſchenkeſt im Scherze — Ich ſehe wohl, daß ich nur zuſchlagen muß.

Herr von Gercourt. Nun da, Bruder! Nimm hin! — Die hundert Louisd'or kannſt Du mir nach deiner vollen Bequemlichkeit wiedergeben; — nur daß ich ſie morgen Vormittags habe!

Herr von Mirvault. Ja doch! ja! Lebe wohl!

Herr von Gercourt (ihm nachrufend) Meine Empfehlung zu Hauſe! — (allein) Da war in einem Huy ein Geſchäfte gemacht. Ich ſpare mein Geld, und ſpare zugleich die Sorge, die man beym Wählen und Ausſuchen hat. Nun kann ſie heyrathen, wanns ihr beliebt. Was geht es mich weiter an?

Zehnter Auftritt.

Herr von Gercourt (die ganze Scene durch ſchreibend.)

Frau von Gercourt.

Frau von Gercourt. Wie, Herr von Gercourt? Sie hier?

Herr von Gercourt. Ich suchte Sie, Madame, und da ich Sie nicht fand, blieb ich da. Ich hatte eben zu arbeiten.

Frau von Gercourt. Nun, das ist doch einmal recht artig. Ich war schon ganz böse, daß ich Sie immer nur auf ein Augenblickchen zu sehn bekäme.

Herr von Gercourt. So? In der That? — Das ist bey meiner Treue etwas ganz neues.

Frau von Gercourt. Wie denn das? Was wollen Sie sagen, mein Kind? Sie reden, als wenn Sie die gleichgültigste Frau hätten; und doch wissen Sie nur zu wohl — —

Herr von Gercourt. Ich? — Ganz und gar nicht, Madame.

Frau von Gercourt. O so lassen Sie doch ihr Geschreibe da seyn! Ich bitte Sie.

Herr von Gercourt. Wenn ich Ihnen beschwerlich bin, so gehe ich in ein anderes Zimmer.

Frau von Gercourt. Eine hübsche Antwort, wahrhaftig! Ich sage Ihnen so viel Zärtliches vor, und Sie —

Herr von Gercourt. Zärtliches! Zärtliches! — Mir ist wahrhaftig an meiner Schreiberey hier mehr, als an aller Zärtlichkeit gelegen. Ich muß sammeln, Madame, damit Sie wieder zerstreuen können.

Frau von Gercourt. Alles zu seiner Zeit, Herr von Gercourt! Antworten Sie doch! Ist hier niemand bey Ihnen gewesen?

Herr von Gercourt. Kein Mensch — ausser mein Bruder. Er war vor Freuden ganz ausser sich. Er verheyrathet seine Tochter. —

Frau von Gercourt. Meinetwegen!

Herr von Gercourt. An den Marquis von Ferville.

Frau von Gercourt. Ey sieh doch! An einen Marquis? Das hat gewiß die hochmüthige Närrinn, meine Frau Schwägerinn, angegeben.

Herr von Gercourt. Und weil er Sie eben nicht fand, so sollte ichs Ihnen sagen. Das hab' ich gethan.

Frau von Gercourt. Viel Glück dazu! — Aber Sie haben ja sonst noch jemand gesehen?

Herr von Gercourt. Niemand! Niemand! — Ich habe zu thun, Madame.

Frau von Gercourt. Es ist sonderbar, Herr von Gercourt, daß Sie mich besuchen, und sich doch gar nicht mit mir abgeben wollen. Wie kann ich denn mit Ihnen reden, wenn Sie da immer über ihren Papieren sitzen? — Ich hörte ja, es wäre noch sonst jemand da gewesen.

Herr von Gercourt. (ungeduldig) Keine lebendige Christenseele!

Frau von Gercourt. Wer denn? —

Herr von Gercourt. Ein Jude, Madame! — Auf der Tortur kann man nicht ärger fragen.

Frau von Gercourt. Ein Jude? Ein Jude? — Ach mein Engel! (ihn liebkosend) Sie haben mir gewiß etwas recht hübsches gekauft: Weisen Sie, weisen Sie doch! — Sie haben sich erinnert, daß Sie mir lange nichts mehr geschenkt hätten. Und was lange währt, das wird gut. — Was ist es? Was ist es?

Herr von Gercourt (immer schreibend) Es war ein Diamantring.

Frau von Gercourt. Den Sie für mich kauften? Für mich?

Herr von Gercourt. Ja, Madame.

Frau von Gercourt. O so lassen Sie doch endlich Ihr Schreiben! Wo ist er? Zeigen Sie mir! Es ist gewiß ein recht schöner.

Herr von Gercourt. Ganz außerordentlich schön.

Frau von Gercourt. Und Sie sind so unbarmherzig, so grausam — —

Herr von Gercourt. Hören Sie mich erst an, Madame!

Frau von Gercourt. Was soll ich anhören? — Den Ring! Den Ring, mein Engel!

Herr von Gercourt. Je zum Henker! So lassen Sie mich Ihnen nur erst bedeuten — —

Frau von Gercourt. Bedeuten! Mit ihrem Bedeuten! — Den Diamant her!

Herr von Gercourt. Geduld, gnädige Frau. — (Er legt die Feder nieder.) Sie müssen wissen, ich habe den herrlichsten Handel von der Welt getroffen. Mein Bruder hat den Ring dreytausend Thaler an Werth geschätzt.

Frau von Gercourt. Das wäre! Muß er nicht schön seyn?

Herr von Gercourt. Ja, wie gesagt, unvergleichlich! Und ich; ich habe ihn weggehascht — Rathen Sie einmal, wofür? — Für 500 Reichsthaler.

Frau von Gercourt. Ums Himmels willen! Lassen Sie mich sehen, mein Schatz!

Herr von Gercourt. Das Beste kömmt erst, Madame. Er gefiel meinem Bruder so wohl — so wohl, daß er ihn gerne für seine Tochter gehabt hätte.

Frau von Gercourt. Ich erschrecke ganz. — Und Sie gaben ihn ihrem Bruder?

Herr von Gercourt. Ey, daß ich kein Narre gewesen wäre!

Frau von Gercourt. Bravo, bravo, mein Liebster! Sie sahn vorher, wie sehr ich mich dazu freuen würde. — O, das verdient einen Kuß.

Herr von Gercourt. Sie machen sich Ungelegenheit, gnädige Frau. Nur weiter gehört! — Er wollte, daß ich ihn für die 100 Louisd'or ihm wieder abtreten sollte.

Frau von Gercourt. Aber Sie werden doch nicht — —

Herr von Gercourt. Ey nicht doch! nicht doch! Was wäre denn dabey herausgekommen? — Höre nur Bruder! fieng ich ganz trocken an, ich muß doch deiner Tochter zu ihrer Heyrath ein hübsches Geschenk machen —

Frau von Gercourt. Wie?

Herr von Gercourt. Du hast den Diamant 3000 Thaler geschätzt; wenn ich Dir ihn für 100 Louisd'or lasse, so bleiben noch zweytausend fünfhundert übrig: und mit diesen — —

Frau von Gercourt. Ich erstaune. Also gaben Sie ihm den Ring?

Herr von Gercourt. Allerdings! Konnt' ich wohlfeiler abkommen? Meine hundert Louisd'or, die giebt er mir wieder.

Frau von Gercourt. Gehn Sie! Gehn Sie! Das ist so eine abscheuliche Niederträchtigkeit, als ich in meinem Leben eine gesehen habe.

Herr von Gercourt. Da höre man nun! — Aber so sind die Weiber. Sie haben keinen Begriff von Geschäfften.

Frau von Gercourt. Wenn Sie wohlfeil dazu kamen; sollte nicht Ihre Gemahlinn das erste Recht darauf haben?

Herr von Gercourt. Aber bedenken Sie doch, Madame! Ich mache ein Geschenk von zweytausend fünfhundert Reichsthaler, und es kostet mich keinen blutigen Heller!

Frau von Gercourt (in vollem Zorn umhergehend.) Ja, ich bedenke, — ich bedenke, daß Sie gar nicht wissen, was das heißt, ihrer Frau ein Vergnügen zu machen; daß Sie es niemals gewußt haben; nein, niemals, mein Herr; und daß ich eine Närrinn war, es mir nur einfallen zu lassen.

Herr von Gercourt. Aber — —

Frau von Gercourt. Schweigen Sie! Ich will davon nichts mehr hören. Es ist abscheulich — abscheulich!

Herr von Gercourt (nimmt seine Papiere zusammen) Wenn ich hier keine Ruhe haben kann, so muß ich sie anderswo suchen. — Ich hatte mir vorgenommen, mit Ihnen zu Nacht zu essen; ich empfehle mich Ihnen, Madame.

Frau von Gercourt. Glück auf den Weg, mein Herr! Gehn Sie! — (allein) So sind sie alle, die Männer. Filze sind es. Bären sind es. Und dann wollen Sie doch daß wir Sie lieben sollen.

Eilfter Auftritt.

Frau von Gercourt. Der Graf.

Der Graf. Wie ists, gnädige Frau? Ich brenne vor Neubegierde. Ist der Handel gut abgelaufen?

Frau von Gercourt (in einem trocknen Tone) Ganz vortreflich, mein Herr.

Der Graf. O bravo! Ich bin entzückt darüber.

Frau v. Gercourt. Sie haben den herrlichsten Einfall von der Welt gehabt; Sie können sich Glück dazu wünschen. — Mein Mann hat den Ring gekauft, und ihn in eben dem Augenblicke wieder verkauft.

Der Graf. Ist es möglich? An wen?

Frau von Gercourt. An seinen Bruder, mein Herr.

Der Graf. An den Herrn von Mirvault? —

Frau von Gercourt. Ja doch! ja! Soll ichs Ihnen tausendmal sagen? — Das ist nun aus ihren weisen Anschlägen herausgekommen.

Der Graf. Aber ich dachte, gnädige Frau —

Frau von Gercourt. Ich dachte! Ich dachte! Sie hätten mich selbst sollen machen lassen. Aber da haben die Herren immer so viel Verstand, so viel Witz! — Sie werden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mich allein lassen, Herr Graf.

Der Graf. Reden Sie im Ernst, gnädige Frau?

Frau von Gercourt. Im Ernst! Im völligen Ernst!

Der Graf. Aber ich hoffe, Sie werden morgen —

Frau von Gercourt. Weder morgen, noch jemals, werde ich anders reden. — (abgehend) Ich will Sie nicht wieder sehen, mein Herr.

Der Graf (allein) Welche Begegnung! Ich bin wie vom Himmel gefallen. — Was fehlt der Frau? Was will sie von mir? — Weil ich um ihretwillen mein Geld verliere; darum will sie mich nun nicht wieder sehen? — Eine schöne

Ent-

Entdeckung, die ich da mache! Wahrhaftig! — Alſo iſts ihr mehr um mein Geſchenk, als um meine Geſinnung zu thun? — O, ich muß ihr nach, und wo ſie ſich nicht anders erklärt — —

Zwölfter Auftritt.

Der Graf. Iſrael.

Iſrael (im Hereintreten) Verwünſcht ſoll der Kaſſier ſeyn! Wie ein Narr muß ich warten. — — Ah! ah! Sind ſie da, Ihro Gnaden? Ich habs gemacht, wie Sie befohlen haben. Sehr gut hab' ichs gemacht.

Der Graf. Machs noch beſſer, Jude, und hänge dich! Denn der Ring iſt zum Teufel.

Iſrael (erſchrocken) Wie? Wie? —

Der Graf. Sieh, daß du deine hundert Louisd'or kriegſt, und geh dann ſelber zum Teufel! — Der Herr von Mirvault hat ihn. Der Bruder des Herrn von Gercourt hat ihn.

Iſrael (ihn am Rocke haltend) Mein Herr Graf! Mein Herr Graf! —

Der Graf. Geh, sag ich, oder — —

Israel (allein) O weh! Wie geschicht mir? Ich bin ein unglücklicher Mann. — Soll ich gehn? Soll ich zum Teufel gehn? — Erst mein Geld! Meine Bezahlung! Meine tausend Reichsthaler!

Dreyzehnter Auftritt.

Israel. Henriette.

Henriette. Nun, Herr Israel? Nun? Mein Profitchen?

Israel. Ich soll zum Teufel gehn. Zum Teufel bin ich gewiesen.

Henriette. Ey, warum denn? Was fehlt ihm?

Israel. Er ist verschachert, der Ring; er ist fort. Der Herr von Gercourt hat ihn an seinen Bruder verschachert. — Nun heißt der Graf mich zum Teufel gehn: Nun will er mir nicht halten sein Wort: Ich bin ein unglücklicher Mann.

Henriette (hält ihn auf, da er fort will) Wart' er doch! Sag' er mir doch! — Verschachert wäre der Ring?

Israel

Iſrael. Ja verſchachert! verſchachert! An Herrn von Mirvault verſchachert!

Henriette. Hahahaha! — Die arme gnädige Frau!

Iſrael. Wie? Sie lacht noch, Sie — —

Henriette. Der arme Herr Graf von Tournont! — Hahahaha!

Iſrael. Pfuy ſie an! Pfuy, daß ſie lacht!

Henriette. Und ach! Der arme Herr Iſrael! Wie will der nun zu ſeinem Gelde kommen? — Hahahaha!

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Iſrael (auf ihn zulaufend) Gnädiger Herr Graf! Gnädiger Herr Graf!

Der Graf. Was willſt Du, Jude? Deine Bezahlung? Ich habe ſie Dir auf meine Ehre verſprochen. Das iſt Dir genug. Gieb Dich zufrieden! (Iſrael küßt ihm den Rock) — — Das Geld würde mich reuen, wenn ich nicht eine Lehre damit erkaufte, die mir vielleicht zehnmal ſo viel

ersparen wird. Wer weiß, was ich noch an diese Dame, und an andre verschwendet hätte? — Empfehle sie mich ihrer Frau, Henriette! Sage sie ihr, daß ich ihrem wiederholten Befehle gehorche, und daß ich sie niemals wieder sehe. — Und du, Israel! Folge mir, und nimm dein Geld in Empfang. Ich fahre nach Hause.

Henriette (allein) Wie? Was ist das? — — Der Graf geht fort? Der Jude geht fort? Meine Profitchen und meine Trinkgelder gehn fort? — (zum Parterre) Ach meine Herren! Wer unter ihnen ein Aemtchen hat, bey dem die Accidenzien das Beste sind, der wird mich gewiß bedauren.

Ende des Lustspiels.

Briefe

über die

Thiere

und den

Menschen.

Aus dem Französischen.

Von Mr. le Roi, Lieutenant des chasses de Versailles. mort en 1789.

Leipzig,

in der Dyckischen Buchhandlung

1775.

17 880

An den

jüngern Herrn Reichsgrafen

Karl Heinrich

von Schönburg-Wechselburg.

Das Buch, theurſter Herr Graf, das ich Ihnen zu überreichen die Ehre habe, wird Ihrer Aufmerkſamkeit nicht ganz unwürdig ſeyn. Der Verfaſſer philoſophirt darinn über die Seelen der Thiere, nach einigen über ſie angeſtellten Beobachtungen: und wenn auch

seine Philosophie nicht die gründlichste wäre, so könnten doch noch immer seine Beobachtungen sehr wahr und sehr angenehm seyn. Zwar, da sie lauter gemeine und inländische Thierarten betreffen, so könnte man vermuthen, daß ihnen das größte Verdienst, der Reiz der Neuheit, fehlen müßte; aber auch die Natur um uns her hat noch immer ihre unbeobachteten Seiten, und man darf nicht erst in fremde Welttheile wandern, um neue Geheimnisse zu erfahren. Ueberdieß ist nicht alles, was dem Namen nach bekannt ist, auch seiner Natur nach bekannt. Die äußre Gestalt abgerechnet, möchte vielen das gemeinste europäische Thier

eben

eben ſo fremd ſeyn, als das fremdeſte in Amerika; ja mancher möchte die Eigenſchaften des Bibers immer noch beſſer, als die Eigenſchaften des Fuchſes, kennen. Es iſt unglaublich, wie viel Kenntniſſe und Vergnügungen die Bewohner unſrer Städte entbehren, weil ſie ſich ſo ſelten aus ihrer gezaubten großen Welt, wo der Kreis von Ideen ſo enge iſt, in die wirkliche große Welt begeben, wo ſich dieſer Kreis zu einem ſo unermeßlichen Umfang ausdehnt.

Indeſſen möchte ich doch den Werth dieſes Buchs nicht ſo ganz ausſchließend auf die Beobachtungen einſchränken. Ich bin zwar freylich

lich selbst mit der Philosophie des Verfassers sehr unzufrieden; ich könnte ihm selbst, besonders in Absicht der Briefe über den Menschen, beweisen, daß er hie und da bloß den Compilator gemacht, der aus neuern Philosophen, und besonders aus Condillac, Büffon und Helvetius Stellen zusammengetragen, die oft wenig oder gar keinen Zusammenhang geben; ich könnte ihm selbst, wenn ich nur einige gründlichere Philosophen unter den Deutschen aufschlüge, die Unzulänglichkeit und zum Theil auch die völlige Unrichtigkeit seiner Philosophie ganz deutlich darthun: aber bey alle dem, glaube ich, hat sein Buch auch für den Philosophen

einigen

einigen Werth, und kann mit Nutzen geleſen werden. — Laſſen Sie ſehen, theurſter Herr Graf, in wie ferne Sie hierinn mit mir einig ſind.

Ein gutes Buch, denke ich, iſt nicht immer das, das viel Wahrheit enthält. Es kann ein ganz falſches Syſtem von Gedanken vortragen; es kann in allen ſeinen Grundſätzen wankend und ungewiß, und dennoch ein gutes, ja ein vortreffliches Buch ſeyn. Die Wahrheit kann eben durch den Scharfſinn, womit ſie beſtritten worden, ihr glänzendſtes Licht erhalten; die Materie kann von neuen Seiten

gefaßt; es können in ihr oder in andern verwandten Materien neue Aussichten geöffnet seyn, die bisher nicht genug waren gekannt oder beachtet worden. Der Verfasser kann einen Weg gegangen seyn, der das Ziel zwar vorbey, aber so nahe vorbeyführt, daß sich der Folgende nur etwas mehr zur Rechten oder zur Linken halten darf, um es zu treffen. Er kann durch den üblen Erfolg seiner äußersten Anstrengung, die ihn noch so weit diesseits des zu erreichenden Punktes ließ, eine Grenze unsres Verstandes angewiesen, und uns also eben dadurch, daß er uns nichts lehrte, sehr viel gelehrt haben. Er kann noch überdem in der Entwickelung

seiner

seiner Ideen mit einer so eignen Kunst verfahren seyn, kann in seinen Vortrag so viel Leben und Feuer gebracht haben, daß wir bey jeder neuen Durchlesung seines Buchs unsern eignen Scharfsinn erhöht und unser eignes Feuer erweckt fühlen. — Die Gegner eines Rousseau und eines Hume sind vielleicht eben diesen, so paradoxen und so vortrefflichen, Schriftstellern alle ihre gründlichsten Ideen und ihre beredtesten Stellen schuldig.

Ich weiß sehr wohl, daß ich hier etwas mehr sage, als ich anwenden kann. Aber wenn nur unser Verfasser das Eine oder das Andre geleistet;

leiſtet; wenn er nur dieſe oder jene Seite ſeiner Materie in ein neues Licht geſtellt, nur dieſe oder jene Bemerkung eingeſtreut hat, bey der ein philoſophiſcher Leſer das Buch aus der Hand wirft und ſelbſt denkt; ſo kann ſchon immer die Wahrheit und der Freund der Wahrheit bey ihm gewinnen. Dieſes, denke ich, wird hier wirklich der Fall ſeyn; und ſo verſpreche ich mir, wegen der Mühe, die ich an die Durchſicht dieſer Ueberſetzung gewandt, und womit ich ſie hie und da ziemlich herumgeworfen habe, nicht nur Ihren Beyfall, mein theuerſter Herr Graf, ſondern auch den Beyfall meiner übrigen Leſer.

Den

Den Ihrigen, weiß ich, würde mir ohnedieß schon ihre Freundschaft versichern. Sie würden ein Buch, das Sie aus meiner Hand erhielten, schon mit dem Vorsatze lesen, einiges Gute darinn zu finden: und so würden sie es ganz gewiß darinn finden, gesetzt auch, daß Sie es selbst erst hinein tragen sollten. Erlauben Sie mir, theurster Herr Graf, daß ich mich bey dieser Gelegenheit meiner Verbindung mit Ihnen rühme, und zugleich Ihren Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Ich kann das eine nicht thun, ohne auch das andere zu thun: denn weder Ihre hohe Geburt, noch alle damit verbundenen Vorzüge sind es, die

mich

mich auf den Besitz Ihrer Gewogenheit stolz machen; es sind die edlen und liebenswürdigen Eigenschaften Ihres Charakters, wodurch Sie jene zufälligen Vorzüge so sehr verdient und erhöht haben. Wie glücklich würde das Vaterland seyn, wenn alle, die durch ihre Geburt, ihre Reichthümer und ihre Verbindungen zu den höchsten und wichtigsten Ehrenstellen darinn berufen werden, sich so zum Dienste desselben vorbereiteten, wie Sie! wenn alle eben so frey von Stolz und Vorurtheilen, mit gleichem Ernst nach dem Besitze der wahren innern Vollkommenheiten des Geistes und Herzens strebten, ohne die Stand und Reichthümer,

thümer, dieſe beyden großen Mittel zur Erhöhung unſres Werthes, eher zum Vorwurf als zur Ehre gereichen! Fahren Sie fort, theurſter Herr Graf, durch Ihren eifrigſten Fleiß in den Wiſſenſchaften, durch die ſorgfältigſte Ausbildung aller Fähigkeiten Ihrer Seele, durch die ſanfteſten und liebenswürdigſten Sitten, die Hoffnungen Ihres hohen Hauſes und des Vaterlandes zu erfüllen, und die Bemühungen der zärtlichſten Eltern und des würdigſten Oheimes zu belohnen. Aber fahren Sie auch fort, einem Freunde Ihre Gewogenheit zu ſchenken, der an Ihrer Bildung einigen geringen Antheil gehabt, und

der

der unaufhörlich die mannichfaltigen Proben der Freundschaft, deren Sie ihn gewürdigt, mit dem dankbarsten Herzen erkennen wird.

Leipzig, den 12ten Oktober 1774.

D. H.

Briefe

über die Thiere.

Erſter Brief.

Mein Herr!

Unſer gemeinſchaftlicher Freund *** ſchrieb mir neulich von Paris, daß er meiner Verſuche über die Naturgeſchichte der Thiere gegen Sie erwähnt und Ihnen in meinem Namen die Mittheilung derſelben verſprochen hätte. Er behauptet jetzt, daß ich verbunden ſey, ſein gegebenes Wort zu erfüllen; allein ich fürchte ſehr, daß er mit ſeinem Verſprechen eine kleine Unvorſichtigkeit begangen habe. Meine Beobachtungen betreffen keine ſeltnen, keine unbekannten Thiere: es war vielmehr meinem vorgeſetzten Endzwecke gemäs, daß ich ſie gerade über die gemeinſten und bekannteſten anſtellen mußte, die man alle Tage vor Augen haben kann. Sie müſſen ſich daher keine ſo anziehende Geſchichte von mir verſprechen, als uns neulich Herr Steller von den Seebären geliefert hat. Alles, was Sie in meinen Briefen finden wer-

den, läuft auf die gemeine Lebensart einiger bekannten Thierarten hinaus; nur daß ich ſie aus einem Geſichtspunkte betrachtet habe, der vielleicht weniger gemein und bekannt iſt.

Ohne Zweifel iſt es in der Naturgeſchichte der Thiere von Wichtigkeit, daß man ſie anatomiſch beſchreibe, und ſowohl die äußerlichen unterſcheidenden Kennzeichen, als die beſondern Naturtriebe jeder Gattung richtig anzugeben ſuche: aber wenn nun alles das ſchon bekannt iſt, ſo ſcheint mir immer noch für den Philoſophen ſehr vieles zu thun zu ſeyn. Alle dieſe mannichfaltigen organiſirten Weſen, womit der Schöpfer den Erdboden bevölkert hat, beſitzen ein gemeinſchaftliches innres Principium der Wirkſamkeit, das ſich unmöglich verkennen läßt, und das nur in jeder Gattung durch die Verſchiedenheit der Organiſation verſchiedentlich beſtimmt iſt. Sobald man die Wirkungen deſſelben mit Aufmerkſamkeit unterſucht; ſo findet man es unter aller dieſer Verſchiedenheit der beſondern Beſtimmungen wieder: und aus dieſem Geſichtspunkte angeſehen, ſcheinen mir nun die Thiere weit intereſſantere Gegenſtände der Betrachtung zu werden. Der eigentlich ſogenannte Inſtinkt beſteht in den Trieben, die der Gattung eigen gehören: aber alle Gattungen haben auch gemeinſchaftliche Eigenſchaften, die

die jeder ohne Ausnahme zukommen. Wenn dieſe Eigenſchaften nicht immer die nehmlichen Erſcheinungen hervorbringen; ſo begreift man leicht, daß dieſe Verſchiedenheit nur von der verſchiedenen Organiſation der Thiere herrühre. Freylich werden wir die Natur der thieriſchen Seelen niemals vollſtändig erkennen: aber in der That iſt auch dieſe Erkenntniß von keiner ſo großen Wichtigkeit für uns. Genug, daß eine aufmerkſame und umſtändliche Beobachtung der Handlungen, die das gemeinſchaftliche Empfindungsvermögen bey den Thieren hervorbringt, uns die Wirkungen unſrer eigenen Seele in Abſicht auf die nehmlichen Empfindungen erläutert; ſo wie wir bey Beobachtung des innern Baues der thieriſchen Körper Aehnlichkeiten gewahr werden, die uns oft über den Bau unſres eigenen Körpers, und über die eigentliche Beſtimmung ſeiner verſchiednen Theile, ein Licht geben.

Ich behaupte, daß die Thiere wie die Menſchen empfinden; und um anders zu denken, glaube ich, muß man ſchlechterdings ſeine Augen und ſein Herz verſchließen. Wer ohne innre Bewegung das klägliche Winſeln eines Thieres hören kann, der wird auch gegen das ängſtliche Geſchrey eines Menſchen nicht ſehr empfindlich ſeyn. Zwar iſt es gewiß, daß wir nur von

unſern eigenen Empfindungen eine völlige Ueberzeugung haben: aber wenn uns die Töne des Schmerzes und die ſichtbaren Merkmale der Freude für die Empfindlichkeit unſrer Mitmenſchen bürgen, ſo können ſie uns eben ſo wenig wegen der Empfindlichkeit der Thiere in Zweifel laſſen. Wir würden durchaus kein Mittel mehr haben, uns Kenntniſſe zu erwerben, wenn wir dem Zeugniſſe unſers innerſten Gefühls bey ſo einfachen Erfahrungen nicht trauen wollten.

Man kann daher den Thieren unmöglich die Empfindlichkeit abſprechen. Selbſt die hartnäckigſten Vertheidiger des Automatiſmus geſtehen ihnen noch ſtillſchweigend ein Gedächtniß zu; denn ſie züchtigen ja ihre Hunde, um ſie gehorſam zu machen. Dieſes alſo vorausgeſetzt, muß nun der Naturforſcher, nachdem er den Bau der innern und äußern Theile in den thieriſchen Körpern mit Fleiß beobachtet und über den Gebrauch derſelben nachgedacht hat, ſein Skalpel bey Seite legen, und ſich aus ſeinem Zimmer in die Wälder begeben, um dort der Spur dieſer empfindenden Weſen nachzugehen, um die Entwickelung ihres Empfindungsvermögens zu beurtheilen, und wahrzunehmen, wie durch die öftere Wiederholung ihrer Empfindungen und durch die Uebung des Gedächtniſſes

nisses ihr Instinkt bis zum Verstande erhöht wird.

Mit dem Empfindungsvermögen und dem Gedächtnisse scheinen noch andere Fähigkeiten natürlicher Weise verbunden zu seyn: und auch diese muß der Beobachter seiner Aufmerksamkeit nicht entwischen lassen. Wir werden zwar an den Thieren eine Menge Handlungen gewahr, die nichts als jene beyden Fähigkeiten voraussetzen; aber es giebt auch andere, die man nie wird erklären können, ohne andere mitverbundene Fähigkeiten zu Hülfe zu nehmen. Der Naturforscher muß daher mit vieler Genauigkeit unterscheiden, wie viel an den mancherley Erscheinungen des Thierreichs das bloße Vermögen der Empfindung Antheil habe, wie viel die Wiedererinnerung der Empfindungen durch das Gedächtniß, wie viel die Vergleichung zwischen einem gegenwärtigen und einem vormals empfundenen Gegenstande; wie viel das Urtheil, die Folge der angestellten Vergleichung, und die Wahl, die Folge des gefällten Urtheiles; wie viel endlich der Begrif der beurtheilten Sache, der sich in dem Gedächtnisse des Thieres festsetzt, und ihm zuletzt durch öfter wiederhohlte Handlungen habituell und beynahe mechanisch wird. Die innre sowohl als die äußere Struktur des thierischen Körpers, die Dauer des

Wachsthumes und der Lebenszeit, die verschiednen Nahrungsmittel der Thiere, die herrschenden Neigungen derselben, die Art und die Zeit der Begattung und der Schwangerschaft u. s. w.; alles dieses sind nur Gegenstände der gemeinen Erfahrung: aber nun dem Thiere in allen seinen Handlungen nachzuspüren, die verborgnen Triebfedern derselben auszuspähen, zu erkennen, wie die Empfindungen, die Bedürfnisse, die Hindernisse; wie die Eindrücke von allerhand Art, denen ein empfindendes Wesen ausgesetzt ist, seine Bewegungen vervielfältigen, seine Handlungen abändern, seine Kenntnisse ausbreiten: dieß scheint mir das eigentliche Geschäfte des Philosophen zu seyn.

Herr Steller hat in seiner Geschichte der Seebären diese philosophischen Absichten weit sorgfältiger, als viele andere Naturforscher vor Augen gehabt; aber noch mehr Herr Büffon in seiner Naturgeschichte der Thiere, so weit sie jetzt heraus ist. Wer sich indessen mit den Thieren recht genau bekannt machen und sich die Mühe nehmen wollte, ihre Handlungen lange Zeit und so zu studiren, daß er von jeder die wahre Absicht errieche; der würde noch zu andern Betrachtungen Stoff finden, die sich weiter als die bisherigen erstrecken, und selbst von verschiedener Beschaffenheit seyn würden.

So

So wollte ich zum Beyspiele, damit wir von einem Thiere eine vollständige Geschichte erhielten, daß man nach vorhergegangener Untersuchung seiner wesentlichen Unterscheidungszeichen, seiner eingepflanzten Naturtriebe, seiner Lebensart, u. s. w. es nun auch unter allen den Umständen beobachtete, die der Befriedigung seiner Bedürfnisse Hindernisse entgegensetzen; unter Umständen, die durch ihre Mannichfaltigkeit das Einförmige seines gewöhnlichen Ganges unterbrechen und es zur Erfindung neuer Hülfsmittel nöthigen.

Wenn es ein Fleischfressendes Thier ist, dessen Geschichte man schreibt, so ist es nicht genug, überhaupt zu bemerken, welche Thiere ihm zur Beute dienen, noch auf welche Art es sie erhascht; man sollte auch angeben, wie die Erfahrung es stuffenweise lehrt, seine Jagd mit größerer Leichtigkeit und Sicherheit anzustellen, wie der Mangel es zur Geschäftigkeit reizet, wie viele Erfahrungen das Thier im Gedächtnisse behalten und durch Reflexion zusammen verbinden mußte, ehe es zur Erfindung seiner Hülfsmittel gelangen konnte. Dann sollte man noch alle die Modifikationen beobachten, welche die Wirksamkeit der verschiedenen Leidenschaften, denen das Thier unterworfen ist, als der Furcht, der Liebe, u. s. w. in seine

Handlungen bringt; man sollte bemerken, in wie weit das dringende Gefühl des Bedürfnisses die Vorstellungen der Furcht überwinde, und im Gegentheile, bis auf welchen Grad ein durch Erfahrung erlangtes Mißtrauen dem Gefühle des Bedürfnisses das Gleichgewicht halte. Auf diese Art sollte man dem Thiere in seinen verschiednen Altern und in den verschiednen Begebenheiten seines Lebens folgen, wenn man die Entwickelung seines Instinktes und das Maaß seines Verstandes erkennen wollte. Ist das Thier von einer Gattung, die entweder das ganze Jahr oder nur eine gewisse Zeit hindurch in gesellschaftlicher Verbindung lebt; so sollte man ferner alles das genau bemerken, was diese Verbindung zu den Anschlägen und Handlungen des Thieres, in so fern es ausser derselben betrachtet wird, noch hinzusetzt. Eine gründliche Erkenntniß aller dieser Dinge würde den großen Schauplatz der Schöpfung in den Augen des Weltweisen noch verschönern; sie würde in ihm eine noch tiefere Bewundrung des allerhöchsten Wesens erwecken, das nicht weniger die innern Eigenschaften als die äußern Gestalten der Dinge ins Unendliche abgeändert und endlich alles zu dem ewigen Plane vereiniget hat, der nur von ihm allein durchschaut und ergründet wird.

Die

Die Wirkungen des Empfindungsvermögens in solchen Thieren, die sich nach Beschaffenheit ihrer sinnlichen Werkzeuge in geringerer Verbindung mit den äusserlichen Gegenständen befinden, müßten weniger verwickelte Erscheinungen geben, deren leichte und sichre Beobachtung dienen würde, die verwickeltern zu erklären. Bey einigen Gattungen würde man finden, daß ihre stumpfe und beynahe unwirksame Empfindung nur eine kleine Anzahl willkührlicher Bewegungen hervorbrächte; bey andern würde der stärkere Grad der Empfindlichkeit diese Bewegungen schon vervielfältiget zeigen; man würde daraus die Begierde und die Unruhe entspringen sehen, die das empfindende Wesen zur Aufmerksamkeit antreiben, und eben dadurch die wahren Quellen seiner Erkenntniß werden. Wenn man auf diesem Wege von der einfachsten Empfindung anfienge und dann weiter bis zu den verwickeltsten Wirkungen derselben fortgienge, so würde das die Untersuchung beydes vollständiger und sichrer machen, und man würde in der empfindenden Welt eine gleiche Stuffenfolge, als in der körperlichen und sichtbaren bemerken.

In diesen Gesichtspunkt gestellt, scheint mir nun die Naturgeschichte der Thiere weit interessanter und zur Beschäftigung eines denkenden

kenden Kopfs weit geschickter zu werden. Ich habe mich seit langer Zeit mit Beobachtung der Thiere beschäftiget, und bin mehrern Gattungen derselben mit Aufmerksamkeit nachgegangen. Wenn Sie Vergnügen finden, mein Herr, mir in diesen Untersuchungen zu folgen, so will ich Ihnen gerne einige Versuche mittheilen, die ich nach dem eben entworfenen Plane aufgesetzt habe. Ich bin u. s. w.

Zweyter Brief.

In meinem ersten Briefe habe ich festgesetzt, daß wir den Thieren Empfindungsvermögen und Gedächtnis nicht absprechen können, ohne unser innerstes Gefühl zu verläugnen; eben dasjenige Gefühl, das uns allein von der Aehnlichkeit zwischen unsrer eigenen Natur und der Natur unserer Mitmenschen überzeugen kann. Ferner scheint mit dem Empfindungsvermögen und dem Gedächtnisse das Vermögen zu urtheilen und sich nach Maßgabe des gefüllten Urtheiles zu entschließen, durch ein natürliches Band vereinigt zu seyn: doch darf hier eine ungewisse Spekulation der Erfahrung nicht vorgreifen; die Fakta allein müssen entscheiden. Und in der That findet man nach einer umständlichen Betrachtung der thierischen Handlungen

lungen, daß man entweder eine Menge Wirkungen ohne Ursache annehmen, oder den Thieren die Fähigkeit zu urtheilen und sich willkührlich zu entschließen, einräumen muß. Weiter kann man schon den vorläufigen Schluß machen, daß diejenigen Thiere einen größern Umfang von Kenntnissen haben werden, die sich vermöge ihrer Organisation und ihrer Begierden, in einer ausgebreitetern Verbindung mit den umgebenden Gegenständen befinden. Endlich wird folgen, daß so, wie in jeder Gattung die Kenntnisse durch die Organisation und die Natur der Begierden eingeschränkt werden, auch die Ideen jedes einzelnen Thieres mehr oder weniger ausgebreitet seyn müssen, nachdem es ihm durch seine Umstände leichter oder schwerer wird, seine Begierden zu befriedigen. Daß jede Gattung ihre eigenthümliche Ideen habe, und in gewisser Absicht darauf eingeschränkt sey, ist ganz natürlich. Das Schaf, das sich vom Grase nährt, weiß nichts von allen den listigen Anschlägen, womit der Fuchs eine Beute verfolgen muß, die ihm zu entwischen suchet. Aber alle Gattungen haben doch eine gewisse Uebung der Empfindungen und Ideen, die sich so weit erstreckt, als ihre Bedürfnisse und ihre Sicherheit es erfordern.

Diejenigen Thiere, die sich vom Raube nähren, stehen in mehrern Verhältnissen mit den Gegenständen, von denen sie umringt sind; auch geben sie durch ihre Lebensart eine gröſsere Ausbreitung ihres Verstandes zu erkennen. Die Natur hat ihnen, bey vieler Stärke und Behendigkeit, auch auserlesene Sinne gegeben: und in der That war dieses zu ihrer Erhaltung nothwendig. Denn da sie die Sorge für ihren Unterhalt in die Nothwendigkeit setzt, mit andern Gattungen Krieg zu führen; so würden sie bald vor Hunger umkommen müssen, wenn sie geringere natürliche Hülfsmittel, als diese, oder auch nur gleiche hätten. Aber nicht allein der Feinheit ihrer Sinne verdanken sie das gröſsere Maaß ihres Verstandes, sondern auch dem lebhaften Interesse, das sie in Bewegung setzt, den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden, und den Gefahren, die sie zu vermeiden haben: denn diese erhalten ihr Empfindungsvermögen in einer ununterbrochenen Uebung, und drücken dem Gedächtnisse des Thieres eine Menge von Erfahrungen ein, die zusammengenommen seine Wissenschaft und die Regel seines Verfahrens ausmachen. So ist das Leben der fleischfressenden Thiere in einsamen Gegenden, die von keinen Menschen bewohnt werden, und wo zugleich Raub im Ue-

berflusse befindlich ist, auf eine kleine Anzahl leichter und ziemlich einförmiger Handlungen eingeschränkt. Wenn aber die Hinzukunft des Menschen der Befriedigung ihrer Begierden Hindernisse entgegensetzt; wenn dieser Wetteifer nach Beute dem Thiere jeden Schritt gefährlich macht; wenn man ihm Hinterhalte von allerhand Art legt, und es so durch eine beständige Furcht in Wachsamkeit erhält: alsdann zwinget die dringende Noth das Thier, daß es aufmerken muß; das Gedächtnis wird mit allen den Faktis angefüllt, die sich auf die Sorge für seinen Unterhalt oder seine Sicherheit beziehen, und die Erinnerung derselben wird eben so oft wieder erneuert, als die ähnlichen Umstände wiederkommen.

Das Thier kann also nach Verschiedenheit der Umstände zwey ganz verschiedene Lebensarten führen, deren jede einer besondern Betrachtung wehrt ist. Die eine ist bloß natürlich, sehr einfach und auf eine nur mäßige Anzahl von Empfindungen eingeschränkt: dieser ist vielleicht in gewissen Absichten die Lebensart des Wilden ähnlich. Die andre ist künstlich, ungleich wirksamer als jene, und voll von Interesse, von Unruhe, von Bewegungen: mit dieser kömmt auf gewisse Art der unruhige Zustand des gesitteten Menschen überein. In der

erstern

erstern bleiben sich alle Gattungen fleischfressender Thiere weit ähnlicher; die letztere wechselt von einer Gattung zur andern weit merklicher ab, nachdem die Organisation mehr oder weniger glücklich ist. Man muß zwischen beyden die Vergleichung anstellen.

Der Wolf ist in den gemäßigten Himmelsstrichen von Europa das stärkste unter den fleischfressenden Thieren. Die Natur hat ihm auch bey einer Gefräßigkeit, die seiner Stärke angemessen ist, auserlesene Sinne gegeben, ein durchdringendes Auge, ein vortreffliches Gehör und einen Geruch, der ihn noch sichrer als jene beyden Sinne von allem unterrichtet, was ihm etwa auf seinem Wege aufstößt. Ist er hinlänglich geübt, so weiß er sogleich, was er in Absicht der vorkommenden Gegenstände zu thun oder zu lassen habe. Ich mache es mit Fleiß zur Bedingung, daß er hinlänglich geübt seyn muß, denn es zeigt sich ein sehr merklicher Unterschied zwischen dem Verfahren eines jungen und unwissenden, und dem Verhalten eines alten, erfahrenen Wolfes.

Wenn die jungen Wölfe zwey Monate im Lager zugebracht haben, wo sie Vater und Mutter gemeinschaftlich ernährten; so folgen sie zuletzt ihrer Mutter, die nicht mehr allein im Stande seyn würde, eine täglich zunehmende

Gefräßig-

Gefräßigkeit zu befriedigen. Sie zerreiſſen mit ihr die ihnen aufſtoßenden Thiere, üben ſich in der Jagd, und kommen nach und nach ſo weit, daß ſie ſelbſt an der Sorge für ihre gemeinſchaftlichen Bedürfniſſe Theil nehmen können. Die Uebung im Rauben, die ſie unter den Augen und nach dem Beyſpiele einer ſchon erfahrnen Mutter anſtellen, verſchafft ihnen täglich einige neue dahingehörige Ideen. Sie lernen die Dickigte kennen, wohin das Wild ſeine Zuflucht nimmt; ſie gewöhnen ſich, die verſchiednen Eindrücke, die ſie erhalten, von einander zu unterſcheiden, und ſuchen durch den Geruch das Urtheil ihrer übrigen Sinne zu berichtigen.

Haben ſie ein Alter von acht oder neun Monaten erreicht, ſo zwingt nun der Inſtinkt die Wölfinn, ihre Jungen vom vorigen Jahre zu verlaſſen, und ſich aufs neue mit einem Wolfe zu begatten. Dieſes dringende Bedürfniß vertilgt in ihr alle mütterliche Sorgfalt und Zärtlichkeit; ſie verläßt oder verſtößt die Jungen, die nun ihres Beyſtandes nicht mehr bedürfen, und mithin ſehen ſich dieſe auf einmal ganz und gar ihren eigenen Kräften überlaſſen. Einige Zeit hindurch bleibet nun die Familie noch bey einander, und es wäre vortheilhaft für ſie, es noch lange zu bleiben; aber

da es die natürliche Gefräßigkeit dieser Thiere nicht lange dulden kann, daß die Beute getheilt werde, so erfolgt bald darauf ihre gänzliche Trennung. Die stärksten behaupten alsdann den Platz; die schwächern begeben sich anderswohin, und sind nicht selten dem traurigen Schicksale ausgesetzt, Hungers zu sterben. Da sie überdieß noch allzuwenig Erfahrung haben, so stehen sie auch allen den Gefahren blos, welche der Mensch ihnen bereitet. In diesem Alter geschieht es am meisten, daß sie in den Feldern dem Aase nachgehen, weil es ihnen sowohl an Kräften als an der Geschicklichkeit fehlt, die den Mangel der Kräfte ersetzen könnte. Haben sie diese Zeit der Noth und des Mangels überstanden, so wird ihnen nun ihr Unterhalt durch ihre zugenommenen Kräfte und ihre erlangten Kenntnisse erleichtert. Sie sind nun im Stande, daß sie grosse Thiere anfallen können, wovon ein einziges ihnen Unterhalt auf mehrere Tage verschafft; sie zerreissen es in mehrere Stücke, und verwahren die Ueberbleibsel davon sehr sorgfältig. Aber diese gebrauchte Vorsicht macht sie darum in ihrer Jagd nicht schläfriger; sondern nur alsdann, wenn diese Jagd unglücklich ausgefallen ist, nehmen sie zu ihrem verborgenen Vorrathe ihre Zuflucht. So theilen sie ihre Zeit zwischen der Jagd des Nachts und

einem

einem leichten unruhigen Schlummer am Tage.

Dieſes iſt die bloß natürliche Lebensart eines Wolfes. An Orten aber, wo ſeine Bedürfniſſe mit den Begierden des Menſchen in Streit gerathen, zwingt ihn die unumgängliche Sorge für ſeine Sicherheit, daß er ſeine Wirkſamkeit auf eine weit gröſſere Anzahl von Gegenſtänden und Ideen ausdehnen muß. Sein von Natur freyer und dreiſter Gang wird hier vorſichtig und furchtſam; die Beſorgniß irgend einiger Gefahr hält ſehr oft ſeine Begierden zurück; und man merkt nun ſehr deutlich, daß er die ehemals gehabten Empfindungen, an die ihn ſein Gedächtniß wieder erinnert, von denjenigen, die er durch den gegenwärtigen Gebrauch ſeiner Sinne erhält, zu unterſcheiden weiß. Wenn er z. B. eine Heerde entdeckt, die in eine Hürde eingeſchloſſen iſt, ſo kömmt ihm zugleich die ehemalige Idee von dem Schäfer und dem Hunde wieder ins Gedächtniß, und hält ohngeachtet des gegenwärtigen Eindruckes ſeinen Entſchluß auf; er mißt in Gedanken die Höhe der Hürde, vergleicht dieſe Höhe mit ſeinen Kräften, und urtheilet wie ſchwer es ihm ſeyn wird zu entkommen, wenn er mit ſeiner Beute wird beladen ſeyn. Daraus ſchließt er dann ferner auf die Fruchtloſigkeit oder die Gefahr des Verſuches.

ſuches. Iſt hingegen die Heerde im freyen Felde zerſtreut, ſo wird er ſich mitten hinein wagen, und ſelbſt im Angeſichte des Schäfers einen Hammel wegführen; beſonders da, wo der Wald in der Nähe iſt, und er ſich eher zu verbergen Hofnung hat, als man ihn einholen kann. Für einen erwachſenen Wolf, der in der Nachbarſchaft bewohnter Oerter lebt, braucht es nicht viel Erfahrung, um einzuſehen, daß der Menſch ſein Feind ſey. Sobald er ſich blicken läßt, wird er auch ſchon verfolgt; der Zuſammenlauf und der Lärmen verkündigen ihm, wie ſehr er gefürchtet werde, und wie viel er ſelbſt zu befürchten habe. Daher wird auch die Idee der Gefahr eben ſo oft in ihm erneuert, als er die Spur eines Menſchen riecht, und ſelbſt die verführeriſchte Beute bietet ſich ihm vergebens an, ſo lange dieſe fürchterliche Vorſtellung damit verbunden iſt. Ja auch dann, wenn die Gefahr ſchon aufgehört hat, bleibt die Beute ihm noch lange verdächtig. Er kann zwar nicht eigentlich wiſſen, ob man ihm Fallſtricke gelegt habe, und von welcher Beſchaffenheit ſie ſeyn mögen; aber er hat doch die abſtrakte Idee von irgend einer ihm drohenden Gefahr, und er weiß ſich ſeiner Furcht nicht anders zu entſchlagen, als indem er zu dem verdächtigen Gegenſtande nach und nach und faſt unmerklich hinzuſchleicht;

kaum

kaum daß oft mehrere Nächte hintereinander hinlänglich sind, ihn zu beruhigen. Der Grund des Mißtrauens ist zwar nicht wirklich mehr da; allein das Gedächtniß erhält ihn noch gegenwärtig, und das Mißtrauen dauret fort. Die Idee vom Menschen erweckt die Idee eines verborgnen ihm gelegten Fallstrickes, und diese hält seine Begierde auch von der leckersten Lockspeise zurück. Er denkt:

Timeo Danaos, et dona ferentes.

Diese Kenntniß und Klugheit ist sich der Wolf um seiner Erhaltung willen zu verschaffen genöthiget. Dem erwachsenen Wolfe, der einige Erfahrung hat, mangelt sie nie, und sie erstreckt sich weiter, nachdem ihn die Umstände öfter oder seltner nöthigen, mit sich selbst zu Rathe zu gehen und nachzudenken. Ohne wie der Mensch förmliche Schlüsse zu machen, muß er doch wenigstens die verschiednen Eindrücke der Empfindung mit einander vergleichen, und die Verhältnisse, welche die Gegenstände unter einander und welche sie mit ihm selbst haben, beurtheilen: denn wie könnte er sonst voraussehen, was er von diesen Gegenständen zu hoffen oder zu fürchten hätte? Gleichwohl ist der Wolf von unsern fleischfressenden Thieren noch das roheste, und das eben deßwegen, weil es das stärkste ist, auch am meisten geradezu geht; nur die Erfahrung

ist es, die es vorsichtig, und die Noth, die es geschickt macht. Sein angebohrnes natürliches Hülfsmittel ist sonst die Stärke, und nur die schwächern Thiere müssen sich eigentlich mit List und Geschicklichkeit behelfen.

Wird der Wolf mit Windhunden gejagt, so entkömmt er bloß durch seine überlegne Schnelligkeit und seinen längern Odem, ohne zu den Wiedergängen oder zu andern Kunstgriffen der schwächern Thiere seine Zuflucht zu nehmen. Die einzige Vorsicht, die er gebraucht und die er zu seiner Sicherheit nothwendig gebrauchen muß, ist diese, daß er mit der Nase gegen den Wind flieht, um durch seinen Geruch alle gefährlichen Gegenstände zu spüren, die ihm auf seinem Wege etwa begegnen möchten. Er hat den Grad der stärkern oder schwächern Empfindung, die er auf diese Art von einem Gegenstande erhält, mit der Entfernung, worinn er sich von demselben befindet, und die Entfernung mit der Gefahr, die er davon zu fürchten hat, vergleichen gelernt; er wendet sich zwar weit genug von demselben ab, um ihn vermeiden zu können, aber doch so, daß er darüber den Wind nicht verliert, der ihm beständig zum Wegweiser dienen muß. Da er stark und geübt ist, und da seine Jagd ihn mehrmalen gezwungen hat, eine große Strecke Landes zu durchstreichen,

so

so richtet er seinen Lauf gegen die ihm bekannten entferntern Gegenden: und es ist kein anderes Mittel, ihn von seinem Wege abzubringen, als indem man ihm an mehrern Orten zugleich, mit vielen Anstalten und vieler Zurüstung, aufstellt.

Ein jedes Thier, das seine Zeit zwischen der Jagd und dem Schlafe theilt, und also der Langenweile nicht ausgesetzt ist, kann nur dreyerley Gegenstände haben, wodurch es interessirt wird, und die mithin die Quellen seiner Kenntnisse, seiner Urtheile, seiner Entschlüße und Handlungen werden. Der erste Gegenstand ist die Sorge für seinen Unterhalt; der zweyte die zu seiner Sicherheit erforderliche Vorsicht; der dritte endlich die Begattung mit einem Weibchen, wenn es das Bedürfniß der Liebe fühlt. Wir haben gesehen, daß der Wolf, in Absicht auf die Sorge für seinen Unterhalt, allen den Fleiß und die Geschicklichkeit anwendet, die er ausser seiner Stärke noch nöthig hat. Er nimmt verschiedne Maaßregeln, bloß um des Ortes gewiß zu werden, wo er seine Beute finden wird; und wenn er nach dieser Untersuchung den einen Ort mit dem andern verwechselt, so geschicht allemal diese Wahl vorher gemachten Beobachtungen zu Folge Ferner beobachtet und schätzt er, eine lange Zeit, die verschiednen Arten der Gefahr,

denen er sich bey seinem Raube aussetzt, und die Berechnung der gegenseitigen Gründe erhält ihn so lange in Unentschlossenheit, bis endlich die Begierde der Waage den Ausschlag giebt, und ihn zu einem freywilligen Entschlusse bringet. Die Maaßregeln, die er zu seiner Sicherheit nimmt, erfordern noch mehr Vorhersehung, oder welches einerley ist, eine noch größere Anzahl von Faktis, die er im Gedächtnisse behalten hat. Diese Fakta vergleicht er dann mit der gegenwärtigen Empfindung, beurtheilt die Aehnlichkeiten, die beyde untereinander haben, und ergreift endlich seinen Entschluß nach Maaßgabe des gefällten Urtheiles. Alle diese verschiednen Operationen muß man dem Wolfe nothwendiger Weise zugestehn, wenn man die Klugheit seines Verfahrens begreifen will. Etwas davon könnte man zwar durch einen bloß mechanischen Eindruck erklären, als z. B. die Furcht, die in den meisten Raubthieren bey einem plötzlichen Geräusche entsteht; aber meiner Einsicht nach wäre doch immer diese Erklärung nicht richtig und hinlänglich. Bey einem jungen Wolfe mag das Geräusch eines Blatts weiter nichts, als Neugier erregen; aber der alte und erfahrene Wolf, der auf ein solches Geräusch schon mehrmalen einen Menschen hat zum Vorschein kom-

men

sich sehn, wird dafür wirklich erschrecken, indem er an die Beziehung, die diese beyden Erscheinungen schon sonst auf einander gehabt haben, zurückdenkt. Wenn das Urtheil sehr oft wiederholt worden ist, und die darauf folgenden Handlungen dem Thiere durch diese öftere Wiederholung habituell geworden sind: so kann man dann freylich durch die Geschwindigkeit, womit die Handlung unmittelbar auf das Urtheil folgt, gar leicht verführt werden, jene für bloß mechanisch zu halten; allein mit ein wenig Nachdenken muß man doch auf den wahren Ursprung derselben wieder zurückkommen, und dem Thiere die ganze Reyhe der dazu erfoderlichen Operationen nothwendig zugestehen.

Der Wolf kann aber auch leicht durch sein Urtheil betrogen werden. Man nehme an, daß er die Idee vom Menschen und von Gefahr mit der Idee von einem rauschenden Blatte oder mit andern dergleichen Ideen sehr oft zu verbinden Gelegenheit gehabt, und daß ihm also diese Verbindung schon sehr geläufig geworden sey; so wird sie sich nun als eine allgemeine Idee in seinem Gedächtnisse festsetzen. Die Einbildung wird ihn ohne Unterlaß mit erdichteten Bildern und falschen Urtheilen täuschen; endlich, wenn sich diese falschen Urtheile auf eine größere Anzahl von Gegenständen erstrecken,

wird er ſich ein ganz irriges Syſtem bilden, das gleichwohl richtig auf die einmal angenommenen Grundſätze gebaut iſt, und dieſes irrige Syſtem wird ihn zu einer Menge falſcher Schritte und Maaßregeln verleiten. Er wird allenthalben Fallſtricke ſehen, wo auch wirklich keine vorhanden ſind; das Schrecken wird ſein Gedächtniß in Unordnung bringen; er wird ſich die verſchiednen Eindrücke, die er erhalten hat, in einer ganz andern Verbindung wieder vorſtellen; ſeine Einbildungskraft wird daraus betrügeriſche Geſtalten zuſammenſetzen, und mit jeder wird er die abſtrakte Idee von Unſicherheit und Gefahr verknüpfen. In der That bemerkt man dieſes alles an den Raubthieren ſehr leicht; beſonders in Gegenden, wo ſie ohne Unterlaß gejagt und beunruhiget werden: und eben deßwegen ſind dieſe Gegenden für die Beobachtung am vortheilhafteſten. Wenn der Jäger den Schritten dieſer Thiere nur nachſpürt, um den Ort ihres Lagers ausfindig zu machen; ſo bemüht ſich hingegen der Philoſoph, die geheimſte Geſchichte ihrer Gedanken darinn zu leſen; er bemerkt, wie ſie zu jedem Schritte durch Unruhe, durch Schrecken, durch Hofnung geleitet worden ſind; er erforſcht die Bewegungsgründe, die ihren Gang vorſichtig gemacht, die ihn aufgehalten, die ihn beſchleuniget haben:

und diese Bewegungsgründe sind entweder wahr und richtig, oder man muß, wie es oben bereits gesagt worden ist, Wirkungen ohne Ursache annehmen.

Es ist schwer zu entscheiden, ob auch die Liebe dem Wolf eine beträchtliche Anzahl von Ideen verschaffe. Nur so viel weiß man, daß der Wölfe mehr als der Wölfinnen sind, daß zwischen jenen zur Rollzeit blutige Kämpfe um den Besitz des Weibchens vorfallen, und daß sie auf gewisse Zeit in einer Art von ehelicher Verbindung zusammen leben. Ob aber die Wölfinn dem stärksten unter den Mitbuhlern zu Theil werde, oder ob sie sich aus freyer Wahl dem geliebtesten überlasse, ist unbekannt. Indessen weiß man doch, daß sich in das Betragen der Wölfinn eine Art von Coquetterie mischt, die überhaupt allen weiblichen Thieren in jeder Gattung gemein ist. Die Wölfinn fühlt den Instinkt zwar zuerst; aber sie stellt sich noch gleichgültig, oder verweigert sogar eine ziemliche Zeit lang, was sie doch selbst verlangt: und da sie zuletzt mit demjenigen, der ihr Gatte wird, davonflieht, und sich den übrigen Mitbuhlern entzieht, so ist es ziemlich wahrscheinlich, daß die Wahl an ihrer Vereinigung Antheil habe. Nun bleibt sie mit demjenigen, den sie entweder sich selber ausersehen oder der sie durch seine Ue-

verlegenheit gewonnen hat, die ganze Zeit hindurch, da sie trächtig ist, beysammen; auch nehmen beyde nachher an der Sorge für ihre Jungen gemeinschaftlich Antheil. Der erste Grund dieser Verbindung mag also seyn, welcher er wolle; so erkennt man, daß daraus gewisse gegenseitige Rechte und neue Ideen entstehen. Wolf und Wölfinn jagen nunmehro gemeinschaftlich, und durch den Beystand, den sie einander leisten, wird ihre Jagd beydes leichter und sichrer gemacht. Soll zum Beyspiele eine Heerde angegriffen werden, so zeigt sich die Wölfinn dem Hunde, und lockt ihn durch ihre Flucht hinter sich her und von den Schafen ab; mitlerweile fällt der Wolf in die Hürden und entführt einen Hammel, den nun der Hund seiner zu großen Entfernung wegen nicht mehr vertheydigen kann. Geht die Jagd auf einen Hirsch, so theilen sie ihre Verrichtungen unter sich nach dem Verhältnisse ihrer Stärke. Der Wolf treibt das Thier auf, verfolgt es und bringt es ausser Athem, indeß die Wölfinn, die sich schon zum voraus in irgend einen engen Weg gestellt hatte, dasselbe mit frischen Kräften wieder anfällt, und in kurzer Zeit den Streit völlig ungleich macht.

Man siehet leicht, wie viel Kenntnisse, Urtheile und Erfahrungsschlüsse eine solche Handlung

lung voraussetzt. Es scheint sogar schwer zu begreifen, wie Verträge von dieser Art ohne Sprache geschlossen und ausgeführt werden können; doch davon will ich in einem andern Briefe reden. Indessen ist doch der Wolf, wie wir schon gesagt haben, eines von denjenigen Raubthieren, die vermöge ihrer Stärke weniger künstlicher Ideen, das heißt solcher bedürfen, die durch das Nachdenken über gehabte Empfindungen erworben werden.

Von dem sittlichen Charakter der Wölfe scheinet zwar ihre natürliche Raubbegierde, ihre Gewohnheit zu morden, und der tägliche Genuß zerfleischter und blutiger Thiere nicht den vortheilhaftesten Begrif zu geben: indessen siehet man nicht, daß sie unter einander selbst einige unmittelbare Grausamkeit verübten. Nur den einzigen Fall der Mitbuhlerschaft in der Liebe muß man auch bey ihnen, so wie bey allen übrigen Thieren, ausnehmen. Sonst leisten sie einander, so lange die gesellschaftliche Verbindung zwischen ihnen besteht, in Angriff und Vertheidigung gegenseitigen Beystand, und besonders treibt die Wölfinn ihre mütterliche Zärtlichkeit bis zu einer Wuth, die schlechterdings keine Gefahr kennet. Man behauptet zwar, daß wenn ein Wolf verwundet ist, die andern der Spur seines Blutes nachgehen, und ihn selbst vollends

umbrin-

umbringen und aufzehren; aber diese Erfahrung ist nichts weniger als gewiß, und wenn sies auch wäre, so mag zuweilen die äußerste Noth, die von keinen Gesetzen mehr weiß, an dieser sonst ungewöhnlichen Grausamkeit Schuld gewesen seyn. Uebrigens können die moralischen Verhältnisse zwischen solchen Thieren, die keines gesellschaftlichen Lebens bedürfen, sich nicht sehr weit erstrecken: und die zärtlichen Bewegungen des Mitleids müssen natürlicher Weise einem Geschöpfe, das eine harte und einsame Lebensart führt, nur sehr wenig bekannt seyn.

Der Fuchs hat eben die Bedürfnisse und eben die Neigung zum Raube, die der Wolf hat; er hat eben so feine Sinne bey noch mehr Behendigkeit und Geschmeidigkeit; nur an Stärke gebricht es ihm, und er muß also ihren Mangel durch Geschicklichkeit, List und Geduld ersetzen. Eine der Wirkungen seiner Geschicklichkeit, worinn er dem Wolfe am meisten überlegen ist, bestehet darinn, daß er sich eine Grube aushöhlt, die ihn gegen die rauhe Witterung sichern und ihm zugleich zum Zufluchtsorte dienen muß. Um sich aber die Mühe der eignen Arbeit zu ersparen, bemächtigt er sich gemeiniglich eines Caninchenlochs, jagt das Caninchen heraus, und nimmt es selbst in Besitz. Wenn ihn irgend

eine

eine Ursache bewegt, sich anderswohin zu begeben, so gehet seine erste Sorge darauf, alle Gruben nacheinander zu besichtigen, deren Lage sich für ihn schicken könnte, besonders diejenigen, die schon vor Zeiten von Füchsen bewohnt gewesen sind. Er säubert sie nach und nach, und läßt sich eher in keiner nieder, als bis er sie alle nach der Reyhe durchsucht hat: wird er aber in derjenigen, die er sich ausersehen, nur ein wenig gestöhrt, so vertauscht er sie gleich darauf mit einer andern; denn an dem Orte, wo er seinen Wohnsitz nimmt, will er völlige und ungestöhrte Sicherheit haben. Nach gewähltem Aufenthalte durchstreicht er nun in kurzem alle umliegenden Gegenden auf eine ziemliche Weite; er macht sich die Flecken, die Dörfer, die einzeln liegenden Häuser bekannt, wo er Federvieh wittert; er merkt sich die Höfe, worinn er Hunde bellen oder sonst einiges Geräusche hört, und diejenigen, wo alles stille und ruhig zugeht; er nimmt endlich die Zäune und die bedeckten Oerter in Augenschein, die im Fall der Noth seine Flucht etwa begünstigen könnten. Diese mannichfaltigen Maaßregeln der Vorsicht, die sich auf eine Menge vorhergesehener Möglichkeiten gründen, setzen nothwendig schon viele von ihm gemachte Erfahrungen voraus. Auch im Rauben selbst bemerkt man an dem Fuchse beständig ein wohlüberlegtes Mißtrauen.

trauen. Nur sehr selten wird er sich die Hitze hinreissen lassen, einen fliehenden Raub zu verfolgen; seine gewöhnliche Art ist, ganz leise hinanzuschleichen und sich dann durch einen leichten Sprung desselben zu bemächtigen. Ist er völlig versichert, daß in einem Hofe, wo er Federvieh entdeckt hat, alles ruhig ist, so versucht ers hineinzukommen, und seine natürliche Behendigkeit verhilft ihm sehr leicht zu seinem Endzweck. Wenn er alsdann nicht gestöhrt wird, so macht er sich die Gelegenheit zu Nutze und bringt um, so viel er nur kann; dann schleppt er eines nach dem andern so lange mit sich fort, bis er bey anbrechenden Tage für seine Sicherheit zu fürchten anfängt. Auf diese Art versorgt er sich mit Lebensmitteln auf mehrere Tage, und verbirgt die Ueberbleibsel davon sehr sorgfältig, um sie im Nothfalle wiederzufinden. Hält sich der Fuchs in einer Gegend auf, wo es Wildpret giebt, so äussert sich nun seine Geschicklichkeit wieder auf eine andere Art. Bald durchstreicht er das Feld mit der Nase gegen den Wind, und sucht, wo er entweder einen Hasen im Lager oder ein Rebhuhn in einer Furche ausspüren kann; findet er eines, so schleicht er stillschweigends und mit so leichten Schritten hinan, daß man kaum eine Spur davon, in dem weichen Boden, gewahr wird; auch gelingt es

ihm oft, seinen Raub auf diese Art zu erhaschen. Zuweilen nimmt er seine Zuflucht zur Geduld; er schleicht längs dem Gehölze hin, und giebt Acht, wo etwa ein Caninchen herausgeht; dann verbirgt er sich und lauert ihm auf, bis es zurückkömmt. Aber nicht immer durchstreicht er das Feld, bloß um einen Raub zu erjagen; oft thut er es noch, wenn er auch schon gesättigt ist, nur um sich von der Gegend, die ihm seinen Unterhalt giebt, eine gewissere und umständlichere Kenntniß zu verschaffen. Er kehrt oft zu den verschiednen Gruben zurück, die er gleich anfangs gesäubert hatte; geht sie mit vieler Vorsichtigkeit durch, und untersucht sorgfältig ihre verschiedenen Röhren. Wenn ihm neue Gegenstände vorkommen, so nähert er sich ihnen nur nach und nach; denn alles Neue ist ihm sogleich verdächtig, und jeder Schritt, den er darauf zuthut, zeigt sein Mißtrauen und seine Furcht an. Gleichwohl fängt man ihn leicht, wenn man ihm lockspeisen, die er sehr liebt, auf solche Fallstricke legt, die er noch nicht kennt; so bald er sie aber kennt, so ist damit in der Folge nichts mehr ausgerichtet. Kein Bissen ist so anlockend, daß er ihn bewegen könnte, sich einer Gefahr auszusetzen, die er entweder deutlich vor sich sieht, oder die er doch argwohnt. Er hat die Wit-

terung von dem Eisen, und diese ihm einmal schrecklich gewordene Empfindung erhält über alle andern Eindrücke das Uebergewicht. Wird er inne, daß sich die Nachstellungen um ihn herum vervielfältigen, so verläßt er die Gegend und sucht sich eine andere, wo er sicherer seyn kann. Doch zuweilen findet er ein Mittel, mit Hülfe seines scharfen Geruchs, die Lockspeise von dem Eisen auf eine behende Art, und ohne daß er sich in Gefahr setzt, herunterzunehmen, nachdem er durch wiederholtes langsames Hinanschleichen dreister geworden.

Man sichet, daß diese Handlungen mit ihren Umständen eine Menge feiner Ueberlegungen und ziemlich verwickelter Schlüsse voraussetzen. Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die Ursachen, um derentwillen er seinen Aufenthalt verändert, alle die Bewegungsgründe, die der sonst so mächtigen Gewohnheit bey ihm das Gleichgewicht halten, und alle die Abwechselungen, die sich nach Maaßgabe der Umstände in seinem Betragen äußern, nach einander anführen wollte. Der höhere Grad der Geschicklichkeit, den man darinn erkennt, war einem schwachen Thiere, das den Bedürfnissen oder Vergnügungen des Menschen Abbruch thut und folglich mit demselben in Collision steht, unentbehrlich.

Wenn es für den Fuchs ein natürlicher Vortheil ist, daß er einen Bau oder eine Wohnung hat, so ist es dagegen auch ein Vortheil für seinen Feind, wenn er ihn angreift. Der Mensch entdeckt seinen Aufenthalt leicht und überfällt ihn darinn; aber ohnerachtet aller seiner Hülfsmittel und Werkzeuge hat er sehr viel Erfahrung nöthig, um nicht selbst von dem Fuchse überlistet zu werden. Wenn alle Röhren oder Ausgänge des Baues mit Fallstricken belegt sind, so wittert und erkennt sie das Thier, und stehet lieber den grausamsten Hunger aus, als daß es hineingehen sollte. Ich weiß, daß einige zu vierzehn Tagen in ihrem Baue ausgehalten und nicht eher daraus hervorgekommen sind, als bis ihnen der äußerste Hunger nichts mehr zu wählen übrig ließ, als die Art des Todes. Diese Furcht, die den Fuchs zurückhält, ist nicht bloß mechanisch, noch ist sie auch unthätig; er versucht alles mögliche, um sich zu retten, und arbeitet, so lange er noch Klauen hat, an einem neuen Ausgange, wodurch er denn auch den Nachstellungen des Jägers nicht selten entgeht. Wenn etwa ein Caninchen, das mit ihm zugleich eingeschlossen gewesen, sich in einem der Fallstricke gefangen hat, oder das Eisen durch irgend einen andern Zufall zusammenschlägt, so urtheilt nun der Fuchs, daß die

Maschine ihre Wirkung gethan, und geht dreist und sicher daneben hin. Die einzige Leidenschaft, die den Fuchs seine gehörige Vorsicht einigermaßen vergessen macht, ist die Zärtlichkeit gegen seine Jungen; in der Nothwendigkeit, diese zu füttern, werden Fuchs und Füchsinn, besonders aber die letztere, kühner, als sie für sich selbst sind, und lernen Gefahren trotzen, vor denen sie sonst würden gezittert haben. Auch wissen die Jäger von dieser Zärtlichkeit des Fuchses gegen seine Jungen ihren Vortheil zu ziehen. Eine solche Gemeinschaft des Interesse und der Sorgen setzt gewissermassen etwas Moralisches in der Liebe voraus, und Neigungen, die sich weiter, als auf eigentlich sogenannten physischen Bedürfnisse erstrecken. So sehr auch diese Thiere an blutige Handlungen gewöhnt sind, so können sie doch das Geschrey ihrer leidenden kleinen Familie nicht ohne die innigste Rührung hören. Freylich, das Federvieh hat keine Ursache, sie eben für mitleidige Geschöpfe zu halten; aber ihre Weibchen, ihre Kinder, und überhaupt alle Thiere ihrer eigenen Gattung haben auch eben so wenig Ursache, unzufrieden mit ihnen zu seyn. Eben die zärtliche Unruhe, womit die Füchsinn bey gegenwärtiger Gefahr sich selbst vergißt, macht sie auch ausnehmend aufmerksam, alle Gefahren

zu vermeiden. Sobald ſich nur ein Menſch ihrem Baue nähert, ſo ſchleppt ſie des Nachts darauf ihre Jungen fort; und da die Füchſe eben zu der Zeit, wann ſie Jungen haben, am meiſten rauben, und ihnen daher auch eben dann am meiſten nachgeſtellt wird, ſo iſt die Füchſinn zu einem ſolchen Umziehen ſehr oft genöthigt.

Der Menſch ſtellt dem Fuchſe nicht bloß nach, weil er ihm ſchädlich iſt; er hat ſich auch aus der Jagd dieſes Thiers eine Art von Vergnügen gemacht. Man pflegt es mit Dachshunden oder mit kleinen Windhunden zu jagen. Anfangs entfernt ſich der Fuchs nicht weit von ſeinem Baue, und zieht ſich zu mehrern malen in der Nachbarſchaft deſſelben herum; aber da man ihm gemeiniglich bey dem Baue auflauert und auf ihn ſchießt, ſo entſchließt er ſich endlich, das Weite zu ſuchen, und flieht, um die Hunde im Nachſetzen aufzuhalten, in die ſtärkſten Dickigte, die er kennt, und worinn er Beſcheid weiß. Wenn er merkt, daß einige Jäger vor ihm voraus ſind und im Anſchlage ſtehen, ſo geht er ihnen ſo viel möglich aus dem Wege, und verſucht lieber alles, als daß er vor ihnen vorbeylaufen ſollte. Ich habe geſehen, daß ein Fuchs, um dem ihm geſtellten Hinterhalte zu entkommen, zu dreyen malen eine Mauer von neun Fuß hinangeſprungen iſt. Da aber

dieſes Thier anders keine Vertheidigung hat, als die Flucht, und nicht ſo lange aushalten kann, als die Hunde, ſo muß es ſich endlich, nachdem es ſeine ganze Geſchicklichkeit erſchöpft hat, aus Müdigkeit in irgend einen Bau zurückziehn, worinn es denn oftmals umkömmt.

Man muß bemerkt haben, daß die tägliche Lebensart und das ganze Betragen eines Fuchſes ſchon einen beſſer geordneten Plan, feinere und ausgebreitetere Kenntniſſe und ein größeres und mannichfaltigeres Nachdenken erfordert, als wir vorhin bey dem Wolfe fanden. Klugheit iſt das Hülfsmittel der Schwäche, und oft befindet ſich die Schwäche beſſer dabey, als die Stärke bey der Verwägenheit. Uebrigens wird man auch an dieſen Thieren eine Fähigkeit ſich zu vervollkommnen gewahr; nur daß die Verſchiedenheit der Organiſation und der Verhältniſſe auch verſchiedne Reſultate hervorbringt. Unwiſſend, ungeſchickt und beynahe dumm an ſolchen Oertern, wo ihnen nicht offenbar nachgeſtellt wird, werden ſie klug, einſichtig, verſchlagen an andern, wo die Furcht vor Schmerz und Tod, die ſich ihnen unter tauſendfachen Geſtalten zeigen, ihr Gedächtniß mit vielfältigen Empfindungen angefüllet hat, die nachher bey wiedervorkommenden Gelegenheiten eben ſo viele Warnungen für ſie werden, nach denen

ſie

ſie ihr Betragen einrichten. Die Urtheile, die ſie ſich aus ihren Erfahrungen abziehn, ſind freylich nicht allemal ſicher; aber nachfolgende Erfahrungen berichtigen ſie, und man bemerkt, wie ihre Urtheilskraft mit zunehmenden Jahren immer vollkommner wird. In der Jugend begehen ſie aus Unwiſſenheit und Unbedachtſamkeit manchen Fehltritt; nachher werden ſie durch die Gefahren, denen ſie ſich bloßgeſtellt ſehen, in eine blinde Furcht geſetzt, worinn ſie alles, was ihnen unbekannt iſt, ſogleich für verdächtig halten; zuletzt aber, wenn ſie älter und ihre Urtheile immer ſicherer werden, laſſen ſie ſich durch bloß anſcheinende Gefahren weit weniger beunruhigen, und ſind dagegen deſto mehr auf ihrer Hut gegen die wirklichen. Eine ungegründete Furcht würde ſie um manche Nacht bringen, und ſie würden Mangel an Nahrung leiden; dieſes dringende Intereſſe zwingt ſie zur Aufmerkſamkeit; und die Aufmerkſamkeit lehrt ſie die verſchiedenen Beſchaffenheiten der Dinge, vor denen ſie ſich zu fürchten oder nicht zu fürchten haben, unterſcheiden. Je öfter das geſchieht, deſto leichter, ſchneller, zuverläßiger wird ihr Urtheil.

Die Thiere ſind alſo der Vervollkommung fähig: und wenn gleich einige Gattungen es vermöge ihrer Organiſation weniger ſind, ſo

sind es doch alle bis zu einem gewissen Grade, und müssen es auch als Wesen seyn, die mit Empfindung und Gedächtniß begabt sind. Wie sehr der weise Urheber der Natur die Hülfsmittel allenthalben nach den Bedürfnissen abgemessen; das wird noch weiter aus meinem nächsten Briefe erhellen. Man mag die Werke des höchsten Werkmeisters ansehen von welcher Seite man will: allenthalben findet man Ursache, seine unendliche Weisheit zu bewundern und anzubeten.

Dritter Brief.

Die Geschichte der fleischfressenden Thiere, wovon Sie in meinem zweyten Briefe einige Versuche gelesen haben, enthält mannichfaltigere Auftritte, als sich von der Geschichte solcher Thiere erwarten läßt, die von Kräutern und Früchten leben. Eine fliehende Beute, die durch öftere Angriffe selbst sehr schlau wird; die Nebenbuhlschaft mit dem Menschen, der durch seine überlegenen Fähigkeiten Herr der Natur ist; alles das mannichfaltige Interesse, das aus der Verbindung dieses doppelten Zustandes der Vertheidigung und des Angriffes entsteht, hält das Empfindungsvermögen der fleischfressenden Thiere in einer unaufhörlichen Wachsamkeit, und zwingt sie zu einem beständigen Aufmerken

merken und Ueberlegen, wodurch denn die Grenzen ihrer Einsicht täglich erweitert werden. Die fruchtfressenden Thiere hingegen haben zu ihrem Unterhalte kein Aufmerken und Ueberlegen nöthig; sie haben weniger Ideen und mehr Unschuld; sie sind sanfter von Sitten, und führen eine einförmigere Lebensart voll Ruhe und Friedens. Man sagt, die Geschichte eines Volkes ohne Leidenschaften würde eine Geschichte ohne Interesse werden. Bey den fruchtfressenden Thieren trifft dieses gewissermaßen ein; ihre Geschichte ist so einfach, als ihre Bedürfnisse; alle ihre Kenntniß schränkt sich auf eine kleine Anzahl von Erfahrungen ein; und wenn nicht andere räuberische Thiere sie zuweilen in ihrer Ruhe störten, so würden ihre Kenntnisse noch eingeschränkter, aber auch ihr Leben desto freyer und glücklicher seyn. Vor allen ist es der Mensch, dessen Raubgierde und Grausamkeit diesen unschuldigen Thieren nicht erlaubt, der Früchte der Erde in Ruhe zu genießen. Wenn er den Wölfen und Füchsen, diesen Tyrannen der Wälder, nachstellt, so geschieht es nicht aus Mitleiden gegen die sanftern Thiere, sondern aus Neid; er will die Beute, woran sie gemeinschaftlich Anspruch machen, allein verschlingen. Der Hirsch, der Damhirsch, das Reh, der Hase, das Caninchen werden von ihm nur geschützt, damit er

sie rauben könne; die endliche Absicht seiner Sorgfalt für sie ist keine andre, als sie zu würgen. Freylich verdanken verschiedene dieser Thiere eben der Nothwendigkeit, den Nachstellungen des Menschen zu entfliehen, eine ziemliche Anzahl ihrer Ideen. Sie sind gezwungen, sich ein gewisses Vertheidigungssystem zu machen, das sie ohnedem nicht haben würden: und wenn es ein absolutes Glück wäre, Wissenschaft zu besitzen, so würden sie diesem ihrem Feinde, dem Menschen, für einen Theil ihrer Glückseligkeit Verbindlichkeit haben, weil eben durch ihn ihr Empfindungs- und Verstandsvermögen entwickelt wird: aber kann Wissenschaft je ein hinlänglicher Ersatz für den Verlust der Ruhe seyn? Dem müßigen und unruhigen Menschen, der zur Vermeidung der Langenweile Beschäfftigung braucht, ist sie vielleicht ein Mittel zur Glückseligkeit; eine Arzeney für die Krankheit der Neugierde, die ihn foltert: aber diejenigen empfindenden Wesen, denen eine stärkere Beschäfftigung durch keine Gewohnheit zum Bedürfnisse geworden, haben die Krankheit nicht, wogegen diese Arzeney das Mittel ist. Vielleicht ist selbst beym Menschen dieser unruhige Verdruß, der ihn immer außer sich treibt, und eben dadurch die Quelle des größten Theils seiner Kenntnisse wird, nichts als ein fehlerhaftes

Ange-

Angewöhnen, das von seiner Erziehung herrührt. Die wilden Völker, die nur wenig Bedürfnisse kennen, scheinen darum nicht minder glücklich als die gesitteten zu seyn, die ihrer viele kennen und sie nicht zu befriedigen wissen. Wenn man erwägt, wie so mancherley zum Glücke des müßigen gesitteten Menschen nothwendig geworden ist; wie so wenige dessen genießen, und wie so unzählig viele durch unbefriedigte Begierden unglücklich sind; so sollte man fast glauben, daß unser Geschlecht, im Ganzen genommen, würde gewonnen haben, wenn es weniger Kenntnisse erlangt hätte. Vielleicht aber würden auch allgemeiner ausgebreitete und vollkommnere Kenntnisse den Menschen die eigentliche Stufe der Glückseligkeit zeigen, die sie zu erreichen im Stande sind; sie würden uns den Zustand kennen lehren, der für die größte Menge einzelner Glieder der Gesellschaft der vortheilhafteste wäre, und so unsre Unruhen endigen, indem sie unsre Begierden einschränkten. Dem sey wie ihm wolle, so scheinen diejenigen Thiere, deren einförmigere Lebensart nur eine sehr geringe Anzahl von Ideen voraussetzt, dem Glücke näher zu seyn, als die, deren mannichfaltiges Interesse sie in beständiger Bewegung erhält. Die Existenz dieser letztern ist lebendiger und ihre Empfindungen stärker: aber oft

besteht

besteht dieses erhöhte Daseyn, wenn ich es so nennen darf, nur in größerer Furcht, Unruhe und Schmerz. Selbst dann, wenn sie das Vergnügen mit einer hoffnungsvollen Hitze verfolgen, kann man sie nicht eigentlich glücklich schätzen: denn nur das Bedürfniß zu genießen ist thätig; der Genuß selbst aber ist ruhig.

Der Hirsch ist eins von denjenigen Thieren, die vermöge ihrer körperlichen Beschaffenheit, ihrer daher entstehenden Neigungen, ihrer Lebensart und ihrer Verhältnisse mit den übrigen Thieren eben nicht viel Ideen erwerben können. Er hat keine Schwierigkeit zu überwinden, um seine Nahrung zu bekommen. Wenn er Mangel leidet, so bleibt ihm nichts übrig, als seinen Aufenthalt zu verändern, und keine Art von Geschicklichkeit kann ihm helfen: also drücken sich seinem Gedächtnisse von dieser Seite nur sehr wenig Erfahrungen ein, die aber für ihn hinreichend sind. Er lernt und weiß bald, wo er im Anfang des Frühlings zarte Sprossen und Keime, im Sommer junges und frisches Gras, gegen Ende des Sommers Getraidekörner, und im Winter, wenn alles übrige Holz verdorrt und alles Gras verwelkt ist, Brombeersträucher oder die zärtesten Spitzen von Heidekraut finden soll. Die Wiederholung dieser so einfachen Handlungen verräth und verschafft eben

nicht

nicht viele Kenntniſſe. Des Abends ſein Lager verlaſſen, und auf Fütterung gehn; bey Anbruch des Tages dahin zurückkehren und ſich zur Ruhe legen; zuweilen gegen Mittag aufſtehn, entweder um zu eſſen, oder um bey groſſer Hitze ſeinen Durſt zu löſchen; dieß iſt die Geſchichte der täglichen Lebensart eines Hirſches, und würde die Geſchichte ſeines ganzen Lebens ſeyn, wenn nicht die Brunfftzeit und die Nachſtellungen des Menſchen etwas mehr Mannichfaltigkeit hineinbrächten. Gleichwohl erkennen wir in dieſen Handlungen, ſo einfach ſie auch ſind, nicht nur Erfahrung, ſondern auch Ueberlegung und Wahl, weil der Hirſch nach der Verſchiedenheit der Jahrszeiten nothwendig mit Lager und Weide wechſeln muß. Im Frühjahr und zu Anfange des Sommers wird er von der Nothwendigkeit, ſein Geweih wieder aufzuſetzen und ein noch zartes Gehöre zu ſchonen, angetrieben, daß er ſich in ein entferntes Gebüſch begiebt, wo er eine ungeſtörte Ruhe erwarten kann. Im Winter bewegt ihn die Strenge der Kälte, die höchſten und dickſten Wälder, in deren Nachbarſchaft er Weide für den Winter findet, zu ſeinem Aufenthalte zu wählen. Indeſſen ſetzt dieſe Wahl des Aufenthalts nur noch eine einzige Folgerung voraus, die er unmittelbar aus einer einzigen Beobachtung gezogen: wenn er

aber

aber mehrmalen in seinem Zufluchtsorte beunruhiget worden, so macht er, um ihn zu verbergen, schon solche Anstalten, die feinere Einsichten und ein schwereres Nachdenken erfordern. Oft verändert er sein Lager nach Beschaffenheit des Windes, um alles, was ihm von außen gefährliches drohen konnte, durch Geruch und Gehör desto eher inne zu werden: oft macht er, statt vertraulich zu Holze zu gehn und sich geradesweges in sein Lager zu begeben, allerhand falsche Wiedergänge; das heißt, er geht auf einerley Wege zum Walde hinein und wieder heraus, so daß man nicht weiß, wo die Fährte hinführt. Ohne daß eben jetzt eine Ursache zur Unruhe vorhanden wäre, wendet er noch eben die Listen an, als wenn er wirklich von den Hunden verfolgt würde. Diese Vorsicht läßt auf schon bekannte Erfahrungen und auf eine Reihe daraus entspringender Ideen und Vermuthungen schließen. Der Hirsch muß gleichsam folgende Ueberlegung anstellen: Schon mehrmalen hat ein Hund, unter Anführung eines Menschen, mich zur Flucht genöthigt; er hat mich lange auf meiner Fährte verfolgt; mithin mußte ihm meine Fährte bekannt seyn. Was sich schon mehrmalen begeben hat, das könnte sich auch heute begeben; also muß ich heute gegen das, was schon sonst geschehen ist, auf mei-

ner

ner Hut seyn. Ohne zu wissen, wie man meine Fußtapfen kennen und verfolgen kann, vermuthe ich doch, daß ich durch Verwirrung derselben meine Verfolger irre machen könnte; ich muß also auf meiner Fährte hin und wieder laufen, um vor ihnen sicher zu seyn. Man kann sich unmöglich eine so zusammengesetzte Handlung, die zugleich so in die Folge sieht, ohne einen Bewegungsgrund, oder als die bloße Wirkung eines Instinkts denken; denn Handlungen des Instinkts setzen bey dem Thiere nur eine einzige gegenwärtige Idee oder Empfindung voraus. So geschieht es z. B. einer einzigen Empfindung zufolge, daß der Hirsch Gras frißt, daß das fleischfressende Thier sich auf seine Beute stürzt, daß das Kind die Warze an der Brust seiner Amme faßt: aber unmöglich kann eine einzige und unmittelbare Empfindung ein Thier lehren, daß es nach Maaßgabe eines Ungemachs, so es ehemals empfunden, und der Art und Weise, wie es solches empfunden, ein so künstliches Hülfsmittel ersinne.

Ich habe gesagt, daß auch die Brunftzeit die gewöhnliche Einförmigkeit in dem Leben der Hirsche unterbräche; gleichwohl giebt ihnen weder die Liebe, noch auch die gesellschaftliche Verbindung, worinn sie den Winter über zubringen, eine beträchtliche Anzahl von Ideen. Die

Liebe ist bey ihnen ein bloßes augenblickliches Bedürfniß des Genusses, wobey ihnen ein Weibchen so gut wie das andre ist, und keine gegenseitige Wahl, keine gemeinschaftliche Familiensorge statt findet. Diejenigen, die in ihrer eignen Gegend nicht Weibchen genug haben, oder von ihren stärkern Mitbuhlern verdrängt werden, suchen einen andern Aufenthalt und gehen oft sehr weit auf gut Glück aus. Wenn die Begierde äußerst dringend geworden, so sind die Hirsche in einer beständigen Bewegung; sie binden sich an kein bestimmtes Lager, an keine bestimmte Weide mehr; sie erfüllen die Wälder mit einem fürchterlichen Geschrey, das den Ton des empfindlichsten Schmerzes hat; laufen wie trunken umher, ohne zu sehn und zu hören, und verlieren in kurzem alle Feiste, die sie den Sommer über zugelegt hatten. Bey den Weibchen wird man nicht so, wie bey andern Gattungen, die sich ihr Männchen wählen, die verstellten Weigerungen gewahr, wodurch das Männchen noch brünstiger und auf den Genuß erpichter wird: auch scheinen die Gefechte unter den Männchen, ohne irgend einen Bewegungsgrund der Eifersucht, bloß um des gegenwärtigen Genusses willen, vorzufallen. Sind sie an Kräften einander ungleich, so räumt der Schwächere dem Stärkern ohne Anstand das

Feld.

Feld. Sonderbar iſt es, daß unter dieſen Thieren die alten die hitzigſten ſind: daher auch ihnen die Hirſchkühe, es ſey aus Neigung oder aus Furcht, ſich ſogleich ergeben. Wenn indeſſen die Kräfte zweyer Streitenden beynahe gleich ſind, und das Gefecht alſo langweilig und der Ausgang zweifelhaft wird, ſo werden oft die Kühe, die der Preis des Ueberwinders ſeyn ſollten, die Beute eines jungen verwägnen Spieſſers, der ſie beſchlägt und entflieht.

Man ſiehet, daß der Hirſch, ohngeachtet ſeiner ziemlich feinen Sinne, ſeines guten Geſichts und ſeines vortrefflichen Geruchs und Gehörs, doch nur wenig Kenntniſſe erwirbt, weil er nur wenig Bewegungsgründe zur Aufmerkſamkeit hat. Mit den Thieren ſeiner eigenen Gattung ſteht er bloß in einigen flüchtigen Verhältniſſen, die nur gegenwärtige Empfindungen ohne alles Nachdenken vorausſetzen. Mit den übrigen und mit dem Menſchen ſteht er in keiner andern Verbindung, als daß er auf ſeine Vertheidigung denken muß, und dazu hat er kein anderes Mittel, als die Flucht: alſo bloß ſeine Art zu fliehen muß man unterſuchen, wenn man ſehen will, wie ſich ſeine Fähigkeiten entwickeln. Daß ihn das Bellen der Hunde erſchreckt, und daß er ihren Nachſtellungen zu entkommen ſucht, läßt ſich bey einem ſo furchtſa-

men Thiere aus dem bloßen Instinkt begreifen. Aber daß er seine Flucht nach Maaßgabe seiner Erfahrungen und nach Beschaffenheit der Umstände einrichtet, daß er sie so geschickt und so künstlich anstellt; das läßt sich nicht anders als durch eine Wirkung seines Verstandes erklären. So lange er noch keine Erfahrung hat, flieht er, ohne alle Regel, gerade vor sich hin. Er kennt keine andre Gegenden, als die in der Nachbarschaft seines Geburtsortes liegen, also kömmt er auch oft dahin zurück, und verläßt sie immer nur ungern und im äußersten Nothfall. Ist er aber schon öfter in der Nothwendigkeit gewesen, den Verfolgungen zu entfliehen, und über die Art, wie er verfolgt worden, nachzudenken; so macht er sich nun gleichsam ein System seiner Vertheidigung, so mannichfaltig und so überdacht, als nur möglich. Er hat gemerkt, daß ihn bey seiner Flucht durch die Dickigte, worinn er durch das Anstreichen seines ganzen Leibes eine starke Witterung zurückläßt, die Hunde mit großer Hitze, ohne die Witterung zu verlieren, verfolgen; er verläßt daher die Dickigte und geht flüchtig durch die hohen Hölzer in Fahrwegen oder ausgehauenen Gängen fort, wo er zu beyden Seiten frey ist. Oft verläßt er auch gänzlich seinen Stand und nimmt dann alle seine Geschwindigkeit zusammen, um

voraus zu kommen. Doch wenn er auch nun die Hunde schon nicht mehr hört, so weiß er doch, daß sie ihn bald wieder einholen werden: weit entfernt also, sich einer gefährlichen Sicherheit zu überlassen, bedient er sich vielmehr dieser kurzen Frist, um auf Mittel zu denken, wie er seine Feinde hintergehen will. Er hat bemerkt, daß die Hunde ihn beständig auf seiner Spur verfolgen; um also diese zu verbergen, läuft er oft in gerader Linie vorwärts, und wieder zurück, und verläßt dann seine Bahn auf einmal durch verschiedene wiederholte Absprünge. Auf diese Art bringt er sie entweder wirklich von der Spur ab, oder er gewinnt doch wenigstens Zeit, noch weiter voraus zu kommen. Zuweilen flieht er sogleich beym ersten Angriff mit aller seiner Geschwindigkeit; zuweilen aber fängt er mit listigen Kunstgriffen an, wirft sich auf den Bauch und läßt sich von neuem auftreiben, als ob er bereits ermüdet wäre: dann aber rafft er sich plötzlich wieder auf und flieht mit aller Geschwindigkeit, die nur in seinen Kräften ist. Wenn die Hunde weit von ihm weg sind, so stellt er sich nie, als ob er sich niederthun wollte: sind sie aber nahe hinter ihm, so wirft er sich nieder, in der Hoffnung, daß die Hitze des Nachsetzens sie über die Fährte hinaustreiben soll: und sobald dieses geschehen ist, springt er

wieder schnell in die Höhe und nimmt den Rückweg. Oft sucht er auch mit andern Hirschen zusammen zu kommen; aber nicht, wie man etwa glauben möchte, aus bloßem natürlichen Triebe, in der Gefahr Gesellschaft zu haben; denn wenn er nur dieß zur Absicht hätte, so würde er die Gesellschaft nicht vor Ende der Gefahr wieder verlassen. Aber er bleibt nur so lange, bis der Trupp, unter den er sich gemischt hat, warm genug geworden, daß die Hunde sich betrügen und eine falsche Fährte annehmen können; alsdann läßt er die übrigen im Stiche und sucht durch eine plötzliche Beschleunigung seines Laufs von ihnen wegzukommen. Dieser Kunstgriff ist einer der sichersten; denn wirklich geschieht es sehr oft, daß die Hunde den Anjagdshirsch darüber verlieren.

Unter Thieren von einerley Lebensart und einerley natürlichen Hülfsmitteln müssen immer die schwächsten auch die verschlagensten seyn; denn die Verschlagenheit thut nur da nöthig, wo es an Stärke fehlt. Der Damhirsch, der an Stärke und Geschwindigkeit dem eigentlichen Hirsche weit nachsteht, gebraucht zu seiner Vertheidigung zwar nur die nämlichen Mittel, aber er gebraucht sie weit eher. Das Reh wendet gleichfalls die erwähnten Kunstgriffe an, aber mit noch größerer Mannichfaltigkeit und Veränderung.

änderung. Es hat den ausnehmenden Vortheil, daß es von Natur sehr behende ist; aber dagegen ist auch seine Fährte sehr warm und die Hunde fallen mit großer Hitze und Begierde darauf. Uebrigens zeigen sich bey den Rehen gewisse besondere Neigungen, die sie von den Hirschen und Damhirschen, welchen sie sonst an äußrer Gestalt ziemlich ähnlich sind, unterscheiden. Männchen und Weibchen, insgemein Geschwister und Zwillinge, leben gemeinschaftlich und hegen eine Zärtlichkeit gegen einander, die nicht eher als mit dem Tode aufhört. Gleichwohl hilft ihnen diese Vereinigung in Absicht auf ihren Unterhalt zu nichts, und was das Bedürfniß der Liebe betrifft, so empfinden sie es ohngefähr nur vierzehn Tage im Jahre. Der Grund ihres Zusammenbleibens scheint also ein gewisses eignes und feineres Bedürfniß zu seyn, das von allen ihren übrigen Bedürfnissen unabhängig ist. Sie behalten auch ihre Jungen so lange bey sich, bis diese selbst zur Fortpflanzung geschickt sind: und folglich leben sie in einer beständigen Verbindung, erst als Geschwister, dann als Gatten, dann endlich als Eltern. Die mütterliche Zärtlichkeit ist unter den erwähnten drey Gattungen ungefähr gleich groß, und äußert sich auf die nämliche Art. Sie ist eben so muthig als zärtlich; denn um die Hun-

de von ihren Jungen abzulocken, laufen die Mütter ihnen entgegen, stellen sich, als ob sie die Flucht nähmen, und kehren, wenn die Gefahr entfernt ist, wieder zurück. Indessen ist, wie gesagt, der Muth immer geringer und die List immer größer, je schwächer ein Thier ist; und man muß daher die größten Proben von Klugheit gerade bey den schwächsten Thierarten suchen. Die Hasen, z. B. denen die Natur keine so guten Sinne, als manchen andern Gattungen, gegeben hat, bedienen sich, wenn sie gejagt werden, solcher Listen, um die ein Fuchs sie beneiden möchte. Die noch schwächeren Caninchen verrathen noch mehr Klugheit; denn sie höhlen sich eine Wohnung aus, wählen sich eine Gattinn und leben in Gesellschaft. Auch erstreckt sich ihre Sorgfalt nicht bloß auf ihre einzelnen Familien, sondern auf die ganze unterirrdische Republik, wenn ich so sagen darf, auf alle Geschöpfe ihrer Gattung, die in ihrer Nachbarschaft leben. Wenn sie ihre Löcher verlassen und auf Fütterung gehn, so sind die erfahrensten unter ihnen in beständiger Unruhe, und geben jeden Augenblick Acht, ob sie auch überfallen werden. Glauben sie sich wegen eines Ueberfalls in Gefahr, so machen sie augenblicklich Lärm, indem sie mit ihren Hinterfüßen auf die Erde klopfen. Im Fall, daß alsdann einige

nige der jüngern noch zu unverständig sind, um sich sogleich zu verkriechen, so wagen die ältern für die öffentliche Sicherheit ihre eigne, und fahren so lange mit Klopfen fort, bis alles hinein ist.

Wenn man alle diese einfachen Erfahrungen aus dem gewöhnlichen Leben der bisher betrachteten Thiere zusammennimmt, so erhellt zuerst: daß alle Gattungen ein gemeinschaftliches Vermögen haben, nämlich das Empfindungsvermögen; und dann: daß eben dieses Vermögen, nachdem es durch die Bedürfnisse und die Umstände mehr oder weniger erhöht wird, die verschiednen Grade des Verstandes hervorbringt, die wir entweder bey ganzen Thierarten, oder bey einzelnen Individuis finden. Man sieht oft das für eine natürliche Feinheit des Instinkts an, was im Grunde nichts als eine Entwickelung derjenigen Selbstliebe ist, die das Empfindungsvermögen allemal nothwendig begleiten muß. Jedes empfindende Wesen kennt eben deswegen, weil es empfindet, das Vergnügen und den Schmerz; jenes sucht es zu erlangen, diesen sucht es von sich abzuhalten. Seine Empfindungen geben ihm das Bewußtseyn von seiner jetzigen Existenz; sein Gedächtniß das Bewußtseyn von seiner ehemaligen: und nach Beschaffenheit des gegenwärtigen oder des erinnerten Eindrucks, empfindet das Thier entwe-

der Lust oder Unlust, hegt es entweder Abscheu oder Begierde, handelt es entweder so oder anders. Das, was eigentlich zum Instinkte gehört, hängt gänzlich von der Organisation ab; diese macht z. B. daß der Hirsch auf die Weide und der Fuchs auf den Raub geht. Aber die Mittel, die das Thier zur Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse und Begierden anwendet, die sind keine Wirkungen seines Instinkts, sondern seines entwickelten Empfindungsvermögens. Der Instinkt weist den Gegenstand der Begierde an; die Begierde erweckt die Aufmerksamkeit; die Aufmerksamkeit erfüllt das Gedächtniß mit allen bemerkten Umständen; die Erinnerung dieser Umstände macht die Erfahrung, und die Erfahrung lehrt die Mittel zum Zweck. Haben diese Mittel einigen Fortgang, so machen sie die Wissenschaft aus: haben sie keinen, so kömmt die Ueberlegung hinzu, die über die neuen Erfahrungen nachdenkt und neue Mittel ausfindig macht. Man irrt sich, wenn man diejenigen Handlungen, die allen Individuis einer Gattung gemein sind, und einen wesentlichen Unterschied dieser Gattung zu machen scheinen, allemal auf die Rechnung des Instinkts schreibt, das heißt, eines blinden Triebes, der von keiner Erfahrung und keinem Nachdenken abhängt. Wenn die Caninchen

sich

ſich Löcher machen und in die Erde graben; ſo iſt das keine bloß mechaniſche Handlung: denn wenn das wäre, ſo würden ſie es, auch nachdem ſie zahm geworden, nicht unterlaſſen. Sie verfallen nicht eher darauf, als bis ſie die Nothwendigkeit, ſich vor Kälte und Gefahr zu ſchützen, über die Mittel zu dieſen Endzwecken nachdenken lehrt. Alſo nicht immer von einem höhern Inſtinkte rührt es her, wenn wir gewiſſe Gattungen Dinge vornehmen ſehn, die mehr Scharfſinn und Geſchicklichkeit verrathen, als wir bey andern finden. Es ſcheint vielmehr gewiß, daß, wenn das Caninchen von der Kälte nicht mehr als der Haſe litte, es ſich gar nicht die Mühe nehmen würde, ein Loch zu graben: und ſo ſchreibt man vielleicht der größern Geſchicklichkeit dieſes Thiers zu, was eigentlich nur von ſeiner größern Schwäche herrührt. Sobald aber das Bedürfniß eine Thiergattung auf eine Entdeckung dieſer Art geführt hat; ſo muß daraus freylich eine Menge Ideen erwachſen, die der Gattung einen ſehr groſſen Vorzug vor andern geben. Die Caninchen, wie wir geſehn, graben ſich Löcher, und graben ſie ſich eins neben dem andern. Es iſt unmöglich, daß nicht die Mühe der Arbeit, verbunden mit der Empfindung von ihrem Nutzen, die Idee des Eigenthums erzeugen und das Wohnen neben-

einander nicht gewisse gesellschaftliche Verbindungen stiften sollte. Sie haben auch wirklich die Idee des Eigenthums; denn einerley Familien wohnen in einerley Löchern, und wenn die Familie zahlreicher wird, so wird die alte Wohnung erweitert. Sie haben nicht weniger Ideen von gesellschaftlicher Verbindung; denn sie nehmen sich aller andern Thiere ihrer Gattung mit Muth und Lebhaftigkeit an, und ehren überdem auch gar sehr den väterlichen Stand und das Alter. Kurz, wenn wir die häusliche Einrichtung dieser Thiere genauer kennten; so würden wir vielleicht bey ihnen nicht weniger Ordnung, als bey den Bienen finden.

Die Thiere verdanken demnach alle ihre Erfindungen nur dem größern Bedürfnisse und der glücklichern Organisation ihres Körpers. Indessen kömmt noch der Unterschied unter den Sinnen hinzu, und bestimmt, von welcher Seite sie vorzüglich geschickt seyn sollen. Das eine Thier ist es mehr in Absicht des Geruchs, das andre mehr in Absicht des Gesichts und Gefühls: denn die Natur hat ihnen die Sinne nicht alle in gleichem Grade der Vollkommenheit gegeben, und jedes Thier braucht zur Befriedigung seines Bedürfnisses eben denjenigen Sinn, der es am weitesten bringt. Die vierfüßigen Raubthiere wittern besser; der

Falke

Falke hingegen sieht besser: mithin ist es natürlich, wenn der letztere auf seiner Jagd eine ganz andere Art von Geschicklichkeit zeigt,*) als der Hund oder der Fuchs; obgleich freylich diese Verschiedenheit auch noch von andern Umständen bestimmt wird. — Nimmt man nun dieses alles zusammen und überlegt, daß alle Geschicklichkeit der Thiere von ihren Bedürfnissen und von der glücklichern Organisation ihrer Sinne abhängt; so wird man geneigt zu glauben, daß die natürliche innere Ungleichheit ihres Verstandes, oder um deutlicher zu seyn, daß die Ungleichheit der Kraft in den Seelen der Thiere selbst, wenn man sie an und vor sich betrachtet, gar nicht beträchtlich sey. Ist bey einigen

*) In der That ist das scharfe Gesicht des Falken und die Geschicklichkeit, die er bey seiner Jagd beweist, ganz bewundernswürdig. Wenn er hoch aus der Luft auf ein fliegendes Rebhun schießt, so muß er nothwendig sowol seinen Abstand von diesem Rebhune, als die Zeit, die er über dem Herabschießen zubringen, und den Weg, den indessen das Rebhun noch zurücklegen wird, aufs genaueste zu schätzen wissen: denn wenn er nur einen von diesen Umständen übersähe, so würde er nebenbey treffen und seinen Raub nicht erhaschen.

einigen das Empfindungsvermögen, das sie alle gemein haben, etwas weiter entwickelt, so scheint es andern nur an den Umständen und Bedürfnissen zu fehlen, die eine gleiche Entwickelung veranlassen könnten; oder es scheint ihnen nur an einer gleich glücklichen Organisation zu fehlen, die den Gebrauch ihres natürlichen Verstandes begünstigte. Es ist kein Zweifel, daß die Organisation dem Verstande gewissermaßen Schranken setzt. Das eine Thier legt sich nur deswegen auf die Flucht, und das andre nur deswegen auf den Raub, weil es vermöge seiner Natur nicht anders kann, und weil es durch seine Bedürfnisse und durch die Mittel, die ihm seine Organisation verschafft, durchaus zu dem einen oder dem andern gezwungen ist. Fände ein fruchtfressendes Thier zu seinem Unterhalte keine Pflanzen mehr; so bliebe ihm, bey der Beschaffenheit seiner Zähne und seinem natürlichen Widerwillen wider alles Fleisch, keine Rettung übrig, und es müßte schlechterdings, auch bey dem höchsten Grade von Verstande Hungers sterben.

Es scheint, daß nur sehr wenige Thierarten ein eigenes Bedürfniß der Thätigkeit haben, welches sich weiter als auf die bloße Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden erstreckte. Die fruchtfressenden sowohl als die fleischfressenden

Thiere,

Thiere, so unruhig auch das Leben der letztern ist, scheinen immer nur aus dringender Noth geschäfftig: und eben diese ihre Neigung zur Ruhe ist vielleicht die Ursache, warum sich die Gattungen nicht so sehr vervollkommen, als es sonst vermöge ihrer Organisation wohl geschehen könnte. Ich habe über diesen wichtigen Punkt von der Perfektibilität der Thiere einige Betrachtungen angestellt, und diese will ich zum Innhalte meines nächsten Briefes, vielleicht auch noch einiger folgenden, machen.

Vierter Brief.

Indem wir das tägliche Leben einiger Thierarten betrachtet, so haben wir gesehen, daß sie nicht nur Empfindungsvermögen und Gedächtniß, sondern auch Urtheilskraft und Ueberlegung haben. Wir haben wahrgenommen, daß sie diese Fähigkeiten, nach Maaßgabe der Gelegenheiten und der Bedürfnisse, bald auf mehr, bald auf weniger Gegenstände anwenden. Wir haben endlich gefunden, daß man das Maaß des Verstandes für die verschiednen Thiergattungen nicht genau bestimmen kann, weil dabey so viel auf die Umstände ankömmt, weil sich die Fähigkeiten der Thiere gleichsam erweitern, wenn die Noth sie in Bewegung

setzt, und oft gleichsam wieder zurückgehn, wenn es ihnen an Uebung mangelt.

Nach diesen ausgemachten Sätzen nun sollte man schließen, daß sich unter den Thieren ein gewisser allgemeiner Fortgang in Verstand und Geschicklichkeit müßte finden lassen. Die Fähigkeit vollkommner zu werden, oder mit einem Worte die Perfektibilität, die jedem Wesen, das Sinne und Gedächtniß hat, nothwendig zukömmt; diese, sollte man glauben, müßte sich, unter günstigen Umständen, auch bey ihnen entwickeln, und wenigstens einige Arten der Thiere zu einem höhern Zustande erheben. Alsdann würden sie in der einen Gegend mehr verfeinert, in der andern mehr oder weniger wild seyn; sie würden in ihren Sitten merkliche Unterschiede zeigen. Allein da sich diese Unterschiede nirgends finden, und da es zugleich das Ansehn hat, als wenn die Perfektibilität den Thieren völlig unnütz wäre, so sollte man fast in Versuchung kommen, sie ihnen abzusprechen. Wenn man indessen ein wenig nachdenkt; so erkennt man sogleich, daß der Mensch kein gültiger Richter über den Fortgang der Thiere seyn kann, da diese Wesen von ihm so sehr verschieden sind; ja daß sie vielleicht einen sehr großen Fortgang könnten gemacht haben, ohne daß der Mensch im Stande wäre, es einzusehen. Ferner erkennt

kennt man, daß die natürliche Fähigkeit vollkommner zu werden, von viel äußern Umständen und Hülfsmitteln unterstützt werden muß, und daß also die Thiere, wenn sich bey ihnen diese Umstände und Hülfsmittel nicht finden, alle natürliche Perfektibilität besitzen könnten, ohne daß sie weiter damit gekommen wären.

Was das erste betrifft, nämlich daß der Mensch über den Fortgang der Thiere nicht urtheilen kann, so scheint mir das außer Zweifel zu seyn. Wenn wir die thierischen Handlungen beobachten; so erkennen wir zwar den Weg, den ihr Verstand bis zu diesen Handlungen hat zurücklegen müssen; wir unterscheiden zwar, wie viel davon dem bloßen sinnlichen Eindrucke, wie viel der Urtheilskraft, wie viel der Ueberlegung zuzuschreiben sey; wir errathen zwar einige ihrer Absichten und Bewegungsgründe bey solchen Handlungen, die sich nur aus diesen und keinen andern Bewegungsgründen unternehmen ließen: aber weiter kann uns denn auch unsre Beobachtung schlechterdings nicht führen. Was die Schwalbe, wenn sie ihr Nest baut, für eine Absicht habe, das sehen wir deutlich ein; aber ob nicht durch die Zeit ihre Baukunst besser geworden, ob nicht die Erfahrung mehr Zierlichkeit und Bequemlichkeit hineingebracht, darüber können wir schlechterdings nicht urtheilen.

len. Wir können zwar wissen, was für den Menschen, aber nicht, was für die Schwalbe Zierlichkeit und Bequemlichkeit ist: und diese Anmerkung erstreckt sich auch auf alle ähnliche Fälle. Wir werden in den Werken und den Handlungen der Thiere nur eine gewisse allgemeine Aehnlichkeit gewahr, die uns nicht berechtigt, auf ihre völlige Einförmigkeit zu schließen.

Es ist wahrscheinlich, daß die Thiere auch auf ihrer Seite nicht den mindesten Unterschied zwischen unsern Palästen und unsern Hütten finden; daß der Adler in den Bewegungen der verschiedenen Völker, über welchen er schwebt, nichts von ihrer guten oder schlechten Policey gewahr wird; daß ihm eine Horde Wilden, die um ihre Hütten schwärmen, und eine Gesellschaft von Weisen, die in einer wohlgebauten Stadt umhergehn, beyde nichts als aufrechtgehende Geschöpfe dünken, deren Bewegungen so ziemlich einerley sind. Es ist sogar unmöglich, daß wir bey Beobachtung der meisten Thiergattungen den besondern Fortgang bemerken könnten, den vielleicht einige Individua unter ihnen gemacht haben. Die sinnlichen Werkzeuge, denen sie ihre meisten Ideen verdanken, sind gerade die, die uns die wenigsten geben. Wir kennen also die einfachen Ideen nicht, woraus bey ihnen die zusammengesetzten bestehen, weil

wir

wir nicht in dem nämlichen Grade die herrschenden Empfindungen haben, worauf es bey diesen Ideen ankömmt. Hieraus aber muß eine völlige Verschiedenheit in dem ganzen Systeme ihrer und unsrer Kenntnisse erwachsen. So haben zum Beyspiel die Gesichtsideen auf unsre Fertigkeiten und unsern Fortgang fast gar keinen Einfluß. Ueberlegen wir aber, daß dieser Sinn für die fleischfressenden Thiere das vornehmste Organ ist, und daß sie durch ihn, als durch das feinste Gefühl, die Mittel zu ihrer Erhaltung in einer sehr großen Weite ausspüren; so erkennen wir, daß der Mensch über die Kenntnisse, die sich diese Thierarten durch ihren Geruch vielleicht erworben haben, eben so wenig urtheilen kann, als der Blinde über die Farbe.

Es ist also gewiß, daß die Thiere einen sehr großen Fortgang gemacht haben könnten, ohne daß der Mensch ihn gewahr würde: Gleichwohl ist es auch wahrscheinlich, daß sie wirklich keinen beträchtlichen gemacht, und daß sie auch schwerlich je einen machen werden. Es fehlt ihnen sowohl an einem hinlänglichwirksamen Interesse, als auch sonst an einigen Umständen, ohne welche sich die natürliche Perfektibilität eines Geschöpfes nicht entwickeln kann.

Zuerst, sage ich, fehlt es den Thieren an einem hinlänglichwirksamen Interesse. Wir haben nämlich in den vorhergehenden Briefen gesehen, daß ihre gewöhnliche Lebensart bloß in der Wiederholung einiger wenigen ganz einfachen Handlungen besteht, die für alle ihre Bedürfnisse hinreichen. In der That erlangen zwar die, welche vom Raube leben und durch vielfältige Gefahren zu einer fast immerwährenden Aufmerksamkeit gezwungen werden, eine weit ausgebreitetre Kenntniß als die übrigen: allein da sie in keiner gesellschaftlichen Verbindung stehen, so behalten sie ihre ganze erlangte Wissenschaft für sich, oder theilen sie höchstens nur sehr wenigen einzelnen Individuis mit. Dazu kömmt noch, daß die Jagd und der Schlummer ihnen wechselsweise ihre ganze Lebenszeit hinnehmen. Diejenigen Thiere, die in Gesellschaft zu leben scheinen, sind entweder nur durch die Furcht vereinigt worden; eine Leidenschaft, die eben keinen großen Fortgang gewähren kann; oder sie leben auch nur auf eine kurze Zeit in Verbindung; oder sie sind auch einander, in Absicht der Bedürfnisse des Lebens, von gar keinem Nutzen; oder ihre Gesellschaft wird durch die Verfolgungen des Menschen ohne Unterlaß unterbrochen und beunruhigt, so daß sie nur immer an den gegenwärtigen Augenblick

genblick denken können, ohne etwas wegen der Zukunft zu beschließen. Daraus also, daß wir die Thiere nicht wirklich einigen sichtbaren Fortgang machen sehn, müssen wir nicht gleich den Schluß ziehn, daß es ihnen also überhaupt an aller Fähigkeit ihn zu machen fehle. Ein Mensch, der unglücklicher Weise ohne Hände und Augen gebohren wäre, würde freylich mancher Ideen darüber verlustig gehn, aber die innere Möglichkeit, sie zu erhalten, würde ihm dennoch bleiben. Ja, was noch mehr ist, so können wir diese Erscheinung bey den Thieren durch das Beyspiel des Menschen selbst erläutern. Bey aller seiner natürlichen Perfektibilität bleibt der Mensch doch eben so gut, als die Thiere, nur auf eine sehr kleine Anzahl von Ideen eingeschränkt, wenn er ohne Unterlaß für die dringendsten Bedürfnisse des Lebens sorgen muß: und vielleicht fände sich bey angestellter Vergleichung, daß mancher Mensch noch weit weniger Ideen, als manches Thier von den klügern Gattungen, erworben hätte.

Nothwendig müssen zur wirklichen Vervollkommnung sehr viel Umstände sich vereinigen, bey deren Ermangelung auch das fähigste Thier zurückbleiben wird. Die Gesellschaft, die Muße, die erworbenen Leidenschaften, die aus beyden entspringen, die Langeweile, die eine

Tochter der Leidenschaften und der Muße ist, die Sprache, die Schrift, die den Gebrauch der Hände voraussetzt: alles dieses sind wesentliche Bedingungen, ohne welche auch von den klügsten Geschöpfen kein wirklicher Fortgang zu erwarten steht. Wir müssen also zusehen, wie viele von diesen Bedingungen bey den Thieren vorhanden, und wie wichtig diejenigen sind, die ihnen abgehen.

Es giebt allerdings verschiedene Thierarten, die in Gesellschaft leben; allein, wie ich schon vorläufig erinnert, so läßt sich sogleich aus der Natur dieser Gesellschaft schließen, daß kein großer Fortgang daraus erwachsen kann. Die fruchtfressenden Thiere vereinigen sich, wie es scheint, nur aus Furcht, um eins dem andern ein wenig Muth zu machen. Sie werden sich aber darum in keinerley Absicht nützlich; ja sogar nicht einmal in derjenigen Absicht, um derentwillen sie sich vereiniget hatten. Wenn sie sich auch in Gesellschaft weniger fürchten, als allein, so sind sie doch darum ihren Feinden nicht furchtbarer. Ein einziger Hund zerstreut die ganze schüchterne Heerde wieder, weil ihre Stärke durch ihre Vereinigung nicht vermehrt werden konnte. Was die übrigen Umstände ihres Lebens betrifft, so scheinen dieselben alle Vereinigung zwischen ihnen eher zu verhindern, als zu befördern.

fördern. Sie bedürfen alle zu ihrem Unterhalte des Grases, das sie gemeinschaftlich abweiden; und also könnte leicht im Fall des Mangels Uneinigkeit und Zwist darüber entstehn: aber gegenseitige Hülfsleistung kann auf keinerley Art dabey statt finden. Ein Hirsch kann von seinem Nachbar keinen Freundschaftsdienst, aber wohl kann er Schaden von ihm erwarten, wenn ihm nämlich derselbe einen Theil seiner Nahrungsmittel aufzehrte. Es giebt also unter den Thieren keine eigentlich sogenannte Gesellschaft. Selbst diejenigen, welche zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung zusammen zu treten scheinen, und den Vortheil der gesellschaftlichen Verbindung in dem glücklichen Erfolg ihrer vereinigten Kräfte wirklich erfahren; die wilden Eber, zum Beyspiel, bleiben demohnerachtet wegen der Unbequemlichkeit, die sie bey ihrer Vereinigung in Absicht des Unterhalts finden, nicht gerne beysammen. Kaum haben sie ein Alter von ohngefähr drey Jahren erreicht, wo sie sich auf ihre Stärke und besonders auf ihre Hauer verlassen können, so sondern sie sich von den übrigen ab und leben vor sich: nur die jungen Keiler und die Bachen bleiben, weil sie weniger vortheilhaft bewaffnet sind, bey einander. Die Caninchen, diese schwachen und furchtsamen Geschöpfe, leben zwar freylich in Gesellschaft,

und erlangen auch, in Absicht der Mittel zu ihrer Sicherheit, alle die Kenntnisse, die ihnen ihre Organisation nur verschaffen kann. Allein die beständige Unruhe, die man an ihnen bemerkt, hält sie viel zu sehr beschäfftigt, als daß sie noch Zeit zu weiterm Nachdenken hätten. Gleichwol findet man, wenn man ihnen bis in das Innre ihrer Wohnungen nachspürt, recht sehr viel Künstliches und Ueberdachtes in der ganzen Anlage derselben; denn sie haben in der That aller besorglichen Gefahr aufs glücklichste vorzubauen gewußt. Ihre Löcher sind in Gegenden angelegt, wo sie keine Ueberschwemmungen zu befürchten haben; der Eingang verdeckt zum Theil das Innre ihres Gebäudes, und die in einander führenden Zimmer sind so mannichfaltig, die herumlaufenden Gänge so verwickelt, daß oft die hineingelassnen Frettchen über dem Herumkriechen müde werden und wieder zurückgehn. Das Caninchen bleibt daher auch lieber in seinem Baue und steht geduldig alle Beängstigungen darinn aus, als daß es sich der größern Gefahr einer Flucht im freyen Felde bloßstellen sollte. Uebrigens aber können sich diese Thiere, da sie nur vom Grase leben, nicht den mindesten gegenseitigen Dienst in Absicht des Unterhalts leisten.

Fleischfressende Thiere leben schwerlich in Gesellschaft, weil ihre natürliche Gefräßigkeit zu groß und die Beute zu selten ist. Zwey Wölfinnen, und so auch zwey Raubvögel, halten sich mit ihren Jungen allemal in einer gewissen Entfernung von einander; so daß jegliches, zu seinem Unterhalt, eine hinlängliche Strecke Landes hat. Sie sind so wenig zur Gesellschaft aufgelegt, daß, wenn sie sich einander zu nahe kommen und sich die Jagd verderben, insgemein ein heftiger Kampf entsteht, nach welchem der Ueberwinder sich zurückziehn und dem Sieger das Feld räumen muß.

Einige Thierarten werden durch ihren Instinkt und ihre Organisation veranlaßt, daß sie ihre Kräfte zum gemeinen Besten vereinigen. Dieses thun, zum Beyspiele, die Biber. Es läßt sich unmöglich vorhersagen, wie weit vielleicht solche Thiere ihre Geschicklichkeit treiben könnten, wenn man sie sich in Ruhe vermehren und der Früchte ihrer Vereinigung genießen ließe. Allein zum Unglücke sind sie dem Menschen nützlich, und man hat also mehr daran gedacht, wie man sie fangen als wie man sie beobachten sollte. Kaum, daß die Biber einen Bau zu Stande gebracht, so wird er schon wieder eingerissen; die unaufhörlichen Verfolgungen erhalten sie in beständiger Furcht, und

es bleibt ihnen keine Muße zu andern, als den nothdürftigsten, Kenntnissen übrig.

Das bloße Beysammenleben der Thiere ist nicht genug, um eine eigentlich so genannte Gesellschaft unter ihnen hervorzubringen, die ihren Wachsthum und ihren Fortgang begünstigte. Selbst bey denen, die sich aus einer Art von Zuneigung zu verbinden und aus dieser Verbindung einiges Vergnügen zu schöpfen scheinen, fehlt es doch immer noch an dem wahren Wesentlichen der Gesellschaft, wo sie nicht auf eine solche Art organisirt sind, daß sie einander in Absicht der Nothwendigkeiten des Lebens einen gegenseitigen Dienst leisten können. Nur diese gegenseitige Dienstleistung ist der wahre Grund der Gesellschaft. Die einzelnen Glieder theilen sich alsdann unter verschiedne Verrichtungen; tragen dadurch zum Besten aller übrigen bey, verschaffen sich jedes mehr Ruhe und Muße zu anderweitiger Beschäfftigung, und erlangen Begriffe von größerm oder geringerm Verdienste, nach dem größern oder geringern Einfluß, den die Beschäfftigungen jedes einzelnen Glieds auf das Beste des Ganzen haben. Sie werden gewohnt, Vergleichungen unter sich anzustellen, wollen keines geringer seyn als das andre, spannen aus Nacheiferung ihre äußersten Kräfte an, und suchen

den

den wirklichen Werth, der ihnen abgeht, durch einen falschen und eingebildeten zu ersetzen. Dieses giebt dann den neuen, erworbenen Leidenschaften den Ursprung, die ohne Gesellschaft und Muße nicht statt würden finden können.

Da die Thiere, wie wir gesehen, weder eigentlich sogenannte Gesellschaft, noch Muße, noch erworbene Leidenschaften haben; so kennen sie auch die daher entspringenden conventionellen Bedürfnisse nicht. Diese Bedürfnisse werden am Ende eben so dringend als die natürlichen; aber da sie nicht so leicht zu befriedigen sind, so halten sie das Interesse, die Aufmerksamkeit, die Kräfte jedes einzelnen Glieds der Gesellschaft in beständiger Thätigkeit. Der unruhige Trieb nach Ideen, der sogleich bey dem unbeschäfftigten Menschen aufwacht; die Begierde, die er fühlt, sein Daseyn auf eine lebhaftere Art inne zu werden, ist eine der Haupturſachen seines Unglücks, seiner Verbrechen und seines Fortganges. Je mehr er dieser Begierde nachhängt, desto unruhiger und lebendiger wird sie; denn sein Gedächtniß erinnert ihn ohne Unterlaß der stärkern Eindrücke, die er ehemals gehabt hat, und er findet also gemeiniglich die schwächern, die er etwa itzt hat, unschmackhaft. Daher diese Hitze, womit er sich zu allen lebhaften Scenen hindrängt, auf alle interessanten Vorfälle horcht,

alles ergreift und erhascht, was ihm einen tiefern Eindruck verspricht: daher diese unzufriedne mühsame Wißbegierde, die ihn sogar in sich selbst hinein treibt und im Nachgrübeln über seine eigne Natur Beschäfftigung und Interesse sucht. Den Thieren ist dieser Zustand des müssigen und gesitteten Menschen unbekannt. Sie werden nicht anders zur Aufmerksamkeit erweckt, als durch das Bedürfniß des Hungers, durch den Trieb der Liebe und durch die Nothwendigkeit, sich vor der Gefahr zu retten. Dieses dreyfache Interesse nimmt den größten Theil ihres Lebens hin; den Ueberrest bringen sie in einem halben Schlummer zu, worinn sie weder von der Langenweile noch von der Neubegierde gestört werden. Andre oder bessere Mittel zu erfinden, wodurch sie sich ihren Unterhalt verschaffen oder die Gefahr von sich abwenden könnten, leidet ihre Organisation nicht. Die Natur hat ihnen keine Hände gegeben, und hat ihnen also die angebohrnen Werkzeuge versagt, wodurch die künstlichen zubereitet werden. Sie müssen sich mit ihrer natürlichen Geschicklichkeit und ihren natürlichen Waffen begnügen; und diese gebrauchen sie denn auch so wohl, daß selbst der größte menschliche Verstand nichts daran aussetzen oder verbessern kann. Noch ein wichtiger Umstand ist, daß die Thiere von Natur bekleidet

kleidet sind, und daß ihnen also eins der vornehmsten Bedürfnisse mangelt, welches für die ersten Menschen ein großer Antrieb zu vielen Untersuchungen seyn mußte. In den wärmern Himmelsstrichen, wo der Mensch ohne Bedeckung leben kann, findet man die Einwohner überhaupt weit dümmer, als anderswo; weil sie hier in einem der vornehmsten Bedürfnisse auch eine der vornehmsten Quellen von Erfindungen und Künsten entbehren.

Ich breche hier ab und behalte mir auf meinen nächsten Brief die Untersuchung vor, von welchem Einfluß die Liebe auf die Perfektibilität der Thiere sey.

Fünfter Brief.

Wie lebhaft auch die Leidenschaft der Liebe bey den Thieren seyn und mit welchem Feuer sie sich auch offenbaren mag; so kann sie ihnen doch zu keinem merklichen Fortgang verhelfen. Bey denjenigen Gattungen, wo die Männchen sich ohne Wahl mit jedem vorkommenden Weibchen vermischen, sieht man zwar zu der Zeit, wo sie das Bedürfniß der Liebe sehr lebhaft fühlen, eine allgemeine Eifersucht und Nebenbuhlschaft entstehn: allein der Kampf entscheidet hier bald den Vorzug, und

der Schwächere kann nicht anders als dem Ueberwinder das Feld räumen.

Bey den andern Gattungen, die sich paaren, findet eine Wahl statt, worauf auch immer diese Wahl sich gründen mag; es entsteht die Idee von gegenseitigem Eigenthum; das Moralische verbindet sich mit dem Physischen, und die Eifersucht bleibt keine blinde oder bloß augenblickliche Leidenschaft mehr. Die Weibchen, die immer in den kleinen Liebeskünsten, als der nachgebende Theil, den Vorzug behaupten, erlangen nun eine vorzügliche Geschicklichkeit, die Begierden des Männchens durch Schmeicheln, Liebkosen, Verweigerungen, durch vielfältige, bald versteckte, bald offenbare Neckereyen zu reizen; sie halten ihre eigene Neigung, oder doch wenigstens die Lebhaftigkeit derselben geheim, und nehmen auch noch da, wo sie sich ihren eigenen Begierden mit Hitze überlassen, den Schein an, als ob sie sich aus bloßer Liebe und Gefälligkeit ergäben. Der Mensch hat Unrecht, wenn er die Coquetterie für eine ihm eigene Kunst hält; alle Thiere, die sich ihre Gatten wählen, verstehen sich so gut darauf, als wie er. Indessen kann doch diese Kunst den Thieren nicht viel Fortgang verschaffen, da sie das Bedürfniß der Liebe höchstens nur drey Monate im Jahre fühlen. Alsdann höret die Leidenschaft auf, und

mit

mit ihr verschwinden alle die verschiednen Ideen, die sie etwa veranlaßt hatte. Nur für den Menschen, und besonders für den müßigen und gesitteten Menschen, kann die Liebe der Grund einer anhaltenden Thätigkeit werden, und also den Wachsthum aller dabey interessirten Fähigkeiten befördern. Ihn erhält sie das ganze Jahr über geschäfftig; denn bey ihm gesellen sich die erworbenen Leidenschaften zu der natürlichen, und geben derselben einen Grad von Stärke und selbst eine Dauer, die sie niemals haben würde, wenn sie allein wäre. Nicht nur erwecken gegenseitige Zuneigung und Wahl die Idee des Eigenthums, sondern seine Eitelkeit kömmt auch noch zu Hülfe und erhöhet den Werth dessen, was er als sein betrachtet. Eine tiefe Hochachtung gegen den angebeteten Gegenstand vermehrt noch die, die er schon ohnedieß gegen sich selbst hat: und so erhält in seinen eignen Augen das Ganze dieser vereinigten Ideen und Empfindungen einen gewissen blendenden Anstrich von Würde und Vortrefflichkeit. Dieses erzeugt dann eine Menge von Bewegungen, deren Stärke und anhaltende Dauer der Seele mehr Energie giebt und sie zu gröſsern Anstrengungen ihrer Kraft in den Stand setzt. Die Thiere entbehren dieser immer fortwirkenden Triebfeder; weder ihre Begierden,

noch

noch ihre Gesellschaft, noch ihre natürlichen Leidenschaften geben ihnen hinlängliche Bewegungsgründe und Mittel zu einer großen Vervollkommung.

Wollte man den Thieren irgend eine erworbene Leidenschaft beylegen, so müßte es etwa der Geiz seyn; denn in der That scheint sich diese Leidenschaft bey einigen Gattungen zu finden. Allein da sie keine andere als sehr vergängliche Schätze sammeln können, so ist ihr Geiz eigentlich nur eine Ersparniß auf kurze Zeit, wobey sich keine weitentfernte und verwickelte Absichten denken lassen. Auch können sie über die Mittel des Erwerbs, da sie nur ein einziges besitzen, keine tiefen Betrachtungen machen. Der Geiz ist bey ihnen nichts als eine Folge ihres vorherempfundenen Hungers, der sie sogleich mit einem ganz geringen Nachdenken auf diese Art der Vorsicht leiten muß; eine Vorsicht, die daher auch allen den Thiergattungen, welche zuweilen Mangel leiden, gemein ist. Die fleischfressenden, wie ich schon oben angeführt, verscharren das Uebriggebliebene ihres Raubes, um es im Nothfall wieder hervorzusuchen. Man könnte dieses vielleicht ihrer Sättigung und ihrer Mäßigkeit zuschreiben; allein zu andrer Zeit, wo sie Ueberfluß an Nahrung finden, sind sie über allen Glauben gefräßig, und es

ist

ist also kein Zweifel, daß sie nicht aus Ekel, sondern aus Sorgfalt für die Zukunft übrig lassen. Die fruchtefressenden Thiere, die von der Natur so gebaut sind, daß sie ihre Nahrungsmittel fortschleppen können, häufen sich einen Wintervorrath zusammen, und gehen damit so sparsam um, daß sie am Ende noch übrig haben. Dahin gehören die Feldratten, Feldmäuse und viele andere Arten von Thieren. Allein da ihr Mangel nur einige Monate im Jahre dauert, so ist auch ihre Vorsicht ganz von der anhaltenden Sorgfalt unsrer Geizhälse verschieden, die immer mit so starrem Blick in die Zukunft sehn, daß sie gar kein Ziel des Genusses mehr gewahr werden. Wenn die Thiere auch ihren aufgehäuften Vorrath als ihr Eigenthum betrachten, so thun sie es doch nur auf eine gewisse Zeit; denn bald nachher, wenn sich ihnen von selbst neue Reichthümer darbieten, vergessen sie der alten wieder, die sie so mühsam gesammelt hatten.

Von allen Leidenschaften der Thiere ist wohl keine, die so tiefe Spuren in ihrem Gedächtnisse zurückließe, als die mütterliche Zärtlichkeit. Man kann dieses daher schließen, weil diese Leidenschaft einen so gewaltigen Eindruck auf sie macht und eine so lange Zeit hindurch fortdauert. Sie erlangen, in Absicht auf die Sorge für ihre Familie, Ideen, die ihnen eben so geläufig als diejenigen

jenigen werden, welche sich auf ihre eigne unmittelbare Erhaltung beziehen. Die Henne des Rebhuns, wenn sie nur einige Erfahrung hat, wählt den Ort zu ihrem Neste mit großer Behutsamkeit. Sie legt es an einem erhabenen Orte an, wo es vor Ueberschwemmungen sicher ist, und sieht darauf, daß es mit Dornen und Hecken muß umgeben seyn, damit auch selbst das Gesicht nicht hinzu könne. Zwingt sie der Hunger, es zu verlassen, so bedeckt sie vorher die Eyer sorgfältig mit Blättern; und kurz, sie beweist auf alle mögliche Art ihre Zärtlichkeit für eine Brut, die ihr doch noch unbekannt ist. Sind die Jungen ausgekrochen, so zeigt nun nicht bloß die Henne, sondern auch selbst der Hahn, eine unruhige, immerwährende Geschäfftigkeit, eine unverdroßne Geduld im Sitzen und eine herzhafte Entschlossenheit, wenn die Familie in Gefahr kömmt. Aus diesem so wirksamen und so zärtlichen Interesse entspringt die Kenntniß der Oerter, wo sie für ihre Jungen einen reichlichern Unterhalt finden; und diese Kenntniß setzt vorhergegangene Beobachtungen voraus, ohne welche sie den einen Ort dem andern nicht vorziehen würden. Merkwürdig ist es, daß diese allen Müttern und im Fall einer ehelichen Vereinigung auch allen Vätern eingeprägte Leidenschaft stärkere Wirkungen, als selbst die

natür-

natürlichste aller Leidenschaften, die Selbstliebe äußert. Es giebt Vögel, die, wenn ihre Jungen in Gefahr sind, vor Regen und Kälte umzukommen, sie unaufhörlich mit ihren Flügeln bedecken; so daß sie aller Nahrung vergessen, und oft ihr eignes Leben darüber einbüßen. Der eigene Hunger setzt diese Thiere in keine so lebhafte Thätigkeit, als die Sorge für die Fütterung ihrer Jungen. Die eigene Gefahr macht sie nicht so beherzt, als das Mitleiden mit diesen kleinen und hülflosen Geschöpfen, deren Anblick ihnen diejenige enthusiastische Herzhaftigkeit einflößt, die alle Gefahr entweder nicht überlegt oder nicht achtet. Indessen, obgleich bey Vertheidigung ihrer Jungen alle Thierarten ihre Kühnheit weiter zu treiben scheinen, als ihre Kräfte reichen; so steht doch im Grunde diese Kühnheit allemal in einem abgemeßnen Verhältniß mit diesen Kräften. Die Wölfinn und die Bachr, die mit Stärke und furchtbaren Waffen versehen sind, gerathen bey der Vertheidigung ihrer Jungen in die äußerste Wuth; und das selbst gegen den, der sie sonst von ihrem Futter und ihrer Beute sehr leicht verjagen würde, wenn ihr Hunger auch noch so brennend wäre. Sind ihnen ihre Jungen geraubt, so suchen sie sie auch bey der sichtbarsten Lebensgefahr zu retten; denn keiner von allen Schmerzen scheint so stechend und so na-

gend zu seyn, als den eine Mutter bey dem Geschrey ihrer Jungen fühlt. Das schwache und furchtsame Reh kömmt in gleichen Fällen zwar auch herzu, und setzt sich mit Herzhaftigkeit der Gefahr aus; aber da es seine Ohnmacht ohne Hülfe läßt, so bleibt ihm am Ende nichts als die Flucht übrig. Dieser Verschiedenheiten ohnerachtet bemerkt man bey den Müttern fast durchgehends, daß sie über der Sorgfalt für ihre Jungen ihre eigene Sicherheit hintenansetzen. Man kann daraus schließen, daß die Leidenschaften, auf ihren höchsten Grad getrieben, keine Schranken halten; ich will sagen, daß sie das empfindende Wesen durch ihren zu heftigen Anstoß über den Punkt hinaustreiben, der, wie es scheint, die natürliche Grenze der Empfindung seyn sollte. Zwar in gewisser Absicht ist diese Heftigkeit blendend, und kann durch einen Schein von Stärke, die doch wirklich nicht da ist, ein Schrecken einjagen, das vielleicht zur Rettung der Jungen das beste Mittel ist; aber noch einen Grad weiter getrieben, verfehlt sie diesen Endzweck ganz, und bringt nur die Mütter selbst in Gefahr, ohne von der geringsten Nützlichkeit für die Jungen zu seyn. Demohnerachtet hat, wie wir gesagt haben, diese Empfindlichkeit ihr Maaß und selbst ihre Ausschweifung hat ihre Grenzen. —

Bey denjenigen Thiergattungen, wo sich die Alten für ihre Brut mit einem hohen Grade von Zärtlichkeit interessiren, wird alle Neigung gegen die andern Thiere ihrer Gattung ausgelöscht; ja sie zeigen sogar einen wirklichen Haß gegen sie. Das Rebhun, das für seine Jungen sehr besorgt und für ihre Erhaltung sehr thätig ist, verfolgt und tödtet an Oertern, wo die Nahrung wegen Menge des Wildes selten ist, alle andern Jungen, die ihr das Futter für die ihrigen wegnehmen wollen. Die Phasanhenne giebt sich schon weit weniger Mühe ihre Jungen an sich zu halten, und wenn sie sich von ihr verlohren haben, wieder zurückzubringen: aber dagegen hat sie auch eine weit allgemeinere Empfindlichkeit für alle Jungen ihrer Gattung; sie wird die gemeinschaftliche Mutter von allen, die ihrer nöthig haben, und was sich nur zu ihr hält, das hat auch an ihrer Sorgfalt Antheil. Eine ähnliche Bemerkung läßt sich in Absicht der Menschen machen. Diejenigen, die, als wahre Weltbürger, ihr Wohlwollen und ihre Liebe auf das ganze menschliche Geschlecht erstrecken, sind gegen einzelne Menschen keiner sehr heißen Empfindungen fähig; sie ergeben sich ihren Freunden nie so ganz und mit einer so schmeichelhaften hinreißenden Zärtlichkeit. Die Bande der Natur, der Verwandtschaft, der

Freundschaft, der Liebe selbst; alle diese für eingeschränktere Seelen so starke Bande werden in eben dem Maaße schlaffer, in welchem die allgemeinern Neigungen sich erweitern. Der glücklichste Zustand, den ich mir denken kann, ist: mit Freunden des ganzen menschlichen Geschlechts in Gesellschaft, und mit persönlichen Freunden in Vertraulichkeit zu leben.

Ich habe gezeigt, daß die Thiere sich der Sorge für ihre Jungen sehr lebhaft annehmen; und es läßt sich also schließen, daß die hiehergehörigen Ideen sich in ihrem Gedächtnisse besonders fest setzen müssen. Gleichwohl ist es klar, daß hieraus kein merklicher Fortgang für die ganzen Gattungen entstehen kann; weil die Jungen in kurzem erwachsen sind, und weil am Ende einiger Monate eben die Liebe, die diese kurze Vereinigung gestiftet hatte, sie wieder aufhebt, um neue Familien zu erzeugen. Ich habe also nunmehr vollständig bewiesen, daß man den Thieren die Perfektibilität deswegen nicht absprechen kann, weil man keinen wirklichen Fortgang bey ihnen bemerkt. Ich habe gezeigt, daß selbst ihre lebhaftesten Leidenschaften von einer zu kurzen Dauer sind, um sie merklich weiter zu bringen; daß weder die Natur ihrer Gesellschaften, noch die Bewegungsgründe, warum sie in dieselben zusammengetreten,

ihnen dazu behülflich seyn können; daß ihnen ihre Bedürfnisse keine Muße lassen, und daß sie daher auch die Langeweile nicht kennen, die nur eine Folge der Muße ist. Kurz, ich habe gezeigt, daß bey ihnen der größte Theil der Bedingungen wegfällt, ohne welche es keine Vervollkommung giebt. Jetzt muß ich noch untersuchen, ob sie einander ihre Ideen mittheilen können, und ob sie das wichtigste Mittel zu diesem Zweck, eine artikulirte Sprache besitzen.

Wir bemerken freylich bey den Thieren nur ein vermischtes, unartikulirtes Geschrey, und unterscheiden nur wenig Töne, die wir immer gleichförmig wiederholt hören. Auch können wir uns nicht wohl ein zusammenhängendes Gespräch von einem Schnabel oder einem länglichten Maule einbilden. Wir schließen also ohne viele Umstände, daß die Thiere keine eigentlich sogenannte Sprache haben, und sehen die Rede für ein ausschließendes Vorrecht des Menschen, für den eigenthümlichen Ausdruck seiner Vernunft an. Der Mensch, deucht mir, ist den Thieren ohnehin schon zu weit überlegen, als daß er ihnen irgend eine Vollkommenheit, die sie wirklich besitzen, sollte absprechen dürfen. Und was die anscheinende Einförmigkeit der Töne betrifft, so ist das ein Einwurf, der sich endlich noch möchte heben lassen. Wenn man

in unſrer Gegenwart eine Sprache redet, die uns fremde iſt, ſo glauben wir da ebenfalls nur die Wiederholung einiger wenigen Töne zu hören. Wir müſſen erſt an die Sprache gewöhnt ſeyn; ja wir müſſen ſie ſogar erſt ſelbſt verſtehen, ehe wir die Verſchiedenheit ihrer Töne faſſen können. Gleichwohl ſind die Organe aller menſchlichen Sprachen eben die, die wir ſelber haben; hingegen die thieriſchen gehen in ihrer Einrichtung von den unſrigen ſo unendlich ab, und wie viel größer muß denn nicht hier die Schwürigkeit werden! Wie fremd muß uns ihre Sprache, ja wie unmöglich muß es uns ſeyn, die Accente, die Ausdrücke, die Bewegungen derſelben zu unterſcheiden! Ob die Thiere reden oder nicht? dieſe Frage löſt ſich in zwey andere auf: ob ſie die zur Sprache erforderlichen Bedingungen haben? und: ob ſie das, was ſie verrichten, ohne Vermittelung der Sprache verrichten könnten? Die Bedingungen ſind keine andere, als eine Reihe von Ideen und das Vermögen zu artikuliren. Ich habe in den vorhergehenden Briefen, und wie ich glaube, unwiderſprechlich dargethan, daß die Thiere empfinden, ſich erinnern, urtheilen, reflektiren, Schlüſſe machen, und daß alſo die erſte Bedingung, eine Reihe von Ideen, da iſt. Was das Vermögen zu artikuliren betrifft, ſo

findet

findet sich in der Organisation der meisten nichts, warum man es ihnen absprechen sollte. Auch wissen wir ja aus der Erfahrung, daß selbst Vögel, die doch im übrigen so sehr von uns verschieden sind, unsre eignen artikulirten Töne deutlich herausbringen. Es fehlt also den Thieren an keiner der beyden Bedingungen, die zur Sprache nothwendig sind. Geben wir aber auf ihre Handlungen Acht, so scheint es unmöglich, daß sie sich nicht zum Theil ihre Ideen durch eine ordentliche Sprache mittheilen sollten. So viel weiß sogleich ein jeder, daß sie die beyden Töne des Schreckens und der Liebe auf das richtigste unterscheiden. Aber überhaupt drücken sie alle ihre verschiedenen Gemüthsregungen durch eben so viel verschiedene Intonationen aus. Hätte eine Mutter, die für ihre Jungen besorgt ist, immer nur einen Ton sie zu warnen, so würden auch diese Jungen immer nur einerley Bewegungen machen. So aber sehen wir sie, nach Beschaffenheit der Umstände, sehr verschiedene machen. Bald begeben sie sich auf eine plötzliche Flucht, bald verbergen sie sich, bald rüsten sie sich zum Kampf, bald eilen sie zum Futter herbey. Es ist also wohl kein Zweifel, daß auch die Sprache, die so verschiedene Bewegungen veranlaßte, sehr verschieden hat seyn müssen. Eben so kann

man schließen, daß auch zwischen einem Weibchen und Männchen, so lange ihre Verbindung währt, die Ausdrücke sehr mannichfaltig seyn müssen, weil man unter ihnen so viele mannichfaltige Bewegungen wahrnimmt. An dem Männchen bald mehr, bald weniger Hitze; an dem Weibchen bald kältere Zurückhaltung, bald verliebtere Neckerey; Zorn, verstellte Weigerung, Eifersucht, Zänkerey, Wiederaussöhnung. Kann man glauben, daß die Töne, die alle diese Bewegungen begleiten, nicht eben so mannichfaltig seyn sollten, als die Situationen, welche sie ausdrücken? Es ist zwar freylich wahr, daß die Thiere viel durch Geberden reden, und daß auch dieses Mittel hinlänglich ist, den größten Theil ihrer Empfindungen dadurch auszudrücken. Es ist eben so wahr, daß diese Art Sprache, die allen, welche mehr empfinden als denken, so gewöhnlich ist, ihre großen Vorzüge hat, und daß sie einen ungemein schnellen Eindruck macht, indem sie die Ideen, die sie ausdrückt, fast in einem Augenblicke mittheilt: aber es ist doch unmöglich, daß man durch sie alle verwickelte Handlungen der Thiere erklären könnte; Handlungen, die offenbar gegenseitige Einwilligung, genommene Abrede, Bezeichnung der Oerter u. s. w. voraussetzen. Wenn sich zwey Wölfe, um mit größerer Leichtigkeit

und

mit Sicherheit zu jagen, in ihre Rollen theilen; wenn der eine den Raub vor sich her jagt, der andere ihm an einem bestimmten Orte auflauert, um da mit frischen Kräften auf ihn loszugehn: so erkennt man aus dieser absichtvollen Handlung deutlich, daß sie sich ihren Entwurf vorher haben mittheilen müssen; und wie wäre das anders, als durch den Gebrauch einer artikulirten Sprache, möglich gewesen?

Was zur Erziehung der Thiere gehört, das läßt sich gleichfalls dem größten Theile nach aus der Geberdensprache erklären. Die Jungen machens den Eltern nach und lernen dadurch den größten Theil der Bewegungen, die zur Erhaltung ihres natürlichen Lebens nöthig sind. Wenn sich aber mit den Gefahren auch die Sorgen vervielfältigen, und Anstalten und Vorkehrungsmittel gegen sie nöthig werden; so wird der Unterricht schwerer und verwickelter, und erfordert durchaus, wenn er geschehen soll, den Gebrauch einer Sprache. Die Erziehung eines Fuchses, zum Beyspiel, kann ohne artikulirte Wörter schwerlich zu Stande kommen. Es ist eine sichere Beobachtung, daß die jungen Füchse, ehe sie sich noch durch eigne Erfahrung haben unterrichten können, beym ersten Herausgehen aus dem Baue mißtrauischer und vorsichtiger sind, als die alten, wenn nämlich

jene in gefährlichen Gegenden leben, wo sie sehr unsicher sind, und diese in solchen, wo sie nichts zu befürchten haben. Diese ausgemacht wahre Beobachtung ist, meines Bedünkens, ein unwiderleglicher Beweis, daß sie einer Sprache nicht entbehren können. Denn woher sollten sie ohne ein solches Mittel die Regeln der Vorsichtigkeit haben, die immer nur Folgen vorhergegangener Erfahrungen, angestellter Vergleichungen und gefällter Urtheile seyn können?

Es scheint also ausgemacht, daß die Thiere nothwendig eine Sprache haben müssen, vermittelst deren sie ihre nöthigsten Ideen einander mittheilen können. Da indessen die Anzahl der Wörter durch die Anzahl der Ideen eingeschränkt wird, so begreift man leicht, daß die Sprache unter Wesen, deren Leben sich in einem unaufhörlichen Wechsel zwischen Thätigkeit, Furcht und Schlummer theilt, nur sehr kurz seyn müsse. Sie dürfen nur eine sehr eingeschränkte Anzahl von gegenseitigen Verhältnissen kennen; denn ihre Lebensart schließt alle die vervielfältigten und subtilisirten Verhältnisse aus, die nur Folgen der erworbenen Leidenschaften, der Gesellschaft, der Muße und der Langenweile sind. Aus gleicher Ursache, scheint es, muß die Sprache der fleischfressenden Thiere reicher an Ausdrücken seyn, als die Sprache der fruchtfressenden;

senden; denn jene haben mehr und diese weniger Ideen zu bezeichnen. Auch ist es wahrscheinlich, daß die Sprache, eben wie der Verstand der Thiere, sich vervollkommen würde, wenn nur die äußerlichen Bedingungen, die zu dieser Vervollkommung erforderlich sind, vorhanden wären. Aber das Bedürfniß, der einzige Grund aller Thätigkeit empfindender Wesen, wird immer jede Gattung in die besondern ihr angewiesenen Grenzen einschließen; es wird immer die verschiedenen Ordnungen denkender und wirksamer Naturen von einander sondern, deren Mannichfaltigkeit der Schöpfung zur Zierde gereicht, und die alle, jede in ihrem Wirkungskreise, die Absichten des Unendlichen erfüllen, der ihnen zur Verherrlichung seiner Weisheit das Daseyn gab.

Sechster Brief.

Bisher haben wir uns nur mit sogenannten wilden Thieren beschäfftigt. Wir haben gesehen, wie sich ihre Kenntnisse mit ihren Bedürfnissen erweitern, und wie ihr Verstand, wenn er durch die Nothwendigkeit aufgemuntert wird, allen den Fortgang macht, den ihm ihre Organisation nur erlauben will. Wir haben bemerkt, daß die Wirkungen der Perfektibilität, die wir den Thieren unmöglich absprechen

sprechen können, sich hauptsächlich nur bey Individuis zeigen, weil die äußern nothwendigen Bedingungen fehlen, die zur Vervollkommnung der ganzen Gattungen würden erfordert werden. Wir haben gefunden, daß diese an sich selbst grenzenlose Beschaffenheit der Perfektibilität, von der Organisation und dem Bedürfnisse Einschränkungen erhält; so daß, vermöge dieser Einrichtung, jede Gattung auf der Stufe bleiben muß, die ihr von dem Urheber der Natur ist angewiesen worden. Werfen wir nun unsern Blick auf einige zahme oder häusliche Thiere, so werden wir in unsrer Meynung immer mehr und mehr bestätigt werden. Allenthalben werden wir die Perfektibilität sich deutlich zeigen; aber auch allenthalben in die nämlichen Grenzen eingeschlossen sehen. Herr von Büffon bemerkt sehr wohl, daß die zahmen Thiere Kenntnisse erlangen, die denen, welche sich selbst überlassen sind, mangeln, und daß sie diese Kenntnisse ihren Verhältnissen mit dem Menschen verdanken. Ueber diese Beobachtung lassen sich zwey Betrachtungen machen. Weil diese Thiere Kenntnisse erlangen, so haben sie mithin auch das Vermögen, welche zu erlangen: denn der Mensch kann doch seinen eigenen Verstand nicht in sie übertragen; er kann nur den ihrigen weiter entwickeln, oder welches einerley sagt, auf eine

gröſsre Anzahl von Gegenſtänden anwenden. Zugleich aber bleibt dieſer Fortgang, den die zahmen Thiere durch unſern Unterricht machen, nothwendig individuel, weil wir ſie ihrer Freyheit berauben, und weil ſie noch überdieſs durch die Natur der Verhältniſſe, die ſie mit uns haben, eingeſchränkt werden.

Die ſo intereſſante Geſchichte, die uns Herr Büffon vom Elephanten gegeben hat, muſs man bey dieſem beredten Naturkündiger ſelbſt leſen. Er hat ſich in eine ſehr umſtändliche Beſchreibung von den Sitten dieſes ſonderbaren Thieres eingelaſſen, das wirklich mehr, als irgend ein anders, unſre Aufmerkſamkeit verdient. Man ſieht darinn mit Vergnügen, in welchem hohen Grade dieſes Thier Verſtand, Unterſcheidungskraft, ja ſelbſt Empfindung von Gerechtigkeit und andern Tugenden hat. Man bewundert die Verbindung von Gelehrigkeit und Muth, von natürlicher Sanftmuth und Zorn über Beleidigungen; man erſtaunt über die Proben von Mitleiden, Wohlthätigkeit und Erkenntlichkeit, die dieſes Thier giebt. Eben deswegen haben ſo viele Schriftſteller geſagt, daſs dem Elephanten zur Vernunft nur die Anbetung Gottes fehle, und andere haben ihm ſogar auch dieſes herrliche Vorrecht zugeſtanden. Es ſcheint, daſs der Elephant ſeinen ſo groſsen Vor-

zug

zug vornehmlich seinem Rüssel zu danken habe; denn dieser ist in der That ein äußerst feines Organ, und wird zu einem sehr mannichfaltigen Gebrauch von ihm angewandt.

Nach dem Elephanten scheint der Hund dasjenige zahme Thier zu seyn, das von Natur am klügsten ist, so wie es auch wirklich durch seinen Umgang mit dem Menschen die meisten Kenntnisse erhält. Dieses Thier ist so allgemein bekannt, daß sein Beyspiel allein die unvernünftige Vorstellung hätte unterdrücken sollen, als wenn die Thiere bloße Maschinen wären. In der That; wie könnte man aus einem Instinkt, der ohne alle Ueberlegung handeln soll, die mancherley Bewegungen dieses klugen Thiers erklären, das der Mensch zu einem so vielfältigen Gebrauche abrichtet, das bey aller seiner Unterthänigkeit eine so sichtbare Freyheit behält, und durch seinen willigen Gehorsam so zärtliche Bewegungen von Interesse und Freundschaft bey seinem Herrn erweckt? Der Verstand dieses Thieres macht, nach dem verschiedentlichen Gebrauche, zu welchem es genützt wird, einen zwiefachen Fortgang. Der eine rührt von dem ihm ertheilten Unterrichte her, und besteht in den Fertigkeiten, die man ihm durch abwechselnde Züchtigungen und Liebkosungen beybringt. Der andere muß der eignen

Erfahrung

Erfahrung des Thieres zugeschrieben werden; das heißt, seinen eigenen Bemerkungen über die beobachteten Facta und erhaltenen sinnlichen Eindrücke. Aber so wohl der Fortgang von jener, als von dieser Art, geschieht jedesmal im Verhältniß mit den Bedürfnissen und dem Interesse, die es zur Aufmerksamkeit zwingen. Der Hofhund, der fast immer an der Kette liegt und nichts anders zu thun hat, als daß er die Fremden anbellt, bleibt in einem Zustande von Dummheit, worinn ungefähr auch jedes andere Thier bleiben würde, dessen Verstand eben so wenig Uebung hätte. Der Schäferhund, der immer mit seinem Dienst bey der Heerde beschäfftigt und auf die Stimme oder Pfeife seines Herrn aufmerksam seyn muß, zeigt schon weit mehr Verstand und Unterscheidungskraft. Alle zu seinem Dienst gehörige Erfahrungen setzen sich in seinem Gedächtnisse fest, und so erhält er einen Zusammenhang von Kenntnissen, wornach er in jedem vorkommenden Falle handelt, und bald diese bald jene Bewegung macht. Geht die Heerde bey einem Kornfelde vorbey, so hält sie der wachsame Hüter zusammen, treibt sie von dem Korne zurück, damit sie nicht Schaden thue, hat auf diejenigen, die das Verbot überschreiten wollen, ein wachsames Auge, warnet, was sich warnen

läßt,

läßt, und fällt die übrigen wirklich an, die sein bloßes Bellen und Ansprengen nicht achten wollen. Wenn man nicht zugeben will, daß allein die Ueberlegung der Grund dieser mannichfaltigen Bewegungen seyn könne, die allemal mit so viel Verstand, das heißt, den Umständen so gemäß geschehen; so werden sie durchaus unerklärlich. Denn wenn der Hund nicht von seinem Herrn lernte das Korn von der gewöhnlichen Weide der Heerde zu unterscheiden; wenn er nicht wüßte, daß er sein Verhalten nach dem Verhalten jedes Hammels in der Heerde einrichten müßte; wenn er die Verschiedenheit dieses Verhaltens nicht kennte, so hätte seine ganze Aufführung keinen Bewegungsgrund, und er würde so, wie er handelt, ohne Ursache handeln.

Aber vornehmlich muß man den Hund auf der Jagd beobachten, wenn man die Entwickelung seines Verstandes sehen will. Die Jagd ist dem Hunde natürlich, weil er ein fleischfressendes Thier ist. Wenn ihn also der Mensch zu diesem Geschäffte abrichtet, so thut er weiter nichts, als daß er die Geschicklichkeit und Neigung, die ihm schon von der Natur zu seiner eigenen Erhaltung waren verliehen worden, dergestalt richtet und abändert, daß er selbst davon Vortheil habe. Die Bewegungen des Hundes müssen also theils aus einer ihm natür-

natürlichen Neigung, theils aus der Gelehrigkeit, die ihm die Zucht der Peitsche gegeben, erklärt werden. Bald bemerkt man bey ihm mehr Natur, bald mehr erworbne Geschicklichkeit, je nachdem die Umstände ihm mehr oder weniger Freyheit lassen. — Bey dem Windhunde wirkt die Natur freyer und mehr sich selbst überlassen, als bey den andern Arten. Die gewohnte Unterthänigkeit macht ihn zwar bis zu einem gewissen Punkt auf die Bewegungen und die Stimme seiner Führer aufmerksam; allein da er nicht immer unter ihren Händen ist, so muß er oft nach seiner eigenen Einsicht handeln, und zuweilen das Urtheil der Jäger durch seine persönliche Erfahrung berichtigen. Die Sorgfalt, die man anwendet, das einmal angejagte Thier nicht zu verlieren, und die Hunde, sobald sie auf einer falschen Fährte sind, sogleich anzuhalten und zu strafen, gewöhnt diese nach und nach, den Anjagdshirsch durch ihren Geruch von allen andern zu unterscheiden. Wenn sich aber der Hirsch des Kunstgriffs bedient, dessen ich in einem meiner vorigen Briefe erwähnt habe; wenn er mit andern Hirschen zusammenzukommen und dann auf einmal durch seinen schnellern Lauf zu entwischen sucht: so ist nun schon mehr Unterscheidung nöthig. Mit jun-

gen Hunden ist bey einer solchen Gelegenheit nichts zu thun; nur eine lange und vollkommne Erfahrung weiß hier einen schnellen und sichern Entschluß zu fassen. Der alte Hund bedenkt sich keinen Augenblick, welche Fährte er verfolgen soll; er unterscheidet mit Sicherheit die Spur, die er einmal angenommen, von allen andern Spuren. Hat ein Hund schon einige, aber noch nicht große Erfahrung, so geräth er in eine Ungewißheit, die beobachtet zu werden verdient; er giebt alle Merkmaale der Verlegenheit von sich; er hält die Nase mit großer Aufmerksamkeit auf die Erde, oder spürt auch zur Seite an den Zweigen, wo das Thier mit seinem Leibe angestrichen, und eine stärkere Spur zurückgelassen; ja oft entschließt er sich nicht eher, als auf den Zuruf des Jägers, der ihn den alten Hunden, auf deren Erfahrenheit er sich verlassen kann, nachschickt. Wenn die Hunde, über ihrem gar zu hitzigen Nachsetzen, die Fährte verloren haben, so ergreifen die Anführer der Kuppel, um sie wieder zu finden, das einzige Mittel, das auch Menschen nur würden nehmen können. Sie kehren eine Strecke wieder zurück, laufen dann vor den andern voraus, und suchen so lange umher, bis sie die verlorne Spur wieder ausfinden. Die Geschicklichkeit des Jägers selbst kann nicht weiter gehen, und der erfahrne

fahrne Hund scheint also das äußerste Ziel seiner Wissenschaft zu erreichen, das heißt, eine Kenntniß aller der Mittel zu erlangen, die ihn nur immer zum Zweck führen können.

Der Hühnerhund steht mit dem Menschen in genauern und unmittelbarern Verhältnissen, als der Windhund. Er jagt beständig unter seinen Augen und beynahe unter seinen Händen. Sein Herr macht ihm die Freude, daß er ihn selbst das Wildpret tragen läßt. Er muß es ihm zubringen; er wird gestreichelt, wenn er es gut macht, gescholten oder geschlagen, wenn er es schlecht macht; in beyden Fällen bricht seine Freude oder sein Schmerz aus, und es entsteht zwischen ihm und seinem Herrn ein genaues Verhältniß von gegenseitiger Dienstleistung, Zuneigung und Erkenntlichkeit. Wenn der Hünerhund noch jung, aber doch schon durch die Peitsche gelehrig gemacht ist; so hört er genau auf die Stimme seines Herrn, und thut nichts, als was ihm geheißen wird. Da er aber für seine Jagd ein feines und sicheres Gefühl hat, das oft viel weiter als die Kenntniß des Jägers reicht, so zeigt er bey zunehmenden Jahren und Erfahrung nicht immer die nämliche Gelehrigkeit mehr, ob sie ihm gleich überhaupt genommen gewöhnlicher als andern Jagdhunden ist. Wenn z. B. ein Stück Wild

angeschossen ist, und der alte erfahrne Hund auf eine sichre Spur geräth, so mag ihm sein Herr drohen und zurufen, so viel er will; er läßt sich nicht abbringen. Er weiß, daß er ihm durch seinen Ungehorsam einen Dienst leistet, und die Schmeicheleyen, die den glücklichen Erfolg begleiten, überzeugen ihn noch mehr davon. Daher ist es auch eine Gewohnheit bey erfahrnen Jägern, nur die jungen Hunde zu führen, und die alten sich selbst zu überlassen.

Die übrigen Arten der Hunde übergehe ich mit Stillschweigen; denn wozu sollte ich Erfahrungen häufen, die alle nur zu einerley Zweck führen und deren einige schon zur Erreichung dieses Zwecks hinreichend sind? Ueberdem kann auch jeder selbst seine Erfahrungen mit diesen Thieren anstellen, die sich durch Züchtigungen und Liebkosungen nach Gefallen lenken lassen, die den Menschen lieben und seinen Unterricht annehmen; die aber auch oft, wenn sie sich auf ihre eigne persönliche Erfahrung mehr verlassen können, aller Macht der Gewohnheit und aller Furcht vor der Strafe widerstehn, und selbst durch ihr kluges Betragen Unterricht geben, statt ihn anzunehmen. Es ist wahrscheinlich, daß wir die ausnehmende Gelehrigkeit und Unterwürfigkeit des Hundes einer gewissen Entar-

tung

tung dieser Gattung zu danken haben, die schon sehr alt seyn muß. Wenigstens ist aus der Erfahrung gewiß, daß einige erworbene Eigenschaften der Eltern auf die Jungen fortgepflanzt werden. Die Organisation der erstern muß, durch gewisse zur Fertigkeit gewordne Uebungen, eine Abänderung leiden und auf solche Art den letztern gewisse Anlagen und Geschicklichkeiten mittheilen, die alsdann selbst natürlich werden. Ueberhaupt aber giebt es fast keine Thiergattung, die sich nicht durch abwechselnde Eindrücke des Vergnügens oder des Schmerzes in einem gewissen Maße zähmen ließe. Diejenigen selbst, die von Natur gegen allen Zwang am unleidlichsten scheinen, und in ihren Klauen und übrigen Waffen die sichersten Mittel zur Erhaltung der Freyheit besitzen, die Raubvögel zum Beyspiel, unterwerfen sich doch willig dem Zwange, den das Bedürfniß jedem empfindenden Wesen auflegt; ja sie erlangen sogar in kurzem eine erstaunliche Gelehrigkeit. In der höchsten Luft horchen sie auf die Stimme des Jägers, und richten sich nach seinen Bewegungen; weil sie einmal aus wiederholter Erfahrung wissen, daß sie ihre Beute um desto sichrer erhaschen, je gehorsamer sie sind. Es ist unmöglich, von diesen Handlungen der Thiere, in denen sich ihr Instinkt auf gewisse Weise

ausgeartet zeigt, eine Erklärung zu geben, wenn man ihnen weiter nichts, als Instinkt, das heißt, blinde und von aller Ueberlegung unabhängige Triebe zuschreibt. Sie müssen durchaus, über vorhergegangene Erfahrungen nachgedacht haben; denn sonst kann gar keine Ursache ihrer Bewegungen vorhanden seyn. Sie müssen selbst überlegen können; denn sonst wird ihre Erziehung völlig eben so unbegreiflich, als die Erziehung eines Menschen ohne Freyheit. Jede Erziehung, wie einfach sie auch immer seyn mag, setzt nothwendig das Vermögen zu vergleichen und zu wählen voraus. Die Vertheidiger des Automatismus wollen dieses freylich nicht zugeben; aber ihr System ist so sonderbar, daß es kaum eine ernsthafte Widerlegung zu verdienen scheint. Dennoch giebt es einige vernünftige Anhänger desselben, deren bessere Gründe es schon werth sind, daß man sie aus dem Irrthume bringe. Ich will hier einige ihrer stärksten Einwürfe und Behauptungen durchgehn, und darauf zu antworten suchen.

Die Facta, sagen diese Herren, beweisen nichts. Es ist zwar wahr, daß die Thiere Handlungen vornehmen, aus denen man eine sehr feine und weit hinaussehende Klugheit schließen sollte; Handlungen, die freylich der Mensch, als ein

mit

mit Vernunft begabtes Geschöpf, nicht ohne viele Vergleichungen, Urtheile und Schlüsse würde unternehmen können: aber deswegen auch den Thieren diese Urtheile und Schlüsse beyzulegen, heißt sich durch eine schwache und betrügliche Analogie verführen lassen, die sich durch andre unläugbare Analogien umstoßen läßt.

Nein, antworte ich; es ist keine schwache Analogie, um derentwillen ich bey den Thieren Vergleichungen und Urtheile annehme, wenn ich sie Dinge verrichten sehe, die ich selbst nicht ohne Vergleichungen und Urtheile würde verrichten können. Ich habe vielmehr eine direkte Gewißheit davon; eine Gewißheit, die man nicht schwächen kann, ohne zugleich alle natürliche Regel der Wahrheit umzustoßen. Zwar weiß ich gar wohl, daß wir im strengsten Verstande nur von unsern eigenen Empfindungen, von unserm eignen Bewußtseyn Gewißheit haben; ich weiß gar wohl, daß man die Unsicherheit alles dessen, was außer uns ist, durch sehr schöne und sehr schwer zu beantwortende Argumente zu erweisen pflegt. Gleichwohl könnte ich mich nicht entbrechen, über jeden zu lachen, der diesem Grundsatze zufolge seine Zweifelsucht auf alles ausdehnen wollte, was durch den Gebrauch seiner Sinne und

durch das Zeugniß seiner eignen Empfindung klar ist. Sinne und Empfindungen machen jeden gewiß, daß es noch andre Menschen außer ihm giebt; daß diese andern Menschen, weil sie mit ihm einerley Sinne haben, auch durch sie ungefähr eben die Eindrücke erhalten, die er durch die seinigen erhält; daß sie eben wie er, wenn sie schreyen, Schmerz, und wenn sie Zeichen des Vergnügens von sich geben, Vergnügen empfinden u. s. w. Nun aber, behaupte ich, ist die Gewißheit, daß auch die Thiere Schmerz und Vergnügen empfinden, und ihr Betragen zufolge der Erinnerung dieser Empfindungen einrichten, schlechterdings von eben der Natur, wie jene Gewißheit. Wir haben, in Absicht auf unsre Mitmenschen, keine andre, als die wir aus den Zeichen hernehmen, wodurch die nämlichen Empfindungen sich bey uns selbst äußern; aber alle diese Zeichen finden bey den Thieren nicht weniger als bey unsern Mitmenschen statt. Es giebt keine Analogie, die diese Gewißheit aufheben könnte. Sollte mich denn Gott an diesen Wesen umsonst eine so mannichfaltige Empfindlichkeit erkennen; sollte er mich an ihnen nur deswegen alle sichtbaren Zeichen der meisten Eindrücke, die ich selbst erfahre, wahrnehmen lassen, um mich in einer beständigen Täuschung zu erhalten? Sollte er

mich

mich durch einen falschen Schein von Verstand und Empfindlichkeit, bey bloßen selbstbeweglichen Maschinen gleichsam verspotten wollen? Ich kann mich schlechterdings nicht davon bereden, und alle Analogien von der Welt werden nichts über mich ausrichten, bis dieser Satz ein Artikel meines Glaubens wird, wo ich denn keiner Analogie mehr bedürfen werde. Bis dahin habe ich Recht zu schließen, daß die Thiere empfinden, sich erinnern u. s. w. weil ich an ihnen eben die sichtbaren Merkmale dieser Fähigkeiten finde, die mich von ihrem Daseyn bey meinem Mitmenschen überführen. Wenn ich einen Menschen anstehen, überlegen und endlich wählen sehe, so sage ich von ihm, daß er verglichen hat, daß er ein Urtheil gefällt, daß durch dieses Urtheil seine Wahl ist bestimmt worden. Und wenn ich an einem Thiere dieselben Zeichen der Ungewißheit und Ueberlegung bemerke, so sage ich das nämliche, und habe Recht es zu sagen.

Aber, wendet man ein, wenn denn die Thiere Verstand haben, und wenn denn ihr Verstand sogar wachsen und zunehmen kann; das heißt, wenn die Erfahrung zu zwey oder drey Ideen, die das Thier anfänglich gehabt, noch eine vierte, eine fünfte u. s. w. hinzuthun kann: so müßten wir ja die Thiere

in unsern Wissenschaften, in unsern Künsten und Spielen unterrichten können. Da wir aber das nicht können, so ist ja eben dadurch erwiesen, daß es ihnen an Verstand mangelt.

Einwendungen dieser Art müßten lächerlich scheinen, wenn nicht die, welche sie vorbringen, sonst Männer von Verstande wären, und persönliche Achtung verdienten. Wie? Unsre Beobachtung sagt uns deutlich, daß die Thiere durch Erfahrung klüger werden; daß sie nach Maßgabe der verschiedenen Regeln, die ihnen ihre Umstände an die Hand gegeben, ihre Handlungen eben so modificiren, wie wir sie an ihrer Stelle gleichfalls modificiren würden; daß sie in Absicht aller ihrer Bedürfnisse, aller sie umgebenden Umstände und Gefahren mit der vollkommensten Einsicht handeln: und doch wollten wir ihnen die Gabe des Verstandes absprechen? wir wollten aller dieser Ueberzeugungsgründe nur deswegen nicht achten, weil wir die Thiere nicht alles lehren können, was wir sie gerne lehren möchten? Warum verlangen wir denn auch Dinge von ihnen, die für sie nicht das mindeste Interesse haben, die von ihren Bedürfnissen entfernt und mithin für ihre Natur fremde sind? Ja am Ende; wer weiß, ob nicht die Schuld mehr an unsrer als an ihrer Ungeschick-

schicklichkeit liegt? Wenn wir mit den Bibern gute Gesellschaft hielten, und ihre Arbeit mehr zu befördern als zu verhindern suchten; wer weiß, ob sie nicht dann innerhalb tausend Jahren (denn das Wachsthum der Künste ist langsam) Unterricht von uns annehmen, und das Aeußere ihrer Hütten würden verschönern, oder das Innere derselben bequemer einrichten lernen? Wir dürften vielleicht auf die Natur ihrer Organisation und ihrer Bedürfnisse nur aufmerksamer seyn, und ihnen zur Nachahmung nur solche Modelle vorlegen, die beyden gemäß wären. Indessen, wenn es auch damit nicht glücken sollte, so würde man Unrecht haben zu schließen, daß die Thiere, weil sie Dinge lernen, die ihnen nothwendig sind, auch andre Dinge sollen lernen können, die für sie keinen Nutzen haben.

Es ist aber doch gewiß, fährt man fort, daß die Thiere gerade ihre künstlichsten Werke ohne Ueberlegung machen. So macht, z. B. die Schwalbe ihr Nest, die Biene ihre Zellen ohne alle Ueberlegung. Man schließe also vom Größern aufs Kleinere: Wenn zu den künstlichsten Werken keine Ueberlegung gehört; wie viel weniger wird sie zu den übrigen gehören?

Wenn

Wenn es auch mit dem hier angenommenen Satze seine Richtigkeit hätte; wenn auch die Thiere gewisse Werke maschinenmäßig und ohne Nachdenken zu Stande brächten, so würde man doch daraus keinen Schluß auf diejenigen Handlungen derselben machen können, an denen das Nachdenken offenbaren Antheil hat. Aber nichts kann falscher seyn, als das hier angezogene Factum. Es ist bewiesen, daß die Werke, von denen die Rede ist, nicht ohne Ueberlegung zu Stande kommen, weil die Thiere bey reiferm Alter mehr Vollkommenheit als in ihrer unerfahrnen Jugend hineinbringen. Man muß die Nester der Vögel mit gar keiner Aufmerksamkeit oder anhaltenden Geduld beobachtet haben, wenn man nicht wahrgenommen, daß die Nester der jüngern übel gestaltet und übel angebracht sind, ja daß zuweilen die jungen Weibchen ihre Eyer, wo sie zukommen, hinlegen, weil sie aus Unerfahrenheit nicht die mindeste Anstalt gemacht hatten. Die Fehler der ersten Werke werden nachher verbessert, wenn die Thiere durch die empfundnen Ungemächlichkeiten klüger geworden. Dieses aber könnte nicht geschehen, wenn sie ohne Verstand und Ueberlegung verführen: denn alsdann müßte ihre Art zu handeln immer die nämliche seyn; die Maschine müßte nach dem einmal erhaltenen

Anstoße

Anſtöße ohne alle Veränderung fortwirken. Da aber Veränderungen, und zwar unzählige Veränderungen wirklich geſchehen; da ſie immer im Verhältniß der gröſſern oder geringern Erfahrung geſchehen, die Alter und Umſtände gaben: ſo iſt es ausgemacht, daß die Thiere ihre Werke mit Ueberlegung machen. In der That wäre es ſonderbar, wenn ſie ohne Gedächtniß die Erinnerung der empfundenen Unbequemlichkeiten von Jahr zu Jahr aufbehalten, und ohne Ueberlegung derſelben gemäß handeln könnten.

Wie kann denn aber ein Rebhun, das noch nie ein Neſt geſehen; wie kann es vorher wiſſen, daß es Eyer legen wird? daß es ein Neſt von einer ſolchen und ſolchen Beſchaffenheit nöthig haben wird?

Ich habe es ſchon geſagt: die Freunde des Automatiſmus ſetzen willkührlich voraus, was nicht iſt; die Thierwerke haben nicht gleich im Anfange ihre ganze Vollkommenheit. Indeſſen zeigt doch auch das ungeſchickteſte Neſt eine Verbindung von Theilen zu einem Zweck oder zu einem Ganzen: und jedes Werk, deſſen Theile mit Weisheit zu einem Zwecke zuſammengeordnet ſind, ſetzt nothwendig einen Verſtand voraus. Dieſer Grundſatz wird allgemein zugegeben, und läugnete man ihn, ſo läugnete man

eben

eben damit einen der größten Beweise für das Daseyn Gottes. Die Freunde des Automatismus gestehen, daß die meisten Werke der Thiere mit großer Geschicklichkeit und Weisheit gemacht sind, sie müssen also durchaus auch den Werkmeistern Verstand zuerkennen. Ueberlegt man weiter, daß dieser Verstand, der anfangs nur klein und ungeschickt war, sich mit der Zeit erhöht und verfeinert, daß er seine ersten Fehler verbessert, daß er gegen ehemals erfahrne Ungemächlichkeiten Vorkehrungsmittel braucht: so muß man schließen, daß er in diesen schwachen Geschöpfen selbst befindlich, daß er ihnen persönlich sey, und daß nicht Gott, wie einige Philosophen geglaubt, alles unmittelbar in ihnen und durch sie thue. Wie es zugehe, daß die Thiere uns so schnell bis auf einen gewissen Grad unterrichtet scheinen, das ist weder leicht noch nothwendig zu wissen: indessen ist es erlaubt, darüber Muthmaßungen zu wagen und selbst Analogien anzuführen, wenn man ihnen nur keine völlige Beweiskraft beylegt.

Zuerst fehlt es den Thieren nicht ganz an Erfahrung in Absicht ihrer zu machenden Werke: und wenn es ihnen daran fehlt, so sind auch diese Werke um desto unvollkommner. Nichts kann schlechter und nachläßiger hinge-

baut

baut seyn, als die Nester solcher Vögel, die nicht lange, nachdem sie ausgekrochen, das Nest zu verlassen pflegen. Diejenigen, deren Nester mehr Kunst erfordern, halten sich längere Zeit darinn auf, ehe sie auffliegen, und können sich also selbst von der Gestalt und Einrichtung desselben einen Begriff machen. Dazu kömmt noch, daß die Organisation bey allen Thieren, ja selbst bey dem Menschen, eine Art von Geschicklichkeit und Neigung zu gewissen Verrichtungen auf die Kinder fortpflanzt. Diese erstreckt sich, wie ich schon oben gesagt, selbst auf die erworbenen Eigenschaften. Wenn man die Hunde viel Geschlechtsfolgen hindurch ans Apportiren und Arretiren gewöhnt, so werden diese Handlungen den Jungen natürlich, und pflanzen sich sogar von selbst, ohne unterhalten zu werden, durch einige Generationen fort. Und so ist vielleicht das, was wir bey den Thieren für schlechterdings mechanisch halten, weiter nichts, als eine schon längst angenommene und nachher vom Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzte Fertigkeit. Wenigstens ist gewiß, daß aus Mangel der Uebung bey manchen Arten dieser Trieb sehr viel schwächer wird, und zuweilen sich völlig verliert. Unter den zahmgemachten Vögeln, denen man ihre Eyer, so wie sie sie legen, nach einander weg-

nimmt, giebt es viele, die am Ende gar keine Nester mehr machen, ob sie gleich alle dazu nöthige Materialien haben. Giebt man diese durch die Organisation fortgepflanzte Neigung zu, die sich meines Erachtens schwerlich läugnen läßt; bedenkt man noch überdem, welche große Veränderung natürlicher Weise der Zustand der Trächtigkeit bey dem Weibchen hervorbringen muß; überlegt man den Einfluß, den diese beyden vereinigten Ursachen auf die Einbildungskraft der Mutter äußern können: so wird man vielleicht zur Erklärung der Vorhersehung und des Nachdenkens, die bey den Anstalten der Thiere vorausgesetzt werden, nichts weiter nöthig finden. Wenn zwey Kinder ganz jung auf eine wüste Insel ausgesetzt würden, und nach erreichtem mannbaren Alter den Wünschen der Natur nachgäben; so würde daraus für das Mädchen ohne Zweifel die Gewißheit entstehn, daß sie Mutter wäre. Und ich zweifle keinesweges, ob sich gleich diesen Wesen der Verstand nicht absprechen läßt, daß das Kind bey seiner Geburt schon ein ziemlich bequemes Bett von Mooß und Blättern vorfinden würde. Ja es dünkt mir wahrscheinlich, daß wenn man den Versuch auf mehrern Inseln wiederholte, wo die nämlichen Materialien zu haben wären, die Zubereitung und Beschaffenheit dieser

ſer Betten nicht weit von einander abgehen möchte.

Eine Sache, woran ſich die Anhänger des Automatiſmus am meiſten zu ſtoßen ſcheinen, iſt die allgemeine Einförmigkeit, die man in den Werken aller Thiere von Einer Gattung antrifft. Wenn die Thiere Verſtand hätten, ſagen ſie, ſo müßte ſich unter ihren Werken eben ſo viel Verſchiedenheit, als unter den unſrigen finden. Ich habe ſchon oben geantwortet, daß die Verſchiedenheit nicht ſo groß iſt, als es bey dem erſten Anblicke ſcheint, daß wir nicht recht davon urtheilen, weil wir nicht hinlänglich beobachten, und daß uns vielleicht auch manches fehlt, was wir zu einem richtigen Urtheile durchaus würden haben müſſen. Indeſſen läugne ich nicht, daß die Werke und Handlungen der Thiere nicht wirklich weit einförmiger ſeyn ſollten, als die unſrigen; aber dieſe Einförmigkeit läßt ſich ſehr wohl aus der Beſchaffenheit ihrer Organiſation und ihrer Lebensart erklären.

„Da alle Individua Einer Gattung," ſagt der Abbt Condillac, „von einerley Principium „bewegt werden, alle einerley Bedürfniſſen un„terworfen ſind, alle zu einerley Endzwecken „handeln, und alle ähnliche Mittel dazu anwen„den: ſo müſſen ſie auch nothwendig einerley „Fertigkeiten erwerben, und einerley Dinge auf

„einerley Weise machen.“ Dieser vortreffliche Philosoph bemerkt noch überdem mit großer Scharfsinnigkeit und Gründlichkeit, daß die Menschen nur deswegen weniger einförmig sind, weil sie einer dem andern nachahmen. Die erworbenen Leidenschaften, die Früchte der eigentlich sogenannten Gesellschaft und der Muße, (eines Zustandes, der dem menschlichen Geschlechte eigenthümlich zukömmt); diese ändern die Formen ins Unendliche ab, und bieten der Nachahmung unzählige Modelle und Entwürfe dar. Aus eben diesem Grunde müssen auch die Thiere einen weit einfachern und weit sichrern Weg zu ihrem Ziele gehn, als der Mensch; sie müssen weniger Irrthümern unterworfen seyn, weil sie weniger Kenntnisse haben. „Das „Geschöpf, sagt Condillac, das am wenigsten „zu Irrthümern aufgelegt ist, ist eben das, das „den kleinsten Verstand hat.“

Dieses, glaube ich, ist eine hinlängliche Antwort auf die Einwürfe, die man gegen den Verstand der Thiere macht. Ich gestehe, daß sie mir an sich selbst sehr schwach, und wenn ich sie mit der Erfahrung zusammenhalte, völlig nichtig dünken. Aber vielleicht könnten sie, näher bey einander gestellt, mehr Kraft erhalten, als sie einzeln hätten. Ich will sie also hinter einander hersetzen; denn man muß kein Mittel, das

zur Aufklärung der Wahrheit dienen kann, unversucht lassen.

Zuerst: Aus den Factis kann nichts bewiesen werden. Es ist zwar wahr, daß die Thiere Handlungen vornehmen, aus denen man einen sehr feinen und weithinaussehenden Verstand schließen sollte; Handlungen, die der Mensch nicht ohne viele Vergleichungen, Urtheile und Schlüsse würde ausführen können: aber da die Thiere nur Avtomata sind, so ist klar, daß sie das ganz leicht und ohne alle Vernunft thun müssen, wozu freylich der Mensch nicht ohne große Mühe und Vernunft im Stande wäre.

Zweytens: Nur eine schwache Analogie macht uns geneigt zu glauben, daß die Thiere empfinden, sich erinnern, vergleichen, urtheilen u. s. w. wenn sie in Beziehung auf alle die Umstände, worinn sie sich befinden, Handlungen verrichten, die freylich wir selbst nicht ohne Erinnerung, Vergleichung und Urtheil verrichten könnten. Wir haben aus obbesagter Ursache nicht das mindeste Recht, von uns auf sie zu schließen. Was sie thun, erfolgt bloß nach einer vorherbestimmten Harmonie zwischen ihren Bewegungen und

dem Eindrucke, den die Gegenstände auf ihre Sinne machen; eine Sache, die ganz leicht zu begreifen ist. Es ist ein bloß maschinenmäßiges Spiel, das aus Ursachen, die ein jeder bey dem ersten Anblicke gewahr wird, so ist angeordnet worden.

Drittens: Eine entscheidende Analogie, die jene völlig aufhebt, liegt in der Erfahrung, daß sich den Thieren nicht das mindeste von unsern Künsten und Wissenschaften beybringen läßt. Denn könnten sie vergleichen, urtheilen und Schlüsse machen; warum sollten wir sie denn nicht das meiste von alle dem lehren können, was wir selbst wissen?

Viertens: Die Thiere geben in der That durch ihre Werke, als durch ihre Nester, Zellen u. s. w. große Vermuthungen von Verstand und Geschicklichkeit; man findet darinn durchaus die Mittel nach dem Endzwecke sehr wohl und richtig abgemessen. Aber wenn sie wirklich mit Verstande und nicht als bloße Maschinen arbeiteten, so würden sie in ihrer Kunst nicht so bald zur Vollkommenheit gelangen; wir würden sie erst Lehrlingsstücke machen und dann nach und nach weiter kommen sehn. Dieß ist eine neue

entschei-

entscheidende Analogie, die uns aufs deutlichste zeigt, daß wir uns bloß durch eine vorherbestimmte Einrichtung hintergehen lassen.

Ich gestehe aufrichtig, daß mich diese Einwürfe nicht überzeugen, und daß bey mir die Facta, die ich angeführt und deren ich noch unzählige anführen könnte, mehr als alle diese schönen Analogien gelten, denen ich übrigens ihren Werth nicht absprechen will. Eben so wenig will mir die andere Erklärungsart gefallen, da man den Thieren materielle Empfindungen und ein materielles Gedächtniß beylegt, die dann auch vermuthlich nur einen materiellen Verstand geben werden. Es mag seyn, daß in diesen Ausdrücken Sinn ist; aber was mich betrifft, so muß ich auf mein Gewissen gestehen, daß sie für mich keinen haben, und daß mir die vorherbestimmte Harmonie fast eben so gut oder noch besser gefallen würde.

Ich zweifle, ob man je auf so unnatürliche Systeme über das Principium der thierischen Wirkungen würde gerathen seyn, wenn man hinlänglich mit den Thieren wäre bekannt gewesen. Man hat zu früh erklären wollen, ehe man noch hinlängliche Facta gesammelt hatte. Den Jägern, die Gelegenheit zu beobachten haben, fehlt es gemeiniglich an Zeit und Geschick-

lichkeit zu räsonniren, und den Philosophen, die zu räsonniren wissen, fehlt es gemeiniglich an Gelegenheit zu beobachten. Unglücklicher Weise haben auch einige geglaubt, daß die Religion in dieser Frage befangen wäre, und haben aus der Behauptung, daß die Thiere Verstand hätten, Folgen vorhergesehen, die sie erschrecken mußten. Aber mir dünkt, es ist sehr übel geshan, eine bloß philosophische Frage mit der Religion zusammenzubringen, die doch im Grunde nichts damit zu thun hat. Die Thiere mögen immer Verstand besitzen, und ihn auf alle ihre Bedürfnisse anwenden; ihr Verstand mag sich immer nach Maaßgabe der Umstände vervollkommen, und in Absicht auf ihre Bedürfnisse immer noch mehr vervollkommen können; das hindert gar nicht, daß sich der unsrige nicht zu den erhabnen Wahrheiten sollte erheben können, die der Grund unsrer Pflichten und unsrer Hoffnungen sind. Der Verstand der Thiere wird immerfort auf sinnliche Gegenstände eingeschränkt bleiben, als mit denen allein sie zu schaffen haben. Der unsrige erhebt sich mit einem kühnern Fluge selbst bis zu dem, der alle Klassen verständiger Wesen hervorgebracht und jeder die Grenze angewiesen hat, über die ihre Kraft nicht hinausreicht.

Die

Die Religion ſteht alſo mit den Syſtemen über die Thierſeelen in keiner Verbindung. Ja man könnte noch eher die, welche den Automatiſmus annehmen, als die, welche den Thieren Verſtand zuerkennen, einer irreligiöſen Meynung beſchuldigen. In der That behaupten ſie, daß Gott, indem er uns an den Thieren ſcheinbare Empfindlichkeit, ſcheinbares Gedächtniß u. ſ. w. zeigt, uns ein bloß materielles und betrügliches Schauſpiel vormache, das uns in einem beſtändigen Irrthume erhalte. Sie behaupten, daß Werke, die mit ſichtbarer Weisheit geordnet, Handlungen, die offenbar zweckmäßig eingerichtet ſind, ohne Verſtand und bloß durch eine blinde Bewegung geſchehen. Sie behaupten, daß es materielle Empfindungen, ein materielles Gedächtniß gebe u. ſ. w. Ich müßte mich ſehr irren, oder dieſe Meynungen ſind in der Religion eben ſo wenig rechtgläubig, als in der Philoſophie: doch bin ich weit entfernt, ihren Freunden ein Verbrechen daraus zu machen. Auch bey den beſten Abſichten und den größten Fähigkeiten iſt es ſo leicht, ſich von der Bahn der Wahrheit zu verirren, und auch die, welche ſie verfehlen, haben ſchon deswegen ein Recht auf unſre Erkenntlichkeit, weil ſie doch Wahrheit geſucht haben. Man müßte ſchlechterdings allen philoſo-

phischen Untersuchungen entsagen, wenn man nicht das Recht haben sollte, sich zu irren. Alle Menschen haben ungezweifelt dieses Recht, und so haben sie auch das andre, das unmittelbar damit verknüpft ist, das Recht, Verzeihung zu fordern.

Siebenter Brief. *)

Ich habe im Journal des Savans (Monat Januar, 1765.) einige Anmerkungen über meine

*) Die vorhergehenden sechs Briefe erschienen anfangs einzeln in einem französischen Journal, und wurden erst nachher mit den zwey folgenden Briefen und den beyden Briefen über den Menschen in den Varietés litteraires T. III zusammengedruckt. Man wird sich also nicht wundern, wenn man mitten im Buche die Antwort auf eine Recension des Buches findet. Der Uebersetzer würde indessen diesen Brief und auch den folgenden, worinn der Verfasser sich so oft wiederholt, gerne weggelassen haben, wenn nicht in jenem die Antworten auf gewisse Einwürfe, und in diesem einige neu hinzugekommene Betrachtungen um Verschonung gebeten hätten. Wenigstens schienen diese Beantwortungen und Betrachtungen zur völligen Einsicht in das System des Verfassers nicht überflüßig zu seyn.

meine vorhergehenden Briefe geleſen. Ich würde nicht darauf antworten, wie ſcheinbar oder gründlich ſie immer ſeyn möchten, wenn es bloß auf eine philoſophiſche Frage ankäme, die ich an ſich ſelbſt für ziemlich gleichgültig halte. Allein es ſcheint, als wenn der Verfaſſer mein Syſtem in den Verdacht des Materialiſmus bringen will, und einen ſolchen Flecken möchte ich nun gerne, wo möglich, davon abwiſchen. Sogar habe ich Urſache zu fürchten, daß der Eifer meinen Gegner irre geführt, und daß ſeine Ideen den Materialiſmus weit mehr als die meinigen, obgleich ſicher ohne ſeinen Vorſatz, begünſtigen; ich halte es alſo für meine Pflicht, daß ich ihn zurückzubringen ſuche. Richtige Einſichten erlangt man nicht anders, als wenn man mit ruhiger und ſanftmüthiger Wahrheitsliebe ſtreitet; dieſe allein, unterſtützt mit ein wenig Vernunft, will ich anwenden, um meinen Gegner zu überzeugen.

Es iſt freylich wahr, ich geſtehe den Thieren Empfindungs- und Erinnerungsvermögen mit allen den Folgen zu, die dieſe beyden Fähigkeiten haben müſſen; aber ich bin ſo weit entfernt, durch dieſe Behauptung den Materialiſmus einführen zu wollen, daß es mir vielmehr ganz unbegreiflich ſcheint, wie die Materie des geringſten Grades von Empfindung fä-

hig seyn könne. Das Empfindungsvermögen widerstreitet allen meinen Ideen, die ich von der materiellen Substanz habe, und ich unterschreibe von ganzem Herzen die Gründe, wodurch man die Nothwendigkeit, daß ein empfindendes und seine Empfindungen vergleichendes Wesen einfach und unzertrennlich seyn müsse, bewiesen hat. Wenn mein Gegner den Thieren das Vermögen zu empfinden zugesteht, und sie gleichwohl für bloß materielle Wesen ansieht, so ist Ers ohne Zweifel, und nicht ich, der sich zum Materialismus neigt. Dennoch beschuldige ich ihn keiner Absichten gegen die Wahrheit; ja wenn auch seine Grundsätze durch die unmittelbarsten Folgen zum Materialismus führten, so würde ich ihn nichts destoweniger von dieser Meynung freysprechen, so lange er sich selbst davon freyspräche. Allein ich muß doch einige einzelne Einwürfe durchgehn und zu beantworten suchen.

Herr von Büffon, sagt mein Gegner, hat die Art von Gedächtniß, welche die Thiere haben, vollkommen wohl erklärt; er hat gründlich bewiesen, daß sie nicht auf ihre Wirkungen zurückwirken.

Ich erinnere mich nicht, was Herr von Büffon eigentlich über diesen Punkt gesagt hat: daß er etwas sehr Gutes gesagt, daran kann

ich

ich nicht zweifeln. Allein ich habe hier bloß mit meinem Gegner zu thun, und ich frage ihn: Was denn das für eine Art von Gedächtniß sey, die er den Thieren beylegt? und ob er denn zwey Arten desselben kenne? Ich meines Orts habe bis hieher immer geglaubt, daß es nur eine gebe, die in der Erinnerung der ehemals gehabten Empfindungen bestünde: und giebt es denn nun noch eine andre Art, die in dem Vergessen dieser Empfindungen besteht? Was das Vermögen betrifft, auf seine Wirkung zurückzuwirken; so weiß ich nicht, ob man der bey den Thieren so gewöhnlichen Erscheinung einen andern Namen geben könne, da sie dem gegenwärtigen Eindrucke des dringendsten Hungers wegen der schlimmen Folgen widerstehen, die sie schon sonst in gleichen oder ähnlichen Umständen erfahren haben. Ich denke, das heiße doch wohl auf seine Wirkung zurückwirken, wenn man durch die Erinnerung ehemals erfahrner übler Folgen einer gegenwärtigen heftigen Begierde das Gleichgewicht hält, und erst nach einer merklichlangen Unentschlossenheit sich auf diejenige Seite neigt, wo der stärkste Bewegungsgrund ist? Das heiße doch wohl auf seine Wirkung zurückwirken, wenn man auf die Erfahrung Acht giebt, und ihr zufolge nach einem regelmäßigen

mäßigen Plan verfährt, der offenbar das Resultat verglichner Erfahrungen ist? Nun aber ist gewiß, daß die Thiere alles dieses thun: und ist man nur über diese Facta mit mir einig, wie das jeder nur etwas aufmerksame Beobachter seyn muß, so mögen übrigens die Thiere auf ihre Wirkungen zurückwirken oder nicht zurückwirken; denn was ist mir an dem Worte zu legen, womit man sich ausdrückt?

Zu welchem Endzwecke, sagt mein Gegner weiter, sollte der Urheber der Natur den Thieren die Perfektibilität verliehen haben, wenn diese Fähigkeit ihnen beständig unnütz bliebe? — Man schließe ohne Bedenken: Das Vermögen sich zu vervollkommnen bleibt den Thieren beständig unnütz; folglich haben sie keines.

Ich frage in eben dem Tone: Zu welchem Endzwecke sollte der Urheber der Natur den Huronen oder einem andern ähnlichen Volke, das seit Jahrhunderten immer in einerley Zustande von Dummheit lebt, die Perfektibilität verliehen haben? eine Fähigkeit, die ihnen beständig unnütz bleibt? Man schließe ohne Bedenken: Die Perfektibilität ist ihnen unnütz; folglich haben sie keine. — So oft wir Menschen mit unsrer schwachen Vernunft ausmachen wollen, was der Urheber der Welt thun

oder

aber nicht thun soll; so laufen wir allemal Gefahr, etwas Ungereimtes zu schließen. Wir können seine Werke beobachten und bewundern; aber sie meistern und in seine Absichten eindringen zu wollen, ist mehr als Verwägenheit. Und habe ich denn die geringste Gleichheit zwischen dem Menschen und den Thieren behaupten wollen? Ich weiß nur allzuwohl, daß der Mensch über die Stufenverhältnisse, die Gott zwischen seinen verschiedenen Werken mag festgesetzt haben, und über den ganzen Entwurf seiner Schöpfung nicht richten kann. Ich habe den Verstand der Thiere ganz unabhängig von dem unsrigen betrachtet; ich habe mich bemüht, in ihren Handlungen ihre Absichten zu lesen; ich habe diese Absichten darinn gefunden; aber ich bin bloß bey ihnen stehen geblieben, ohne daraus die geringste Folge in Absicht auf den Menschen zu ziehen. Sollte denn der Mensch sich herabsetzen, wenn er die Fähigkeiten solcher Wesen zu erkennen suchte, die geringer als er sind? oder sollte ihm das, was er mit ihnen gemein hat, nur das mindeste von seinen Vorzügen rauben? Vielmehr würde er sich dann herabsetzen, wenn er sich die Vorzüge, deren diese untergeordnete Wesen genießen, mit Fleiß verbergen wollte. Kann irgend etwas wahrhaftig erniedrigen; so ist es

die

die kindiſche Furcht, die das, was doch iſt, nicht ſehen will, und die uns wünſchen läßt, daß es anders wäre, als wie es iſt. Der Menſch wird den Platz, den ihm Gott in der groſſen Rangordnung ſeiner Werke angewieſen, nach wie vor behalten; er darf ſich nicht fürchten, in den Thieren die Eigenſchaften zu erkennen, die ſie wirklich mit ihm gemein haben. Doch damit ich zur Hauptſache komme: die Frage von der Perfektibilität der Thiere läuft auf eine andre ganz einfältige Frage hinaus. Können Weſen, die empfinden und ſich erinnern, nicht immer noch mehr Empfindungen bis auf eine unbeſtimmliche Anzahl erhalten, welche das Gedächtniß aufbewahren und den ſchon vorräthigen Kenntniſſen beygeſellen kann? Wenn dieſes iſt, und ich glaube, man wird es nicht läugnen können, ſo haben wir ja ſchon eine Perfektibilität der einzelnen Thiere. Wenn dann noch ferner dieſe einzelnen Thiere ihre erlangten Kenntniſſe einander mittheilen können, ſo kömmt ja da die Perfektibilität der ganzen Gattungen heraus. Nun habe ich aber aus der Erfahrung bewieſen, daß die Thiere unmöglich das, was ſie wirklich verrichten, verrichten könnten, wenn es ihnen an einem Mittel, ſich einander zu verſtändigen, ja ſogar, wenn es ihnen an einer artikulirten Sprache fehl-

ꝛc. Ich habe überdem gezeigt, daß ganze Thiergattungen wirklich in gewiſſen Gegenden mehr Einſichten und Scharfſinn erhalten, wenn ſie durch die Umſtände zu einer gröſsern Aufmerkſamkeit und Vorſicht genöthigt werden. Fragt man mich nach dem allen, warum ſich denn die Thiere dieſer Gabe der Perfektibilität nicht weiter bedienen; warum ſie nicht ihren Verſtand noch durch andre Kenntniſſe zu bereichern ſuchen; warum ſie ſonſt keine als phyſiſche Bedürfniſſe haben u. ſ. w. ſo iſt die Antwort in Bereitſchaft, daß ichs nicht weiß, und daß es auch mir nicht zukömmt, es zu wiſſen. Es hat dem Allmächtigen gefallen, Thieren ohne Zahl organiſche Körper und Leben zu geben; einige hat er beſtimmt, ſich von Pflanzen zu nähren und hat ihre ganze Wiſſenſchaft auf einige wenige ganz einfache Facta eingeſchränkt; andere hat er zu fleiſchfreſſenden Thieren gemacht, die, gleich fertig zum Angriff und zur Vertheidigung, einen fliehenden Raub verfolgen und ſelbſt gegen Verfolgungen auf ihrer Hut ſeyn müſſen; er hat ſie ſo in der Welt geſtellt, ſie mit ſo viel Hinderniſſen und Gefahren in Kampf gebracht, daß ihr ganzes Betragen eine unendliche Mannichfaltigkeit dadurch gewinnen und ihre Aufmerkſamkeit in hohem Grade geſchäfftig ſeyn muß: und eben ſo hat er gewollt, daß

in jeder Gattung vor sich betrachtet, durch mehrere hinzukommende Bedürfnisse auch die Summe des Verstandes sollte vermehrt werden. Was fragt man nun mich, warum die Thiere keine schönen Gemälde oder keine Werke der Metaphysik haben? Vermuthlich hat Gott nur das, was sie thun, von ihnen gethan haben wollen; mehr als dieß kömmt uns Menschen nicht zu, davon zu wissen.

Meines Erachtens, fährt mein Gegner fort, verliert der Verstand der Thiere weit weniger bey dem Mangel der Perfektibilität, als bey der gar zu großen Sicherheit und Geschwindigkeit des vorgeblichen Genies, das sie alles in einem Augenblicke lehren soll, was sie nöthig haben. Sie lernen zu schnell, oder vielmehr sie wissen zu schnell, ehe sie noch gelernet haben u. s. w.

Daß die Thiere alles, was ihnen nöthig ist, in einem Augenblicke lernen; das kann man unmöglich behaupten, wenn man Acht auf sie hat. Man wird sehr deutlich ihre anfängliche Unerfahrenheit, ihr Herumtappen, ihre Fehltritte und ihren Fortgang gewahr. Aber, sagt man, sie lernen doch das ihrige eher, als wir das unsrige. Und mußte denn nicht Gott, der in allem die Mittel nach dem Endzwecke abmißt; mußte er denn diese größere Geschwindigkeit

Wesen,

Wesen, die sich selbst so bald überlassen sind und deren Leben nur so kurze Zeit währt, nicht nothwendig zugestehn? Das Insekt, das nur einen Tag lebt, unterrichtet sich von dem, was zu seiner Erhaltung nöthig ist, ohne Zweifel noch weit geschwinder, als die Thiere, die schon einige Jahre leben.

Mein Gegner fährt fort: **Ich habe nie recht begreifen können, was das für ein wesentlicher Unterschied seyn soll, den man sich zwischen Ideen des einen, und zwischen Ideen eines andern Sinnes macht. — Die Sinne verschaffen nicht die Ideen; sie machen nur, daß wir sie gewahr werden können; sie geben ihnen gleichsam nur die Farbe, den Aufputz.**

Es scheint mir gleichwohl nicht so unbegreiflich, daß ein Wesen, welches nur den einzigen Sinn des Geruchs hätte, auch keine weitern Ideen als bloß von den verschiednen Gerüchen haben würde; daß der, der nur den einzigen Sinn des Gefühls hätte, keine weitern Ideen, als bloß von der Härte und Weiche der Körper, von ihrer Form u. s. w. haben würde, und daß diese Ideen wesentlich von einander verschieden seyn würden. Die Idee eines harten Körpers und die Idee irgend eines Geruchs scheinen mir doch nicht die mindeste wesentliche

Aehnlichkeit zu haben. Auch finde ich an ihnen, ob wir sie gleich ganz allein den Sinnen verdanken, die größte Simplicität, und wüßte nicht, was ich unter dem Worte Aufputz bey ihnen verstehen sollte. Man hat schon vor meinem Gegner gesagt, daß fünf Personen, deren jede einen verschiednen Sinn hätte, sich alle fünf über geometrische Wahrheiten würden verständigen können. Das kann seyn, und ich glaube es. Aber ich begreife durchaus nicht, wie sie sich auch über andre Gegenstände sollten verständigen, wie sie eine der andern die Resultate einer Empfindung sollten beybringen können, wovon sie nicht die mindeste Vorstellung hätten.

Es wird nicht leicht, sagt mein Gegner, ein Bauer seyn, der nicht auf seine Art ein ziemlich guter Metaphysiker wäre. Jeder macht sich doch seine Abstraktionen, generalisirt sich doch seine Ideen u. s. w.

Nach diesem Einwurfe scheint es, als wenn mein Gegner das Vermögen zu abstrahiren für ein ausschließendes Vorrecht der menschlichen Gattung hielte. Aber wenn er bey seinem wirklichen Scharfsinne nur etwas weiter hätte nachdenken wollen, so würde er in diesem Vermögen nichts als ein Hülfsmittel gesehen haben,

das dem ſchwachen Verſtande unvollkommner Weſen verliehen worden. Die Thiere ſind dieſes Vermögens eben ſo wohl als wir bedürftig, und beſitzen es auch eben ſo ungezweifelt. Wenn ein Hund, der ſeinen Herrn ſucht, einen Haufen Leute gewahr wird, ſo läuft er ſogleich, kraft einer abſtrakten allgemeinen Idee, die ihm Aehnlichkeiten zwiſchen ſeinem Herrn und ihnen zeigt, auf ſie zu. Alsdann durchläuft er nach einander mehrere weniger allgemeine aber noch immer abſtrakte Empfindungen, bis er endlich von der individuellen Empfindung deſſen gerührt wird, den er geſucht hat. Ich führe nicht noch mehr dergleichen Handlungen an, die ein Abſtraktionsvermögen bey den Thieren vorausſetzen, weil ſie gar zu gemein ſind, und weil ſich ein jeder, mit der geringſten Mühe, einer großen Menge von Beyſpielen muß erinnern können. Nur der höchſte Verſtand allein iſt ohne alle abſtrakte Ideen, weil er das Ganze und die Theile mit einem einzigen Blicke durchdringt, und immer alles, was iſt, in dem allerdeutlichſten Lichte vor ſich hat.

Können nicht die Affen ungefähr eben ſo, wie die Menſchen, einander helfen? Alle Thiere von einerley Gattung können einander gegenſeitige Dienſte leiſten.

Ich bitte meinen Gegner, die Affen hier aus dem Spiele zu laſſen; denn ich kenne ihre Sitten nicht. Ich ſelbſt habe keine in eine freye Geſellſchaft vereinigt geſehn, und was ich in Reiſebeſchreibungen von ihnen geleſen, hat mir auch nicht viel Licht gegeben. Aber in der That möchte ich gerne hören, worinn denn die fruchtfreſſenden Thiere einander ſo groſſe Dienſte thun könnten? und welche Dienſte die fleiſchfreſſenden einander nicht thäten, wenn ſie ihr Intereſſe dazu aufforderte, und ſie geſchickt dazu wären? Doch wir wollen hier gar nicht wiſſen, warum die Thiere dieſes oder jenes nicht thun? Wir wollen wiſſen, wie ſie das thun können, was ſie alle Tage vor unſern Augen thun? Die Anhänger des Automatiſmus werden nie, auch nicht die allergemeinſte Erſcheinung des Thierreiches, erklären können.

Wenn die Thiere ſo frey handelten, ſagt mein Gegner, wie der Verfaſſer ſie handeln läßt; warum ſollten denn die Adler nicht auch auf die Menſchenjagd gehen? Könnten ſie uns nicht dadurch tödten, daß ſie hoch aus der Luft die ungeheuren Laſten, die ſie zu heben im Stande ſind, auf uns herabfallen ließen?

Ein guter Rath, den die Adler ſich merken mögen! Ich glaube wahrlich, ſie ſind noch nie

darauf

darauf gefallen; es müßte denn etwa der gewesen seyn, der dem Dichter Simonides seinen kahlen Kopf mit einer Schildkröte zerschmetterte. Das war nun freylich ein ganzer Adler! Aber die übrigen, denke ich, ob sie gleich ungeheure Lasten heben können, werden wohl bey der alten Gewohnheit bleiben, und fein mit Lämmern und Hasen vorlieb nehmen. Wozu auch der künstliche Umweg einer aufgehobenen und heruntergeworfenen Last, wenn der nähere Weg des geraden Herabschießens auf einen kleinern Raub gleich gut zum Ziel führt? —

Kann man denn, sagt mein Gegner, im Ernst behaupten, daß die Thiere nur aus Mangel der erforderlichen Künste sich nicht vervollkommnten?

Freylich wäre eine solche Behauptung sehr abgeschmackt; aber ich bin sehr sicher, daß ich nirgends dergleichen gesagt habe. Man weiß, daß der Verstand die Künste erfindet und die Hände sie ausführen; aber man weiß auch, daß man Dinge nicht zu erfinden pflegt, wenn man zu ihrer Ausführung ganz und gar kein Mittel hat. Hätten die Menschen keine Hände gehabt; so würden sie mit allem ihrem Verstande auch keine Künste erfunden haben. Da aber nun einmal Künste erfunden sind, so erweitern sie auch wieder an ihrer Seite die Sphäre

des Verstandes, indem sie die Gegenstände seiner Kenntniſſe vervielfältigen. Der fehlerhafte Zirkel, den mein Gegner hier wahrzunehmen glaubt, findet in der Behauptung nur statt, wie Er sie vorträgt, aber nicht, wie Ich sie vortrage. Uebrigens ist es falsch, einem Wesen sogleich den Verstand abzusprechen, weil es einige Mittel zur Ausführung hat und doch nicht ausführt. Giebt es nicht ganze Völker, die zu allen unsern Künsten Verstand und Hände, und doch von keiner einen Begriff haben?

Es ist sehr falsch, daß die Künste den Menschen über die Thiere sollten erhoben haben, in dem Verstande nämlich, worinn es ein Einwurf gegen den Vorzug des Menschen wird.

Ich berufe mich hier zu meiner Vertheidigung auf die eigne Gerechtigkeit meines Gegners. Ich habe nirgends gesagt, daß der Mensch seine Ueberlegenheit über die Thiere nur den Künsten zu danken hätte; ich bin sehr weit entfernt, dergleichen anzunehmen, und noch weiter entfernt, aus dem Grade von Verstande, den ich deutlich bey den Thieren wahrnehme, etwas nachtheiliges für den Menschen zu schließen. Ich habe gesagt, und ich glaube davon gewiß zu seyn, daß bey manchem Menschen

schen die gegenwärtige Summe seiner erlangten Ideen und Kenntnisse geringer sey, als die Summe der Ideen und Kenntnisse bey manchem Fuchse, dessen kluge Anstalt ich beobachtet habe. Aber nie ist es mir eingefallen, hieraus zu schließen, daß nicht jeder Mensch, vermöge seiner natürlichen Fähigkeit auch den klügsten und geschicktesten Fuchs sollte übertreffen können.

Die abstrakten Wissenschaften machen überhaupt einen guten Theil von dem großen Haufen der Nation dümmer und unvernünftiger.

Mein Gegner glaubt hier noch weiter, als Rousseau zu gehn. Dieser sagt bloß, daß die Wissenschaften, indem sie uns aufklären, zugleich uns boshafter machen; daß es Waffen sind, die man Rasenden in die Hand gegeben. Wenn sie uns aber dümmer machen, so haben sie einen moralischen Nutzen, den Rousseau ohne Zweifel übersehen hatte, und der seinen Zorn gegen sie müßte gemäßiget haben. Man sieht hier, wie das menschliche Geschlecht sich immer vervollkommt, wie immer eine Entdeckung der andern folgt! Zwar, wenn die rousseauische Behauptung paradox schien, so könnte auch diese wohl einige Zweifel erregen; allein es würde doch immer ein sehr schöner Beweis seyn,

wenn man die Wissenschaften als Ursachen unsrer Dummheit vorstellte!

Die Empfindlichkeit des Herzens, sagt mein Gegner weiter, diese so schätzbare Folge des Verstandes; zeigt sie sich wohl unter den Thieren mit einiger Stärke gegen die andern Thiere ihrer Gattung?

Sie zeigt sich mit der größten Stärke unter allen den Gattungen, die zusammen leben, und denen es nur nicht an Mitteln zur Hülfsleistung fehlt. Wer daran zweifelt, der mag nur in einem Gehölze, wo mehr Schweine auf der Mast sind, ein einzigs zum Schreyen bringen. Die starken und bewaffneten Gattungen vertheidigen alles, was zu ihrer Gesellschaft gehört, voll Wuth; die schwächern geben einander Nachrichten von der Gefahr: die, welche nur in Familienverbindung leben, schränken auf diese ihre ganze Theilnehmung ein, und sind oft gegen andere Thiere ihrer Gattung, die in keiner weitern Gemeinschaft mit ihnen stehen, völlig gleichgültig.

Die Organisation, will mein Gegner, müßte, nach einem bekannten Gesetze der Natur, durch unmerkliche Schattirungen oder Stufenfolgen fortgehn. — Es müßte also Thiere geben, die beynahe so gut organisirt wären, wie wir; andere,

die

die vielleicht weit beſſer organiſirt wären u. ſ. w.

Ich begnüge mich damit, zu ſehen, was iſt, und mache mir keine Sorgen um das, was wohl ſeyn müßte. Eines der gröſten Hinderniſſe, die ſich dem Wachsthume der Wiſſenſchaften entgegenſetzen, iſt das ewige Fortſchlieſſen aus angenommenen Grundſätzen. In der That iſt es ſonderbar, daß wir, mit unſern ſo eingeſchränkten Kenntniſſen, die Geſetze der Natur beſtimmen wollen. Wer hat uns denn geſagt, daß die Organiſation immer durch unmerkliche Uebergänge fortſchreiten müſſe? Wenn es nicht wirklich ſo iſt; warum muß es ſo ſeyn? Analogien ſind nur gut zu Vermuthungen, wo Facta fehlen; aber alle Analogien in der Welt ſind nicht ein einziges wohl beobachtetes Factum werth. Wenn Gott einige ſeiner Werke in einen gröſſern oder geringern Abſtand von den übrigen hat bringen wollen, oder nicht hat bringen wollen, ſo iſt das nicht meine Sache. Ich begnüge mich, alles, was er zu ſeiner Ehre gemacht hat, zu bewundern, und ihm für das, was er beſonders zu meinem Beſten gemacht hat, zu danken.

Dieſe wenigen Anmerkungen habe ich den Anmerkungen meines Beurtheilers entgegenſetzen wollen. Wenn er geglaubt hat, daß meine

Gedanken den Materialismus begünstigen könnten; so muß ich ihm verbunden seyn, daß er mir Gelegenheit gegeben, mich zu erklären, und dem schädlichen Eindrucke, den meine Briefe vielleicht auch bey andern hätten machen können, zuvorzukommen.

Achter Brief.

Nichts ist unter den Menschen, und selbst unter den Philosophen gewöhnlicher, als in Ausdrücken zu reden, mit denen sie keinen recht bestimmten Sinn verknüpfen, und diese Ausdrücke doch so zu gebrauchen, als wenn sie vollkommen bestimmt wären. Aus diesem Mißbrauche sind Streitigkeiten ohne Ende entstanden, die man sich alle hätte ersparen können, wenn man sich vorher über den Sinn der Wörter mit etwas Sorgfalt erklärt hätte. Das Wort Instinkt scheint mir eins von denen zu seyn, die man am meisten gemißbraucht, und am öftersten, ohne etwas dabey zu denken, ausgesprochen hat. Zwar sucht alle Welt damit das Principium der thierischen Handlungen anzuzeigen, aber die Natur und den Umfang dieses Principiums bestimmt sich ein jeder nach seinem Willkühr. Ueber das Wort ist man einig; aber zwischen den Ideen, die man damit

mit

mit verknüpft, findet sich die wesentlichste Verschiedenheit. Aristoteles und die Peripatetiker gaben den Thieren eine sinnliche Seele, die aber auf Empfindung und Gedächtniß eingeschränkt, und alles Vermögens zum Nachdenken, Vergleichen u. s. w. beraubt wäre. Andere sind viel weiter gegangen, und Laktanz sagt sogar, daß die Thiere, bloß die Religion ausgenommen, alle Vorzüge des menschlichen Geschlechts mit ihm theilten.

Dagegen kennt auch alle Welt die berühmte Hypothese des Cartesius, die aber weder sein eigener großer Namen, noch das Ansehen einiger seiner Schüler hat erhalten können. Die Gleichförmigkeit, welche Thiere von einerley Gattung in ihren Wirkungen zeigen, hat diese Philosophen hintergangen, und auf die Idee des Automatismus gebracht; allein diese Gleichförmigkeit ist nur scheinbar, und verschwindet endlich ganz, wenn das Auge durch eine längre und sorgfältige Beobachtung mehr geübt wird. Für einen aufmerksamen Jäger giebt es keine zwey Füchse von gleicher Verschlagenheit, und keine zwey Wölfe von gleicher Gefräßigkeit.

Nach dem Cartesius haben einige Gottesgelehrten der Religion einen Dienst zu leisten geglaubt, wenn sie die Meynung von dem bloßen

sen Mechanismus der Thiere vertheidigten. Sie haben nicht eingesehen, daß die Thiere, ohnerachtet der Fähigkeiten, die sie mit dem Menschen gemein haben, sich noch immer in einem unendlichen Abstande von ihm befinden können: So wie der Mensch selbst noch weit vom Engel entfernt ist, ob er gleich eine Freyheit und eine Unsterblichkeit mit ihm theilt, die ihm gleichen Zutritt zum Throne Gottes verschaffen.

Wenn wir die Anatomie des Menschen und der Thiere vergleichen, so finden wir bey den letztern Werkzeuge, die den unsrigen ähnlich und und zu eben den Verrichtungen in der thierischen Oekonomie, wie die unsrigen, bestimmt sind. Ueberdem zeigen uns ihre Handlungen deutlich, daß sie ein Vermögen zu empfinden haben, oder welches einerley sagt, daß sie eben das erfahren, was wir auch erfahren, wenn unsre sinnlichen Werkzeuge durch den Eindruck äußrer Gegenstände erschüttert werden. Zweifeln, ob die Thiere dieß Vermögen besitzen, heißt zugleich zweifeln, ob es unsre Mitmenschen besitzen; denn wir werden bey den letztern durch keine andere Zeichen, als bey den erstern, davon gewiß.

Wer es läugnet, daß das Geschrey der Thiere ein Ausdruck ihres Schmerzes sey, wer in die sichtbaren Zeichen, die sie von ihrer Freude, ihrer Ungeduld, ihrem Verlangen geben,

keine

keine dieser innern Bewegungen erkennen will, der verdient keine Antwort. Aber es ist nicht allein gewiß, daß die Thiere empfinden; es ist eben so ausgemacht, daß sie sich auch erinnern. Ohne Gedächtniß würde alles Abrichten der Thiere unmöglich werden; keine Peitsche würde den Hund zum Gehorsam bringen. Der Gebrauch des Gedächtnisses macht, daß die Thiere eine ehemals gehabte Empfindung mit einer gegenwärtigen vergleichen; aber alle Vergleichung zwischen zwey Gegenständen bringet nothwendig ein Urtheil hervor: mithin urtheilen die Thiere. Die Erinnerung der vormaligen Schläge hält bey dem Hünerhunde der gegenwärtigen Begierde, einem aufspringenden Hasen nachzusetzen, das Gleichgewicht; er stellt nämlich zwischen den beyden Empfindungen des Schmerzes und des Vergnügens eine Vergleichung an, und aus dieser ergiebt sich das Urtheil, wornach er seine Handlung einrichtet. Oft wird er von der lebhaften Empfindung des Vergnügens hingerissen; aber wenn durch den wiederholten Eindruck der Schläge die Erinnerung des Schmerzes lebhafter geworden, so verliert nachher das Vergnügen bey der Vergleichung: er denkt über das Geschehene nach, und verknüpft in seinem Gedächtnisse mittelst der Ueberlegung die Idee eines Hasen mit der

Idee

Idee der Peitsche. Zuletzt wird diese Idee so mächtig, daß der Hund, sobald er nur einen Hasen erblickt, den Schwanz hängen läßt, und zu seinem Herrn läuft.

Die Gewohnheit, eitterley Urtheile zu fällen, führt am Ende diese Urtheile mit einer solchen Geschwindigkeit herbey, und giebt ihnen dadurch ein so natürliches Ansehen, daß man darüber sehr leicht ihre Quelle, die Ueberlegung, verkennen kann. Erfahrung und Ueberlegung haben das Wiesel zuerst gelehrt, das Verhältniß zwischen der Größe seines Körpers und der Weite der Oeffnung, wo es hindurch will, mit Sicherheit zu schätzen; ist aber einmal diese Idee festgesetzt, so wird sie durch die öftere Wiederholung der Handlungen, die sie veranlaßt, zur Fertigkeit, und erspart dem Thiere in Zukunft alle fruchtlosen Versuche. Doch dieß sind nur einfache Verhältnißideen; die Ueberlegung verschafft den Thieren noch entferntere und verwickeltere, die sie von einer Menge verderblicher Fehltritte zurückzuhalten dienen. Ein alter Wolf wird durch den Geruch einer Lockspeise herbeygezogen; aber indem er sich ihr nähern will, entdeckt ihm sein Geruch, daß sich in dieser Gegend ein Mensch aufgehalten; die Idee des Menschen läßt ihn auf Gefahr und Nachstellungen schließen; er wird also zweifelhaft, und

geht

geht oft mehrere Nächte hinter einander herum; die Begierde treibt ihn von neuem zu der Lockspeise hin, und die Furcht vor der Gefahr treibt ihn wieder zurück. Hat der Jäger nicht alle gewöhnliche Vorsicht gebraucht, das Fangeisen zu verbergen und bekömmt der Wolf die geringste Witterung davon, so ist die ganze Anstalt vergebens, und man kann nur gleich alle Hoffnung aufgeben; denn der Wolf kömmt nicht wieder.

Diese nach und nach durch Empfindung und Nachdenken erworbenen und durch Einbildungskraft und Gedächtniß in ihrer Ordnung wieder zurückgeführten Ideen bilden das System von den Kenntnissen eines Thieres, und geben ihm alle seine Fertigkeiten. Was aber die nöthigen Facta so tief in sein Gedächtniß drückt, ist die Aufmerksamkeit, und was seine Aufmerksamkeit so wach erhält, ist das Dringende seiner Bedürfnisse. Hieraus muß folgen, daß diejenigen Thiere, deren Bedürfnisse dringender sind, mehr Kenntnisse als die übrigen erwerben müssen: und in der That bemerkt man beym ersten Anblick, daß die Lebhaftigkeit der Bedürfnisse für jede Gattung das Maaß des Verstandes bestimmt und daß die Umstände, die jedem einzelnen Thiere seine Bedürfnisse mehr oder weniger dringend machen, auch dem System seiner Kenntnisse mehr oder weniger Umfang geben.

Den

Den fruchtfressenden Thieren hat die Natur eine Nahrung angewiesen, die sie sich leicht ohne Geschicklichkeit und ohne Nachdenken erwerben; sie finden ohne Mühe den Anger, der ihnen Weide, oder die Eiche, die ihnen Mastung giebt. Von dieser Seite also schränkt sich ihre Kenntniß auf die Erinnerung eines einzigen Factums ein; auch scheint ihr Betragen, in dieser Absicht, ohne alle Ueberlegung und beynahe maschinenmäßig. Aber ganz anders verhält es sich mit den fleischfressenden Thieren. Da diese eine fliehende Beute verfolgen müssen, so werden ihre Fähigkeiten, auf Antrieb des Bedürfnisses, in einer beständigen Bewegung erhalten; alle die Mittel, wodurch ihnen ihr Raub zuweilen entwischt ist, stellen sich häufig ihrer Einbildungskraft wieder dar. Aus der Ueberlegung, die sie über diese Facta anzustellen genöthiget sind, entstehen listige Kunstgriffe und Vorsichtigkeitsregeln, die sich gleichfalls ihrem Gedächtnisse eindrücken, sich zu Grundsätzen ausbilden und durch öftere Wiederholung zur Fertigkeit werden. Die Mannichfaltigkeit und Erfindung dieser Ideen setzen oft auch den in Erstaunen, der sonst mit diesen Gegenständen am vertrautesten bekannt ist. Ein Wolf weiß aus Erfahrung, daß ihm der Wind die Ausdünstun-

dünstungen der Thiere entgegen fährt; er streicht also immer mit der Nase gegen den Wind; ja er lernt sogar durch das nämliche sinnliche Werkzeug unterscheiden, ob das Thier entfernt oder nahe ist, ob es flieht oder liegt. Sobald er davon Gewißheit hat, richtet er seine Maßregeln darnach ein, schleicht entweder mit leisen Schritten hinzu, um es zu überfallen, oder verdoppelt seine Geschwindigkeit, um es einzuholen. Er trifft auf seinem Laufe Feldmäuse, Frösche und andere kleine Thiere an, die ihm tausendmal haben zur Nahrung dienen müssen; aber so groß auch schon sein Hunger ist, so läßt er doch diese gegenwärtige und so leicht zu erlangende Nahrung fahren, weil er weiß, daß das Fleisch eines Hirsches oder Damhirsches eine weit reichlichere und schmackhaftere Mahlzeit seyn wird. Auf solche Art wendet der Wolf alles an, was sich von der Stärke und List eines einsam lebenden Thiers nur immer erwarten läßt: wenn aber die Liebe ihn mit der Wölfinn in Gesellschaft bringt, so bedienen sich nun beyde gemeinschaftlich der Vortheile ihrer Vereinigung, und wenden auf ihrer Jagd neue Kunstgriffe an. Sie wissen aus wiederholten Erfahrungen, wo sich das Rothwild gemeiniglich aufhält, und was für einen Weg es auf der Flucht zu nehmen pflegt. Sie wissen auch,

wie nützlich ein Hinterhalt zu desto geschwinderer Erlegung eines bereits ermüdeten Thiers ist. Nach diesen schon bekannten Factis schliessen sie von dem Gewöhnlichen aufs Wahrscheinliche, und theilen sich dem zufolge in ihre Verrichtungen. Der Wolf treibt das Thier auf; die Wölfinn, als die schwächste, erwartet es an einem engen Passe, um es da, wenn es schon außer Odem ist, mit größerm Vortheil wieder anzufallen. Man erkennt dieses alles ganz leicht an den Fußtapfen, die diese Thiere auf dem Schnee oder dem weichen Boden zurücklassen; man darf nur einige Erfahrung haben, um die ganze Geschichte ihrer Gedanken darinn zu lesen.

Der Fuchs, ein weit schwächeres Thier als der Wolf, muß schon zur Erhaschung seines Raubes weit mannichfaltigere Mittel anwenden. Er hat so viel Maaßregeln zu nehmen, so viel Gefahren auszuweichen, daß sein Gedächtniß dadurch nothwendig mit einer großen Menge von Factis angefüllt wird, die seinem Instinkte einen großen Umfang geben. Die größern Thiere, deren ein einziges ihm Unterhalt auf mehrere Tage geben würde, kann er nicht zwingen, und an hinlänglicher Geschwindigkeit, die den Mangel der Stärke ersetzen könnte, fehlt es ihm auch: seine natürlichen

Hülfs-

Hülfsmittel sind also List, Geduld und Behendigkeit. Er hat immer, wie der Wolf, seinen Geruch zum Wegweiser. Der treue Bericht, den ihm dieser wohlgeübte Sinn giebt, unterrichtet ihn beydes von dem, was er sucht, und von dem, was er meiden muß. Untüchtig zur eigentlichen Jagd, schleicht er gemeiniglich stillschweigend zu einem ausgespürten Rebhune hinan, oder lauret heimlich an einem Orte auf, wo etwa ein Hase oder ein Caninchen vorbey muß. In der Nothwendigkeit, andre zu überfallen, und zugleich in der beständigen Furcht, selbst überfallen zu werden, ist sein Gang beständig vorsichtig und schüchtern; er tritt so leise und behutsam auf, daß kaum eine Spur davon zurückbleibt. In Gegenden, wo ihm Ebnen und Wälder reichliches Wildpret anbieten, hält er sich von den Menschen entfernt; er kömmt ihren Wohnungen nicht eher nahe, als bis er von seinem Bedürfniß darzu getrieben wird; dann aber verdoppelt er auch, weil er die Gefahr wohl einsieht, seine gewöhnliche Vorsichtigkeit. Er weiß, daß die Hüner gut sind, allein er weiß auch, daß die Hunde und die ihm gelegten Fallstricke gefährlich sind. Mit dieser zwiefachen Erinnrung also schleicht er, unter Begünstigung der Nacht, längs Hecken und Zäunen hin, und nachdem alsdann die vorkom-

menden Umstände der einen oder der andern Erinnerung mehr Lebhaftigkeit geben, wird sein Gang entweder schüchterner oder dreister. Fängt die Nacht erst an, so weiß er schon vorher, daß noch Zeit übrig ist, und steht also gleich auf das entfernte Bellen eines Hundes stille, weil ihm alle Gefahren, die er schon ehemals ausgestanden, von neuem ins Gedächtniß kommen. Ist aber der Tag nicht mehr weit, so giebt diese gar zu ängstliche Furcht der Lebhaftigkeit seines Hungers nach; er faßt aus dringender Noth ein Herz; ja er eilt sogar, sich in die Gefahr zu begeben, ehe sie bey anbrechenden Tage noch größer wird.

Man sieht, wie die gemeinsten Handlungen der Thiere, ihre alltäglichsten Maaßregeln, alle die Operationen voraussetzen, die wir ihnen beygelegt haben; Wiedererinnerung der ehemals gehabten Empfindungen, Nachdenken darüber, Vergleichung zwischen einem gegenwärtigen anlockenden Gegenstande und einer verborgnen abschreckenden Gefahr, Beurtheilung der Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Umstände, Wahl und Entschluß. Was soll man also unter Instinkt verstehen? Alle diese so mannichfaltigen Wirkungen, welche die Neigung zum Vergnügen und die Furcht vor dem Schmerz bey den Thieren hervorbringt? Alle die Folgerungen und allgemeinen Erfahrungs-

rungssätze, die sie aus den besondern in ihrem Gedächtniß aufbehaltenen Factis gezogen haben? Alle die Handlungen, die sie nach Maaßgabe derselben vornehmen? Das ganze System von Kenntnissen, das noch immer durch hinzukommende Erfahrung vermehrt und durch tägliche Ueberlegung und Anwendung habituell wird? Unmöglich kann man dieses alles unter dem Worte: Instinkt begreifen, oder es wird am Ende mit dem Worte: Verstand völlig gleichbedeutend.

Nur das lebhafte Bedürfniß, ich wiederhole es, drückt dem Gedächtniß der Thiere starke und interessante Empfindungen ein, deren Verbindung das System seiner Kenntnisse ausmacht. Aus dieser Ursache zeigen auch die fleischfressenden Thiere, in Absicht auf ihre Ernährung, weit mehr Geschicklichkeit, als die fruchtfressenden; allein man jage die letztern nur oft, so erlangen sie, in Absicht auf ihre Vertheidigung, eine ausgebreitete Kenntniß von Factis und eine Fertigkeit im Gebrauch allgemeiner Erfahrungsregeln, die sie den fleischfressenden Thieren gleich macht. Unter allen Thieren, die von Pflanzen leben, scheint vielleicht keines so einfältig zu seyn, als der Hase. Die Natur hat ihm nur sehr blöde Augen und einen ziemlich stumpfen Geruch verliehen; bloß

sein feines Gehör setzt ihn noch in den Stand, einige Geschicklichkeit zu erlangen. Ueberdem hat er durchaus kein andres Vertheidigungsmittel, als die Flucht; aber in dieser zeigt er dann auch alle Geschicklichkeit, alle Feinheit und Mannichfaltigkeit, die sich dabey nur denken läßt. Es versteht sich, daß ich von einer Jagd mit Hünerhunden, nicht mit Windspielen rede; denn diese letztern sind ihm zu schnell, und lassen ihm also keine Zeit, sich zu zeigen. Wird ein alter Hase von einem Hünerhunde aufgetrieben, so richtet er sich in der Geschwindigkeit seines Laufs nach der Geschwindigkeit, womit er verfolgt wird. Er weiß aus Erfahrung, daß eine gar zu rasche Flucht, wenn die Jagd lange währte, ihm mehr schädlich als vortheilhaft seyn würde, und daß die Kräfte um desto länger aushalten, je mehr sie geschont werden. Er hat bemerkt, daß in niedrigen und dichten Sträuchern, wo das Anstreichen seines ganzen Leibes eine stärkere Witterung zurückläßt, die Hunde ihn hitziger und anhaltender, als auf freyer Bahn verfolgen, wo sich nur leichte Spuren von seinen Füßen eindrücken; er vermeidet also das Gesträuch und hält sich fast immer in den Holzwegen; ob er gleich zu anderer Zeit, wo ein Windspiel so nahe hinter ihm her ist, daß es ihn sehen kann,

sich

ſich durch eben dieſes Geſträuch ſeinen Augen zu entziehen ſucht. Er kann nicht zweifeln, daß die Hünerhunde ihn noch immer, auch wenn ſie ihn nicht mehr ſehen, verfolgen werden; er hört ganz deutlich, daß die Jagd immer genau und von Spur zu Spur auf ſeiner Färthe fortgeht; was thut er alſo? Er kehrt, nachdem er eine weite Strecke in gerader Linie fortgelaufen iſt, gerade auf eben der Färthe wieder zurück, macht alsdann zur Seite mehrere Abſprünge hinter einander, und ſetzt den Hund, wenigſtens auf einige Zeit, in Verlegenheit, wo er hin ſoll. Oft jagt er auch einen andern Haſen aus ſeinem Lager auf und legt ſich an die Stelle deſſelben; kurz er gebraucht zu ſeiner Sicherheit tauſend Mittel, die ich nur nicht alle anführen kann, und er iſt darinn eben ſo geſchickt, als die andern ſonſt geſchicktern Thiere, die ſie mit ihm gemein haben. So viel aber bemerkt man durchgehends, daß die jungen Thiere weit weniger von dieſen Liſten anwenden, als die alten, und man kann alſo ſchließen, daß ſie eine Folge der Erfahrung und der darauf gebauten richtigen, dem Thiere immer gegenwärtigen Induktionen ſeyn müſſen.

Da alle liſtige Kunſtgriffe, alle Erfindung und Geſchicklichkeit eine Folge gemachter Erfahrungen ſind, die das Bedürfniß dem Ge-

dächtnisse eingeprägt hat, so müssen die starken und wehrhaften Thiere weniger Geschicklichkeit als die andern zeigen. Wir finden daher, daß der Wolf, der eins der stärksten Thiere in unsern Gegenden ist, auf seiner Flucht nur wenig Kunstgriffe braucht. Er flieht mit der Nase gegen den Wind, um vor allem Ueberfalle desto sichrer zu seyn; aber übrigens verläßt er sich auf seine überlegene Stärke und seinen längern Athem, und denkt an nichts, als wie er vorauskommen will. Seine Flucht geht gerade vorwärts, und er überläßt alle Wiedergänge, Absprünge und andere Listen den schwächern und furchtsamern Thieren, die weniger dreist sind, oder weniger ausdauren können, als er.

Der wilde Eber, der sich auf seine Hauer verlassen kann, geht eher so gerade zu, als der Wolf. Fühlt er sich auf seiner Flucht verwundet, so steht er stille, und wird nun selbst der angreifende Theil, indem er mit der schrecklichsten Wuth auf Hunde und Jäger losgeht. Um sich desto leichter zu vertheidigen und desto sichrer zu rächen, begiebt er sich in einen nahen Dickigt, und stellt sich hier so, daß er nicht anders, als von vorne kann angegriffen werden. Alsdann erschreckt er mit blutgierigem Blick und emporstehenden Borsten Menschen und

Hunde,

Hunde, verwundet alles, was ihm zu nahe kömmt, und öffnet sich mit Gewalt einen Weg, daß er von neuem fort kann.

Die Lebhaftigkeit der Bedürfnisse, wie man sieht, giebt den Kenntnissen der Thiere mehr oder weniger Umfang. Ihre Einsichten erweitern sich, so wie sich die Schwierigkeiten, die sie zu übersteigen haben, vervielfältigen. Die Thiere können sich also vervollkommen, und mithin ist der Automatismus eine ganz falsche Erklärungsart, die nur aus Mangel hinlänglicher Beobachtung kann entstanden seyn. Ein Jäger komme mit Fallstricken und Fangeisen in eine Gegend, wo sie den Thieren noch nicht bekannt sind; so wird er sie anfangs mit der größten Leichtigkeit fangen, ja selbst den Fuchs wird er einfältig finden. Haben sie aber mehr Erfahrung bekommen, so fängt er nichts mehr, oder er muß neue Kunstgriffe ersinnen und unaufhörlich mit den Gestalten wechseln, unter welchen er ihnen seine Lockspeisen anbeut.

Zu den verschiednen Ideen, welche die Thiere sich zu verschaffen gezwungen sind, gehört auch die nicht zu vergessende Idee von Zahlen. Daß die Thiere zählen, ist ausgemacht; und obgleich bisher ihre Arithmetik noch nicht weit gediehen ist, so könnte man ihr doch vielleicht noch künftig mehr Vollkom-

menheit geben. In Gegenden, wo man mit Sorgfalt auf die Erhaltung des Wildes bedacht ist, verfolgt man die Aelstern, weil sie Eyer saufen und also die Hoffnung einer reichlichen Brut vernichten. Man giebt auf die Nester dieser räuberischen Vögel genau Achtung, und um die ganze Familie auf einmal zu zerstören, sucht man die Mutter, während daß sie brütet, ums Leben zu bringen. Unter diesen Müttern sind einige so mißtrauisch, daß sie ihr Nest, sobald man ihm nur zu nahe kömmt, verlassen. Man ist daher genöthigt, am Fuße des Baums, worauf sie ihr Nest hat, einen wohl verdeckten Anstand zu machen, und in diesen tritt alsdann ein Mensch und lauert ihr auf, bis sie wieder kömmt. Doch er lauert vergebens, wenn schon sonst in ähnlichen Fällen auf die Aelster ist geschossen worden. Sie weiß alsdann, daß in dieser Höle, in die sie einen Menschen hat hineintreten sehen, ein tödtlicher Blitz verborgen ist, und wartet, ihren Blick mit mütterlicher Zärtlichkeit auf das Nest gerichtet, bis sie bey Anbruch der Nacht von dem Jäger nicht mehr kann gesehen werden. Um diesen mißtrauischen Vogel zu betrügen, hat man zwey Menschen zugleich zu dem Anstande gehen lassen, davon der eine wieder fortgehn und nur der andre bleiben mußte; allein die Aelster hielt sich noch immer

entfernt,

entfernt, weil sie gezählt hatte. Den folgenden Tag gehen dreye dahin; sie wird abermal gewahr, daß nur zwey davon sich zurückbegeben haben. Kurz, man muß fünf bis sechs Menschen hingehen lassen und sie dadurch in ihrer Rechnung verwirrt machen; alsdann glaubt sie, daß dieser Haufen Menschen bloß vorbeygegangen, und kömmt augenblicklich wieder zurück. Diese Erfahrung, die eben so oft eintrifft als sie versucht wird, ist eine der gemeinsten, die man über den Verstand der Thiere machen kann.

Da die Thiere von den Factis, auf die sie ihre Interesse hat aufmerksam seyn lassen, eine Erinnerung haben; da die Folgen, die sie herausgezogen, durch die Ueberlegung bey ihnen zu Grundsätzen werden, so können sie sich mithin auch vervollkommnen; aber bis zu welchem Grade? das läßt sich nicht ausmachen. Wir kennen sogar nicht einmal die Art von Vollkommenheit, deren sie fähig sind. Unser Geruch ist viel zu schwach und zu stumpf, als daß wir je die Menge von verschiednen Verhältnissen und Ideen sollten fassen können, die der Wolf und der Hund durch ihren so feinen und immer geübten Geruch erhalten. Sie verdanken diesem so zarten Sinne die Kenntniß von einigen Eigenschaften verschiedner Körper, und von

Verhält-

Verhältnissen, die diese Eigenschaften gegen den jetzigen Zustand ihrer Maschine haben. Unserm zu schwachen Sinne entwischen alle diese Eigenschaften und diese Verhältnisse. Warum vervollkommen sich also die Thiere nicht? Warum werden wir bey den Gattungen keinen merklichen Fortgang gewahr? Wenn es Gott den höhern Geistern nicht vergönnt hat, die ganze Tiefe der menschlichen Natur zu ergründen; wenn sie nicht mit Einem Blicke das ganze seltsame Gemisch von Verstand und von Unwissenheit, von Stolz und von Niederträchtigkeit, das sich in der Seele des Menschen zusammenfindet, übersehen können, so fragen sie vielleicht auch: warum mag doch der Mensch nicht weiter kommen? Warum mag doch diese Gattung, mit allen Mitteln zur Perfektibilität, in den wesentlichsten Kenntnissen noch so weit zurück seyn? Warum mag doch mehr als die Hälfte in dem lächerlichsten und sinnlosesten Aberglauben leben? Warum mögen doch die allernothwendigsten Wissenschaften, diejenigen, auf welche das Wohl der ganzen Gattung ankömmt, noch in ihrer Kindheit seyn? Daß die Thiere eines Fortgangs fähig sind, ist gewiß; allein es setzen sich diesem Fortgange tausend Hindernisse entgegen; und dann giebt es auch offenbar eine Grenze, über die sie nie hinausgehen werden.

Das

Das Gedächtniß behält die Spuren der Empfindungen und der darüber gefällten Urtheile, nur in soferne jene den hinlänglichen Grad von Stärke gehabt, der eine lebhafte Aufmerksamkeit erzeugen kann. Nun hat schon die Natur die Thiere bekleidet, und es bleiben also kaum andre Bedürfnisse, die sie zur Aufmerksamkeit reizen könnten, als Hunger und Liebe. Sie wissen nichts von jenen conventionellen Bedürfnissen, die nur Früchte der Muße und Langenweile sind; nichts von dem Triebe nach Beschäfftigung und der unruhigen Wißbegierde, die der Mensch in seinem gewöhnlichen wachenden Zustande erfährt. Sind ja einige Gattungen der Langenweile mehr als die andern unterworfen, wie z. B. der Marder, der sich durch seine große Geschwindigkeit und Behendigkeit unterscheidet; so kann doch dieses nicht ihr gewöhnlicher Zustand seyn, weil ihnen die Nothwendigkeit, ihr Futter zu suchen, fast immer Arbeit genug giebt. Geht die Jagd gut von statten und haben sie ihren Hunger schon bey guter Zeit gestillt; so fahren sie dann freylich, aus bloßem Triebe nach Beschäfftigungen, noch immer fort zu würgen: indessen ist doch der gewöhnliche Zustand aller dieser empfindenden Wesen ein halber Schlummer, während dessen ihnen ihre herumschweifende Einbildungs-

kraft

kraft nur lauter undeutliche Bilder vormalt, die keinen tiefen Eindruck im Gedächtniß zurücklassen.

Bleiben nicht auch unter uns Menschen die, welche den ganzen Tag zur Bestreitung der äußersten Nothdurft arbeiten müssen, in einem Zustande von Dummheit, der sie den Thieren beynahe gleich macht?

Gesellschaft, Muße und Sprache müssen zusammenkommen, wenn die Perfektibilität keine müßige Fähigkeit bleiben soll. Nun fehlt es aber den Thieren gleich, wie ich schon gedacht habe, an Muße. Unaufhörlich mit ihrer Versorgung, oder mit ihrer Liebe, oder mit ihrer Vertheidigung gegen den Menschen und gegen andere Thiere beschäfftigt, können sie keine andern Ideen erwerben und in ihrem Gedächtnisse aufbehalten, als die zunächst diese Gegenstände angehn. Zweytens leben sie, dem größten Theil nach, allein, oder doch nur in einer flüchtigen Verbindung, die sich blos auf den Trieb zur Begattung oder auf die Sorge für ihre Jungen gründet. Diejenigen, die immer beysammen halten, werden dazu einzig und allein durch die Furcht getrieben: und eben diese Furcht, die solche schwachen Geschöpfe einander nähert, scheint sie so ganz zu beschäfftigen, daß sie keiner andern Empfindung Raum läßt. So

halten

halten zum Beyſpiel die Hirſche zuſammen. Die Kuh ſondert ſich nicht leicht von den übrigen ab, als um zu werfen, und der Hirſch nicht leicht anders, als um ſein Geweih wieder aufzuſetzen.

Unter den wehrhaftern und muthigern Thieren, als unter dem Schwarzwildpret, bleiben die Bachen, als der ſchwächere Theil, mit den jungen Keilern beyſammen. Sobald aber die letztern ein Alter von drey Jahren erreicht und ſich auf ihre Hauer verlaſſen können, ſondern ſie ſich von der Heerde ab, und leben allein. Es giebt alſo unter den Thieren keine eigentlich ſo genannte Geſellſchaft.

Die bloße Empfindung der Furcht und das Intereſſe der gegenſeitigen Vertheidigung können wohl ihren Kenntniſſen unmöglich einen großen Fortgang verſchaffen.

Auch erlaubt ihnen ihre Organiſation nicht, die Mittel zu dieſen Endzwecken zu vervielfältigen; noch können ſie das geringſte zu den Waffen, die ihnen die Natur gegeben, und die ſie immer in Bereitſchaft haben, hinzuthun.

Was ihre Sprache betrifft, ſo ſcheint ſie nur einen ſehr kleinen Umfang zu haben. Sie kann auch bey ihrer Art zu leben unmöglich reich ſeyn; da es ja wilde Völker giebt, die doch Bogen und Pfeile haben, und deren

Sprache

Sprache nichts destoweniger keine dreyhundert Wörter enthält. Aber so arm auch die Sprache der Thiere seyn mag, so haben sie gleichwohl eine; und man kann sogar behaupten, daß sie einen größern Umfang hat, als man sich von Thieren mit einem Schnabel oder einem länglichten Maule vorzustellen pflegt.

Es ist wahr, wir hören in dem Geschrey der Thiere keine Artikulation, und schließen daher aus der anscheinenden Einförmigkeit ihrer Töne, daß sie auch wirklich nicht artikuliren. Indessen ist es doch ausgemacht, daß sich allemal Thiere von einerley Gattung einander verstehen und die in unsern Ohren so verwirrt klingenden Töne zu unterscheiden wissen. Sie nehmen nie eins für das andre, sondern unterscheiden sehr wohl das Geschrey des Schreckens von den Locktönen der Liebe u. s. w. Aber nicht allein diese ganz einander entgegenstehenden Ideen, auch die feinern Abänderungen derselben, müssen sie ausdrücken können. Der Laut, womit eine Mutter ihren Jungen zuruft, daß sie sich verbergen und vor dem Auge des Feindes verkriechen sollen, kann nicht eben der seyn, womit sie ihnen eine schleunige Flucht befiehlt. Es sind anders keine Umstände da, wodurch die Jungen zu einer solchen Verschiedenheit in ihrem Betragen könnten bewogen werden, und

die

die Mutter muß ihnen also durch den Ton ihrer Stimme geboten haben, entweder so oder anders zu handeln.

Durch was für einen Mechanismus sollten ferner Thiere, die in Gesellschaft jagen, sich verständigen können, wo sie einander erwarten, sich wieder vereinigen, sich unterstützen wollen? Unmöglich lassen sich dergleichen Dinge ohne Verabredung begreifen, und wie könnte wieder eine solche Verabredung anders geschehen, als durch Hülfe einer artikulirten Sprache? Wenn uns aber diese Sprache so eintönig scheint, so kann das vielleicht nur daher rühren, weil sie für uns nicht gemacht ist, und wir sie also auch nicht verstehen. Wenn Menschen in einer fremden Sprache zusammen reden, so merken wir da eben so wenig eine abstechende Artikulation; wir glauben eine ewige Wiederholung von einerley Tönen zu hören. Die Sprache der Thiere, wenn sie auch unendlich viel Mannichfaltigkeit hätte, müßte uns noch immer tausendmal eintöniger dünken, weil sie uns noch tausendmal fremder ist. Doch wie auch diese Sprache beschaffen seyn mag, so kann sie den Thieren zu keinem sonderlichen Fortgange verhelfen.

helfen. Die bloße mündliche Ueberlieferung nüzt den Wissenschaften sehr wenig: und hätte der Mensch keine Schrift, die nur er allein haben kann, so würde jeder auf seine eigne Erfahrung eingeschränkt seyn; jeder würde die Laufbahn, die seine Vorgänger durchlaufen, von neuem anfangen müssen; und die Geschichte von den Kenntnissen Eines Menschen würde beynahe so gut, als die Geschichte von den Kenntnissen aller seyn.

Man kann also annehmen, daß die Thiere nie einen beträchtlichen Fortgang machen werden, ob sie gleich in gewissen Künsten schon wirklich könnten weiter gekommen seyn, ohne daß wir es gewahr geworden. Ueberhaupt sind die Schwierigkeiten, die sich dem Fortgange ganzer Gattungen widersetzen, sehr schwer zu überwinden, und die einzelen Thiere finden auch keine Unterstützung in irgend einer der herrschenden Leidenschaften, die den Menschen in eine anhaltende Thätigkeit setzen, und ihn durch Ausbildung eines glücklichern Genies weit über alle andere erheben.

Gleichwie

Gleichwohl haben die Thiere, auſſer ihren natürlichen Leidenſchaften auch noch andere, die man erworbene oder überlegte nennen könnte. Zu jenen gehören der Hunger, die Brunſt und die mütterliche Zärtlichkeit; zu dieſen die Furcht vor Mangel oder der Geiz, und die Eiferſucht. Allein ich habe in meinen vorhergehenden Briefen gezeigt, daß dieſe Leidenſchaften weder anhaltend genug, noch auch überhaupt von einer Beſchaffenheit ſind, die den Fortgang der Gattungen ſehr befördern könnte. Sie werden durch ſehr einfache Mittel befriedigt, die immer die nehmlichen ſeyn müſſen. Daraus aber, daß die Thiere ſonſt nichts erfinden, als was ſie nöthig haben, würde man ſehr unrichtig den Schluß ziehen, daß ſie alſo gar nicht erfänden oder daß ſie auch nicht erfinden könnten. — Ich endige hier meine Betrachtungen über das, was man bey den Thieren Inſtinkt nennt. Es ſcheint mir unmöglich, in ihren Handlungen ein verſtändiges Principium zu verkennen, deſſen Grund Empfindungsvermögen und Gedächtnis iſt. Aber ob ſie gleich dieſen Vorzug mit uns gemein haben, ſo erkennt man doch ohne Mühe den ausnehmenden Abſtand, worinn ſich dieſe empfindenden Weſen noch immer von dem

Menſchen befinden, und um dieſen Abſtand noch ſichtbarer zu machen, will ich den bisherigen Briefen über die Thiere noch einige andere über den Menſchen beyfügen. Ich halte dieſes für nöthig, um allen den nachtheiligen Folgerungen zuvorzukommen, die man etwa aus meinen Grundſätzen ziehen möchte. Ich bin u. ſ. w.

Briefe

über den Menschen.

Erſter Brief.

Mein Herr!

Nachdem wir zuſammen die Handlungen der Thiere unterſucht und gefunden haben, wie in den verſchiednen Gattungen Empfindung, Gedächtniß und Bedürfniſſe den Verſtand erwecken, erweitern, und einſchränken: ſo kann es nunmehro auch nützlich ſeyn, den Blick auf uns ſelbſt zu richten. Es iſt nicht Erhebung, ſondern wirkliche Erniedrigung des Menſchen, wenn man ſeinen Vorzug dadurch zu behaupten ſucht, daß man den andren Thieren ihre unläugbaren Vollkommenheiten abſpricht. Man bemühe ſich nur, den Menſchen nach dem wahren Range, den ihm ſelbſt der Schöpfer der Natur angewieſen, kennen zu lernen: ſeine wirklichen Vorzüge ſind groß genug, ihn über alle andere Geſchöpfe hinauszuſetzen, ohne daß man noch falſche hinzudichten dürfte, gegen welche

Gefühl und Erfahrung zeugen. Die Thiere mögen immer ihren Antheil von Verſtande behalten: der Würde des Menſchen wird dadurch kein Eintrag gethan; er behält nichts deſtoweniger die unſterblichen Vorrechte, die der Schöpfer ihm eingeräumt hat.

Meine Abſicht iſt nicht, dieſen unermeßlichen Gegenſtand nach ſeinem ganzen Umfange zu behandeln. Eine ſolche Arbeit würde meine Kräfte weit überſteigen, und über dem ganze Bände anfüllen. Ich will nur die allgemeinen Principia der menſchlichen Handlungen anzeigen, und dieſe in einigen der Modifikationen wiederzuerkennen ſuchen, wodurch ſie in dem Stande der Geſellſchaft abgeändert und nicht ſelten verderbt werden. Was dieſe Unterſuchung am ſchwerſten macht, iſt der Umſtand: daß man nicht gleich auf den erſten Blick einen unterſcheidenden Charakter der ganzen Gattung gewahr wird, den man in allen einzelnen Menſchen wiederfände. Es zeigt ſich ſo viel Verſchiedenheit zwiſchen den Handlungen des einen und des andern Menſchen, daß man faſt in Verſuchung geräth, dieſen Handlungen eben ſo verſchiedne Principia zu geben. Von dem unterſten Sklaven, der ſich um die Füße ſeines Gebieters ſchmiegt, bis zum Thamas, der, um niemand über ſich zu haben, Menſchen zu Tauſenden

senden würgt, giebt es unzählige Mittelstufen. Man wird von Bewunderung erfüllt, wenn man die Werke und Erfindungen des Menschen ansieht, wenn man alle seine Künste und den Wachsthum seiner Wissenschaften betrachtet, wenn man ihn einen Weg durchs Meer finden, den Abstand und die Größe der Gestirne berechnen und den Donner in seinen Wirkungen nachahmen sieht. Aber wer muß nicht zugleich über die Unwissenheit und Dummheit erstaunen, die unter dem größten Theile dieses Geschlechtes herrscht? Wer muß nicht vor so viel kriechenden und grausamen Handlungen erschrecken, wodurch sich oft dieser König der Natur erniedrigt? Viele Moralisten haben aus dieser Ursache zur Erklärung des Menschen nöthig gefunden, eine gewisse Mischung von guten und bösen Principien anzunehmen, die aber wieder eine neue Erklärung sehr nöthig hätte. Der Stolz, der Aberglaube, die Furcht haben der wahren Kenntniß des Menschen tausend Vorurtheile in den Weg gelegt, welche die Beobachtung wieder vernichten und fortschaffen muß. Der Religion kömmt es zu, uns zur künftigen Glückseligkeit nach diesem Leben zu führen; der Philosophie, die natürlichen Triebfedern der menschlichen Handlungen zu untersuchen, und dadurch natürliche Mittel ausfindig zu machen,

wodurch ſie ihn während dieſes vergänglichen Lebens beſſer und glücklicher mache.

Wenn man den Menſchen betrachtet, wie er heutiges Tages in dem Stande der Geſellſchaft erſcheint, ſo geräth man in der That in Verſuchung, ihn für ausgeartet zu halten. Es finden ſich in ſeiner jetzigen Verfaſſung ſo viele ſeinem urſprünglichen Zuſtande fremde Ideen, ſo viele erworbne hinzugekommne Leidenſchaften, daß die Philoſophen es für nöthig erachtet, bis zu einem ältern Zuſtande zurückzugehen, wo ſie weniger Verwickelung und mehr Einfalt fänden. Aber dieſes Verfahren ſcheint nicht das ſicherſte Mittel zur Vermeidung des Irrthums zu ſeyn. Man fängt damit an, daß man den Zuſtand feſtſetzt, den man beobachten will; aber dieſer Zuſtand iſt ein Werk der Einbildungskraft, das vielleicht von der wahren Natur ſehr weit entfernt iſt, und es wird dabey nicht ſo wohl beobachtet, als aus willkührlichen Vorausſetzungen geſchloſſen. Alſo nicht aus einem uns unbekannten vergangenen Zuſtande muß man den Menſchen wollen kennen lernen: Man muß ihn ſo nehmen, wie er vor unſern Augen iſt, und da wird es leicht ſeyn, die Bedürfniſſe, die er von Natur hat, von denjenigen, die erſt durch den Stand der Geſellſchaft hinzugekommen, und die ihm nachher

zur

zur Gewohnheit geworden, zu unterscheiden. Auf solche Art kann man leicht zur Kenntniß der Elemente, woraus die Natur des Menschen besteht, und der Produkte dieser Elemente gelangen.

Alle Philosophen, und selbst die meisten Gottesgelehrten, sind heutiges Tages darinn einig, daß unsre Empfindungen der erste Stoff unsrer Ideen sind. Man hatte diese Wahrheit schon längst auf eine allgemeine und ziemlich unbestimmte Art erkannt, und der Scharfsinn unsrer Beobachter hat sie durchgängig wahr und richtig gefunden. Die, welche den menschlichen Verstand untersucht, haben die Ordnung, worinn wir die Wirkungen dieses allgemeinen Empfindungsvermögens erfahren, dem wir alle unsre Kenntnisse zu danken haben, sehr wohl auseinander gesetzt. Aber empfinden heißt noch etwas mehr, als gewahr werden. Fast in jeder Empfindung giebt es zweyerley zu bemerken: das Gewahrwerden des Gegenstandes, der sie verursacht, und die Modifikation, ich will sagen, der widrige oder angenehme Eindruck, den die Seele davon erhält. Von dem, was in unsren Empfindungen eigentlich Vorstellung ist, entstehen vornehmlich unsre Kenntnisse; von der Art der Bewegung, die sie veranlassen, entsteht Vergnügen oder Schmerz, das heißt ein

Gefühl,

Gefühl, wodurch uns unser Daseyn lieb oder zuwider wird. Jenes macht, daß wir vergleichen, urtheilen u. s. w.; dieses, daß wir begehren, verabscheuen, wollen. Die Begierde ist die mächtige Triebfeder, die uns in Bewegung setzt; die Schöpferinn unsrer Handlungen: und um uns recht zu kennen, müssen wir auf dasjenige aufmerksam seyn, wodurch sie in uns erweckt wird.

Das Empfindungsvermögen gehört zwar freylich zur Seele; allein es äußert sich nicht anders, als durch Vermittelung der materiellen Werkzeuge, die zusammengenommen unsern Körper ausmachen: und wenn also diese verschieden sind, so entsteht daraus eine natürliche Verschiedenheit unter den Menschen selbst. Ist das Gewebe der Fibern nicht bey allen das nehmliche, so müssen einige empfindlichere Werkzeuge haben, und mithin von den Gegenständen, die sie erschüttern, einen stärkern Eindruck bekommen, als andre. Da alle unsre Urtheile und Entschlüsse nichts als das Resultat einer Vergleichung zwischen den verschiednen Eindrücken sind, so müssen auch diese bey zwey Menschen einander eben so wenig ähnlich seyn, als die Eindrücke selbst. Hieraus könnte man schließen, daß es also unmöglich sey, den Menschen zu kennen; daß jedes Individuum sein

eignes

eignes Maaß habe, welches sich auf die ganze Gattung nicht anwenden lasse; daß jedes Urtheil, so man über anderer Betragen fällt, nothwendig ungerecht, und aller Rath und alle Ermahnung, die man ihnen giebt, vergeblich sey. Ein Mensch, der nicht so, wie ich, empfindet, kann auch nicht meine Vernunft und meine Grundsätze haben; und wenn ich ihn für einen Thoren halte, so kann er mich mit eben so viel Rechte für einen Blödsinnigen halten. Aber alle unsre besondre Empfindungen, mit allen daher entspringenden Urtheilen kommen doch zuletzt in einer allgemeinen und nothwendigen Beschaffenheit zusammen, die allen empfindenden Wesen gemein ist, in der Begierde nach Glückseligkeit. Diese immer wirksame Begierde wird durch unsre Bedürfnisse auf gewisse bestimmte Gegenstände angewiesen. Findet sie Hindernisse, so wird sie dadurch ungestümer und hitziger, und empfängt alsdann den Namen der Leidenschaft, weil sie in der That ein Zustand des Leidens ist, worinn sich die ganze Seele auf einen gewissen Gegenstand, als auf ein nothwendiges Erforderniß zu ihrer Glückseligkeit heftet. Um zu wissen, wessen der Mensch alles fähig ist, muß man ihn in diesem Zustande der Leidenschaft beobachten, so wie man den Wolf, um seine Natur zu erkennen, nicht wenn

er

er ſatt, ſondern wenn er hungrig iſt, betrachten muß. Die Bewegungen der Leidenſchaft ſind immer ſo unverſtellt und ſo deutlich, daß man ſich nicht leicht in ihnen irren kann.

Betrachtet man nun den Menſchen im Augenblicke der Leidenſchaft, ſo ſieht man ihn mit großer Heftigkeit nach dem Beſitz oder Genuß eines gewiſſen Gegenſtandes ſtreben. Die Begierde ſey natürlich oder erworben, ſo entfernt er mit der größten Hitze alles, was ihn davon abhält; die Gefahr verſchwindet vor ſeinen Augen, und er ſcheint ſich ſelbſt zu vergeſſen; er wird nichts anders gewahr, als was zur Befriedigung ſeines Bedürfniſſes gehört. Dieſer in dem äußerſten Grade einer Leidenſchaft ſo ſichtbare Trieb wirkt beſtändig auch in den gemäßigtern Situationen, obgleich freylich auf eine weniger merkliche Weiſe, fort. Der Menſch hat alſo keinen ihm eigenthümlichen beſondern Charakter. Er iſt immer das, was die Bedürfniſſe aus ihm machen: und da, vornehmlich in dem Stande der Geſellſchaft, die Bedürfniſſe von Individuum zu Individuum, und ſelbſt in einerley Individuum von Zeit zu Zeit unendlich mannichfaltig abwechſeln; ſo muß man bey ihm unzählige Widerſprüche finden, die gleichwohl alle aus einer gemeinſchaftlichen Quelle, der Begierde

nach

nach Glückseligkeit, entspringen. Der Mensch, sagt Montagne, dieser grosse Kenner der menschlichen Natur, ist ein erstaunlich ungleiches und wankelmüthiges Wesen. In der That scheint der Charakter des Menschen nicht so wohl von seinen natürlichen Neigungen, als von den ihn umgebenden Umständen abzuhangen. Ist er von Natur nicht grausam? Er braucht nur in Leidenschaft zu gerathen, und bey Befriedigung derselben Hindernisse zu finden; so vergießt er Blut, und kömmt dann Gewohnheit oder Vorurtheil dazu, so wird ihm die Grausamkeit sogar zur Natur. Der Bosshafte, sagt Hobbes, ist nichts, als ein starkes Kind: und in der That, wenn man sich einen Menschen mit sehr heftigen Begierden und ohne Erfahrung denkt, wie es die Kinder sind, so sieht man nicht, was ihn in der Verfolgung seiner Begierden sollte aufhalten können. Die Erfahrung lehrt uns zwar, was für Hülfsmittel zu leichterer Befriedigung unsrer Bedürfnisse aus der gesellschaftlichen Verbindung entstehn; wir fangen an, das Verhältniß zwischen dem Vergnügen, das wir suchen, und dem Schaden, den wir uns durch den Verlust anderer thun würden, zu schätzen. Daraus entstehet alsdann die Schonung und Achtung gegen andere, die zwar natürlicher Weise nur bey einem

schwächern

schwächern eignen Interesse statt findet, die aber durch Gewohnheit und Mitleiden, wovon ich noch in der Folge reden will, eine große Stärke erhält. Allein die Leidenschaften führen uns wieder zur Kindheit zurück, indem sie uns auf einen einzigen Gegenstand mit einem solchen Grade von Interesse heften, daß wir jedes andre darüber vergessen. Das Wort Leidenschaft enthält eine große Menge sehr verschiedner Ideen, wenn man den Menschen im Stande der Gesellschaft ansieht. Dieser Stand und die so mancherley Gestalten, worinn er erscheint, bringen unter den Menschen eine unendliche Verwickelung von Verhältnissen und Zuständen hervor, worinn man ihre natürlichen Leidenschaften völlig ausgeartet findet. Man muß also die Bedürfnisse, welche die Natur dem einzelnen Menschen gegeben, sorgfältig von denen unterscheiden, die in dem Stande der Gesellschaft hinzugekommen, und die man erworbene nennen kann. Obgleich diese nothwendig aus jenen entstehen müssen; so werden sie ihnen doch am Ende so unähnlich, daß man zur Entdeckung ihres Ursprungs oft die größte Aufmerksamkeit nöthig hat.

Der Mensch hat von Natur weit mehr Bedürfnisse, als alle übrigen Thiere: und wäre sein Verstand nicht ohnedieß über den ihrigen

wesentlich

wesentlich erhaben, so würde er schon durch diese Bedürfnisse und durch die Hülfsmittel, die ihm zu ihrer Befriedigung gegeben sind, einen großen Vorzug vor ihnen erhalten müssen. Ich will damit nicht sagen, als wenn das Bedürfniß des Unterhalts, das eines der dringendsten werden kann, so grosse Geschicklichkeiten bey ihm voraussetzte. Da er mehrere Arten von Nahrungsmitteln liebt und vertragen kann, so ist er in diesem Punkt dem Mangel weit weniger ausgesetzt, als andre Thiere. Jagd, Fischerey, Milch, Früchte, können alle gleich gut seinen Hunger stillen. Nicht das ist schwer, den hungrigen Menschen zu sättigen, sondern den eckeln und verwöhnten bey Appetit zu erhalten: und vielleicht würde der natürliche Mensch seinen hinlänglichen Unterhalt finden, ohne daß er erst viel darum arbeiten dürfte. Gleichwohl, da Jagd und Fischerey durch gesellschaftliche Verbindung sehr erleichtert werden; so treten Menschen, die davon leben, leicht in Gemeinschaft mit einander; und bey zunehmender Bevölkerung wird dann auch der Ackerbau nothwendig, der wieder ganz neue Verhältnisse und Einrichtungen veranlaßt, die hier nicht hergehören. Es bleibt immer gewiß, daß wenn der Mensch nur das einzige Bedürfniß der Nahrung hätte, die Gesellschaft ihm weit weniger

niger nothwendig ſeyn, und nur ſchwerlich zu Stande kommen; ja daß vielleicht die menſchliche Geſchicklichkeit keine der Vollkommenheiten erreichen würde, die wir jetzt an ihr zu bewundern finden.

Unter den meiſten Himmelsſtrichen iſt der Menſch genöthiget ſich zu kleiden, wo er ſich nicht einer der ſchmerzhafteſten Empfindungen und ſelbſt der Lebensgefahr ausſetzen will. Dieſes Bedürfniß iſt alſo eines der nothwendigſten, und zwingt vielleicht den Menſchen zu weit mehr Ueberlegung und Erfindung, als das Bedürfniß des Unterhalts. Zwar kann der Menſch ſich anfangs mit der rohen und unbereiteten Haut eines erſchlagenen Thiers bedecken; aber lange kann er ſich ihrer doch nicht bedienen, ohne durch ihre Unbequemlichkeiten zum Nachdenken über die Mittel genöthigt zu werden, wodurch er dieſer einfachen Kleidung mehr Bequemlichkeit geben könne. Aus dieſem Nachdenken entſteht dann die Kunſt, dieſe Häute durch Gerben geſchmeidiger und dauerhafter zu machen, und um eine vollſtändigere und bequemere Bedeckung daran zu haben, ſie zuſammenzunähen. Selbſt die dümmſten Völker, wie die Samojeden und die Grönländer, kennen doch dieſe beyden Künſte, die ihnen unter ihren unfreundlichen Himmelsſtrichen ſo nothwendig ſind. Wenn ſie gleich

nicht,

nicht, wie wir, aus der Rinde des Hanfs und des Flachſes einen Faden zu ſpinnen wiſſen; ſo bedienen ſie ſich doch ziemlich geſchickt der Flechſen der erſchlagenen Thiere, und geben den Häuten durch Zurichtung diejenige Geſchmeidigkeit, ohne welche ſie zu ihrer Beſtimmung nicht ganz geſchickt ſeyn würden. Das ſind alſo ſchon einige Künſte, darauf eines der dringendſten Bedürfniſſe die Menſchen gebracht hat, und ohne die in den meiſten Himmelsſtrichen der Menſch, deſſen zu zarter Körper ſich ſo wenig mit ihrer Unfreundlichkeit verträgt, unfehlbar umkommen müßte. Aber in der That ſind dieſe Künſte allenthalben, wo ſie nöthig waren, erfunden worden. Ein Volk ſey noch ſo dumm und ſo ungeſittet: das Bedürfniß giebt ihm immer, ſo weit es reicht, Verſtand und Geſchicklichkeit. Aber auch bey der beſten Kleidung wird der Menſch noch immer gegen die Rauhigkeit der Witterung eine Wohnung eben ſo nöthig, als eine Bedeckung, haben. Anfangs wird er ſich zwar begnügen, in einen von der Natur oder von ihm ſelbſt ausgehölten Stamm eines Baums zu kriechen; aber bald wird ihm dieſer enge Aufenthalt unzulänglich dünken; und dann wird ihn das Bedürfniß lehren, Blätter und Zweige zu ſammeln, in einander zu flechten, mit Erde feſtzuſchlagen, und

mit trocknen Kräutern oder Rasen zu bedecken, damit der Regen nicht eindringe; und kurz, sich eine Hütte zu bauen. Auch diese Erfindung trifft man unter allen, selbst den unwissendsten Völkern an, sobald sie in rauhen Himmelsstrichen wohnen. Es ist eine Kunst von der höchsten Nothwendigkeit, welche der Mensch durch seine körperliche Beschaffenheit zu erfinden gezwungen ist, wo er sich nicht dem empfindlichsten Schmerz, ja selbst der Lebensgefahr unterwerfen will.

Zu den dringendsten Bedürfnissen des Menschen gehöret außer Streit auch die Liebe, die besonders dann herrschend wird, wenn die übrigen befriediget sind. Diese so gewaltige Leidenschaft, die Erhalterinn und Tyranninn aller Gattungen von empfindenden Wesen, ist bey den Menschen an keine gewisse Zeit gebunden. So lange er noch munter und bey Kräften ist, wirkt sie beständig fort, auch wenn ihre natürliche Lebhaftigkeit noch durch keine hinzukommenden moralischen Ideen vermehrt worden; der Genuß dämpft zwar die Begierde auf einige Augenblicke, allein er löscht sie nicht aus. Die Hoffnung des künftigen Augenblicks vermischt sich mit der trunknen Wohllust des gegenwärtigen, und giebt dadurch der Leidenschaft eine Art von beständiger Dauer, die fast nothwendig eine

fort-

fortwährende Verbindung zwiſchen Mann und Weib bewirken muß. Die erſten Begierden des erwachſenen Mannes müſſen ihn, wie ich glaube, an Eine Frauensperſon heften, und dieſes Band muß alsdann durch Erinnerung und Hoffnung gleich ſtark befeſtiget werden. Wenn der kultivirtere Menſch, deſſen urſprüngliche Neigungen entartet ſind, durch die Gewohnheit zu Unbeſtändigkeit und Ueberdruß getrieben wird, ſo iſt das bey dem natürlichen Menſchen ganz anders. In einigen Geſellſchaften vielleicht kann die Gemeinſchaft der Weiber die Folge einer beſondern Einrichtung geweſen ſeyn, aber nie iſt ſie die Einrichtung der Natur geweſen; denn dieſe hat durch alle Arten von Mitteln das Band der Ehe aufs feſteſte zuſammenzuknüpfen geſucht. Außer den wechſelſeitigen Vortheilen und Hülfen erhält dieſe Verbindung noch bald eine neue Stärke durch die Geburt der Kinder, deren Bedürfniſſe die gemeinſchaftliche Fürſorge des Vaters und der Mutter erfordern und dadurch die zwiſchen beyden ſchon beſtehenden Verhältniſſe noch vervielfältigen. Die Eltern dürfen dieſe intereſſanten Gegenſtände ihrer natürlichen Zärtlichkeit nur anſehen, um darinn neue Bewegungsgründe zu noch gröſſerer Liebe zu finden. Selbſt die Sorgen, die ſie gemeinſchaftlich dies

sen schwachen Geschöpfen widmen, müssen in ihnen mit der Idee eines gemeinschaftlichen Eigenthums zugleich ein tiefes Empfindniß erwecken, das ihre Vereinigung immer fester und inniger macht. Meine Absicht ist hier nicht zu untersuchen, wie sich die Gesellschaft, wenn der Familien mehr werden, ausbreitet, das Interesse theilt, und Gesetze entstehen. Es ist mir genug bemerkt zu haben, daß alles dem Menschen die Gesellschaft nothwendig macht, daß ohne sie die Gattung kaum würde bestehen können, und daß also die Geselligkeit in der Natur des Menschen selbst und in seinen dringendsten Bedürfnissen gegründet ist. Aber die angezeigten Bedürfnisse sind nicht die einzigen, die der Mensch von Natur hat. Es giebt noch andere Neigungen, die ihm wenigstens die Gesellschaft sehr angenehm machen, und die ihn vielleicht zu noch mehr Thätigkeit reizen, und an seinem Fortgange und seinen Verbrechen noch mehr Theil haben, als jene. Der Mensch bedarf nicht allein Nahrung, Kleidung, Obdach und Befriedigung des Instinkts; er bedarf noch etwas anders, wofern er nicht ganz einsam lebt, so daß ihm die Sorge für die Befriedigung jener Bedürfnisse seinen ganzen Tag raubt und ihm kaum Zeit zur Ruhe läßt; oder wo ihn nicht das Loos jener Unglücklichen trifft, die

ihre

ihre Armuth zu einer ewigen Mühseligkeit verdammt, wenn sie nur ihren Unterhalt verdienen wollen. Ich nenne diese mit Recht unglücklich, weil die übermäßige Arbeit und die beständige Unruhe und Furcht ihnen alles Vergnügen des Lebens entzieht, und sie an ihr Daseyn nicht anders als durch schmerzhafte Empfindungen erinnert. Wenn aber für alle jene Bedürfnisse, wovon ich oben geredet, gesorgt, und in Absicht derselben dem Menschen alle Unruhe wegen der nächsten Zukunft benommen ist; kurz, wenn es nun scheint, daß er sich nur ganz einer glücklichen Muße überlassen könne: so fängt bald ein neues Bedürfniß an, ihn zu foltern; er will eine gewisse lebhaftere Empfindung seines Daseyns haben. Wir sind uns selbst nicht anders, als durch unmittelbare Empfindungen oder Ideen gegenwärtig. Diese müssen uns interessiren, wenn sie uns glücklich machen sollen, und unglücklicher Weise macht uns die Gewohnheit auch diejenigen Empfindungen unschmackhaft, die uns anfangs am meisten interessirt hatten. Was wir zu lange betrachtet haben, das erscheint uns endlich, wie ein entfernter Gegenstand, und wir behalten nichts, als ein verwirrtes und schwankendes Bild davon übrig. Das Bedürfniß einer lebhaftern Empfindung der Existenz, mit dieser beständi-

gen Abſchwächung unſerer Empfindungen verbunden, verurſacht uns eine gewiſſe Unbehäglichkeit, eine gewiſſe Unruhe, worinn wir ſelbſt nicht recht wiſſen, was wir wollen. Um alſo glücklich zu ſeyn, ſind wir gezwungen, entweder beſtändig die Gegenſtände zu wechſeln, oder die ſchon ſonſt gehabten Empfindungen zu verſtärken. Daher jene Unbeſtändigkeit, die unſern Wünſchen gar kein feſtes Ziel erlaubt, jene unaufhörliche Folge von Begierden, die immer durch den Genuß vertilgt, und immer durch die Erinnerung wieder gereizt, bis ins Unendliche fortgehen. Dieſe Einrichtung der Natur, vermöge welcher die Langeweile ſo geſchwind auf die lebhafteſten Bewegungen folgt, iſt die gröſte Quaal des müßigen geſitteten Menſchen, wie wir nachher ſehen werden, wenn wir ihn im Stande der Geſellſchaft betrachten. Zugleich aber wird ſich dann zeigen, daß eben dieſe Einrichtung eine Hauptquelle ſeiner Thätigkeit und ſeines Fortganges wird. Das Bedürfniß einer lebhaftern Empfindung des Daſeyns hat eine andere Neigung zum Gegengewichte, die der Menſch mit allen andern empfindlichen Weſen gemein hat, die Faulheit, oder die Liebe zur Ruhe. Mit groſſer Stärke wirkt dieſe Triebfeder nur bey dem müßigen Theil der Geſellſchaft: in jedem andern Stande wird ſie

durch

durch den Antrieb ſtärkerer Bedürfniſſe überwunden. Aber was im Anfange widerſprechend ſcheint; ſo iſt dieſe Trägheit eben das, was den Menſchen in die meiſte Thätigkeit ſetzt. Eben die Ausſicht auf die endliche Ruhe, die den Pyrrhus aus ſeinem Reiche trieb, ſetzt noch heutiges Tages jeden Ehrgeizigen in Bewegung, der ſich zu erheben ſtrebt, jeden Geizhals, der mehr Schätze, als er braucht, zuſammenhäuft, jeden Ruhmſüchtigen, der ſeine Nebenbuhler zu unterdrücken ſucht. Die Liebe zur Ruhe und die Begierde nach einer lebhaftern Exiſtenz ſind zwey entgegengeſetzte Bedürfniſſe, die wechſelsweiſe eins das andre modificiren. Der Menſch fürchtet die Mühe; jede Art von Anſtrengung iſt ihm zuwider, wofern ihn nicht eine Leidenſchaft dazu auffodert. Vornehmlich iſt die Arbeit des Denkens jedem, dem ſie nicht durch die Gewohnheit leicht geworden iſt, unerträglich. Aber die Langeweile wird bald eben ſo unerträglich, als ſelbſt die Arbeit. Der Menſch, der gar keine Beſchäfftigung hat, glaubt einen Theil ſeiner Exiſtenz zu verlieren; er verändert, wie auf eine mechaniſche Weiſe, den Ort, und ſucht äuſſre Gegenſtände auf, deren Einwirkung ihn in Bewegung ſetze und zur Empfindung des Lebens bringe. Er muß wenigſtens leiden und Wirkungen aufnehmen, wenn er ſelbſt nicht wirkt;

er muß irgend einem außerordentlichen Schauſpiele zuſehen, das ſeine erſchlafften Sinne wieder aufmuntre. Der Wilde zwar kennt dieſen unbehäglichen Zuſtand weit weniger, weil er weniger Muße hat, und die Befriedigung der gröbſten Bedürfniſſe ausgenommen, nicht weiß, was eine lebhaftere Empfindung des Daſeyns ſagen will; ſein gewöhnlicher Zuſtand iſt alſo eine Art von Schlafſucht und Fühlloſigkeit. Der Anblick eines fließenden Bachs giebt ihm in ſeiner Muße ſchon hinlängliche Beſchäfftigung; er weiß von keinen ſtärkern Eindrücken, und kann alſo auch keine begehren. Hat er aber erſt einmal eine lebhaftere Empfindung ſeines Daſeyns gekoſtet; als zum Beyſpiel durch den Genuß ſtarker Getränke: ſo wird er nun ſehr begierig darnach, und opfert alles dieſem neuen Bedürfniſſe auf.

Dieſes ſind, wie mir deucht, die wichtigſten Beſtandtheile, aus welchen die Natur des Menſchen urſprünglich zuſammengeſetzt iſt; die erſten Anlagen, die der einzelne Menſch zur Geſellſchaft mitbringt, und die dann durch die Umſtände und verſchiednen Verhältniſſe, worinn ihn dieſe verſetzt, verſchiedentlich gebildet und beſtimmt werden. Man ſieht, daß die geſellſchaftliche Verbindung dem Menſchen zu ſeiner Erhaltung, oder wenigſtens zu ſeinem

Glück

Glück unentbehrlich ist. Gleichwohl ist es gewiß, daß die nehmlichen Bedürfnisse, die ihn anfangs mit andern Menschen vereinigten, in der Folge ein entgegengesetztes Interesse erzeugen, welches ihn wieder von ihnen zurückzieht. Das Bedürfniß des Unterhalts leidet nicht immer die Theilung der Lebensmittel; die Liebe hat die Eifersucht zur Begleiterinn: und so überhaupt sucht der Mensch die gesellschaftliche Verbindung, um sich die Mittel des Genusses herbeyzuschaffen, und wird nachher durch den Genuß selbst wieder davon zurückgezogen. Indessen fühlen die Menschen von Natur eine gewisse Zuneigung gegen einander, die so lange unverändert fortwirkt, bis entweder ein mächtigeres persönliches Interesse oder eine üble Gewohnheit sie unterdrückt oder wohl gar vernichtet. Der Leidende ist immer versichert, bey denen Mitleiden zu finden, die bey seinem Leiden kein Interesse haben, oder deren Empfindlichkeit durch die Gewohnheit, leiden zu sehn, noch nicht abgehärtet und erstickt ist. Dieses wird durch die eigne Empfindung eines jeden bestättigt, der nur einen Augenblick sein eignes Herz darum befragen will, und durch die allgemeine Theilnehmung, die jeder Unglückliche bey allen uninteressirten Zeugen seines Unglücks findet. Verschiedene Moralisten haben diese

Empfin-

Empfindung für eine bloſſe Folge der Selbſtliebe gehalten, und geglaubt, daß das Mitleiden nicht als ein unmittelbarer Eindruck, ſondern vermittelſt des perſönlichen Intereſſe wirke, indem wir uns in Gedanken an die Stelle der Leidenden verſetzten. Es iſt zwar gewiß, daß man, um Mitleiden zu fühlen, mit dem Schmerz ſelbſt bekannt ſeyn muß; denn es iſt unmöglich, an etwas Theil zu nehmen, das man nicht kennt. Aber dieſe traurige Kenntniß fehlt niemanden: und ſo nothwendig ſie auch zur Erzeugung des Mitleidens gehören mag; ſo wird doch darum das Mitleiden nichts weniger durch die Schmerzen des Leidenden ſelbſt, und unmittelbar erweckt. Der Anblick eines Leidenden verurſacht uns einen wirklichen Schmerz; eine phyſiſch unangenehme Empfindung, die uns ſogleich bey dem erſten Eindruck zur Hülfleiſtung antreibt. Uebung und Gewohnheit verſtärken und vermehren in uns dieſe edle Neigung, die der Grund aller großmüthigen Tugenden iſt, welche ihre ganze Belohnung in dem bloſſen reinen Vergnügen finden, zu anderer Glück geholfen zu haben.

In meinem nächſten Briefe werde ich unterſuchen, was alle dieſe natürliche Neigungen hervorbringen, wenn nun der Menſch in geſellſchaftliche Verbindung tritt; wie ſich da dieſe verſchiednen Eigenſchaften weiter entwickeln und

durch

durch ihrer aller wechselseitige Verbindung ihn zu dem machen, was er in seinem jetzigen Zustande ist.

Zweyter Brief.

Der Mensch, außer der Gesellschaft betrachtet, hat sehr einfache Bedürfnisse, die ihn nur zu wenig einförmigen Handlungen treiben, deren Geschichte sich auf eine ganz kleine Anzahl von Factis einschränken würde. Aber die Einsamkeit kann nicht lange sein natürlicher Zustand bleiben. Die Liebe der Ruhe, die Erfahrung der Vortheile, welche die gesellschaftliche Vereinigung gewährt, das Bedürfniß, die Empfindung seines Daseyns durch Mittheilung seiner Ideen zu verdoppeln, und eine Art von geheimer Zuneigung oder Zärtlichkeit vereinigen die Menschen bald mit einander. Man sollte glauben, daß dieses so mannichfaltige natürliche Interesse, das sie anfänglich vereiniget, die Bande der Gesellschaft immer stärker und stärker zusammenziehen müßte: aber wenn einmal die Gesellschaft errichtet, wenn sie erst ausgebreitet, und vornehmlich, wenn sie bis zu einem gewissen Grade verfeinert worden; so entstehe daraus für die einzelnen Mitglieder

glieder ein mannichfaltiges neues Intereſſe, das vielmehr auf die Trennung, als auf die nähere Vereinigung derſelben abzielt. Nicht, als wenn der Menſch die Neigungen verlöre, die in ſeiner Natur gegründet ſind; denn dieſe können nie durch den Stand der Geſellſchaft vernichtet werden: aber ſie werden verdunkelt, ſo verdunkelt, daß man ſich oft vergebens bemüht, den urſprünglichen und natürlichen Menſchen in dem geſitteten wieder zu finden. Eben dieß iſt es, was die Kenntniß des Menſchen ſo ungemein ſchwer macht. Es erfordert oft unendlich viel Mühe, das, was in ſeiner eigenthümlichen Natur gegründet, und das was durch den Stand der Geſellſchaft hinzugekommen iſt, richtig zu unterſcheiden. Die natürlichen Bedürfniſſe werden durch eine Menge erworbner erſtickt, und gerade ſind die Antriebe und die Bewegungen, welche ihm dieſe letztern geben, die ſichtbarſten und die am meiſten ins Auge fallen. Man begreift ohne Mühe, auf welche Art und in welcher Menge ſich dieſe erworbnen Bedürfniſſe in einer zahlreichen Geſellſchaft vervielfältigen müſſen. Eine der erſten Folgen dieſer Vervielfältigung iſt die, daß ſie die Menſchen, die durch Neigungen und Intereſſe vereiniget wurden, wieder von einander abſondert. So zerſtört der Stand der Geſellſchaft eben diejenigen

gen Triebfedern, durch die er hervorgebracht worden, und kaum sind diese Triebfedern in dem ordentlichen Laufe und während der Dauer der Gesellschaft, noch von einiger Wirkung. Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, auf die das gemeinschaftliche Verlangen aller gerichtet ist, bringt eine allgemeine Nebenbuhlschaft hervor. Das Interesse schränkt sich ein, und wird persönlich; und obgleich dieses Hinneigen zur Absonderung nur erworben ist, so findet man doch allenthalben die Wirkungen davon. Man werfe einen Blick auf die Welt, so wird man finden, wie sich Nation von Nation absondert, wie die besondern Gesellschaften sich wieder in engere Zirkel einschränken, wie abermal die Familien noch genauer zusammentreten, und am Ende die Begierden jedes einzelnen Menschen keinen andern Gegenstand haben, als ihn selbst. Diese Einrichtung ist eine Folge des allgemeinen Verlangens nach Glückseligkeit, das jedem empfindenden Wesen natürlich ist. Es ist unmöglich, daß wir das, was wir als wesentlich zu unserer Glückseligkeit ansehen, nicht mit Hitze begehren, und daß wir nicht alles, so viel möglich, entfernen sollten, was uns in dem Besitze desselben stöhren kann. Dieß ist der Trieb der Natur, der auch bey allen erworbenen Bedürfnissen im Stande der

Gesellschaft

Gesellschaft fortwirkt. Die Vernunft, das heißt die Erfahrung berichtiget in der Folge die irrigen Meynungen, darinn wir anfänglich über die wahren Erfordernisse unsrer Glückseligkeit verfallen waren. Sie zeiget uns auch, wie sich die Begierden der übrigen gegen die unsrigen waffnen, und welche Gefahr wir bey einer unvorsichtigen Verfolgung unsrer Wünsche laufen würden. Aber wenn sie gleich den Ausbruch unsrer Neigung durch das Gegengewicht eines mächtigern Interesse zurückhält, so dauert doch die Neigung selbst in aller ihrer Stärke fort, und nur das blinde Verlangen nach Glückseligkeit ist es, was durch das aufgeklärte zurückgehalten wird. Dieses Ich, das Pascal an andern nur darum haßte, weil ein Philosoph eben so viel Selbstliebe, als der gemeinste Mensch hat, ist also an sich selbst nicht hassenswürdig, da es allgemein und nothwendig ist. Jeder empfindet die Wirkungen desselben von andern, und läßt sie solche wieder empfinden. Vernünftiger Weise kann man also von den Menschen anders keine Zuneigung erwarten, als in so ferne man von einiger Nützlichkeit für sie ist. Die Anhänglichkeit des Hundes an den Herrn, der ihm Brod giebt, ist ein treues Bild von der Liebe der Menschen gegen einander. Wenn die Schmeicheleyen des Hundes auch nach der

Sätti-

Sättigun noch fortdauren, ſo kömmt es daher, weil die Erfahrung von den vergangenen Bedürfniſſen ihn die neuen ſchon vorherſehen läßt. Die gegenſeitige Zuneigung der Menſchen gewinnet zuweilen nur dadurch das Anſehen von gänzlicher Uneigennützigkeit und Freyheit, weil die Bande, wodurch ſie vereiniget ſind, nicht allemal durch offenbare Bedürfniſſe, oder doch nicht durch ſolche, die von der erſten Nothwendigkeit wären, geknüpft worden. Man ſiehet die bezaubernden Vergnügungen der Freundſchaft für keine Wirkungen irgend eines Bedürfniſſes an; man glaubt ſich ſelbſt zu vergeſſen, indem man ſeine Freunde liebt, und in der That opfert man ihnen zuweilen ſehr wichtige Vortheile auf. Aber dieſe Aufopferungen ſcheinen nur deswegen ſo ganz uneigennützig, weil man nicht überlegt, was eigentlich alles für den Menſchen Bedürfniß iſt. Ein Menſch, deſſen lebhafte Unterredung in meiner Seele eine Menge von Ideen, von Bildern, von Empfindungen erweckt, iſt mir eben ſo unentbehrlich, als das Brod einem Hungrigen. Er befreyet mich von der Langenweile, und verſchafft mir eine lebhaftere und völligere Empfindung meines Daſeyns, das heißt mit andern Worten, er befriediget eines meiner allerdringendſten Bedürfniſſe. Was kann ich meis

nem Freunde wohl Schmeichelhafters sagen, als daß er mir nothwendig geworden, und daß ich ohne ihn unmöglich glücklich seyn kann? Je lebhafter aber unsre Neigungen sind, desto leichter betrügen wir uns in der wahren Ursache derselben. Die Leidenschaften erwecken eine grosse Menge von Ideen, die uns mit allerhand Schattenbildern täuschen, so wie die Fieberhitze das Gehirn eines Kranken mit Träumereyen anfüllt. Am allermerklichsten aber zeigt sich der Irthum über die wahre Ursache unsrer Leidenschaften bey der Liebe. Wenn im Frühling unsrer Jahre der Augenblick gekommen ist, wo wir den Trieb, der beyde Geschlechter vereinigt, empfinden; so heften sich unsre anfänglich unbestimmten Begierden durch die Hoffnung des Besitzes und andre oft übelgegründete Ursachen auf einen besondern Gegenstand. Dieser Gegenstand, der uns immer vor Augen schwebt, wird bald so mächtig, daß er alles andere Interesse vertilgt, was mit ihm in keiner Verbindung steht. Die geschäfftige Einbildungskraft liest überall Blumen auf, um ihren Abgott damit zu schmücken. Der hitzige Jüngling wird Anbeter seines eigenen Geschöpfes; er sieht in seiner Gebieterinn das Meisterstück der Grazien, das Muster der Vollkommenheit, die Vereinigung aller Wunder der Natur.

Seine

Seine darauf geheftete Aufmerkſamkeit wendet ſich nie einen Augenblick auf andere Gegenſtände, als um ſie dieſem unterzuordnen. Wird ſeine Seele durch ſo heftige Bewegungen erſchöpft und abgemattet, ſo verweilt er gleichwohl noch mit einem zärtlichen Schmachten bey dieſem ſeinem Lieblingsgegenſtande. Das geliebte Bild verläßt ihn auch im Schlafe nicht eher, als zugleich mit der Empfindung ſeines Daſeyns. In ſeinen Träumen kömmt es ihm wieder vor, und wenn er erwacht, ſo iſt es nur ſeine Geliebte, die ihn aufweckt. Wenn alsdenn die weibliche Verſtellung oder Schaam durch eine geſchickte Zurückhaltung ſeine Begierden noch ſtärker reizt, ohne ſeine Hoffnung gänzlich niederzuſchlagen, ſo vereinigt ſich der mächtige Eindruck der Tugend mit der Täuſchung der Schönheit; kaum daß er vor Furcht und Ehrerbietung es noch wagen darf, die Augen auf ſeine göttliche Gebieterinn zu richten. Seine Begierden werden durch dieſe ſeine tiefe Ehrerbietung ausgelöſcht, oder weichen doch dem Vergnügen, ſeinem Abgotte zu gehorchen. Sein Leben ſelbſt würde er tauſendmal hingeben, wenn dieſes Opfer von ihm gefordert würde. Endlich kömmt der glückliche Augenblick, den er nicht abzuſehen wußte, und der ihn den Göttern gleich macht. Der Reiz verſchwindet zugleich mit

dem Bedürfnisse des Genusses; die Blumen verwelken, und nur zu oft erblickt er dann in seiner Göttinn ein ganz gemeines und alltägliches Frauenzimmer.

Auf diese Weise entarten in der Gesellschaft beynahe alle unsre Bedürfnisse bis zur Unkenntlichkeit. Selbst die wirksamsten Leidenschaften verlieren ihren natürlichen Gegenstand aus dem Gesichte, und die untergeordneten Gegenstände, die anfangs nur als Mittel betrachtet wurden, nehmen die erste Stelle ein. Wenn man diejenigen Klassen der Menschen hievon ausnimmt, die beständig mit der Sorge für ihren Unterhalt und den daher entspringenden Unruhen beschäfftiget sind, so wird man alle übrigen mit lauter erworbenen Leidenschaften, oder wenigstens mit dem, was zu den natürlichen Leidenschaften Erworbenes hinzugekommen, beschäfftigt finden. Sie denken nun nicht weiter an die ursprünglichen Bedürfnisse der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung; denn für diese Dinge ist nun einmal gesorgt. Sie empfinden nun unmittelbar die Wirkung der beyden obenerwähnten Neigungen, der Liebe zur Ruhe und des Verlangens nach einer lebhaftern Empfindung ihres Daseyns; Neigungen, die, so entgegengesetzt sie auch sind, doch immer gemeinschaftlich wirken. Bey dem ersten Anblick

könnte

könnte es ſeltſam ſcheinen, daß Trägheit und Langeweile die Triebfedern ſeyn ſollten, welche die ganze Welt in Bewegung ſetzen; aber bey dem geringſtem Grade von Aufmerkſamkeit wird es gleichwohl unläugbar. Zuerſt bringt die Abneigung von der Arbeit mit der Furcht vor der Langenweile verbunden, ganz natürlich die Begierde nach Macht hervor. Man will ſich das Vorrecht verſichern, ohne Mühe glücklich zu ſeyn. Aber ohne Beſchwerlichkeit kann man nicht anders ſtark bewegt und intereſſirt werden, als durch den Eindruck äußerer Gegenſtände: und da ſich dieſe nicht von ſelbſt darbieten, ſo müſſen andere Menſchen beſchäfftiget ſeyn, uns alles das herbeyzuſchaffen, was lebhafte Bewegungen in uns erwecken kann, ohne daß wir ſelbſt die Mühe der Thätigkeit übernähmen. Nun iſt aber das bequemſte Mittel zu dieſer Abſicht, daß man Herr ſey und befehlen könne. Eben daher haben die Menſchen alle einen natürlichen Hang zum Deſpotiſmus, der ſich beſonders bey dem müßigen Theil der Geſellſchaft äußert. Das Mährchen von dem Sultan, der bey Strafe des Stranges befahl, daß man ihm unterhaltende Geſchichten erzählen ſollte, iſt ein ganz getreues Bild von der geheimen Denkungsart jedes müßigen Gliedes der Geſellſchaft. Aber da Wünſche ohne Hoffnung ſelten von

Dauer sind, so wird das Verlangen nach einer unbeschränkten Gewalt, das sonst alle Menschen haben, bey dem größten Theile durch die Einsicht, wie unmöglich solche zu erlangen stehe, zurückgehalten, und schränkt sich dann nur auf die Erlangung der Superiorität in derjenigen Klasse ein, worinn man Hoffnung haben kann, sich über die andern zu erheben. Daraus entsteht nun bey jedem Menschen bloß eine unruhige Begierde nach Erhebung, die ihn umhertreibt, und ihn zuweilen sein ganzes Leben hindurch in Geschäfftigkeit erhält, obgleich die Liebe der Ruhe seine erste Triebfeder ist. Ist einmal die Idee eines gewissen Vorzuges festgesetzt, so wird sie herrschend, und dann unterdrückt diese nachfolgende Leidenschaft die erste ursprüngliche, von der sie ihr Daseyn hatte. Sobald sich ein Mensch mit den andern, die ihn umgeben, verglichen und einen Werth auf ihre Hochachtung gesetzt hat; so sind nun seine wahren Bedürfnisse nicht mehr der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und seines Verhaltens. Was er nicht wirklich seyn kann, das will er wenigstens scheinen; und daher entspringt bey den meisten dieser Geschmack an äußerlichen Schimmer, wodurch sie andern eine vortheilhafte Meynung von ihrer Macht beyzubringen suchen. Die Mäßigung, die nichts als die

Wirkung

Wirkung einer gröſsern und besser überlegten Trägheit ist, ist so selten geworden, daß man sie schon bewundert; und eben deswegen kann sie wieder ein Gegenstand des Ehrgeizes werden, weil sie ein Mittel ist, Achtung zu erwerben. Ja, man hat die Bescheidnen von jeher wegen geheimer Absichten in Verdacht gehabt, weil man in andern eben die Neigungen voraussetzt, von denen man sich selbst eingenommen findet. Wenn man keine Hoffnung hat, die Augen der Welt oder einer ganzen Republik auf sich zu ziehen, so begnügt man sich mit der Achtung seiner Nachbaren und mit der Unterdrückung seines gleichen, und wird dadurch glücklich, daß man in seinem kleinen Zirkel glänzen kann. Die besondern Ansprüche, die jeder nach seinem eignen Geschmack und nach dem Maaße seiner Kräfte macht, geben Anlaß zu den verschiednen Ständen, deren jeder seine eignen Kenntnisse und Bestimmungen hat. In jedem bemühet sich eine Menge von Menschen den ersten Platz zu erreichen. Der Schwache, der sich nicht empor schwingen kann, wird neidisch und bestrebt sich, diejenigen wieder herabzusetzen, die sich über ihn erhoben haben. Zuweilen erzeugt der Neid, wenn er zu einem hohen Grade steigt und von mehrern Ursachen zugleich erregt wird, die gröſsten Verbrechen, und immer veranlaßt

er die kleinen Bosheiten, die das Elend der Gesellschaft sind. Diese Begierde, vermöge deren ein jeder über die ihm angewiesene Stelle hinausstrebt, scheint sich mit dem Hange zur Sklaverey, den man doch auch an den meisten Menschen bemerkt, nicht zu vertragen; aber wirklich ist dieser Hang nur eine neue Folge von der Begierde nach Macht. Ehedem mußten Furcht und ein gewisses plötzliches Erstaunen die gewöhnlichen Menschen denen unterwürfig machen, die von ihren stärkern Leidenschaften zu besonders kühnen und nützlichen Handlungen getrieben wurden. Aber von dieser Art der Unterwerfung ist hier die Rede nicht; sondern von der so gewöhnlichen Art der Sklaverey, der sich zum Beyspiel an den Höfen auch solche Leute unterziehn, die unter dem Schutz der Gesetze unabhängig leben könnten. Es ist deutlich, daß bloß das Verlangen nach Macht hieran Schuld ist. Man kriecht vor dem Fürsten, um eine Menge anderer Menschen wieder vor sich kriechen zu sehn: und gerade diejenigen Sklaven, die sich vor ihren Gebietern am tiefsten demüthigen, sind also die stolzesten Despoten gegen diejenigen, die das Glück wieder unter sie erniedriget hat. Dieses findet sich in der That durch die Erfahrung bestätigt. Eben der Vezier, der am niederträchtigsten

vor seinem Sultane kriecht, läßt wieder die Bassen den ganzen spröden Stolz seines Gebieters am meisten empfinden.

Auch die Liebe des Reichthums ist nichts anders als das Verlangen nach Macht, das heißt, ein Verlangen, sich ohne Mühe neue und interessante Empfindungen zu verschaffen. Die natürlichen und unmittelbaren Vergnügungen erfordern nicht nothwendig Reichthum. Aber in jeder zahlreichen Gesellschaft, wo das Eigenthum durch die Gesetze gesichert wird, giebt der Reichthum in der That die wesentlichste und wirklichste Macht. Denn wer die Bedürfnisse einer großen Anzahl von Menschen, es mögen nun natürliche oder erworbne seyn, befriedigen kann, der ist allemal ihres Diensteifers versichert. Die Begierde nach Reichthum ist also eine nothwendige Folge der Gesellschaft; sie fließt unmittelbar aus dem natürlichen Hange zur Ruhe, verbunden mit dem Bedürfnisse, sein Daseyn auf eine lebhaftere Art zu empfinden. Auch sind die Menschen überhaupt sehr begierig nach Macht und Reichthum. Merkwürdig aber ist, daß eben die Geschäfftigkeit, womit man sie sucht und erlangt, durch die Gewohnheit endlich ein sehr dringendes Bedürfniß wird. Man arbeitet also, um zu einer Ruhe zu gelangen, deren man doch nicht mehr fähig ist, wenn

man sich nun die Mittel dazu verschafft hat. Daher jene Unersättlichkeit, die man den Geizigen und den Ehrsüchtigen von jeder Art zur Last legt. Sie haben nicht mehr das Bedürfniß zu besitzen; sie werden von dem Bedürfnisse zu erwerben gemartert: es ist ihnen nothwendig geworden, immer thätig zu seyn, und doch ist die erste Quelle dieser Thätigkeit die Liebe zur Ruhe. Auf diese Art verändern sich in dem gesellschaftlichen Menschen die natürlichsten Leidenschaften und Neigungen, und verwechseln die Gegenstände. Selbst die Geselligkeit, das heißt, die Neigung, welche die Menschen einander werth gemacht und näher bringt, verliert fast alle ihre Wirksamkeit, wenn die Menschen nun einmal vereiniget sind. Vielmehr sind diejenigen, deren Wünsche auf einerley Gegenstände gehen, in einer Art von beständigem Kampf gegen einander. Dauren die Feindseligkeiten nicht beständig fort; so ist das ungefähr ein solcher Friede, wie zwischen den Vorposten zweyer feindlichen Läger, die nur darum Frieden halten, weil sie wissen, daß der Angriff von keinem Nutzen seyn würde. Aus allem diesem könnte man schließen, daß die gesellschaftliche Verbindung zur Verschlimmerung des Menschen diene, indem zwar das mannichfaltige Interesse und die daher entstehende Nebenbuhlschaft

durch

durch die Ermunterung zum Fleiße und zu höherer Geschicklichkeit in der That die Wissenschaften und den Fortgang derselben befördern, aber uns allzutheuer durch die Verbrechen, die sie zu gleicher Zeit veranlassen, erkauft werden. Allein ein solcher Schluß wäre falsch; denn er würde der Gesellschaft überhaupt beylegen, was nur der besondern Einrichtung der meisten uns bekannten Gesellschaften zur Last fällt.

Der ganz einsame Mensch würde sehr unglücklich seyn. Die gesellschaftliche Verbindung ist ihm nothwendig; Interesse und Neigungen treiben ihn darzu, und an sich müßte der Stand der Gesellschaft zum Glücke eines jeden einzelnen Gliedes beytragen. Aber dieses Glück jedes Einzelnen, welches der natürliche Gegenstand dieser Verbindung ist, scheint nicht der Gegenstand der besondern Verfassungen der Gesellschaft zu seyn, welche gewöhnlich durch die Gewalt, die Usurpation oder den Zufall eingeführt und auf das Interesse der kleinsten Anzahl gegründet werden: und nur diesen Verfassungen kann man vorwerfen, daß sie den Menschen die Vortheile nicht verschaffen, die sonst aus dem Stande der Gesellschaft natürlicher Weise entspringen müßten. Welches ist die beste mögliche Regierungsform? Eine Frage, die nicht so bald wird beantwortet werden!

Nur

Nur so viel kann man festsetzen: daß wenn eine Gesellschaft keine zu große Ungleichheit mit sich brächte, wodurch die meisten Glieder in eine Dürftigkeit gestürzt würden, die sie zu tief unter den übermäßigen Reichthum der andern erniedrigte, wenn darinne jedes Glied das Eigenthumsrecht über seine Person hätte, und noch überdem durch eine mäßige Arbeit sich die ersten Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen könnte, wenn nicht in ungeheuern Städten eine solche Menge Müßiggänger lebten, denen ihr Daseyn zur Last wird, und die beständig die Empfindung desselben durch alle Arten von Mitteln zu erneuern suchen, wenn die Achtung bloß den Verdiensten ums gemeine Wesen erwiesen würde, und die Verachtung immer dem Mangel des Verdienstes unausbleiblich folgte: daß alsdann der Stand der Gesellschaft den vergnügten Menschen die größte Glückseligkeit, deren sie fähig wären, verschaffen würde.

Indessen kann man bey keiner Art von Einrichtung etwas Beständiges, ja nicht einmal eine längere Dauer derselben hoffen. Wenn auch unsere ursprünglichen Neigungen nicht schon durch den Stand der Gesellschaft abgeändert würden; so würde es doch nach und nach durch eine geheime immer in uns fortwirkende Einrichtung unsrer Natur geschehen, vermöge

deren

bereit die angenehmsten Empfindungen durch ihre Fortdauer allen Reiz verlieren, und uns nichts als die beschwerliche Erinnerung einer lebhaftern Existenz zurücklassen, die ohne Unterlaß aufhört, und die wir ohne Unterlaß wieder zu erneuern suchen. So wie die Getränke durch innerliche Gährung unmerklich sauer werden; so verderbt auch diese Einrichtung in uns die geheiligtsten Empfindungen der Natur, und macht uns heute schon nothwendig, was wir noch gestern würden verabscheuet haben. Die öffentlichen Spiele des Circus, wenn die Fechter nach einigen empfangenen Wunden aus einander giengen, kamen bald den römischen Damen unschmackhaft vor; sie vergaßen alles des Mitleidens, wozu die Natur ihr Geschlecht erschaffen hat, und verlangten, daß die Fechter sterben, ja daß sie mit einer gewissen Art von Anstande sterben sollten. Dieser brennende Durst nach immer neuen und immer stärkern Empfindungen richtet nicht allein unsre Aufmerksamkeit mit so viel Interesse auf jedes ausserordentliche Schauspiel, das in der Seele eine Menge Ideen erwecken kann, sondern bestimmt auch unsern Geschmack an bloß körperlichen Vergnügungen. Wenn wir starke Getränke lieben, so ist es besonders deswegen, weil sie durch die größere Bewegung, worinn sie das Blut setzen, die Ideen vervielfältigen und lebhafter

hafter machen, und uns dadurch gleichsam ein gedoppeltes Gefühl unsrer Existenz verschaffen. Aus diesem allen könnte man schließen, daß das Vergnügen nur in einer erhöhten Empfindung unsers Daseyns bestehe. Verfolgt man die Vergnügungen des Kitzels von der ersten Empfindung der Unbehäglichkeit bis zu ihrem höchsten Punkte, über welchen hinaus sie schmerzhaft werden, geht man eben also von dem tiefsten Kummer bis zu jenem zärtlichen und wohllüstigen Schmerz zurück, der nur ein erster schwacher Anfang desselben ist: so muß man beynahe glauben, daß Vergnügen und Schmerz, wie wesentlich sie auch von einander verschieden scheinen, im Grunde bloße Nüancen von einerley Empfindungen sind. Dieses beyläufig erinnert; so ist es ausgemacht, daß wir dem Bedürfnisse, auf eine lebhaftere Art gerührt zu werden, eine gewisse Neugierde verdanken, welche die Leidenschaft derer wird, die sonst keine Leidenschaft haben; einen Geschmack am Wunderbaren, der uns oft zu einer lächerlichen Leichtgläubigkeit verleitet; eine Unruhe, die uns ohne Unterlaß außer uns treibt, und uns ins Reich der Einbildungen versetzt, das so viel größer als das Reich der Wirklichkeit ist. Was innerhalb den Grenzen der Vernunft liegt, kann nicht lange das bestimmte Ziel unsrer Glückseligkeit

bleiben.

bleiben. Das Schwere, das Außerordentliche, das über die Natur getriebene muß endlich die meisten Menschen fast unfehlbar verführen. Das heilige Wachen und das unaufhörliche Beten ist für die melancholische Einbildungskraft eines Bangen nicht hinlänglich. Er muß sich mit Ketten beladen, glühende Kohlen auf sein Haupt legen, spitzige Nägel in sein Fleisch drücken. Durch diese verschiedenen Arten von Kasteyung empfindet er seyn Daseyn inniger und lebhafter, als ein andrer, der bloß die Pflichten des bürgerlichen Lebens und der Frömmigkeit ausübt. Man verfolge den Fortgang der menschlichen Neigungen, selbst derjenigen, die in der eigenthümlichen Natur jedes einzelnen Menschen gegründet scheinen, und also, wie es scheint, weniger Veränderungen ausgesetzt seyn sollten: so wird man finden, wie sie sich selbst in der Folge immer ungleicher und oft fast unkenntlich werden. Der zärtliche und empfindliche Mensch wird leicht kleinmüthig; der Tapfre leicht hart und unempfindlich. Der Tiefsinnige wird leicht ein Quietist, und der Eiferer grausam. Selbst die Fröhlichkeit, dieser lebhafte Charakter, der sich bey einigen Menschen noch am beständigsten zeigt, ist doch auch bey den meisten der Veränderung unterworfen. Selten dauert er länger, als das

jugendliche.

jugendliche Alter; nachher wird er durch stärkere Leidenschaften, die sich tiefer in der Seele festsetzen, verschlungen, oder auch durch seine eigene Lebhaftigkeit aufgerieben. Bey denjenigen Menschen, bey welchen er eben darum länger währt, weil sie nur überhingehender Eindrücke fähig sind, verändert er sich nach und nach, und verliert am Ende vieles von seiner ursprünglichen Aufrichtigkeit. Die Leichtsinnigen, die weiter nichts als fröhlich sind, gleichen so ziemlich den jungen Thieren, die, wenn sie nun alle lustigen Stellungen und Sprünge durchgemacht haben, damit aufhören, daß sie kratzen und beißen. Dieser Hang zur Veränderung, der fast bey allen einzelnen Menschen so sichtbar ist, zeigt sich eben so merklich in der Verbindung der großen Weltbegebenheiten. Man gehe die Geschichte aller Nationen durch; so wird man sehen, wie auch die besten Regierungsverfassungen, die am meisten auf die Dauer eingerichtet schienen, durch eine Folge allmähliger Veränderungen verfallen und ausgeartet sind. Die Demokratie, wird durch eine Art von langsamer Gährung zur Aristokratie, und geht nicht selten in eine tyrannische Verfassung über, eben wie die gemäßigte Monarchie. Sind es keine äußern Veranlassungen, die in einem Staate Revolutionen bewirken:

ken: so ist es eine innre immer fortwirkende Ursache, die zuletzt alle Regierungsverfassungen in den Abgrund des Despotismus stürzt, der wiederum selbst die häufigsten und schrecklichsten Revolutionen veranlaßt. Eben diese Veränderlichkeit findet man auch noch ferner in den Sitten und dem Genie der Nationen. Wenn ein Volk erst anfängt, sich zu bilden, und der Staat noch nicht seine ganze Festigkeit erlangt hat; wenn ihn die Furcht vor den Nachbarn zu einer beständigen Wachsamkeit ermuntert: so findet man denn unter dem Volke rauhe aber starke Sitten und große Tugenden. Das Interesse der Sicherheit erhält es in einer fortdaurenden Anstrengung, und kömmt zu dem Interesse der Erhaltung noch das Interesse der Vergrößerung und der Eroberungsgeist hinzu, so dauert noch eine Zeitlang der Heroismus, die rauhe Strenge der Sitten und die enthusiastische Vaterlandsliebe fort. Erhält aber endlich der Staat eine Größe und eine Verfassung, die den Bürgern ihre Ruhe sichert, und alle Furcht vor äußerlichen oder innerlichen Unruhen entfernt; so verfeinert nun diese Sicherheit die Sitten, und macht sie sanfter und milder, aber auch schwächer. Die Ideen fangen nun an, sich aufs Vergnügen zu wenden; doch herrscht noch mitten unter ihnen die Tugend.

Eine beſcheidene Schamhaftigkeit bedeckt die Wohlluſt mit einem Schleyer, der ſie anfangs nur anziehender macht, aber mit der Zeit zur Laſt wird. Alsdann treten nach und nach die Laſter ſchamlos hervor, Zurückhaltung und Anſtand werden lächerlich, und eine nur etwas ſtrenge Redlichkeit paßt nicht mehr zum Tone des guten Umgangs; man hat keine Lebensart, wenn man angenehme Böſewichter nicht wenigſtens zu ertragen weiß. Die Künſte werden von gleichem Verderbniſſe angeſteckt; die Baukunſt vertauſcht die edle Einfalt gegen verſchwenderiſche Zierrathen; die Malerey übertreibt ihr Kolorit; die Werke des Geiſtes werden ſpielend und ſpitzfindig. Das Bedürfniß der Neuheit ſetzt das Gekünſtelte an die Stelle des Natürlichſchönen; aus der Stärke wird Dunkelheit; man verfällt überall in leere Grübeleyen, und analyſirt, auf eine kalte metaphyſiſche Art die Empfindungen, ſtatt die Herzen dadurch zu erſchüttern. Alles geht verloren, wo ſich nicht einige außerordentliche Genies dieſem natürlichen Gange der menſchlichen Natur entgegenſetzen und durch ihren Einfluß den Köpfen ihres Jahrhunderts eine andre Geſtalt und Wendung geben.

Wir ſehen alſo, daß in der Geſellſchaft der Menſch, vermöge ſeiner natürlichen Trägheit und ſeines Verlangens nach einer lebhaftern

Empfin-

Empfindung ſeines Daſeyns, das beſtändige Spiel einer Hoffnung iſt, die nur immer wiederkömmt, um ihn immer von neuem zu täuſchen. Ueberlegt man, wie er immer gegen fremdes dem ſeinigen entgegenſtehendes Intereſſe zu kämpfen hat, immer durch Hinderniſſe verdrießlich gemacht wird, immer den Genuß jedes Vergnügens vereckelt findet; ſo ſcheint das Unglück ſein natürlicher Zuſtand zu ſeyn, und ſeine Bosheit ſcheint Verzeihung zu fordern. Doch rede ich hier bloß von dem müßigen Theil der Geſellſchaft, der, wegen ſeines Unterhalts auſſer Sorgen, nur durch erworbne Bedürfniſſe in Bewegung geſetzt wird, und die Empfindung ſeines Daſeyns nicht anders erneuern kann, als indem er ohne Unterlaß auf neue Gegenſtände ſeiner Beſchäfftigung und ſeines Vergnügens ſinnet. Diejenigen, die durch ihre Sorge für die erſten Bedürfniſſe der Natur in einer beſtändigen Arbeitſamkeit erhalten werden, ſind der Glückſeligkeit weit näher, und vom Laſter weit entfernter, als die andern, deren Schickſal ſie doch ſo oft mit neidiſchen Augen anſehn. Wenn ſie nur im Stande ſind, ſich durch ihre Arbeiten die erſten Bequemlichkeiten des Lebens zu verſchaffen; ſo erreichen ſie in der That die höchſte Stufe der Glückſeligkeit, deren die menſchliche Natur fähig iſt: die Arbeit ſelbſt wird

für sie diejenige interessante Beschäfftigung, welche die übrigen immer suchen, und nie erreichen. In ihren Augenblicken der Ruhe schmecken sie die ganze Süßigkeit der leichtesten und unschuldigsten Vergnügungen, die eine von beständiger Muße ganz erschlaffte Seele nur noch kaum obenhin berühren. Man kann diesen wirklich glücklichen Menschen auch noch diejenigen beygesellen, die sich durch einen natürlichen Geschmack und besonders durch eine erworbene Fertigkeit in einem höhern Grade für Künste und Wissenschaften interessiren. Sie finden in ihnen eine unerschöpfliche Quelle von Beschäfftigung und Vergnügen. Die Gegenstände derselben sind so mannichfaltig, daß sie nie Mangel daran zu fürchten haben: und überdieß giebt eine zur Fertigkeit gewordene Uebung beydes der Vernunft und dem Geschmacke immer mehr Stärke, und erzeuget selbst eine größere Begierde, sie immer mehr und mehr zu üben. Es giebt keine andere Art von Beschäfftigung, die uns einen so vollständigen Genuß unsrer selbst, und dessen, was uns umgiebt, erlaubte; besonders, wenn man sich vor eifersüchtiger Nebenbuhlschaft und einer allzugroßen Empfindlichkeit bey einem etwanigen übeln Erfolge zu hüten weiß.

Auf dieſe beyden letzterwähnten Klaſſen von Menſchen wirkt jenes zärtliche Mitleiden am meiſten, das natürlicher Weiſe den einen Menſchen für den andern einnimmt, und der Grund von dem wird, was man Menſchlichkeit nennt. Dieſer köſtliche Keim aller Tugenden entwickelt ſich weniger bey ſolchen, die durch heftigere Leidenſchaften getrieben werden, oder nur eine peinliche Empfindung ihres Daſeyns haben. Fremdes Intereſſe kann auch diejenigen nicht leicht rühren, die durch ihre Langeweile ſich ſelbſt zur Laſt ſind. Aber wenn man einige gallſüchtige Ungeheuer ausnimmt, die eine unglückliche und ſeltne Organiſation zur Grauſamkeit treibt, und vielleicht noch einige andere, denen die Gewohnheit dieſe Art von Erſchütterung nothwendig gemacht hat, ſo werden überhaupt die Menſchen von dem Unglücke ihrer Mitmenſchen empfindlich gerührt, es müßten denn beſondre Leidenſchaften die Natur in ihnen zum Schweigen bringen. Zwar ſteigt dieſe ſüße Empfindung nur bey wenigen zu einem ſolchen Grade, daß ſie der Selbſtliebe das Gleichgewicht hält; doch mäßigt ſie faſt bey allen die zu große Wirkſamkeit derſelben. Sie iſt den übrigen Vergnügungen darinn ziemlich unähnlich, daß ſie durch die Gewohnheit immer anziehender wird; denn in der That macht die Wiederholung wohl-

thätiger Handlungen das Wohlthun immer süsser und süsser. Wenn also von der einen Seite die große Menge erworbener Leidenschaften, bey Menschen, die in gesitteten Gesellschaften leben, der Entwickelung dieser Neigung hinderlich ist; wenn vervielfältigte und dringende Bedürfnisse die Aufmerksamkeit eines jeden von andern ab und mehr auf ihn selbst ziehen; so kann man doch auch von einer andern Seite sagen, daß die Gesellschaft die Sphäre des natürlichen Mitleidens erweitert, und die Ausübung desselben zu größerer Fertigkeit bringt. Der wilde und ungesittete Mensch wird nur selten zum Mitleiden gebracht. Es gehören dazu schon außerordentliche Schmerzen oder Bedürfnisse; denn die geringern sind nicht einmal ein Uebel für ihn, und man pflegt an andern nicht zu bedauern, was man selbst nicht fürchtet. Zum Glücke eines gesitteten Menschen aber gehört so unendlich viel, und mithin kann auch so unendlich viel daran fehlen, dessen Mangel ihn in der That bedaurenswerth macht, daß sich das natürliche Mitleiden in Absicht seiner auf unzählig viel Gegenstände ausbreiten kann. Kaum giebt es in der Gesellschaft einen Augenblick, wo nicht der empfindliche Mensch zärtlich interessirt werden könnte. Glücklich sind die, bey welchen diese Empfindsamkeit einförmig

förmig und beſtändig fortwirkt; denn ſie werden von allen, die ſie umgeben, angebetet, ein jeder breifert ſich, ihnen ihre Liebe zu vergelten; und würde ſie ihnen auch nicht vergolten, ſo führt ſie doch ſchon ſelbſt ihre Vergeltung bey ſich. Man kann daher den Kindern, zu ihrem eignen Beſten und dem Beſten der Geſellſchaft, das Mitleiden nicht zeitig genug einflößen. Man ſollte es bey ihnen durch pathetiſche Schauſpiele zu erwecken und ſie in zärtliche Situationen zu ſetzen ſuchen, die ſie an die Eindrücke deſſelben gewöhnten. Lehren der Menſchlichkeit würden mehr nach ihrem Geſchmack und ſicher von gröſſerm Nutzen für ſie ſeyn, als die barbariſchen Wörter, mit denen man ihr Gedächtniß martert. Während der brauſenden Jugendhitze ſind dieſe Ideen vielleicht nicht ſehr wirkſam, aber nachher bemächtigen ſie ſich in der Seele der Herrſchaft, welche die Leidenſchaften aufgegeben, und erſetzen die trunkne Wohlluſt der letztern durch ihre ſanftere Annehmlichkeit. Sie erhöhen die Seele, und erfüllen ſie mit den reinſten Vergnügen; denn der Menſch, der ſeinen Tag unter Wohlthun vollbracht hätte, ohne am Abend die ſüßeſte Wohlluſt zu ſchmecken, wäre in der That ein widerſprechendes und unbegreifliches Weſen.

So leicht es iſt, in den Kindern den Keim eines tugendhaften Mitleidens zu entwickeln; eben ſo leicht iſt es, ihnen alle andren günſtigen Vorurtheile, ſowohl für das Beſte der Menſchen überhaupt, als auch zum Vortheil der beſondern Geſellſchaft, in der ſie leben ſollen, einzuflößen. Solche glücklichen Vorurtheile waren es, die Sparta mit eben ſo viel Helden als Bürgern erfüllten. In Staaten, wo der Heroiſmus nicht ſo nothwendig iſt, könnte man durch andre ähnliche Vorurtheile eben ſo leicht alle andere zur öffentlichen Wohlfarth dienliche Tugenden erwecken. Wenn einmal die Selbſtliebe gegen einen gewiſſen Gegenſtand gerichtet iſt; ſo wird eine erſte großmüthige Handlung die Verpflichtung zu einer zweyten; das Bewußtſeyn derſelben erzeugt die Hochachtung ſeiner ſelbſt, und dieſe erhält und befeſtigt den Charakter, den man einmal angenommen hat. Man wird ſein eigener ſtrengſter Richter, und übt aus einem edlen Stolze, der die ganze Seele beherrſcht, jene erhabnen Tugenden aus, die man ihrer Seltenheit wegen beynahe für übernatürlich anſieht. Die Hochachtung unſrer ſelbſt iſt die einzige Quelle aller großen und erhabnen Handlungen, nur diejenigen ausgenommen, die der Fanatiſmus erzeugt. Von einem durch Furcht erniedrigten Sklaven darf man

keine

keine erwarten; denn die Knechtſchaft hat immer einen natürlichen Hang zur Niederträchtigkeit und zum Laſter. Aber wie ſoll denn nun die Erziehung beſchaffen ſeyn, die einen ſo mächtigen Einfluß auf die Menſchen haben und ihren ganzen Charakter beſtimmen ſoll? Vorſchriften und Unterweiſungen möchten es ſchwerlich ausmachen. Die Erfahrung lehrt nur zu deutlich, daß die kaltvernünftige Unterſuchung und der methodiſche Vortrag der Wahrheit auf die meiſten Menſchen ganz und gar keine Wirkung thun. Nur durch Handlungen, durch Eindrücke kann er gerührt und gebildet werden. Man nehme einige vorzügliche Seelen aus, die von dem Weſen der Dinge nach ihren ſelbſteignen Empfindungen urtheilen und ſich dem Strome herzhaft widerſetzen; ſo werden die übrigen alle durch die Nachahmung mit fortgeriſſen. Nur die Nachahmung iſt es, die das Kind zu den Füßen der Altäre niederwirft, dem Sohn einer obrigkeitlichen Perſon eine Miene von Würde, dem Sohn eines Kriegsmannes ein gewiſſes feſtes und muthiges Weſen, und oft beyden auch den Charakter giebt, der einem ſolchen Aeußerlichen entſpricht. In einer zahlreichen Geſellſchaft gehen die beſondern Modifikationen bis ins Unendliche; aber in jeder beſondern Klaſſe herrſchen gewiſſe eigene Meynungen; jede hat ihre gewiſſen eignen Züge, woran

man die Glieder derſelben von andern unterſcheiden kann. Immer wiederkommende häußliche Beyſpiele machen ohne Zweifel auf die Kinder einen ſtarken Eindruck: aber freylich, wenn die öffentlichen Sitten mit dieſen Beyſpielen in Widerſpruch ſtehen, ſo löſcht alsdann ihr ſtärkerer Eindruck in den Erwachſenen jene frühern Eindrücke aus. Auf dieſe Art können die Menſchen, mit einerley Bedürfniſſen und einerley Fähigkeiten, von Jahrhundert zu Jahrhundert, ſo wie von Nation zu Nation, verſchieden, ja ſogar weſentlich verſchieden ſeyn. Man hat ein Jahrhundert der irrenden Ritterſchaft, ein andres Jahrhundert der Künſte geſehen; jetzt ſieht man vielleicht das Jahrhundert der Philoſophie, und vorher ſah man unglücklicher Weiſe bey mehrern verſchiedenen Nationen Jahrhunderte der Barbarey, des Fanatiſmus und des Aberglaubens. Da alſo Exempel und Meynung in der Geſellſchaft die Gegenſtände beſtimmen, nach welchen ſich die Selbſtliebe der einzelnen Menſchen hinneigen ſoll; ſo folgt, daß die Menſchen, überhaupt betrachtet, ganz von Beyſpiel und Meynung abhängig ſind, und daß es ſo ziemlich möglich iſt, ihnen, welche Form man will, zu geben. Beſonders iſt dieſes leicht in Monarchien; denn hier ſuchen die Unterthanen immer, aus tauſend Urſachen, das

Muſter

Muſter ihrer Nachahmung auf dem Throne. In den Republiken iſt die ihnen weſentliche Gleichheit ein vortreffliches Mittel, die Sitten eine gewiſſe Zeitlang zu erhalten: ſind ſie aber durch den natürlichen Fortgang aller Dinge einmal verderbt; ſo iſt es dann auch deſto ſchwerer, der Unordnung wieder abzuhelfen. Das Principium der Gleichheit verſtattet nicht, daß Ein Menſch das Muſter werde, wornach ſich alle bilden: und die Tugend des Cato war bloß eine fruchtloſe Satyre auf die Laſter ſeiner Zeit. Doch wie auch die Regierungsform mag beſchaffen ſeyn; ſo richten ſich darinn Meynungen und Sitten immer am meiſten nach der jedesmaligen innerlichen oder äußerlichen Lage des Staats. Iſt er von außen ruhig, und ſind von innen die Bürger durch gute Ordnung und Bequemlichkeit glücklich; ſo kommen die Künſte des Vergnügens empor: die Weichlichkeit, die ihnen auf dem Fuße nachfolgt, entnervt die Körper, unterdrückt die Herzhaftigkeit, und befördert durch die Wohlluſt den Ruin des Staats. Wenn auswärtige Unruhen oder innerliche Zwietracht die Sicherheit der Bürger bedrohen, ſo entſteht aus der Unruhe die Wachſamkeit; die Hoffnung, die Furcht, der Haß ſetzen die Nation in Bewegung, und ſteigen dann dieſe Leidenſchaften zu einem hö-

hern Grade, so bringen sie kühne Thaten, große Talente und eben so große Verbrechen hervor. Aus allem bisherigen kann man schließen, daß der Mensch, ob er gleich aus einfachen Elementen besteht, doch keinen eigenthümlichen moralischen Charakter hat, der seiner ganzen Gattung unveränderlich zukäme. Die Begierde nach Wohlseyn ist ihm mit allen empfindenden Wesen gemein; aber alle die Modifikationen, welche er in der Gesellschaft erhält, vervielfältigen für ihn die Mittel zu diesem Zwecke bis ins Unendliche. Daraus entsteht eine unendliche Verschiedenheit des Geschmacks, von dem man die jedesmalige Entstehungsart erst kennen müßte, wenn man ihn erklären sollte. Dieß ist die Ursache, die oft die Menschen in ihren individuellen Charaktern so unbegreiflich und ungleich macht, und warum die Regeln, die man für allgemein ausgiebt, fast in keinem einzigen besondern Falle anwendbar sind. Wenn man von Handlungen urtheilt, so leihet man andern die Bewegungsgründe, die man selbst an ihrer Stelle gehabt haben würde: und die Wenigen, deren Selbstliebe auf den Ruhm der Rechtschaffenheit gerichtet ist, verlieren dabey beständig. Ueberlegt man aber, wie viel Unwillkührliches sich in die Urtheile und Entschlüsse der meisten einzelnen Menschen einmischt; so

muß

muß man dadurch zu einer großen Nachsicht gegen das ganze Geschlecht bewogen werden.

Auch ich, mein Herr, bedarf, wegen der Länge dieses Briefes, ihrer Nachsicht, ob ich gleich darinn nur einen kleinen Theil von dem großen Gegenstande, dem Menschen, und nur sehr flüchtig berührt habe. Ich habe mich in keine umständlichern Untersuchungen eingelassen, weder über die Entstehung der Sprache, deren Reichthum dem Menschen so große Vortheile gewährt, noch über den Vorzug der Schrift, der seine Kenntnisse von Alter zu Alter fortpflanzt, noch über die Erfindung und den Fortgang der verschiedenen Künste, noch über seine natürliche Neigung zur Anbetung und Verehrung eines höchsten Wesens, die ihm, zur vernünftigen Einrichtung seines Gottesdienstes, eine Offenbarung so nothwendig macht. Aber ich sagte es Ihnen gleich vorher, daß ich mich in meinem flüchtigen Entwurfe nur auf einige der hauptsächlichsten Züge einschränken würde, und in der That hätte ich meine Kräfte nur sehr wenig kennen müssen, wenn ich Ihnen mehr versprochen hätte. Ich bin u. s. w.

Ende.

Der Philoſoph für die Welt.

Herausgegeben von

J. J. Engel.

Dritter Theil.

Berlin,
in der Mylius'ſchen Buchhandlung.
1800.

R
7511 c
NATIONALE FORSCHUNGS- UND GEDENKSTÄTTEN
ZENTRALBIBLIOTHEK DER DEUTSCHEN KLASSIK WEIMAR

Inhalt.

Im dritten Theile.

Acht und zwanzigſtes Stück: Der Aetna. Oder: über die menſchliche Glückſeligkeit. S. 1

Neun und zwanzigſtes Stück: Fragment eines Gaſtmals. — 39

Dreißigſtes Stück: Das Irrenhaus. — 51

Ein und dreißigſtes Stück: Zwei Geſpräche, den Werth der Kritik betreffend.

Erſtes Geſpräch: Zwiſchen einem Schüler Eulers und einem Schüler Grauns. — 69

Zweites Geſpräch: Zwiſchen Moſes Mendelsſohn und einem jungen Dichter. — 77

Zwei und dreißigſtes Stück: Mäcen an Auguſt. — 88

Drei und dreißigſtes Stück: Die Spinne, ein Selbſtgeſpräch. — 107

Inhalt.

Vier und dreißigſtes Stück: Joſeph Timm. S. 120

Fünf und dreißigſtes Stück: Proben Rabbiniſcher Weisheit. Fortſetzung. — 132

Sechs und dreißigſtes Stück: Entzükkung des Las Caſas. Oder: Quellen der Seelenruhe. — 148

Sieben und dreißigſtes Stück: Eine Standrede. — 165

Acht und dreißigſtes Stück: An Herrn G**z. Ueber die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens. — 179

Neun und dreißigſtes Stück: Ueber den Tod. Zweite Unterredung. — 215

Druckfehler.

S. 107 in der Note. Statt: das ſiebzehnte, l. das ſechszehnte.

S. 110. Z. 6 von unten. Statt: viel lauter, l. wie viel lauter.

Acht und zwanzigſtes Stück.

Der Aetna. *)

Ein Malteſer Ritter von der neuen Ordens-Zunge in Bayern, der Graf von S··, machte aus ſeiner Reiſe der Pflicht nach Valetta eine Reiſe des Unterrichts und Vergnügens, und nahm auf ſeinem Wege dahin die vor-

*) Wenn der Werth dieſes Aufſatzes in ſeinem beſchreibenden Theile läge; ſo würde er für diejenigen ſehr geringe ſeyn, die an der Richtigkeit der Erzählung von Brydone zweifeln. Es iſt ſehr ſichtbar, daß beide Briefſteller genau zuſammenſtimmen, und es wird eben kein Oedip erfodert werden, um das Räthſel dieſer Zuſammenſtimmung zu löſen.

nehmſten Merkwürdigkeiten Italiens und Siciliens in Augenſchein. Ein Tagebuch dieſer Reiſe, das er an ſeinen Freund in München, den Freyherrn von Th··, überſchrieb, empfiehlt ſich durch genauere Schilderung mancher noch nicht genug beachteten Werke der Natur und Kunſt, vorzüglich aber durch die überall eingeſtreuten, meiſtens philoſophiſchen Betrachtungen. Ich habe Erlaubnis, von folgender Stelle, die aus einem von Catania datirten Briefe gezogen iſt, öffentlichen Gebrauch zu machen.

„ — Von Nicoloſi aus ging jezt die Reiſe über weite Strecken wüſte liegender Lava, und war ſehr unangenehm und beſchwerlich. Hie und da eine Ausſicht in ferne blühende Thäler und auf ſchönbekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, ſie zu genießen: die Natur litt zu ſehr über der ertödtenden Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäßigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert ward.

Endlich, da wir uns der zweiten waldigten Region des Aetna näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geschwängert; und wie sehnsuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns so einladend entgegenwinkte! In der Erwartung liegt sonst immer mehr, als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfnisses erhöht auch den Werth des Ersehnten unmäßig: aber hier, mein Freund, war es anders; wir betraten kein bloßes Juan Fernandez, das nur durch seinen Absatz mit der verlaßnen öden Wüste des Meers ein Paradies geschienen hätte, sondern in der That einen Garten Eden."

„Und dieses entzückende Eden, mit Bäumen von dem wohllüstigsten Wuchse, auf deren Zweigen überall sangreiche Vögel hüpfen, mit den mannichfaltigsten lieblichsten Blumen und den balsamischsten Kräutern überpflanzt; auf welchem Grunde, glauben Sie, daß die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben

auf jener verglühten Lava, die vor undenklicher Zeit Verderben und Entsetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarsten Boden der ganzen weiten Erde geworden. — Diese Umschaffung verderblicher Feuerströme zu Paradiesen; sollte sie nicht ein eben so geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorsehung früher oder später vom Bösen macht, als es der Schmetterling, der aus seinem Grabe hervorgeht, von der Unsterblichkeit der Seele geworden?“

„Wir hatten noch einen sehr weiten Weg bis zur Geishöle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, unsre Maulthiere zu verlassen, und auf dem weichen buntfarbigten Teppich der Blumen zu ruhen. Der Wein, den unser mitgenommener Vorrath hergab, löschte bald unsern Durst; alle unsre Sinne waren gestärkt und wacker: der Geist des Gesprächs und des Lachens, der

uns so ganz schien verlassen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder, und wir fühlten uns gewiß auf dieser herrlichen Naturscene nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner ursprünglichen Unschuld. Auch war in der That unsre Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm: es war eine Art von heiliger Wallfarth; nicht um abergläubisch Sünden zu büßen, die nur ein künftiges besseres Leben austilgt, sondern um den ewig liebreichen Vater der Natur, in dem weitesten Blick auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung, zu genießen und zu bewundern.“

„Doch so wohllüstig auch unsre gewählte Lagerstätte war, so verließen wir sie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir alle mit Einer Stimme: Weiter! weiter! Dieses Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinanging: die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unsrer Einbildung schwebten, spornte uns bald von jedem reizenden Anblick hinweg, und selbst der reizendste

konnte uns nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zur Fortsetzung der Reise die Mitternachtstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her; wie wär' es möglich gewesen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie, bei der aufgehenden Sonne, so wach und heiter gewesen, als ich jetzt bei der untergehenden war. Unsre ganze Gesellschaft schweifte umher, der eine hierhin, der andre dorthin; und mich besonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht der brittische Reisende mit so viel Entzücken beschreibt. Er hatte wohl Ursache zu diesem Entzücken; denn die unsägliche Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschließt, ein Tempe Griechenlands und eine thebaische Wüste, auf

eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren ſchneidenden Gegenſatz einander ſo mächtig hebend; hier Elyſium, mit unzähligen Wohnſitzen durchflochten und von Gewäſſern durchſtrömt, die ſich hundertfach in ſchöner Unordnung ſchlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jezt ihr ſinkendes Haupt aus der meilenlangen, eiſenfarbigten, felſenharten Lava hervorſtrecken — ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit irdiſcher Pracht! — dann wieder das grenzenloſe, die krummen Ufer beſpülende Meer mit hie und da einem Eiland; die bald ſandigten, bald felſigten, bald fruchtbaren Küſten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen, umſchwärmt — und was ſoll ich das groſſe, nie zu vollendende Bild bis in ſeine kleinern Partieen zeichnen? — alles dieß macht auf die Seele den tiefſten und zugleich den ſonderbarſten Eindruck; einen Eindruck, wovon ſich die Wohlluſt dem nicht mittheilen läßt, der nie ſelbſt etwas Aehnli-

ches fühlte. Die Phantasie, welche die Lustgärten der Feen so reizend und die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde hervorzaubern können, wie es hier die große Künstlerin, die Natur, dem erstaunten Auge so frei und so unnachahmlich hinwirft." —

„Nach so viel Genüssen eines einzigen Tages, mein Freund, und jezt noch zum Beschluß eine Wohllust schmeckend, wie Tausende sie in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, vielweniger fühlen, hätt' ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlichschönen Anblick nur halb gesättigt; so wandt' es sich schon gegen die schneebedeckte Kuppe des Aetna, die sich noch Millien weit über mir emporhob. — Wenn schon hier, dacht' ich, auf der Hälfte der Höhe, dieser Blick in die Natur hinab so groß

und so herrlich ist; wie mag er erst dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes seyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens oder des Meers oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Gesichtskreis sich bis an die Wohnung der Barbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Welttheils erweitert? — Ich verlor mich in der Fülle und Majestät dieser Bilder, die meine Phantasie um so leichter und kühner entwarf, da schon von dem wirklichen Genuß meine Sinne so trunken waren; und nun, in der zunehmenden Hitze meiner Begeisterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O, rief ich aus, wenn nicht dort so wilde, so ungezähmte Orcane rasten; wenn nicht dieser traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unwohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aschengüsse und emporgeschleuderte Felsenstücke jeden Augenblick mit

Tod und Verderben drohten: — dort eine Warte zu bauen! dort auf dieser Spitze Siciliens und Europens, im ungesättigten Anschauen einer so überherrlichen Schöpfung, Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menschen hinabzusehn, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinabsieht: welch' ein Gedanke! welch' ein großer, stolzer Gedanke! Und muß er denn mehr nicht, als das? muß er nur Gedanke, nur Traum seyn? [illegible] Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäßigen und meinem Entzücken Grenzen zu setzen; denn schon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben schon Alle in Unruhe; sie riefen so oft und so laut, daß es ihnen unmöglich werden mußte, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jezt unverzüglich zur Ruhe, und setzten dann unsre Reise zwar etwas später fort, als wir gewollt

hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu seyn. Die ringsumgebende, vom Sternenlicht nur sehr sparsam erhellte Finsternis, das dann und wann vernommene dumpfe hole Aechzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsre Maulthiere mit langsamem, bedächtigem Schritt hinankeuchten, und was nun noch unsre aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzuthat: die unermeßlichen Höllenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist: diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergossen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop, unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte, uns an Oerter zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre

und, ſo lieb uns das Leben ſey, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir mußten alſo, ungewiß ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unſern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu ſchöpfen; in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu ſchildern ich keine Worte habe. Nur zu ſehr erkannten wir, als die Dämmerung ſich endlich einſtellte, die Wirklichkeit unſrer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen: wir erſtiegen glücklich die Höhe, und unſer Entzücken war grenzenlos, obgleich die beſte unſrer Hofnungen, leider! dahin war; die ſchöne Hofnung: früher, als der erſte Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu ſeyn, und in dem großen Concerte der ganzen ſie begrüßenden Natur die erſten Stimmen zu werden."

„Eben daß dieſes fehlſchlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beſchreibung der Ausſicht vom Aetna mit dem Brit-

ten zu wetteifern; denn gerade das Schönſte, Hervorſtechendſte, Herrlichſte ſeiner Schilderung würde der meinigen fehlen. Indeſſen trauern Sie über den Verluſt, den Sie hierdurch erleiden, nur nicht zu ſehr: an einer Schilderung durch bloße Worte, und wenn ſie von der erſten Meiſterhand käme, iſt bei Gegenſtänden dieſer Art immer ſo wenig, ſo nichts verloren: Selbſt ſich aufzumachen, Selbſt den Aetna zu erklettern, iſt der hohe, aber billige Preis, wofür man einen der erſten Genüſſe des Erdenlebens, und ein Bild für die Phantaſie erſteht, das alle übrigen Bilder nicht bloß niederſchlägt, ſondern ſie auslöſcht. Die Natur iſt in ihrer Einrichtung gerecht; ſie will nicht, daß der Gemächliche, der auf den weichen Polſtern ſeines Ruhebettes blieb, und den dringendſten Bitten ſeines Freundes, auch auf dieſer Reiſe ihn zu begleiten, ſo hartnäckig widerſtand; ſie will nicht, daß er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und

Apenninen entschlossen antrat, dem Gifthauch der pontinischen Sümpfe und dem tödtlichern des Sirocco Trotz bot, sich in die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jezt weder Hitze noch Frost, weder Gefahr noch Ermüdung scheute, um an einen Gipfel hinanzuklimmen, der von jeher das Erstaunen der Welt war.“

„Aber — frag' ich mich jezt so oft, indem ich den Berg, auf welchen meine Fenster die Aussicht haben, betrachte — ist es möglich, daß ich mit dieser Zufriedenheit mich wieder hier in Catania finde? daß die am Vorabende der Ersteigung so glühende, sich selbst so unauslöschlich dünkende Begierde bis zu diesem Grade der Kühle gedämpft ist? daß ich jenen Standort, auf dem ich so viel Seligkeit hoffte, und so viel Seligkeit fand, mit dieser — — nicht Gleichgültigkeit; denn nie werd' ich ohne Wonne der dort verlebten Stunden gedenken, und so oft meine Einbildung schwärmt, wird sie am liebsten auf jene

Höhe ſchwärmen — aber mit dieſer Stille, dieſem Gleichgewichte der Seele anblicken kann? Wahrlich! wenn jezt die Warte gebaut ſtände, die ich mir dort zum ewigen Sitze wünſchte, wenn kein Schnee und kein Eis ſie bedeckte, kein Sturm ſie umheulte, kein hervorbrechender Lavaſtrom ſie bedrohte; ja, wenn der Weg hinan ſo gefahrlos und leicht würde, wie auf unſre vaterländiſchen Hügel: ich würde dennoch — — etwa nie ſie betreten? nie in der unausſprechlichgroßen Anſicht mich wieder verlieren, und den erhabenen Schöpfer in ſeiner Schöpfung anbetend bewundern? — o wie oft noch! wie oft! und immer mit erneueter Wohlluſt! aber ſie wirklich zu meinem Wohnſitz erwählen? mich ganz und gar in die Herrlichkeit der großen Anſicht verſenken, und nur für ſie leben, in ihr ruhen, an ihr genug haben wollen? — nein, mein Freund! ſo hat der Schwärmer einmal geſchwärmt, und ſo kann er ewig nicht wieder ſchwärmen. Noch war ich, bei der

natürlichen Hitze meines Bluts, vor Frost nicht erstarrt; noch trieb mich keine Furcht, den Augenblick meiner Rückkehr zu weit hinauszusetzen, vom Gipfel; noch schreckten mich keine Auswürfe des so stillen, seine Dämpfe so ruhig hinabwälzenden Kraters: Anfang von Ersättigung war's, allmäliges Schwinden gestillter Begierde war's, was den übrigen zu matten Antrieben Kraft gab, was mich, zwischen Wollen und Nicht-Wollen, zwischen Vorsatz und Reue, von den Eisfeldern hinab in den Wald, in die Frühlingsthäler, in die Mauern von Catania brachte."

„Und so hätt' ich denn, auf jener gesegneten Höhe, außer dem herrlichsten Bilde für die Phantasie, auch noch eine der wichtigsten Wahrheiten für den Verstand erbeutet, oder wenn nicht sie selbst, diese Wahrheit, da ich sie in der That schon hatte, wenigstens eine Ansicht, eine Ueberzeugung von ihr, wie sie auf keinem andern Standpunct so leicht mögte gewonnen werden. Fragen Sie Wen Sie wollen,

wollen, den Schlemmer, den Wohllüſtling, den Denker, den Tugendfreund, um das Erſte und Höchſte in jeder Gattung; um den lieblichſten Gaumenkitzel, die bezauberndſte Schönheit, die einnehmendſte der Erkenntniſſe, die entzückendſte der Empfindungen: und Alle werden mit ihren Antworten anſtehen, werden ſchwanken, zurücknehmen, beſſern. Aber fragen Sie den Freund ſchöner Natur, der, von glühender Liebe für ſie getrieben, faſt ganz Europa durchſtrich, und Helvetiens und Nordens romantiſchſte Anſichten kennt; fragen Sie ihn um den weiteſten, erhabenſten, ſtolzeſten Blick auf die Schöpfung; und ohne Bedenken wird er Ihnen antworten: es giebt nur Ein Sicilien und nur Einen Blick von dem Aetna. — Wie? Und auch dieſes Erſte, Einzige eines ganzen Welttheils konnte den lüſternen Späher nicht feſſeln? nicht ſo ihn feſſeln, daß es ihm den Wunſch nach ſtetem ungeſtörten Genuſſe entlockte? Welcher andere Blick, von welchem Piko, welchem

Ophyr *), welchem Riesen Peru's oder Chili's herab, wird ihm dann diesen Wunsch entlocken? — Keiner, keiner, mein Freund! Denn eben das ist's, wovon der erstiegene Aetna mir eine so tiefe, lebendige Ueberzeugung gab: daß nicht Haben und nicht Besitzen des Menschen Seligkeit macht, sondern Streben, Erreichen."

„Aber, läßt sich hier fragen, warum wähnt denn gleichwohl der Mensch, wenn er irgend einem höhern ersehntern Ziele zustrebt, daß er, dort angelangt, ruhen, daß keine Leidenschaft weiter ihn dem Schooße der Zufriedenheit entlocken werde, in welchen schon jezt die Hofnung ihn zu so süßem, so erquickenden Schlummer bettet? Weil die Begierde, so lange sie währt, ihm für keinen andern Ge-

*) Ophyr heißt ein Berg in Sumatra, der, nach einer Berechnung von Marsden, so viel höher als der Piko ist, daß er, nächst dem Montblanc, der höchste der alten Welt seyn würde.

genſtand Sinn läßt, als für den ihres Strebens; weil die Phantaſie dieſem Gegenſtande eine Schönheit, Fülle, Liebenswürdigkeit leiht, wie er ſie in der Wirklichkeit niemals hat; weil auch ſelbſt die Vernunft wenigſtens darinn einſtimmt: daß die Idee voller Seligkeit nicht in dem Gefühle des Mangels liegt, welches uns in Thätigkeit ſetzt, nicht in der Mühe und Arbeit, welche dieſe Thätigkeit koſtet, ſondern allerdings im Beſitz, in der Ruhe. Aber, ſetzt die Vernunft, wenn man ſie aushört, hinzu: eben darum iſt dieſe Seligkeit nicht für dich, Endlicher, der du bei unbeſchränktem Triebe immer in ſo beſchränktem Kreiſe wirkeſt, und zum Schöpfen aus dem Strome, deſſen ganze Fülle deinem Durſt kaum genügt, nur den Becher des Augenblicks haſt, der nie mehr als einzelne dürftige Tropfen auffaßt; ſie iſt einzig für Den, der vor ſeinem Blick alle Möglichkeit ſieht, und in ſeiner Hand alle Wirklichkeit trägt, deſſen Unermeßlichkeit keine Erweiterung, deſſen

Ewigkeit keinen Zusatz gestattet. Du, in deiner Endlichkeit, deiner Beschränktheit, der du des erreichbaren Guten immer so viel mehr siehst, als des erreichten; wie könntest du anders, als Wünsche auf Wünsche erzeugen? als Bestrebungen an Bestrebungen reihen? als unablässig an den Schranken drängen, die dich umgeben, und nie zufrieden mit dem Raume, den du gewannst, nur an seiner Erweiterung arbeiten, nur im Gelingen dieser Erweiterung deine Zufriedenheit finden? Und daß doch ja dieser Trieb deiner Natur nicht matt werde, stillstehe, ersterbe! Er ist für deine Glückseligkeit das, was für dein Leben der Herzschlag. Jene Seelenleere, die der nichts mehr wünschende, nichts mehr hoffende Mensch empfindet, ist der traurigste aller denkbaren Zustände, mehr zum Selbstmorde hinneigend, als die drückendste Sorge oder der peinlichste Schmerz; denn in Sorge und in Schmerz offenbart sich ein Gut, das höchst anlockend, höchst begehrungswürdig ist, und

also die Seele in Wirksamkeit, das Leben in Werth erhält: die Erlösung.“ —

„Ich blicke auf meine Aetnareise zurück, und ich finde diese Ausspruche der Vernunft nicht allein bestättigt, sondern auch ins Licht gesetzt und erweitert. — Gewiß waren die Tage, da ich den Berg erstieg, die mühevollsten, beschwerlichsten meines Lebens; das empfind' ich noch jezt an dieser Trägheit, dieser Steifheit und Zerschlagung der Glieder, die ich zwar nach jeder Bergreise mehr oder minder, aber noch nie so stark oder so anhaltend empfand. Doch wie nichts war mir alle Beschwerde gegen das grosse Ziel, dem sie mich näher brachte, und wie belohnt ward sie mir, schon durch die süßen Augenblicke des Ausruhens; in dem schattichten Walde hinter der Lava von Nicolosi, auf dem himmlischschönen Berge in der Nachbarschaft unsrer Ruhestätte! Das Andenken dieser Augenblicke wird mir nie aus der Seele weichen, und sehr oft werd' ich aus dem Schooße der Ruhe, die

ich mir als das Glück meines Alters träume, auf sie zurücksehen, um durch Erinnerung ehemaliger Freuden den Abgang von gegenwärtigen zu ersetzen. Aber wenn ich sie nun näher erforsche, diese Augenblicke, um das eigentlich Anziehende in ihnen gewahr zu werden; war es nicht mehr der Blick in die Zukunft, als die Empfindung der Gegenwart, mehr das innere ruhige Fortstreben der Phantasie, als die Pflege und Erquickung der Sinne, was ihnen den höhern, den empfindlichern Reiz gab? — Als ich auf jenem schwellenden Rasen, unter Blumenduft und Nachtigalltönen, mir den Schweiß von der Stirne trocknete, und den lechzenden Gaumen mit süßem Nectar erfrischte; labte mich da nicht mehr, als der Nectar selbst, der Gedanke: so viel Mühe schon überstanden! so viel Wegs schon gewonnen! so viel schon näher dem großen Ziele? War nicht das: Weiter! Weiter! womit wir uns so schnell wieder aufrafften und auf unsre Maulthiere

zurückwarfen, ein lautes Zeugnis, wie viel ſchwächer uns die Gegenwart feſthielt, als die Zukunft anzog? wie viel mehr Antheil an der Fröhlichkeit, die unter uns herrſchte, die Hofnung hatte, als die Empfindung? — Und auf dem Wonnevollen Berge in der Nähe der Geishöle; war es nicht mehr das über, als das unter mir, der Blick zur Kuppe hinauf, als in die Ebne hinab, mehr was kommen ſollte, als was ſchon war, wodurch ich meine Bruſt ſo erweitert, meinen Geiſt ſo gehoben fühlte? Würd' ich, wenn ich mehr mit dem Sinne genoſſen, als mit der Phantaſie geſchwärmt hätte, die einbrechende Dämmerung nicht beachtet, die Nothwendigkeit der Rückkehr nicht erwogen, meinen wartenden Gefährten die Unruhe nicht erſpart haben, die ihnen mein Ausbleiben machte?"

„Doch noch lauter, als dieſe ſchönen Augenblicke der Reiſe, zeugt von dem ſteten Vorwärtsſtreben der Seele jener ſchreckliche Augenblick, wo der Ruf des Cyklopen uns ſo

fest auf unsre Maulthiere bannte, daß auch Stimme und Athem in unsrer Brust, und selbst der Gedanke in unsrer Seele, stillstand. Freilich war das erste Schreckbild, das uns hier vorschwebte, der Tod, dieses volle schleunige Abreißen alles Bewußtwerdens, Fortgehens, Strebens, und eben darum das schwärzeste und gefürchtetste unter den Uebeln. Aber auch bei wiederkehrender Fassung, als wir uns zwar vom Tode gerettet, doch immer noch in der Nothwendigkeit dachten, jede Hofnung des Weitergehens aufzugeben, und zufrieden mit der schon erreichten Höhe an den Fuß des Berges zurückzukehren; wie wenig wollte sich diese Zufriedenheit finden! wie hielten wir unsre ganze Aetnareise für so vereitelt, verloren, verunglückt! Und doch hatten wir Undankbaren schon einen der frohsten, seligsten Tage gelebt, hatten mit gierigem entzückten Auge der reichsten, eigensten, mannichfaltigsten Schönheiten schon so viele verschlungen! Aber das lag nun einmal hinter uns,

und war Nichts; nur was vor uns lag, und was ein neidiſches feindſeliges Geſchick uns zu nehmen drohte, war Alles.“

„Aber, hör' ich Sie ſagen, Sie erreichten doch endlich die Höhe, und als nun mit dem letzten Fußtritt, der ſie erſtieg, alles Weiterdringen gehemmt war, und Sie nichts mehr über ſich ſahen, als Luft und Aether; war denn da mit der Begierde, die hier freilich erſterben mußte, auch Ihre Wonne dahin? — Sie war, wie ich, auf dem Gipfel! — Ich geſtehe Ihnen, mein Freund: dieſes Erreichen eines lange erſehnten, mühſam errungenen Zieles, das ſich des Sehnens und des Erringens durch ſeine Vortreflichkeit werth zeigt; dieſes erſte Umſchlingen eines ganzen Reichthums von Schönheit, der jezt in der Wirklichkeit ſelbſt, wie vorher in der Phantaſie, mit Unerſchöpflichkeit täuſcht; dieſes augenblickliche Stilleſtehen und Verweilen der überraſchten, faſt über ihre Kräfte erhöheten und erweiterten Seele: — es iſt ein Annähern an

die Freuden der Gottheit, ein kurzes flüchtiges Berühren jener Seligkeit in allumfassender Ruhe; ein Kuß, mögte ich sagen, den die Zeit der Ewigkeit raubt. Aber falsch ists, daß die Begierde so schnell ersterbe, oder der Fortgang so frühe gehemmt werde. Jene war nicht auf Mühe und Schweiß des Strebens, nur auf Wonne des Genusses gerichtet; und Genuß ist für Menschen nicht Ruhe, Stillestand, Schlaf; es ist daurender, aber ungehinderter, leichter, wohllüstigsanfter Fortgang von einem Bilde, einer Empfindung zur andern. Die aus ihrem Wonnetaumel erwachte Seele schwärmt entzückt in dem ganzen ihr preisgegebenen Ueberflusse umher, ohne nur noch zu ahnen, daß sie ermüden, daß sie in dieser Fülle der Wohllust sich je ersättigen könne: aber nur zu bald kehren Bilder und Empfindungen wieder und werden durch Wiederkehr schwächer; die Seele genießt noch fort, aber schon sinkt sie allmälig zum Mangel und zum Bedürfnis, dem gewöhnlichen Zustande

der Menschheit, zurück, und durch diesen so entgegengesetzten Weg, da es jezt von Reichthum zu Armuth geht, statt vorher von Armuth zu Reichthum, wird der Gegenstand des Genusses immer weniger anziehend, so wie der des Strebens es immer mehr ward. Unterbrechung und Wechsel geben dann jenem den Reiz der Neuheit noch auf Augenblicke zurück; aber endlich offenbart sich zu sehr die Erschöpflichkeit auch des größten, des umfassendsten Gegenstandes; die Begierde läßt nach, und der Fortgang hört auf; die Ewigkeit nimmt Flügel der Zeit und verschwindet."

„In dieser allgemeinen Geschichte aller menschlichen Genüsse haben Sie auch die des meinigen auf dem Aetna. — Wie war der erste Blick, den wir auf die unermeßliche Weite unsers Gesichtskreises warfen, so stolz, so wonnevoll, so entzückend! Wie fühlten wir uns über alles Irdische so emporgehoben, und der Gottheit so nahe! — Dieses vor uns ausgespannte, unendlichscheinende Meer,

dieſes gegenüberliegende maleriſche Calabrien, dieſe Liparen mit ihrem ewig dampfenden, ewig funkenſprühenden Strombolo; dieſes Königreich mit allen ſeinen Häfen, Städten, Bergen, Thälern zu unſern Füßen; — — es iſt unmöglich, mein Freund, daß die Seele eines Sterblichen mehr geſpannt, gehoben, erweitert werde, als es die unſrige war. — Wenn, nach der Meinung jener Weiſen des Alterthums, nicht umſchließende Mauern, ſondern freie Höhen von weiter Ausſicht die beſſern Anbetungsplätze einer allgegenwärtigen, allwirkenden Gottheit ſind; ſo befanden wir uns hier auf dem erſten, dem erhabenſten unſrer Erde, und die heiligen Schauder, von denen wir übergoſſen wurden, ſchienen es zu verkündigen. Wir rieſen einander in allen Ausdrücken, welche die Sprache nur hat, unſer Erſtaunen, unſer Entzücken entgegen, und dieß ſo lange, bis ein wiederholter lauter Donner des Berges uns gleichſam abrief, nun auch ſeinen Krater, den Urſprung ſo vieler Schrecken ſeit ganzen

Jahrtauſenden, zu betrachten. Wir fanden, als wir von dieſer Betrachtung zurückkehrten, die Ausſicht in der That noch verherrlicht; die höher heraufgeſtiegene Sonne zeigte Alles in vollerm verklärenderm Lichte, und wir ſahen die Gegenſtände, mit bloßem wie mit bewafnetem Auge, weit ſchärfer: aber der Eine Reiz, ohne welchen alle übrigen unkräftig ſind, der Reiz der Neuheit, war hin; die Gegenſtände, ſo groß und herrlich ſie waren, fielen zu wenig mehr auf; wir bemerkten jezt zuerſt, wie unerträglich ſtrenge die Luft in dieſer Höhe über der Meeresfläche ſey, erinnerten uns zuerſt, wie viel wir ſie milder im Walde, trotz des noch winterhaften Anſehens ſeiner äußerſten Gegend, wie einladend und erquickend wir ſie tiefer hinab, zwiſchen den Blumen und Blüthen, gefunden; und nun? — erfolgte, was Sie ſich denken können: daß wir zwar immer noch ſtanden, bedauerten, zweifelten, neue Blicke hinabwarfen, um das große, nie wiederkehrende Bild deſto tiefer

in die Seele zu drücken, aber denn doch, von der Kälte getrieben, uns endlich zu dem ersten und hiemit zu allen nachfolgenden Schritten entschlossen; denn jenen gethan, erlaubte die Glätte des Bodens keine Aufmerksamkeit mehr, als auf die Sicherheit unsres Fußtritts. — Hätt' ich gezaudert, bis die volle Ersättigung eingetreten wäre, und hätte mich dann auf der Höhe selbst der Gedanke ergriffen: daß ich hier ewig weilen, daß ich in steterem Anschaun dieser überschwenglichen Schönheiten meine Tage beschließen sollte; ich glaube, daß er mich mehr hätte erstarren machen, als das umgebende Eisfeld. — Wenn der Weise von Agrigent auf der Höhe des Aetna wirklich gelebt, und wenn er Ursachen gehabt hat, zu seinen Mitbürgern nicht wieder zurückzukehren; so ist der Selbstmord, den er an sich verübt haben soll, mir aus einem bessern Grunde erklärbar, als daß er sich für einen Gott hat wollen gehalten wissen; er war ermüdet von dem ewigeinför-

migen, obgleich unaussprechlich großen, unaussprechlich erhabenen Anblick, und wollte sich lieber in den bodenlosen Schlund stürzen, als noch länger ein Daseyn schleppen, das ihm zur Last und zur Qual ward.“ —

„Das also, hör' ich Sie hier mit spöttischem Lächeln sagen, der Erfolg Ihrer Aetna-Reise? Das der Gewinn von so viel übernommener Mühseligkeit, Arbeit, Gefahr? — Ja, mein Freund! Wenn Sie die Bereicherung meiner Phantasie und einige Zusätze zu meinen Naturkenntnissen abrechnen; das und nichts anders! Ich habe gelernt, daß die Glückseligkeit eine spröde Geliebte ist, die, bei aller holden Gesinnung für uns, der vollen vertrauten Umarmung sich schlau entwindet, durch strenge Blicke, wenn wir sie festhalten wollen, uns scheinbar ungütig abschreckt, und dann doch wieder, aus näherer oder weiterer Ferne, uns süße Hofnungen lächelt. Doch ich sollte vielleicht in einem andern, als diesem spielenden, scherzenden Tone, eine Erzählung

schließen, aus welcher sich Wahrheiten ableiten lassen, die für das Leben von der größten Wichtigkeit sind."

„Ich berühre hier nur zwei dieser Wahrheiten, weil eben sie aus dem Obigen am deutlichsten hervorzuspringen scheinen. Die erste ist: daß, um wahrhaftglücklich und dauerndglücklich zu seyn, man sich eine Höhe zum Ziel setzen muß, wo das Ausruhen der Kräfte immer süßer, der Rückblick auf die vollendete Bahn immer gefallender, der Trieb zum Vorwärtsdringen immer lebhafter, das Herz zum Ertragen der Mühseligkeiten immer freudiger werde; eine Höhe, die sich unabsehbar emporhebe, oder um diesem Gedanken seine Vollendung zu geben, deren Gipfel über das Grab hinaus bis in die Ewigkeit reiche. Der Weise, der diese Wahrheit erkennt, kann also unmöglich zu seinem letzten Ziele körperliche Wohllüste machen, kann unmöglich seine Glückseligkeit in einem gähnenden, langweiligen Fortschleichen von Hügelchen zu Hügelchen suchen,

ſuchen, wo die Ausſicht nie weder ihre Dürftigkeit noch ihre Beſchränktheit verliert, wo ein ermüdendes Einerlei mit kaum zu rechnenden Abänderungen ewig wiederkehrt, die Begierde, ſtatt zu wachſen, ſinkt, die Kraft, ſtatt neues Leben und Feuer zu gewinnen, ſich ſchwächt, abſtumpft, verzehrt, wo die Empfindung des Daſeyns, ſtatt wacher und wonnevoller zu werden, nur träger, dumpfer, träumender wird. Als minder verächtliche Ziele erſcheinen aus dieſem Geſichtspuncte: Macht, Ehre, Einfluß, Geſchicklichkeit, Kunſt; als der erſten und würdigſten eines: Wiſſenſchaft, Erkenntnis der Wahrheit, weil hier, nach Popens ſchönem Bilde, ſich Alpen über Alpen erheben, und die Begierde nie geſättigt, aber durch neue Freuden immer genährt, befeuert, geſchwellt wird. — Die zweite nicht minder wichtige Wahrheit iſt: daß man ſich eine Höhe zum Ziel ſetzen muß, auf welche ſich ein gangbarer Pfad hinanwinde, der, wenn auch ſteil und mühſam,

doch nirgends durch unübersteigliche Hindernisse versperrt sey; eine Höhe, von welcher kein feindseliges Schicksal uns mit rauher Cyklopenstimme ein Halt! entgegendonnern könne, das vielleicht alle unsre Kräfte plötzlich lähme, alle unsre Erwartungen schrecklich zu Boden schlage. Durch diese zweite Wahrheit werden, als höchste und lezte Ziele, auch jene entfernt, welche die erste zwar nichts weniger als empfahl, aber doch zuließ, und nur ein einziges bleibt, wenn wir wahrhaftweise seyn wollen, zu wählen übrig. Verlegen wir nehmlich das lezte Ziel, nach welchem alle unsre Wünsche und Bestrebungen, wie nach ihrem Mittelpuncte, sich hinrichten, entweder außer uns, oder wenn auch in uns, doch in eine solche Kraft der Seele, die zu ihrem glücklichen Fortstreben und Weiterbilden äußerer Gegenstände, Vortheile, Hülfen bedarf; so sind und bleiben wir in den Händen des Schicksals, und dieser tückische Dämon kann, nach Gefallen, sein neckendes oder sein grau-

ſames Spiel mit uns treiben. Aber verlegen wir es in das Einzige, was von allem Aeußern ewig unabhängig bleibt, in den Willen ſelbſt; ſetzen wir zum höchſten Punct unſres Beſtrebens die grenzenloſeſte Vervollkommnung und Veredlung dieſer beſten Kraft unſrer Natur; ſo haben wir nicht allein ein Ziel, das in der That nie erreicht werden kann und nie erreicht worden iſt — denn wo hätte noch der Weiſe und der Gute gelebt, über den kein Weiſerer und kein Beſſerer möglich geweſen wäre? — ſondern was mehr heißt, unſre Abhängigkeit vom Schickſal hört auf: ſeine ſchlimmſten Tücken können nichts, als unſern Fortgang zum Ziele befördern; als uns Anlaß zu einem Verhalten geben, in welchem der Adel unſrer Seele ſich immer ſchöner, immer glänzender zeigt; als uns glücklicher eben da machen, wo wir der Glückſeligkeit am fähigſten ſind, in unſrem eigentlichſten, unſerm innerſten Selbſt. Daß dieſes Selbſt mehr noch in unſrem Willen, als in unſrer

Denkkraft bestehe, davon belehrt uns ein unwidersprechliches Gefühl; und eben hieraus erklärt es sich, warum das Anschauen der Vollkommenheiten unsres Geistes, wenn es mehr als kalte Zufriedenheit, wenn es wahre innige Wohllust bewirken soll, sich mit Erinnerung der Arbeiten, Anstrengungen, Aufopferungen verbinden muß, die uns jene Vollkommenheiten gekostet haben. Würden wir, wie die kunstvollen Insecten, mit vollendeten Fertigkeiten, nicht mit bloßen Anlagen und Fähigkeiten, gebohren; so würden wir an den vorzüglichsten Kräften unsrer Seele kaum ein höheres Wohlgefallen haben, als etwa an den schönen Umrissen unsres Gesichts, oder dem regelmäßigen Wuchs unsrer Glieder; aber daß es freie edle Thätigkeit war, wodurch wir die nackten unbestimmten Anlagen und Fähigkeiten erst zu wirklichen Kräften und Fertigkeiten erhöhten, das ist es, was uns diese Kräfte und Fertigkeiten am meisten werth macht, warum wir auf sie so vorzüglich stolz

sind. Wir haben durch jene Thätigkeit sie gleichsam zu unsrem vollen Eigenthume gestempelt, sie in unser wahres Selbst mit hineingezogen: und da es allgemeines Gesetz ist, daß die Vollkommenheiten eines Gegenstandes uns immer um so mehr rühren, je nähere Verwandschaft mit unsrem Selbst dieser Gegenstand hat; so ist nun die Freude an unsren Geisteskräften weit inniger, als wenn sie bloße Geschenke der Natur, bloße zufällige Vortheile geblieben wären. Die höchste reinste Quelle der Freude aber muß, nach eben diesem Gesetze, die unmittelbar an dem Willen selbst erkannte Vollkommenheit seyn, oder mit einem völlig gleichbedeutenden Worte: die Tugend." — —

„Doch ich vergesse, daß ich an einen Mann schreibe, der ein wenig nach den Grundsätzen der neuern Epikureer hinhängt, und der meine etwas stoischen Betrachtungen schwerlich nach seinem Geschmack finden wird. Lassen Sie mich also geschwinde mit

der Verſicherung der Hochachtung und Ergebenheit ſchließen, die ein ſo milder Stoiker, wie ich, gegen einen ſo edlen Epikureer, wie Sie, noch immer hegen darf. Ich bin u. ſ. w.“

Neun und zwanzigſtes Stück.

Fragment eines Gaſtmals.

Die Alten ſchrieben gerne Gaſtmäler, unter denen das berühmteſte und ſchönſte das Platoniſche iſt. Der Gegenſtand, der darinn behandelt wird, iſt die Liebe; in jenem weitern Sinne des Worts, da es auch die Freundſchaft, als die edelſte Art der Liebe, mit in ſich begreift. — Wie, wenn einſt ein Neuerer, der einige Funken von Platons Geiſte hätte, uns mit einem Gaſtmal beſchenkte, worinn auf ähnliche Art das dichteriſche Genie behandelt würde? An der Wahl des Stoffs würde es wenigſtens nicht liegen, wenn das Gegenbild zu weit hinter ſeinem Vorbilde bliebe. Die ſchönen Rollen eines Agathon, eines

Aristophanes, und wie die Theilnehmer des Gastmals, alle heißen, mögten sich finden; dem Genie eine feurige Lobrede zu halten, oder in einer drolligten Dichtung den Grund seiner Verschiedenheiten anzugeben, mögte so schwierig nicht seyn: aber wer würde so leicht sich an die Rolle eines Sokrates wagen? wer sich zutrauen, daß er mit gleichem Scharfsinne gleiche Phantasie und gleiche Grazie des Ausdrucks verbinden könne?

Ein verstorbener Freund, dessen Papiere so eben vor mir liegen, hat gleichwohl die Idee zu einem solchen Gastmale gehabt, und hat sich darinn weit genauer, als nöthig gewesen wäre, an sein Vorbild halten wollen. Ich vermuthe dieses aus der Rede eines Arztes über das Genie, die sich auf ein paar einzelnen verworfenen Blättern findet, und die sich gerade mit eben der Wendung, wie die des griechischen Arztes, Eryximachus, anfängt. Vielleicht weiß man mir es Dank, wenn ich dieses kleine Bruchstück, so sehr es auch

nur erſter Entwurf ſcheint, von dem Untergang rette.

„Auf den erſten Unterredner folgte in der Ordnung, worinn die Gäſte ſaßen, der Arzt. Mein Vorgänger, ſagte dieſer, hat ſeine Rede vortreflich angefangen und unſre ganze Erwartung erregt: ob er ſie gleich vortrefflich beſchloſſen, und unſre Erwartung befriediget habe? darüber, meine Herren, urtheilen Sie ſelbſt!“

„Phantaſie iſt das Erſte, was wir zum Begriff des dichteriſchen Genies erfodern, und der Phantaſie wird aller Stoff, den ſie bearbeitet, von der Erfahrung geliefert. Ueber dieſe Sätze, von denen er ausging, ſind wir ohne Zweifel ganz mit ihm einig. In den Träumen des Blindgebohrnen, ſagte er ſehr ſchön, werden Töne gehört, werden Körper gefühlt; aber Licht und Farben ſind darinn eher nicht, als bis durch die wohlthätige Hand eines Caſamatta ſich ſeine Augen dem Tage öffnen. Folglich, ſchloß er, iſt jede Phantaſie — des

Dichters, wie des gemeinsten Menschen — abhängig von der Empfindung; sie kann nichts, als die Bilder, die ihr diese gab, anders und anders, es sey im Ganzen oder in Theilen, zusammensetzen."

„Diese letztere Behauptung ist es, die ich, nicht sowohl dem Sinne, als dem Ausdrucke nach, in Anspruch nehme. — Sie erwarten wohl nicht, daß Sie bei dieser Gelegenheit den Arzt in mir hören werden; und doch werden Sie dieses wirklich: denn eben aus meiner Wissenschaft, oder wenn Sie wollen, aus einer der Vorbereitungs-Wissenschaften dazu, denke ich die Berichtigung dessen herzunehmen, was ich in jener Behauptung Irriges finde."

„Wenn ich von Zusammensetzung höre; so führt mich meine Einbildung in die Werkstätte eines mechanischen Künstlers: und das ist nicht die des Genies. Dort bleibt der Stoff, der bearbeitet wird, in seinen Elementartheilen ganz derselbige, ganz unverändert, und

so läuft freilich die ganze Arbeit nur auf Trennen und auf Zusammensetzen hinaus. Bei Werken des Genies hingegen ist es hiemit durchaus nicht gethan; hier muß etwas weit Anders, weit Höhers geschehen; etwas, bei dessen Ermangelung man zwar noch immer Erfinder, und ein sehr originaler seyn kann, aber sicher auch ein sehr elender, ein völlig genieloser ist."

„Sie alle, meine Herren, haben von jenem gehirnkranken Sicilianer, dem Fürsten von Palagonien, gehört. Wenn irgend Gedanken neu waren, so waren es die dieses Prinzen; aber wie ungeheuer, wie lächerlich, wie zurückstoßend in ihrer Neuheit! — Und dieß woher? — Weil eben dieser Prinz der größte und kühnste Zusammensetzer war, den es noch jemals gab. Der Löwe mußte ihm seinen Kopf, der Schwan seinen Hals, die Eidechse ihren Leib, die Ziege ihre Beine hergeben: und dieß Alles setzte dann der unbegreifliche Sonderling zu einer einzigen scheußlichen Chimäre zusammen."

„Aber, werden Sie sagen, hier waren auch alle Theile im Widerspruche; sie waren aus der ganzen Thierwelt ohne Zweck und Wahl zusammengerafft; und was da ihre Verbindung geben konnte, mußte freilich ein eben so widriges als unmögliches, ein der Natur völlig unbekanntes Ungeheuer werden. Muß denn das immer so seyn? Muß denn jede Zusammensetzung nur fremdartige, unpassende Theile verbinden? — Ich fürchte, so lange sie bloß Zusammensetzung ist, muß sie es in der That: denn einmal gehören die Theile nicht zu Einem, sondern zu verschiedenen Ganzen; und wenn da ihre Verbindung auch nicht immer Ungeheuer, lächerliche oder zurückschreckende Fratzen giebt; so giebt sie doch sicher auch keine schönen übereinstimmenden Werke, keine echten Werke des Genies und der Kunst."

„Erinnern Sie sich hier des berühmten griechischen Malers Zeuxis! Um seine He-

lene *) zu bilden, versammelte er um seine Staffelei fünfe der bezauberndsten Schönheiten von Kroton; nicht, daß er sich eine von ihnen auswählte und die andern zurückschickte, sondern daß er die Reize, die unter sie einzeln vertheilt waren, alle in Eine Göttergestalt zusammenbrächte."

„Denken Sie einmal selbst, meine Herren, was dieses hat werden können! — Von jener sanften schlanken Chloe nahm also der Maler die schöne Wölbung des Auges mit dem bescheidnen niedergeschlagenen Blick; von dieser kleinen wohllustathmenden Glycerion nahm er die halbgeöfneten süß einladenden Lippen; von jener königlichen ehrfurchtgebietenden Danae borgte er die ernste Stirn und den schönen Rücken der Nase; von dieser muntern

*) Wenn man will, kann man für Helene, auch Juno, und für Kroton, Agrigent setzen; denn die Erzählungen der Alten sind nicht übereinstimmend. S. Bayle unter dem Artikel: Zeuxis.

niedlichen Daphne wählte er das feingerundete Kinn und das kleine schalkhafte Grübchen. — Was ihm die fünfte hat geben sollen, um das Gesicht zu vollenden, ob Augenbraunen oder Wangen, oder Haarlocken, oder irgend sonst etwas; das bestimmen Sie selbst!"

„Ich frage jede, auch die willigste Phantasie, ob es ihr möglich sey, alle diese Theile in Ein harmonisches Ganze zu fassen, und ob sie glaube, daß durch Verbindung derselben die beabsichtigte idealische Schönheit unter dem Pinsel des Malers hervorkommen werde? — Will man, statt des Gesichts, lieber die ganze Figur nehmen, und Nacken, Brust, Schultern, Arme, Füße, von den versammelten fünf Schönheiten zusammenborgen; so ist mir das Eins. — Wahrlich! wenn diese ganze schöne Erzählung vom Zeuxis kein Mährchen ist, als wofür ich nicht stehe; so hat etwas weit Anders geschehen müssen, als die Erzählung besagt; so hat Zeuxis die aus-

gewählten Schönheiten bloß gebrauchen müssen, um seine Phantasie zu begeistern, um sich in dieser Begeistrung ein Ideal zu formen, das von Allen borgte, und doch, bis ins Kleinste hinein, von Allen verschieden war; eine Analogie, die gleichsam alle jene Einzelnheiten in sich auflöste, sie mit sich verschmelzte, sie beibehielt, und ihnen dennoch ein ganz neues, eigenes Wesen verlieh."

„Sie sehen, daß ich Wort halte, und daß ich, mitten in der Wissenschaft des Schönen, den Arzt spiele: denn für Zusammensetzung habe ich Ihnen Mischung untergeschoben, und aus einer mechanischen habe ich Sie in eine chymische Werkstätte geführt."

„Um hiemit noch zufriedner zu seyn, als ich hoffe, daß Sie schon sind; so wenden Sie jetzt Ihren Blick von dem Maler ab auf den Dichter! — Wie? Jener bewunderte, unnachahmliche Charakter eines Othello wäre im Grunde nichts, als ein Aggregat von einzelnen geschickt zusammengefügten Erfahrun-

gen? Aus hie und da gesammelten Zügen der Eifersucht, theils selbst beobachtet, theils von Andern entlehnt, wäre das so herrliche, übereinstimmende, in sich selbst so vollendete und gründete Ganze entstanden, das mit so lebendiger Kraft auf uns einwirkt? Nicht auch hier hätte ein Ideal müssen gebildet, eine Analogie müssen geschaffen werden, in welcher sich alle jene Erfahrungen aufgelöst, und so durch innige Mischung ein neues, die Natur übertreffendes und doch der Natur so höchstähnliches Werk geliefert hätten?"

„Doch auch das scheint mir noch irrig, daß ich den Dichter seinen Stoff nur immer von außen erhalten, ihn bloß Andre beobachten, und durch Verschmelzung dieser Beobachtungen sein Werk hervorbringen lasse. Wie, wenn Shakespear die meisten und die herrlichsten Züge seines Othello eben dadurch gefunden hätte, daß er freiwillig seine eigene Seele zur Eifersucht stimmte, daß er die Symptome derselben sich nicht bloß dachte, sondern

sondern sie ursprünglich in seinem eigenen Innern entstehen ließ? — Fremde Erfahrungen, vielleicht nur sehr wenige, aber auffallende, wesentliche, reichhaltige Züge; hätten dann seine so warme, regsame Phantasie gleichsam nur angeschwängert, hätten ihm nur einen Keim zum Ausbilden gegeben, und er wäre selbst dieser Othello, dieser traurige Raub der schrecklichsten unter den Leidenschaften geworden, indem er denn doch — was eben die unterscheidende, unbegreifliche Gabe des Genies ist — mitten in dem selbsterregten Sturme der Leidenschaft, alle Besonnenheit, alle Scharfsichtigkeit des Beobachters erhalten hätte."

„Wenn ich eben hier, wie ich kaum zweifle, das Wahre traf; so genügen mir nun, zum Bilde für die Wirkungsart des Genies, auch die chymischen Kräfte nicht mehr; ich springe von ihnen ab auf organische Kräfte. Weg mit dem Gedanken an eine bloße Werkstätte, wo nur todte Stoffe bearbeitet oder verwan-

delt werden! Das Genie ist mir nun etwas weit Vollkommners, weit Edlers; es ist mir für die geistigen Erzeugnisse das, was die Mutter des weiblichen Thiers für die körperlichen ist. Die Erfahrung thut weiter nichts, als daß sie einen Keim zur Empfängnis hergiebt, oft einen sehr geringen, unansehnlichen Keim; augenblicklich werden im Innersten des Genies alle Kräfte zum Leben geweckt; ein Ueberfluß mannichfaltiger Elementarstoffe drängt sich hinzu, um den Keim zu schwellen, zu entwickeln, zu nähren, ihn nach und nach, aber unausgesezt, bis zur endlichen Vollkommenheit fortzubilden. — Auf welche Art dieses geschehe? darüber hängt auch hier, wenn gleich kein so dichtes, wenigstens ein ähnliches Dunkel, wie über der körperlichen Erzeugung; ein Dunkel, das nur derjenige ganz durchblickt, der aller Kräfte Vater, in der unsichtbaren, wie in der sichtbaren Natur ist.“

Dreißigſtes Stück.

Das Irrenhaus.

Friedberg war noch ſehr jung, als ihm ſchon ſeine vorzüglichen Fähigkeiten einen Ruf nach der Hauptſtadt erwarben. Sein Vater, ein würdiger Landgeiſtlicher, der ſelbſt der erſte Lehrer dieſes einzigen Sohnes geweſen war, und der nachher an die Bildung deſſelben alles das Seinige verwandt hatte, ließ ſich weder die Weite der Reiſe, noch die Schwachheiten des Alters abſchrecken, ihn zu begleiten. — Ich muß doch ſehen, ſagte er, wo er bleibt, und muß ihm noch einen lezten Beweis der Liebe geben, der ihm mein Andenken theurer mache. Er ſelbſt wird einmal ein deſto liebreicherer Vater werden, je eines

liebreichern er sich zu erinnern hat. Und so riß er sich, mit ihm zugleich, aus den Armen der Mutter.

Sie besahen, nach ihrer Ankunft, die Merkwürdigkeiten der Stadt, und noch den Tag vor der Rückreise des Vaters gingen sie in die öffentliche Anstalt für Wahnsinnige und Rasende. Die mancherlei schreckensvollen Auftritte, die sie hier fanden, wirkten auf den Sohn mit aller Stärke der Neuheit; er hatte noch nie die menschliche Natur in so tiefer Erniedrigung gesehen. Aber mehr als Alles rührte ihn der Anblick eines freundlichen Greises, der ehemals ein Mann von Ansehen und Verdiensten gewesen war, und jezt in Allem, was er sagte und that, sich völlig als Kind zeigte. — Der Aufseher erzählte ihnen, wie dieser Unglückliche durch die Laster seiner Söhne um Güter und Ehre, und zulezt auch um seine Vernunft gekommen; und zu jedem Puncte dieser Erzählung winkte der Greis lächelnd, als ob er ihre Wahrheit be-

ſtättigen wollte. Vormals, fuhr der Aufſeher fort, hatte er Augenblicke, wo er ſeinen Zuſtand inne ward, und dann bat er Gott mit einer Wehmuth, die ſelbſt mich Abgehärteten rührte, ihn von der Welt zu nehmen; jezt hat er nun dieſer Augenblicke nicht mehr; ſelbſt der Kummer um ſeine Vernunft hat ſie völlig in ihm ertödtet. Auch dieß beſtättigte der Greis mit einem freundlichen Winken, und ſah dann doch, als ob noch eine dunkle Erinnerung bei ihm übrig wäre, mit einem trüben Auge gen Himmel. —

Der Sohn ging ſtillſchweigend an der Seite des Vaters, bis ſie wieder in ihrer Wohnung waren. — „Groſſer Gott! rief er dann aus, wie entſezlich iſt doch das Schickſal, ſeine Vernunft zu verlieren! Noch nie, weil ich denken kann, hab' ich dieſen Schauder, dieſe Vernichtung in mir empfunden. — Zu ſeyn und doch nicht mehr zu ſeyn! Bei aller Fülle des Lebens ein bloßer athmender Leichnam zu werden, der bleße umherirrende

Schatten einer abgeschiedenen Seele! — Denn was sind diese Unglücklichen anders? Wenn unser Selbst in dem Bewußtseyn unser Selbst besteht; was ist dann der Verlust dieses Bewußtseyns, als Tod, als Vernichtung? — Und selbst das Verfahren mit diesen Elenden! wie man sie aus der Zahl der Lebendigen ausstößt, sie einkerkert, vergräbt; behandelt, als ob sie nicht da wären, nicht hörten! Wie man in ihre Gegenwart tritt und ihre Leiden erzählt, indeß sie ruhig dasitzen und lächeln; nicht anders, als ob man vor das Bild eines Todten träte, der einst ein edler Mann war, und nun dahin ist!"

Er schwieg einige Augenblicke, und ging umher, eh' er fortfuhr: „O die Schicksale der Menschheit! Ich habe mich so oft entsezt, daß ich war, wenn ich erwog, was ich werden könnte."

Und doch, nahm hier der Vater das Wort — so sehr der Zustand dieser Elenden auch mich gerührt hat; — in der Vorstellung ist er

schrecklicher, als in der Empfindung. Kann der Mangel des Bewußtseyns für den noch Elend seyn, der es verlor?

„Das nicht. So wenig, als der Tod für den Todten. — Aber wenn es nun noch da ist, oder zurücklehrt, dieses Bewußtseyn? wenn der Elende Gott mit Thränen um seinen Tod bittet, oder gleich Jenem, auf den dürren Wipfel eines Baums zeigt, dessen untere Zweige noch grünen, und mit Erschütterung ausruft: Er stirbt von oben!“

Mäßige deine Empfindungen! sagte der Vater. Du denkst dir das Bewußtseyn dieser Unglücklichen mit aller der Klarheit, aller der Kraft, wie dein eignes; aber deren sind ihre zu geschwächten, zerrütteten Seelen wohl nicht mehr fähig. — Und wären sie ihrer fähig: — der Arzt verzweifelt nur dann, wenn der Kranke nicht mehr fühlt, daß er leidet. Es wäre Hofnung zum Leben.

„Hofnung! — ah, ich fürchte, wie auf dem Gange zum Hochgerichte: ein matter,

trüber Schimmer von Hofnung! — Und die Furcht, die sich ihr anhängt, mein Vater! — Wenn man bedenkt, was das sagen will: seine ganze Kraft so gehemmt zu fühlen! nur noch Vernunft zu haben, um ihrem Verschwinden mit zuzusehen! um dem Verlöschen dieses göttlichen Funkens mit zuzusehen, der unsre Würde, unsre ganze Seligkeit ausmacht! in dem tödlichsten aller Gedanken nicht bloß das Ziel seines Fortgangs zu denken, auch sein Zurücksinken von jeder erreichten Stufe bis zur Kindheit, bis unter die Kindheit hinab: Gott! Gott! welch Gefühl muß das seyn! — Und wenn nun das vollends einen Mann trifft, der sich näher an den Gipfel hinangearbeitet hatte; wenn so ein Mann nun in die entsezliche Kluft schaut, die sich unter ihm aufthut; wenn er seinen Fuß schon ausgleiten fühlt, den Boden schon vermißt, der ihn tragen könnte: — o, ich seh' ihn! ich seh' ihn! — noch hängt er mühsam da an einem zitternden Arme; noch ringt er mit

aller Kraft seines Wesens, sich neuen Schwung zu geben; — umsonst! umsonst! Sein Gewicht zieht ihn tiefer und immer tiefer, und in ohnmächtiger Verzweiflung giebt er sich auf, und verschwindet. — —. Sie sprachen von schwächerm, von dunklerm Bewußtseyn? Und wenn dieß auch bei'm Erwachen derer wäre, die nur Kinder, nur Schwachsinnige wurden; was wird's bei denen seyn, deren wildes, tobendes Blut man nur mit Ketten bändigt? Werden auch diese, wenn sie erwachen — —"

Er schwieg von neuem, und auch der Vater saß nachdenkend und traurig; denn er hatte schon den Schmerz des Abschieds im Herzen. Er überdachte die künftige weite Entfernung von seinem Sohne, überdachte die Gefahren, die ihn umringen würden, sein noch so jugendliches Alter und das rasche Feuer seines Charakters; und alles das, mit den Eindrücken zusammengenommen, die er gehabt hatte, erfüllte sein ganzes Herz mit Wehmuth.

„Man hat den Tod, fing der Sohn wieder an, das Schrecklichste unter dem Schrecklichen genannt; was müssen Wahnsinn und Raserei seyn, wenn diese jenen zur Wohlthat machen? — Und im Grunde: was heißt auch Sterben? Wenn es das allgemeine Schicksal Aller ist, die gebohren wurden; wenn es oft nur auf uns, auf die Größe unsrer Seele ankommt, daß es zu unsrem lezten, herrlichsten Ruhme werde; wenn jeder, der den fühllosen Leichnam ausgestreckt sieht, mit Gedanken seines eigenen Todes an seine Brust schlägt, und wir dann, den Augen der Menschen entnommen, in ewiger Ruhe schlummern: o, wie wenig, wie nichts ist denn das! wie nichts gegen jenen schrecklichern Tod, wo in so mancher Seele das Mitleiden Verachtung, stolzer Spott über den Unglücklichen wird; wo sich so gar nichts thun läßt, das unser Elend ehrenvoll mache; wo man oft im Grabe wieder lebendig wird, um den Gräuel seiner Verwesung zu sehen!“

Deine Bilder werden gräßlich, ſagte der Vater.

„Uebertreib' ich ſie aber? — Das Elend der Menſchheit, in ſeinen tauſend und tauſend Geſtalten, ſteht vor mir; aber in keiner ſeh' ich es ſo ſchwarz, ſo furchtbar, ſo meine ganze Natur erſchütternd.“

Weil jezt dieſe eine Geſtalt hervorſpringt; weil ſie beleuchteter iſt. — In Augenblicken lebhafterer Theilnahme verbleicht und verſchwindet jedes andere Bild, und immer ſcheint das Eine, das in voller Gluth ſeiner Farben daſteht, das einnehmendere oder das grauſenvollere. — Wie, wenn ich ſelbſt dir ein Elend nennen könnte, das weit, weit über dieſes wäre?

„O verſchweigen Sie's, bitt' ich.“

Du ſchloſſeſt von den Schreckniſſen des Todes auf die größern des Wahnſinns, weil dieſer jenen wünſchenswerth macht; ſchließe weiter auf die noch größern des höchſten Elends, wo wieder Wahnſinn als Wohlthat

erſcheint, Oder, wenn Du glaubſt, daß ich zu viel ſage; — wirf einen Blick auf die Laſterhaften, die dem Greis, ihrem Vater, deſſen Schickſal Dir ſo ans Herz ging, dieſes Schickſal bereiteten! Wenn ſie nun früher oder ſpäter aus ihrem Taumel erwachen, und allen den Jammer, den ſie bewirkten, die ganze Unmöglichkeit des Erſatzes, die ganze ſchreckliche Zerſtörung ihrer eignen Kräfte erblicken; wenn ſie, mit Fluch und Schande bedeckt, ſich ſelbſt ein Abſcheu leben, und auch die Ausſicht in die Ewigkeit, die ſonſt der Elenden letzter Troſt iſt, ſich ihnen verfinſtert: — ſprich! wird nicht ihr Erwachen ſchrecklicher ſeyn, als das Erwachen des Raſenden auf ſeinem Strohlager, in ſeinen Ketten? wird nicht jener fortdauernde, zwar ſchreckhafte Traum ihnen Wohlthat dünken, vor deſſen Wiederkehr jene Unglücklichen, als vor ihrem einzigen Uebel, zittern?

„Wahr! wahr, mein Vater! — Sie führen mich vor den Eingang der Hölle.“

Und doch widerſprach ich Dir allzuraſch. Denn auch dieſes Elend iſt Wahnſinn. — Prüfe nur den Grund deiner Pflichten! Sind ſie Geſetze eines eigennützigen Obern, der durch deine Unterdrückung gewinnt? eines ſchadenfrohen Tyrannen, der ſich Gelegenheiten zu Strafen durch ſie bereitet? Oder ſind ſie in dem weſentlichen Zweck deines Daſeyns, in der höchſten Beſtimmung deiner Natur gegründet?

„Das Lezte; gewiß das Lezte! Sie ſind Bedingungen meines Wohls, die auch der Schöpfer ſelbſt nicht aufheben kann, ohne daß er vorher meine Natur zerſtöhre.„

Nun dann! So iſt denn die Tugend nichts, als das in Ausübung gebrachte, deutliche, volle Bewußtſeyn unſer ſelbſt, unſrer Beſtimmungen, Verhältniſſe, Kräfte. Und ihr Entgegengeſeztes, das Laſter?. — was wird es ſeyn, als eine fortwährende Abweſenheit dieſes Bewußtſeyns? als eine Verfinſterung der Seele, die dann und wann ein lichter ſchreck-

licher Augenblick unterbricht? — Frage auch nur das Urtheil der Welt! Sie giebt dem Laſter alle Namen des Wahnſinns, von den erſten leichtern Thorheiten an bis zu den lezten wildeſten Ausbrüchen der Wut; und ihre Behandlung der einen Gattung von Raſenden iſt, wie die Behandlung der andern. Sie verſchließt ſie, feſſelt ſie, züchtiget ſie; oder wenn ſie ſie frei läßt, ſo wandeln die Elenden umher, gleich jenen unſchädlichen, ruhigern Wahnſinnigen, die der feinere edlere Menſch bejammert, und die der Pöbel verſpottet. — Du ſtehſt in Gedanken, mein Sohn?

„O mein Vater! — Sie geben mir für das Laſter einen Geſichtspunct — —“

Sieh, das wünſcht' ich. Ich wünſchte, die Eindrücke, die wir gehabt haben, heilſam zu machen. — Daß wir für jene Unglücklichen zitterten, das war ſo fruchtlos für uns, wie für ſie: denn am Ende war unſer ganzer Gewinn, daß wir ein menſchliches Gefühl hatten; aber ſage: welch' ein Gefühl! Von jener

demüthigenden niederdrückenden Art, die unsre ganze Thätigkeit ungereizt läßt, und die es vielleicht besser ist, nie gekannt zu haben. — Hier hingegen, hier sehen wir uns im Reiche der Freiheit, und unsre Kräfte finden ihr Spiel; wir können gegen den Tyrannen, das Schicksal, nichts, aber gegen die Sirene, die Sinnlichkeit, Alles. Und so laß uns nicht mehr da zittern, wo es ohne allen Gewinn ist; lieber da, wo es uns Heil bringen kann! — Oder meynst Du nicht, daß uns das Elend des Lasters in eben dem Grade mehr erschüttern sollte, in welchem es furchtbarer ist?

„Es ist vermeidlich, mein Vater! Wir zittern weniger am Tage, als bei der Nacht, weniger vor dem offnen Feinde, als vor dem Meuchelmörder.“

Wahr gesagt, völlig wahr! Aber setze dieser Bemerkung eine andere zur Seite: was vor dem Einbruche des Uebels die Schrecken desselben mindert, das macht sie, nach dem Einbruche, größer. — Sich selbst als Urheber

ſeines Elendes denken! ſelbſt das Ziel ſeines Haſſes, der Gegenſtand ſeiner Verwünſchungen ſeyn! wie grauenvoll, wie entſezlich iſt das! — Und dieſes eingeſehen; wozu ſoll deine Bemerkung uns führen? Daß wir ſorglos, mit halbgeöffneten Augen hinträumen, des Wegs, den wir wandeln, nicht inne werden, und ſo uns muthwillig aller Vortheile des Lichts berauben? Oder daß wir über den grauenvollen Abgründen, neben denen ſich der Pfad des Lebens hinſchlingt, die Augen offen halten, und uns gegen die rings umgebenden Gefahren mit Wachſamkeit, mit Stärke der Seele rüſten? — Komm auf die Bilder zurück, die dich ſo mächtig erſchütterten! Setze dich in Gedanken an die Stelle des Unglücklichen, der ſchon die erſten Anlagen zum Wahnſinn, die erſten Anwandlungen der Wut, in ſeinen trüben Abweſenheiten, in ſeinen wilden Krämpfen bemerkt! Sieh in dieſem Zuſtande eine Möglichkeit, dich zu retten, und ſage: wird nicht alle Begehrungskraft

deiner

deiner ganzen Seele in den einzigen Wunsch zusammenstürzen, diese Möglichkeit zu verwirklichen?

„O Gott!“ —

Auch das Laster, mein Sohn, hat seine Anlagen, hat seine Anwandlungen; und wohl dem Jünglinge, der sie nie in sich gewahr wird, ohne zu schaudern! Sie zeigen sich in der Heftigkeit der Begierden, in dem Ungestüme der Leidenschaften. Jenes deutliche, volle Bewußtseyn unser selbst, worin wir die Tugend fanden, will eine besonnene, ruhige Seele. — Wen also schon öfter seine Begierden über die Grenzen der Mäßigung rissen; wer schon mehrmals in der Hitze der Leidenschaft heiliger Pflichten vergaß, der mag erschrecken und wachen! Er ist dem fürchterlichsten der Zustände, dem Wahnsinn des Lasters, so viel näher, als andere Menschen.

Der Sohn verstand nur allzuwohl den liebreichen, aber ernsten Blick seines Vaters. Er erinnerte sich seines vergangenen Lebens, und

mehr als Eine Ausſchweifung, die ihm hätte verderblich werden können, trat vor ihn.

Aber, fuhr der Vater fort, welche Mittel hat der Jüngling in ſeiner Macht, der kalten Vernunft über glühende Sinnlichkeit, über tobende Leidenſchaften den Sieg zu ſichern? — Eine Vernunft, die mit ſolchem Anſehen, ſolcher Uebermacht herrſcht, daß auf ihren erſten Ruf alle Begierden ſchweigen und ſich ehrerbietig zurückziehn, iſt ſicher möglich, iſt in den Beſten und Edelſten des Menſchengeſchlechtes wirklich: aber ſie iſt Vorrecht des ſchon reifen, ausgebildeten Weiſen, nicht des noch reifenden, in der Bildung erſt begriffenen Jünglings. In dieſem herrſcht mit Uebermacht die Phantaſie, die Empfindung; und das Beſte, ja vielleicht Einzige, was er zu ſeiner Sicherung thun kann, iſt: eben mit Phantaſie und Empfindung ſeine Vernunft ſo zu befreunden, den Gedanken der Pflicht mit den feinſten, zärteſten Gefühlen des Herzens ſo zu verſchlingen und zu verketten, daß auf den

ersten nie ausbleibenden Ruf des Gewissens diese Gefühle mit jenem Gedanken zugleich erwachen, und ihm mit all' ihrer Stärke, all' ihrem Feuer zu Hülfe kommen. — Es giebt Augenblicke im Leben, die sich tief, die sich unauslöschlich in das Gedächtnis prägen, eben weil sie das ganze Herz entweder zerrissen oder empörten, und in solchen Augenblicken seine Entschlüsse zum Guten fassen, sich selbst es schwören, daß man immer der Pflicht getreu, immer rechtschaffen und edel seyn wolle — o mein Sohn! das kann so wohlthätige, so heilsame Folgen für unser ganzes Leben haben. Den empörenden Augenblick haben wir heute gehabt, und der herzzerreißende — steht uns bevor — morgen — wenn wir zum lezten Male — beim Abschied —

Die Stimme schwankte dem Vater, und der Sohn, von Empfindung überwältigt, warf sich mit lauten Thränen ihm in die Arme. — Sobald der Gebrauch der Stimme ihm wieder frei ward, schwur er ihm an seinem Herzen

den Eid: daß die Erinnerung dieſes Tages ihn nie verlaſſen, daß ſie ihm eine ſtete ehrwürdige Erweckerinn zur Tugend ſeyn ſollte; und dieſer Eid blieb ihm ſein ganzes Leben lang heilig. Oft, wenn die Gelegenheit lockte, und die Begierde aufbrauſte, erſchien ihm plözlich der gute, zärtliche Greis, mit der Thräne der Rührung auf ſeiner Wange; er hörte noch den ſanften, ſchmelzenden Ton ſeiner Stimme, fühlte noch den warmen liebevollen Druck ſeiner Hand, und keine Leidenſchaft, wie ungeſtüm ſie auch war, vermogte etwas gegen die Kraft dieſer Erinn'rung.

Ein und dreißigſtes Stück.

Zwei Geſpräche.

Erſtes Geſpräch.

Nein! ſagte der große Tonkünſtler Graun zu dem noch größern Mathematiker Euler, die bloße Kenntnis der Regeln der Harmonie macht's nicht aus; mit ihr allein iſt man kein Meiſter. Müßten ſonſt nicht Sie, der Sie jene Regeln ſo gründlich inne haben, einer unſrer größten Tonſetzer ſeyn?

Und wie, wenn ichs wäre? antwortete der Mathematiker lächelnd. Ich habe nur bisher die Kunſt nicht geübt; ich muß es verſuchen. — Sie gaben ſich das Wort, beide auf einen beſtimmten Tag ein Stück zu liefern.

Die Arbeit des Musikers war, wie immer; nicht nur in der Harmonie völlig richtig, auch einschmeichelnd, sangbar, voller Geist und Gefühl: man war nicht zufrieden, als bis man sie öfter hörte. Die Arbeit des Mathematikers war nach den Regeln untadelhaft; aber unsangbar, steif, ohne die mindeste Anmuth: man war froh, als er die lezte Note anschlug.

Nun? fing der Tonkünstler mit einem kleinen bescheidnen Triumph an: so wenig Vorzügliches meine Arbeit hat, so bin ich doch kühn genug, daß ich Sie selbst zum Richter nehme; Sie, der Sie das Gute wenigstens fühlen, wenn auch nicht hervorbringen können. — Sie haben Recht, sagte der Mathematiker, indem er seine Noten zerriß: mit der Kenntnis der Harmonie ists nicht gethan; aber — freuen muß ich mich, daß mir meine List so geglückt ist. Ich bin Freund von Musikalien, die niemand als ich allein besitze; abgeschmeichelt hätte ich Ihnen dieses neue reizende Stückchen schwerlich; so habe ich's Ihnen ab-

ſtreiten wollen. — Der Tonkünſtler lachte, und ſchenkte ihm das Stück auf der Stelle.

Bei dieſem kleinen freundſchaftlichen Wettſtreit waren, durch Zufall, ein paar jüngere Männer, der eine ein Schüler von Graun, der andre ein Schüler von Euler, zugegen. — „Sie ſehen, ſagte der junge Tonkünſtler, indem er mit dem jungen Mathematiker fortging, wie unnütz für unſre Kunſt Ihre mathematiſche Theorie iſt.“

Unnütz? fragte der Mathematiker. Das ſehe ich nicht.

„Unnütz in jeder Abſicht, mein Herr. Denn fürs erſte hat ſie noch nie ein Genie hervorgebracht, und wird und kann keins hervorbringen.“

So wird ſie's doch führen, erleuchten.

„Auch das nicht.“ —

Hat denn Ihr Meiſter nicht Theorie?

„Allerdings! Trotz dem Beſten! — Aber ich behaupte, er würde nichts ſchlechter ſeyn, wenn er auch keine hätte. Mit dieſem feinen,

zärtlichen, richtigen Sinn, womit er gebohren ist, dieser Kenntnis der besten Werke vor ihm, dieser vieljährigen Uebung, würd' er Alles, was er hervorbringt, allein hervorbringen können."

Die leichtern, einfachern Werke vielleicht. Aber auch die schwerern, vollstimmigern Werke?

„Alle. Alle. — So wie man in der Tonkunst ohne Gehör, Uebung, Kenntnis der Muster nichts vermag; so vermag man mit diesen Erfodernissen Alles. Ja, Gehör allein, mit einer warmen, innigen Empfindung verbunden, muß schon genug seyn. Wie wäre sonst der erste vortreffliche Tonkünstler entstanden?"

Vortrefflich, mein Herr, ist ein Verhältnisbegriff. Für seine Zeiten vielleicht war jener erste Tonkünstler vortrefflich; für unsre Zeiten wird mehr erfodert. Jezt bedarf das Genie der zwiefachen Bildung, die ihm Muster und die ihm Unterricht geben.

„Bedarf ihrer? Dann ist es nicht mehr Genie.“

Warum nicht?

„Das Genie, mein Herr, ist eine lebendige Flamme, die ihr Licht, wie ihre Hitze, in sich selbst hat; eine schöpferische Kraft, deren Werke“ — —

Ja ja! sagte der Mathematiker, der diesen schneidenden, absprechenden Ton eben nicht liebte; das Genie, wie ich wohl sehe, ist eine Ausnahme von den Regeln der Natur, ist ein Wunder. — Kann ich's Ihnen doch zugeben, daß nicht allein das Genie, daß überhaupt jeder Tonsetzer unser entbehren könne! Darum hat noch immer unsre Theorie ihren Werth.

„Für wen? — wenn sie für uns keinen hat.“

Für uns selbst.

„Sonderbar! Die Theorie einer Kunst soll für die Kunst selbst entbehrlich, und soll dennoch schätzbar seyn?“

So gut, wie die Sternkunde es ist. Obgleich die Gestirne selbst, zur Erfüllung ihres harmonischen Laufs, ihrer ewig entrathen könnten.

„O die Sternkunde! die hat anderweitigen Nutzen. Ohne sie könnte weder Schiffarth, noch Zeitberechnung“ — —

Was Schiffarth und Zeitberechnung! Lassen Sie weder Schiffe, noch Almanache, noch Uhren, noch irgend etwas, wozu Sternkunde nöthig ist, in der Welt seyn: sie bleibt dennoch, was sie ist, eine der ersten, der vortrefflichsten Wissenschaften.

„Wie? Ohne zu nützen?“

Was verstehen Sie unter Nützen? — Oder, um kürzer davonzukommen: wozu glauben Sie, daß die Musik nützt?

„Himmel! Wozu sie nützt? Die Musik? — Ist sie nicht von allen angenehmen Beschäftigungen, die von Menschen erfunden worden, die edelste? feinste?“

So denkt von seiner Kunst jeder Künstler.

„Aber nur Einer mit Recht.“

Das fragt sich. — Doch genug, daß Ihnen angenehm und nützlich nicht sehr weit aus einander scheinen, und in der That sind sie's auch weniger, als man glaubt. — Ihre Kunst nun ist darum schäzbar, weil sie auf eine angenehme Art Ihre sinnlichen Empfindungskräfte beschäftigt. Nicht wahr?

„Allerdings! Und zwar die höhern, feinern, edlern Empfindungskräfte.“

Wohl! Mir ist wieder die meinige, nach allen ihren verschiednen Theilen, schäzbar, weil sie meine Vernunft, und also eine Kraft meiner Seele beschäftigt, die doch, hoff' ich, auch zu den höhern gehört, und die wohl so viel, als jede andere werth ist. — Wollen Sie, statt Beschäftigen, etwas Anders sagen, das natürlicher Weise daraus entspringt: Bilden, Erhöhen, Erweitern; ich bins zufrieden. Die Tonkunst also bildet, erhöhet, erweitert Ihr Empfindungsvermögen; die mathematische Theorie derselben

bildet, erhöhet, erweitert meine Vernunft. — Mit andern Worten: diese Theorie ist eine Kunst für sich selbst, die ihren innern, von andern Künsten unabhängigen Werth hat. Mag sie dem Tonkünstler zu seiner Ausübung nützlich oder unnützlich seyn; was kümmert das mich?

„Aber, stotterte der Tonkünstler, dem hier seine Phraseologie plözlich ausging: wenn Sie sonst nichts, als Beschäftigung Ihrer Vernunft suchen, so sollt' ich denken" — —

Was?

„Ich sollte denken: es gäbe der andern Arten, sie zu beschäftigen, so viele, so mannichfaltige" — —

Daß wir dieser entbehren könnten?

„Das meint' ich."

Jene andere Arten, mein Herr, sind andere Arten, nicht diese. Und wie, wenn nun diese Art der Beschäftigung, so wie jede, ihr Eigenes hätte? Wie, wenn sich die geübte Kraft um so mehr vervollkommnen und

bilden müßte, von je mehrern Seiten und je mannichfaltiger sie geübt wird? Wie, wenn eben deswegen — — Doch da sind wir ja an unserm Scheidewege, wo wir uns trennen müssen. Leben Sie wohl!

Zweites Gespräch.

„Sie geben der Kritik einen hohen Werth“ — sagte einst zu unsrem bescheidnen Moses Mendelssohn ein junger selbstgefälliger Dichter.

Aber doch keinen zu hohen, hoff' ich. Sie ist Philosophie über den Menschen, und ist als solche zu der ersten, der wichtigsten unserer Kenntnisse gehörig.

„Von dieser Seite freilich“ — —

Kennen Sie an ihr eine andre? — Entweder will sie dem Dichter zeigen, wie er seinen Zweck zu vergnügen, zu gefallen, erreichen

kann; oder sie will ihn über die Beschaffenheit des Gegenstandes erleuchten, den er bearbeitet. In beiden Fällen entwickelt sie ihm die Natur des innern, des sittlichen Menschen.

„Hat denn aber nur diesen die Dichtkunst zum Gegenstande?“

Zum Gegenstande, dem sie gefallen will, immer; zum Gegenstande, den sie bearbeitet, nicht nur oft, sondern in allen ihren besten, ihren genievollsten Werken. Immer kommt die Kritik auf den Menschen hinaus; und diesen, bis in seine feinsten Eigenheiten und Schattirungen, zu kennen — —

„Ist wichtig; ich gestehe das zu. Nur, ob sich die Kritik nicht unnütze Mühe giebt, wenn sie mit ihrem Unterrichte, statt an den Sittenlehrer, sich an den Dichter wendet; ob diesen unterrichten zu können, nicht eine stolze Anmaßung ist, von der sie wohl thun würde, zurückzukommen“ — —

Ich sollte nicht denken.

„Sie halten also wirklich die Kritik für

Lehrerinn des Genies? — Ich habe bisher geglaubt, daß sie nur seine Schülerinn sey.“

Das Wahre wird wohl seyn: sie ist beides.

„Schülerinn ganz gewiß, ganz unläugbar.“

Nun ja! —

„Denn sicher hat sie Alles, was sie weiß, und was sie nun zu lehren sich das Ansehen giebt, einzig und allein von den Genies.“

Ich glaube fast selbst. — Nicht zwar, als ob die große Schule der allgemeinen Lehrerinn, der Natur, ihr verschlossen wäre; aber sie findet es für sich vortheilhafter, lieber die des Genies zu besuchen. In jener großen Schule tönen der Stimmen so viele tausende durch einander, daß jede einzelne zu unterscheiden und zu verstehen unendlich schwer ist. Das Genie mit seinem höchstfeinen, höchstglücklich organisirten Sinne hat die einzelnen Stimmen herausgehört, hat sie vollkommen gefaßt; giebt den erhaltenen Unterricht wieder, und giebt ihn in der vernehmbarsten Sprache, mit den deutlichsten Tönen wieder.

Kein Wunder also, daß die Kritik, um sich zu belehren, lieber diese eingeschränktere Schule, als jene unermeßliche wählt.

„Und wenn sie nun diese Schule verläßt, wird sie Lehrerinn ihres Lehrers, unterrichtet ihn mit seiner eigenen Weisheit. Nicht wahr?“

Wenn er schlummert und fehlt; warum nicht? — Aber hat sie denn nur in dieser Einen Schule gesessen? — Wie, wenn sie schon vorher eine Menge andrer durchwandert wäre, noch täglich neue besuchte, in allen aufmerkte, lernte, das Gelernte vergliche, sich das Wahrste, Fruchtbarste, Beste herausnähme? Wär' es nicht da sehr möglich, daß die Schülerinn mit allen Ehren auch einmal Lehrerinn würde? — Oder muß vielleicht das Genie, in jedem Augenblick seines Wirkens, Genie seyn? muß es die Stimme der Natur nie verhören, nie mißverstehen, sondern, weil es so Vieles faßt, gleich Alles und Alles fassen?

„Das behaupt' ich nun nicht; aber gleichwohl

wohl — Genie zu seyn, und Unterricht annehmen! Von der Kritik!“

Sagen Sie lieber: von andern und von höhern Genies. Denn nach Ihrem eigenen Ausspruche weiß ja die Kritik Alles, was sie weiß, nur von diesen.

„So wendet das Genie sich lieber unmittelbar an diese; wozu an jene? — Daß das Studium guter Muster, wenn auch nicht ganz unentbehrlich, doch immer sehr nüzlich sey, räume ich ein. Nur das Regeln-Annehmen scheint mir zu klein, zu erniedrigend für das Genie.“

Sollten Sie hier nicht in einen Widerspruch fallen?

„Ich? — Und wie das?“

Sie geben das Studium der Muster nach; und nun muß ich Sie fragen: Was sucht denn das Genie in den Mustern? Sucht es etwas anders, als Regeln? — Denn daß es kommen sollte, um zu rauben und zu plündern, will ich nicht hoffen.

„Das thun nur Stümper, nicht Meister.“

Sehr recht! — Also will das eine Genie dem andern nur gewisse Vortheile abmerken, sich nur gewisse Beobachtungen abziehn, die es künftig bei seinen eigenen Werken anwenden und nutzen könne. Meynen Sie nicht?

„So ohngefähr.“ —

Und wenn es nun diese Vortheile oder diese Beobachtungen klar genug denkt, um sie in Sätze zu fassen; werden sie ihm nicht da, gleichsam unter den Händen, zu Regeln? — Wenn also das Studium von Mustern dem Genie nicht zu klein ist; so kann ihm auch unmöglich das Regeln-Annehmen zu klein seyn.

„Aber es findet sich diese Regeln schon selbst. Was bedarf es dazu der Kritik?“

Verzeihen Sie! Wenn nur nicht das Genie, wie Sie mich fast befürchten lassen, für allen Umgang mit der Kritik zu vornehm ist — und das sind doch sonst die Großen nicht, wo es auf ihren Vortheil ankommt; — so, dächt' ich, könnt' es hier von der Willfährigkeit der

Kritik guten Nutzen ziehen. Auf das Absondern, das Hinaufsteigen zum Allgemeinern, das zum Regeln-Bilden so nothwendig gehört, versteht sich diese Tochter der Philosophie unstreitig ein wenig besser. Und wenn also das Studium der Muster, zum Erkennen der Regeln der Kunst, seinen Nutzen hat; so wird, sollte ich meynen, ein Aristoteles, neben dem ersten griechischen Tragiker, ein Home, neben dem ersten brittischen aufgeschlagen, ein ganz brauchbares Buch seyn. — — Ich hatte, da Sie hereintraten — wo ließ ichs? — ein Stück in der Hand — —

„Das hier vielleicht. Nicht?"

Eben das. — Haben Sie's schon gelesen?

„O, nicht gelesen — verschlungen!"

Es hat wirklich der Schönheiten nicht wenig.

„Das sollt' ich denken!"

Es könnte mehrere haben. — Der Verfaser, sieht man, hat seinen Shakespear gelesen, mit Inbrunst, mit Entzücken gelesen.

„Er weiß ihn auswendig.“ —

Und doch hat er, meines Bedünkens, ihn lange noch nicht genug geleſen.

„Andere glauben dagegen: zu viel.“

In gewiſſem Sinne glaub' ich das auch. — Er hat ihn zu viel geleſen, weil man ſo oft auf Dinge ſtößt, die an ein roheres, ungebildeteres Zeitalter erinnern, als das unſrige iſt. Er hat ihn zu wenig geleſen, weil er gewiſſe Vollkommenheiten überſehn hat, deren Kenntnis und Anwendung ſein eigenes Werk ungemein würde verſchönert haben. — Wie wünſcht' ich, er hätte auch den Home gekannt, oder ſich ſeiner erinnert!

„Nun? Würde der ihn gelehrt haben, wie er es beſſer machte?“

Gewiß! Nur müſſen wir uns über dieſes Wie recht verſtehen. — Die Kritik kann dem Genie keine Arbeit abnehmen, auch nicht die kleinſte; ſie kann ihm eben ſo wenig den erfinderiſchen Geiſt, die Herzenswärme, die Macht über die Sprache in höherm Grade mittheilen,

als es sie selbst schon hat. Alles, was sie vermag, aber glücklicher Weise auch Alles, was das Genie bedarf, sind Winke, Warnungen, Fingerzeige. — Unserm Verfasser, zum Beispiel, wenn er anders für guten Rath empfänglich ist, würde Home weiter nichts gesagt haben, als: Freund! deine Leidenschaften sprechen zu viel von sich selbst; das ist, meines Wissens, nicht ihre Art; beim Shakespear sprechen sie lieber von ihrem Gegenstande. — Dieß gesagt, würde Home bescheiden zurückgetreten seyn; und die wahren Reden zu finden, wäre dann Sache des Dichters geblieben.

„Ich gestehe: wie Sie sich jezt erklären" — —

Hatt' ich mich schon anders erklärt? — Erfinden, eingeben, in die Feder sagen, wird die Kritik nichts; und wenn sie das auch könnte und wollte — —

„So würde das Genie sich's verbitten."

Natürlich! Weil es immer lieber selbst

denkt, als sich vordenken läßt. Dieß ist seine Art überall, auch wo nähere Belehrung, wie in der Mathematik, auf das vollkommenste kann gegeben werden. Der flüchtigste Leser geometrischer Werke ist immer der große Geometer selbst. Lehrsatz und Figur, die sind Alles, was er bedarf; den Beweis, wenn er ein Euler ist, weiß er ohne Anleitung zu finden. Vielleicht auch, wenn er kein Euler, wenn er nur ein Abraham Wulff ist.

„Wer ist dieser Abraham Wulff?"

Einer meiner jüdischen Freunde. Kein eigentlicher Gelehrter, aber ein Mann von ungemeinem Talent für Mathematik. — Einst fragte er mich um den Beweis eines nicht leichten geometrischen Satzes; ich zeichnete die Figur, aber noch war ich mit den Hülfslinien, die ich zur Führung meines Beweises nöthig hatte, nicht völlig fertig, so schrie er vor Freuden auf, dankte mir wie für eine erwiesene Wohlthat, und war verschwunden.

„Kann man ihn kennen lernen, den Mann?"

O ja! durch Leſſing.

„Durch Leſſing? Der iſt ja nicht hier.“

Aber ſein Nathan iſt hier. Leſen Sie die Rolle Al-Hafi's, und Sie haben von meinem guten Abraham Wulff, der ihm wirklich zu dieſer Rolle geſeſſen hat, den ganzen Charakter, die ganze Seele. An dem äußern Anſehen des Guten, Wilden, Edlen, wie Nathan ſeinen Al-Hafi nennt, kann Ihnen nicht liegen.

Zwei und dreißigſtes Stück.

Mäcen an Auguſt.*)

Ich habe dem Vorſchlage nachgedacht, Imperator, den Du mir geſtern in einer vertrauten Unterredung mittheilteſt. Du willſt durch mich die berühmteſten unter den griechiſchen Dichtern und Weltweiſen nach Rom berufen. In ihrem Umgange glaubſt Du die beſte Erholung von den Geſchäften des Staats zu finden, durch ihre Ermunterung und Beloh-

*) Abgeſchrieben im Vatican von dem Einbande eines alten Kirchenvaters. Die Echtheit iſt ſchon wegen der Schreibart zweifelhaft, da ſie ganz und gar nicht jene weichliche und getändelte iſt, welche Mäcen gehabt haben ſoll.

nung Dir um Wiſſenſchaften und Künſte ein Verdienſt zu erwerben, und in ihren Werken geprieſen, deinem Namen die Unſterblichkeit zu verſichern.

Laß mich Dir gleich Anfangs, Imperator, das Lob wiederholen, das ich ſchon geſtern dieſem Verſatze gab. Es iſt ein Gedanke, deiner groſſen, ruhmbegierigen Seele würdig: und ihn auszuführen, iſt vielleicht für den Erben eines vergötterten Julius das Einzige, wodurch er ſich vor Welt und Nachwelt auszeichnen kann. — Kriegesthaten kannſt Du ſchwerlich mehr oder gröſſere, als dein Vater, verrichten; und wie fein auch deine Staatsklugheit, wie weiſe deine Geſetzgebung iſt, ſo zweifle ich doch, ob Du ihn mehr als erreicht haſt. Nur dieſen einzigen Lorbeer hat Dir Cäſar noch übrig gelaſſen. Nicht, als ob er auf Wiſſenſchaften und Künſte mit der rauhen Verachtung eines bloß kriegeriſchen Marius herabgeblickt hätte; das konnte der nicht, der Roms erſter Redner würde geworden ſeyn,

wenn er nicht sein erster Feldherr geworden wäre: aber unaufhörliche Kriege hinderten ihn, die Künste des Friedens zu pflegen, und in den Monaten der Ruhe war es, bei dem allgemeinen Sittenverderben, ihm wichtiger, der Solon, als der Perikles seines Volks zu werden.

Nur das Einzige laß mich bei deinem Entwurfe fragen: warum es nicht Römer, sondern Griechen seyn sollen, die Du des freiern Zutritts zu deinem Palast und deines nähern vertrautern Umganges würdigst? Könnte nicht diese Begünstigung eines fremden Volks, dieses laute Zeugnis von deiner größern, vielleicht nicht ganz verdienten, Achtung gegen den Geist und die Sprache desselben, einen widrigen, wohl gar einen schmerzlichen Eindruck auf deine Römer machen? Besonders wenn die Griechen, wie ihre angebohrne Eitelkeit fürchten läßt, sich mit dem Vorzuge brüsteten, den der erste Mann der Welt ihren Talenten gäbe, und wenn sie verachtend auf

die herabblickten, die nicht allein Cäsars Siege, die auch deine eigenen unsterblichen Siege erfochten, und deren Väter mit Strömen ihres Bluts alle die Reiche gewannen, über welche Du jezt dein glorreiches Scepter ausstreckst. Schon von Dir allein und unmittelbar geäußert', müßte die Verachtung ihres Geistes und ihrer Sprache, die gleichsam der Maaßstab des Geistes ist, deinen Römern wehe thun; und wie viel mehr noch, wenn übermüthige Ausländer ihnen diese Verachtung mit Dir zugleich, und beschämender und empfindlicher, zeigten. Wahrlich! auch in mir erwacht, bei der bloßen Vorstellung hievon, der Römer, obgleich ich, wegen der engern Bande der Freundschaft, die uns verknüpfen, weniger den Stolz, als die kriechenden Schmeicheleien dieser Fremdlinge würde zu fürchten haben. Die Selbstliebe, weißt Du, wird durch unser eigentliches Selbst nicht begränzt; in dem Gliede unsers Hauses, unsers Stammes, unsers Volks, in dem Manne

von gleicher Sprache, gleichen Sitten, gleichem Geschäft, fühlen wir auch uns erhoben oder herabgesezt, geschmeichelt oder beleidigt.

Das erste Ziel deiner Wünsche ist die Liebe, die Anhänglichkeit deiner Römer; nicht bloß, weil eben dadurch deine Herrschaft am festesten gegründet wird, sondern auch weil deine eigene Liebe für sie, der Natur dieser schönen Empfindung gemäß, nach Erwiderung strebt. Verbinde Dir also ihre Herzen durch denjenigen Beweis von Achtung, der für Menschen, die aus der ursprünglichen Rohheit zur Verfeinerung übergingen, immer der süßeste und der schmeichelhafteste ist! Laß sie inne werden, daß Du nicht bloß ihren Arm, sondern auch ihren Geist an ihnen schäzest, daß Du sie fähig glaubst, mit ihrer kraftvollen edlen Sprache ähnliche Wunder, wie mit ihren Waffen, zu thun, und daß es die Erfüllung deines innigsten Wunsches, der schönste Triumph deines Lebens seyn würde, wenn Du deine Römer allen andern Völkern der Welt, durch ihre

Geiſteswerke, wie durch ihre Siege, die Palme könnteſt entwinden ſehen! Werde Beſchützer, Ermunterer, Beförderer jedes ſich auszeichnenden beſſern Talents, und ſey gewiß, daß dein entzücktes dankbares Rom, wenn es Dich an der Spitze ſeines werdenden ſchönen Jahrhunderts erblickt, nicht bloß den Beförderer, ſondern ſelbſt den Schöpfer deſſelben in Dir anbeten wird.

Ich geſtehe Dir, Imperator, daß es mir außer der Macht auch des größten Beherrſchers ſcheint, den Zeitpunct der Geiſtesblüthen bei einem Volke herbeizuführen; denn dieſer Zeitpunct hängt an einer Unendlichkeit zuſammentreffender Urſachen, die der Herrſcher ſo wenig in's Daſeyn rufen kann, daß er vielmehr ſelbſt unter ihrem Einfluſſe ſteht, und immer nur denjenigen Grad der Bildung, des Geſchmacks, der Einſicht beſitzt, den ſein Jahrhundert ihm zuläßt. Indeſſen, wenn das Vorurtheil von der Allgewalt der Herrſcher, auch in dieſem Punct, einmal da iſt;

wenn der Römer von Dir wird hervorgelockt glauben, was ohne dein Zuthun, wohl gar ohne dein Wissen, schon im Verborgenen keimte und reifte; wenn er glauben wird, daß ohne deine beschützende Liebe, ohne den Sonnenblick deiner Huld, die schönen Früchte seines mehr und mehr sich entwickelnden Geistes nicht würden entstanden, wenigstens nicht zu diesem Grade der Reife und Schmackhaftigkeit würden gediehen seyn: so nutze diesen Glauben zur Vermehrung seiner Liebe gegen Dich, und zur Verherrlichung deines jeder Glorie so würdigen Namens! Laß ihn wähnen, nur deinem belebenden Einflusse die edlern Vergnügungen der Phantasie und des Herzens schuldig zu seyn, die dem verfeinerten Erdenbürger so viel mehr, als die gröbern Freuden der Sinne gelten, und die auch dem Weisen, wegen ihrer nähern Verwandschaft mit den höchsten Gütern, der Wissenschaft und der Tugend, so werth sind.

Es ist wahr, daß bei der Liebe zu den griechischen Wissenschaften, die fast allen Großen

Roms durch ihre Erziehung eingeflößt wird, Du gewiß auch Dank von Römern verdienen würdeſt, wenn Du den alten ausgedörrten Boden Griechenlands wieder tragbar machen, und neue Blüthen und Früchte aus ihm hervortreiben könnteſt. Aber wie unendlich verbreiteter würde gleichwohl der Dank ſeyn, wenn Du als Schöpfer und Ernährer einheimiſcher römiſcher Kunſt erſchieneſt, wo die ganze Geſammtheit des Volks an deinen Wohlthaten Theil nehmen könnte! Geſezt, daß Du jene Tempel und Prachtgebäude, womit Du Rom theils ſchon wirklich ſchmückteſt, theils zu ſchmücken noch vorhaſt, in Attika errichteteſt; ſo würden ſie auch dort von deinen Römern geſehen, bewundert, geprieſen werden; aber doch immer nur von den Wenigen, die Geſchäft oder Unterricht oder Vergnügen nach Griechenland hinlockt, nicht von der Maſſe des Volks, die bis auf Krieger und Seefahrer dem väterlichen Boden gemeiniglich treu bleibt. Und würden nicht auch jene wünſchen,

auf immer und im Vaterlande ſehen zu können, was ſie nur auf die Zeit ihrer Abweſenheit und im Auslande ſahen? Würden ſie nicht in das Murren der Menge mit einſtimmen, daß Du die von Römern errungenen Schätze verſchwendeteſt, um mit Meiſterſtücken der Baukunſt einen fremden Boden zu ſchmücken, während Du dem vaterländiſchen, der Dir doch unendlich werther ſeyn müßte, ſein rohes, ungefälliges Anſehen ließeſt?

Setze zu dieſen Betrachtungen die noch wichtigere, daß der Geiſt der Griechen, ſeit dem Verfall ihrer Staatsverfaſſung, immer mehr und mehr, und faſt bis zur Unkenntlichkeit, gealtert hat, daß der ehemals ſo rege, kraftvolle, zum höchſten Schwunge ſo geeignete Fittig ihres unübertrefflichen Genius ſchon ſeit lange gelähmt iſt, und daß all ihr Ruhm nur auf Wunderthaten der Vorzeit beruht, deren Zahl keine Wunderthaten der Enkel vermehren: welche Hofnung kann Dir da noch bleiben, durch Ermunterung und Beſchützung von

Griechen

Griechen deiner Herrſchaft Ruhm und Bewunderung zu erwerben? Eben an ihnen würde Rom und würde die Welt dein Unvermögen erkennen, Köpfe zu erwecken, wo keine mehr ſind, Kräfte in's Spiel zu ſetzen, wo ſchon Alles verwelkt und erſchlafft iſt. Bewundre alſo immer, mit jedem denkenden und fühlenden Manne aller Zeiten, die großen Griechen, die waren, aber hoffe nichts von den Griechen, die ſind! Statt eines Homer oder Pindar, würdeſt Du einen trocknen Erklärer, ſtatt eines Lyſias oder Demoſthenes einen ſchalen, froſtigen Rhetor, ſtatt eines Sokrates oder Zenon, einen dunkeln, ſpitzfindigen Wortkrämer haben. Das herrliche Inſtrument der reichſten, gebildteſten, wohltönendſten Sprache iſt da, und iſt von der Zeit unzerbrochen; aber die Hände, die es rühren ſollen, ſind ungeübt oder gelähmt: jene Meiſter, die ihm ſeine himmliſchen Wohllaute, ſeine bezaubernden Harmonieen entlockten, ſind hinab zu den Schatten geſtiegen,

und kein Herkules, wie götterähnlich auch ſeine Macht ſey, wird ſie von dort wieder auf die Oberwelt führen.

Doch geſetzt auch, was freilich ſehr möglich iſt, der Geiſt der Griechen erwachte wieder aus der jetzigen Ohnmacht und es begönne für ihre Künſte ein neues Leben: wird es das ſchöne Leben der erſten Jugend, voll dieſer Kraft, dieſer Wärme, dieſer kühnen glücklichen Thätigkeit ſeyn? Wird das neue Jahrhundert, das dieſem Volke noch bevorſtehen mag, dem ehemaligen ſchönen Jahrhundert eines Perikles — ich will nicht ſagen, gleich, ſondern nur nahe kommen? Und wird die erhabene Seele eines Auguſt es ertragen können, indem er dieſem Jahrhunderte ſeinen Namen giebt, ſich tief, tief unter dem kleinen attiſchen Demagogen zu finden?

In deinem Rom, Imperator, iſt das Alles ſo anders; denn hier iſt eins der ſchönſten Jahrhunderte, wenn nicht alle Anzeichen trügen, in vollem Werden, in vollem Auf-

blühn. Die Aussichten sind hier eben so heiter und anlockend, als in Griechenland traurig und abschreckend. Jene rauhen Tage, die dem Fortkommen der feinern Geistesfrüchte so nachtheilig waren, sind endlich — Dank sey es Dir und den Göttern! — vorüber; die Staatsverfassung ist durch deine Weisheit festgestellt und gegründet; die Brust des Römers, die bisher von Entwürfen des Ehrgeizes schwoll, oder von Partheigeist zerrissen, von Sorgen für Vaterland, Güter, Leben gefoltert ward, ist durch den innern Frieden, dieses göttlichste deiner Geschenke, beruhigt; unsre Sitten werden sanfter und milder, und indem die Reichthümer, die aus jeder Weltgegend hieherströmen, uns Geschmack und Muße für jede Art von Ergötzungen geben, neigen wir uns immer sichtbarer zu jenen feinern und edlern hin, die einst das Volk von Athen mit so schwärmerischer Anhänglichkeit liebte. So eröfnet sich dem Talent auch bei uns eine Laufbahn, wo es den Lorbeer nicht mehr

vor wenigen einzelnen Freunden des Schönen, ſondern im Angeſicht einer ganzen ihm zujauchzenden Menge erringt; die Begierde wächſt ihm mit der Herrlichkeit der Belohnung, und mit der Begierde die Kraft; es ſtürzt ſich voll Muths in die Schranken, und es findet den Weg, den es zu durchmeſſen hat, ſchon unendlich geebneter und leichter, als einſt die Enniuſſe und die Lucile. Die vormals arme, rauhe, harte Sprache des Römers hat, ſeit den ſchönen Tagen der Scipione, ſich immer mehr bereichert, veredelt, verfeinert; ja die Zeiten der Unruhe ſelbſt haben zu ihrer immer weitern Ausbildung und Vervollkommung beitragen müſſen. Große, mächtige Redner, deren Athen keine trefflichern kannte, haben, um das Herz des Römers zu gewinnen, ſeinem Ohre geſchmeichelt, haben die Sprache immer mehr ausgewählt, geregelt, geglättet, mit Wendungen und mit Bildern bereichert, haben ſie der Feinheit und Zierlichkeit der griechiſchen nahe

gebracht, ohne ihr gleichwohl an jener Hoheit und Majeſtät zu ſchaden, in welcher ſich der Charakter des ſie redenden Volkes ſpiegelt.

Was für Werke bis auf die Zeit deiner öffentlichen Thätigkeit in dieſer Sprache bereits erſchienen waren, das, Imperator, iſt aus deinen jugendlichen Studien Dir bekannt; aber minder bekannt konnt' es Dir, bei der Menge großer, alle deine Aufmerkſamkeit verſchlingender Geſchäfte, werden, was für unendlich vortrefflichere Werke eben ſeit dieſer Zeit in ihr hervorgebracht worden. — Erinnerſt Du Dich des jungen liebenswürdigen Mantuaners, dem Du ſeine Aecker am Mincius wiedergabſt, und der in einer ſo lieblichgedichteten, ſo feingewandten Ekloge Dir dafür dankte? Er hat der ähnlichen Geſänge mehr, und hat ſie mit einer Süßigkeit, einer Feinheit geſungen, daß er es, von dieſer Seite wenigſtens, ſeinem Muſter, dem Theokrit, zuvorthut. Aber noch unendlich mehr thut er's dem Heſiod in einem Lehrgedichte

zuvor, das auf immer der Stolz unsrer Sprache und unsres Geschmacks bleiben wird, und das ich Dir lesen kann, sobald Du befiehlst, da ich's durch die Freundschaft des Verfassers in Händen habe. Schon dieß einzige Werk würde hinreichen, ihn zu verewigen; denn die Musen und die Grazien selbst haben daran gearbeitet; aber es genügt dem Stolzen noch nicht, nur den Hesiod überwältigt zu haben; er ist so eben auch im Kampf mit dem Homer: und wenn gleich diesen zu übertreffen, ja nur zu erreichen, ihm unmöglich seyn mögte; so bürgt mir doch Alles, was ich von Entwurf und Ausführung des Werks schon kenne, daß es, nächst den Homerischen, das erste aller epischen Werke seyn wird, und daß ihm das ganze Griechenland nichts wird entgegenzusetzen haben, als das große unübertreffliche Muster selbst. Wie wünsch' ich Dir Glück, Imperator, daß Dir die Wonne noch erst bevorsteht, die mir schon ward: von so vielen,

ſo überſchwenglichen Schönheiten gerührt zu werden!

In einem andern Felde, aber nicht minder rühmlich, hat der junge Tribun ſich gezeigt, den Mercur bei Philippi in eine Wolke hüllte, um ihn deinen ſiegreichen Schaaren zu entreißen, und ihn zu einer Zierde unſres Parnaſſes, zu unſrem römiſchen Alcäus, zu machen. Welche hinreißende Begeiſterung, welcher tiefe Sinn, welche Macht über die Sprache, welche hohe bezaubernde Harmonie in ſeinen Geſängen! Aber noch mehr, weiß ich, als das Feurigſte, oder Lieblichſte, was er zu ſeiner Lyra ſang, werden Dir einige leicht hingeworfene, mehr nur geſprochne — wie ſoll ich ſie nennen? — moraliſchſatyriſche Verſuche gefallen, voll Kenntnis der Welt und des Menſchen, voll ernſter Sokratiſcher Weisheit, und lachenden Ariſtophaniſchen Spottes. Das Salz, womit ſie gewürzt ſind, iſt wahrhaft attiſch, aber doch nicht aus Attika; wir finden beſtättigt, was ſchon Lucil

und Lucrez uns lehrten: daß wir so abhängig von den Griechen nicht sind, als diese Stolzen es wähnen; daß wir zu etwas mehr, als bloß zu ihren Nachahmern, taugen.

Doch ich erröthe, Imperator, daß ich die Sprache des Römers vor einem August erhoben habe, der sie selbst in dieser Vollkommenheit spricht, in dieser Vollkommenheit schreibt; ich erröthe, daß ich Dir Urtheile, die dein eigner Geschmack so viel sichrer und richtiger fällen wird, über die Meisterwerke unsrer Dichter habe versprechen wollen. Ueberzeuge Dich von ihrer Vortrefflichkeit Selbst, und gönne deinem Mäcen einen frohen seligen Abend, wo er Dir Virgil und Horaz, und damit auch der ruhigere Geist nicht fehle, wo er Dir den edlen Geschichtschreiber vorführen dürfe, der schon durch die ersten Bücher seines Werks deine ganze Achtung gewann, und der durch alle nachfolgenden Dir beweisen wird, daß wir in der Erzählung unsrer Thaten, so wie in den Thaten selbst, den Vorrang vor

allen Völkern haben. — Ich freue mich ſchon im Geiſt, Imperator, nicht allein der lebhaften Dir gewöhnlichen Art, womit Du deine Zufriedenheit und ſelbſt deine Bewunderung ausdrucken wirſt, ſondern auch der Wirkung deines Beifalls auf das ſchon ſo geſchmackvolle, für die vaterländiſche Kunſt ſchon ſo eingenommene Volk, und vor Allem auf das neubegeiſterte, zu den kühnſten Unternehmungen angefeuerte Talent. Ich höre ſchon ferne Jahrhunderte das Lob des Deinigen, als des ſchönſten und blühendſten unſers Staats, und die Werke, die gleichſam unter deinen Augen entſtanden, als die erſten Muſterwerke des reinen echten Geſchmacks, erheben; ich ſehe den wachſenden gerechten Stolz des Römers und die gedemüthigte, nicht mehr verachtende Eitelkeit des Griechen, der bei aller ſeiner Misgunſt dennoch heimlich die Weisheit und die Gerechtigkeit anerkennen wird, womit Du das eigene und jezt unſtreitig fähigere Volk, einem fremden, weit minder fähigen verzogſt.

Mög' er dann immer, zur Versöhnung seiner Eigenliebe, das gleichwohl frühere Verdienst, die gleichwohl süßere Sprache, den gleichwohl größern Reichthum seines Volkes erheben, und gleich herabgekommenen Söhnen großer Häuser, sich bei eigenem Unwerth, mit dem hohen Alter seines Geschlechts, und mit den unererbten Tugenden edler, ruhmvoller Vorfahren brüsten!

Drei und dreißigſtes Stück.

Die Spinne.

Ein Selbſtgeſpräch.

Das junge Frauenzimmer, dem ihr Vater vor mehrern Jahren ein Buch voll leerer Blätter als Weihnachtsgeſchenk verehrte *), hat dieß Geſchenk nicht unbenuzt und die Blätter nicht unbeſchrieben gelaſſen. Hier iſt, durch ihre erbetene gütige Mittheilung, was ſie, nach Leſung der vortrefflichen Schrift von Reimarus über die Triebe der Thiere, auf das Papier geworfen. Man wird die Vorherſagung des Vaters erfüllt finden, daß die Wiederholung fremder Gedanken ſie zu eignen veranlaſſen würde. — —

*) S. das ſiebzehnte Stück

„Welche muntre, raſtloſe Thätigkeit, Spinne! Welche Leichtigkeit und Behendigkeit deiner Füße! Was webſt Du? Ein Netz, um Dir Beute zu fangen. Wenn Du dieſe erhaſcht und für jetzige, wie für künftige Nahrung geſorgt haſt, biſt Du zufrieden.“

„Ich, mein gutes Mitgeſchöpf, habe außer dem Triebe, mich zu nähren, noch andre, Dir wahrſcheinlich ganz fremde Triebe. So, zum Beiſpiel, den unruhigen, immer regen Trieb, zu wiſſen. Ich mögte ſo gerne, ſo gerne wiſſen, wie Du das machen kannſt, was Du machſt, und wie Du es mit dieſer Fertigkeit, Regelmäßigkeit, Zweckmäßigkeit machen kannſt.“

„Haſt Du Erfahrung von dem Wohlgeſchmack der Fliege, die in dein Netz ſich verwickeln ſoll? Nein! Denn da Du ſo klein biſt, biſt Du gewiß ſehr jung, und haſt wohl deine erſte Fliege noch nicht gekoſtet.“

„Haſt Du Kenntnis von der beſten Art deinen Fang zu erhaſchen? Gleich wenig! Denn

dazu müßteſt Du Kenntnis des zu Fangenden haben, um nach deſſen Beſchaffenheit deine Mittel zu wählen.“

„Haſt Du Unterricht oder Uebung gehabt, daß Du mit dieſer Sicherheit, dieſer Leichtigkeit arbeiteſt? — Nicht Unterricht; denn dein Leben iſt ungeſellig, und die Dich erzeugt haben, wußten nicht von Dir. Nicht Uebung; denn nach deiner Kleinheit und Jugend zu rechnen, iſt dieſe Weberei deine erſte.“

„Daß dein Körperbau zu deinem Geſchäft ganz gemacht, von Meiſterhänden gemacht iſt, das ſeh' ich freilich. Aber daß Du bloß Automat, bloße kunſtvolle Maſchine ohne Vorſtellung und ohne Begierde ſeyn ſollteſt, will mir nicht ein. Du änderſt deine Arbeit nach den Umſtänden ab; das würde die Maſchine nicht können.“

„Und was hätt' ich denn auch an Einſicht gewonnen, wenn ich nun annähme, Du ſeyſt Maſchine? Die Art des Mechanismus und wie durch ihn dein ganzes Wirken begreiflich

werde, das bliebe mir doch immer verborgen. Ich wäre auf ein unermeßliches Feld verwiesen, wo ich mir selbst die Erkenntnis erst suchen müßte, und sie wohl ewig nicht finden würde."

„Nein nein, Des Cartes! deine Einsichten in allen Ehren! Aber der leistet nicht Zahlung, der mir eine Anweisung in die Hand steckt, die, statt auf ein einzelnes Haus zu lauten, auf einen ganzen Welttheil lautet."

„Auch müßt' ich dann das, was ich von meiner Spinne glaubte, von allen andern thierischen Wesen glauben. Ich müßte sie alle für nichts, als für todte leblose Maschinen erklären. Welche Entvölkerung der ganzen Natur! Welche Oede! Wie laut widerspricht dem mein Herz, und viel lauter noch mein ganzes Wahrheitsgefühl!"

„Nein, ich muß fortfahren, Spinne, den ersten Grund deiner Arbeiten in deiner Seele zu suchen. Aber nun — wie erkenne ich deine Seele?"

„Für Lichtstrahlen, Töne, Dünste, schmackhafte Säfte, tastbare Flächen, ziehende und stoßende Kräfte habe ich Sinne, und erlange durch diese Sinne Kenntnis der Körperwelt, so gut sich die haben läßt. Aber welchen Sinn hätt' ich für das, was in fremden Seelen — menschlichen oder thierischen — vorgeht?"

„Das Körperliche tritt hier in's Mittel, und giebt mir Aufschlüsse. Aeußere Wirkungen und Handlungen lehren mich Zustände und Kräfte meiner eigenen Seele kennen, und aus ähnlichen Wirkungen und Handlungen schließe ich auf ähnliche Zustände und Kräfte von andern Seelen. Nur was ich auf diesem Wege von ihnen herausbringe, ist erkennbar für mich."

„Sind die Fühlhörner der Insecten; sind die Härchen ihrer Bärte eigene, mir fehlende Sinne? Dann nur gleich Verzicht auf die Erkenntnisse gethan, die von diesen Sinnen abhangen mögen! Was will der Taubstumme

von Tönen oder der Blindgebohrne von Farben wissen?“

„Und was hülf' es mir auch, wenn ich mit meiner Menschenseele unmittelbar in die Spinnenseele eindringen könnte? Gesezt, daß die Kraft, die in ihr wirkt, eine ganz andre ist, als meine Vernunft; so müßt' ich in die Spinne verwandelt werden, um diese Kraft, als den Gegenstand meiner Beobachtung, zu haben, und doch auch nicht verwandelt werden, um mit meiner Vernunft die Beobachtung zu machen und festzuhalten.“

„Verwandelt und doch auch nicht verwandelt! Eine schöne Abgeschmacktheit, auf die ich da stoße!“

„Nein, aus mir selbst, aus meiner Menschenseele, so wie ich sie habe, muß ich das Eigne und Unterscheidende der Spinnenseele hervorholen, oder es wird mir ewig verborgen bleiben.“

„Das Eigne und Unterscheidende, sag' ich? Da räum' ich ja wohl schon ein, daß es in mir

mir nicht zu finden ſey, und doch will ich mir Mühe geben, und will es ſuchen?“

„Ich verſtehe, ich begreife ein Thier; was heißt das? Ich finde das Thier mir ähnlich, und kann, mit unbedeutenden Abänderungen, mich an die Stelle deſſelben ſetzen.“

„Das Windſpiel meines Bruders freut ſich zur Jagd? Natürlich! Freue doch ich mich zum Tanze! Die Jagd iſt ſeine Neigung, der Tanz iſt meine; und die Befriedigung einer Neigung vorherſehen, das macht Vergnügen.“

„Aber wie fällt denn das Windſpiel eben jezt auf die Jagd? — Kann ich fragen? Mein Bruder hat ſeine Waidtaſche umgeworfen, und hat zur Flinte gegriffen. Das ging ſonſt der Jagd voran, und wird auch jezt ihr vorangehn. — Mir bringt man mein Maſkenkleid und meine Flitterſchuhe. Mit denen ging ich ſonſt auf den Ball, und werde auch jezt auf den Ball gehn. Die Einbildung des Windſpiels und die meinige folgen einerlei Regel.“

„Bei Dir, Spinne, macht mir schon meine Verwunderung bange, daß ich Dich minder gut werde verstehen können. Wenn ich mich Dir ähnlicher fühlte; ich würde mich wenig oder gar nicht verwundern. Hab' ich mich schon über das Windspiel verwundert?"

„Du kannst stricken; ich auch: Du, um Dich zu ernähren, ich, um mich zu erwärmen. Die Absicht, und eben so auch die Art, ist verschieden, ob ich gleich nur Fischerinn oder Jägerinn seyn dürfte, um auch jene mit Dir gemein zu haben; aber alle solche Verschiedenheiten kommen hier nicht in Anschlag; die Frage ist: woher wir beide unsre Geschicklichkeit haben?

„Die meinige ward durch Vernunft erdacht, durch Vernunft begriffen. Ein unangenehm gefühltes Bedürfnis; ein aus diesem Bedürfnis sich ergebender, deutlich erkannter Zweck; Mittel, auf diesen Zweck bezogen und so gut als möglich ihm angemessen; Versuche, die erdachte oder begriffene Kunst aus dem

Kopf in die Finger zu bringen, und endlich, nach mancher Stümperei, einige Leichtigkeit, die bis zur Fertigkeit anwächst.“

„Deine Geſchicklichkeit, Spinne, iſt nicht erſt erworben, iſt angebohren; ſie iſt weniger Dir, als unmittelbar der Natur gehörig; ſie wohnt Dir ohne Erfahrung und ohne Nachdenken bei, iſt die vollkommenſte Fertigkeit ohne Uebung; iſt — —“

„Iſt mit einem Worte mir unbegreiflich. Ich durchſuche Alles, was mir von meiner eigenen Seele kund iſt; aber nichts, was Aehnlichkeit damit hätte! nichts, worauf ich's zurückbringen und es mir dadurch vorſtellen könnte!“

„Alſo hiemit — die ganze Unterſuchung nur lieber aufgeben? Lieber an der eigenen Strickerei fortfahren, als mir über der deinigen länger den Kopf zerbrechen? — Nicht ſo gar raſch! Denn am Ende könnte ſich doch etwas finden.“

„Zog ich nicht, als Säugling, mit großer Fertigkeit die Nahrung aus der Bruſt meiner

Amme? Geschah nicht auch das ohne Bewußtseyn des Zwecks, ohne Belehrung und Uebung? War nicht auch dieß Herausziehen eine sehr zusammengesezte, sehr kunstvolle Handlung? — Gewiß!“

„Wer doch wieder auf ein paar Augenblicke Säugling werden, und wohl zu merken, es mit voller Besonnenheit, voller Vernunft werden könnte, um, was bei der ersten Uebung dieser Fertigkeit in der Seele vorginge, recht scharf zu beobachten! Aber erwachsen, wie ich jezt bin — und dann — unter so einer Bedingung —

„Doch stille! Giebt es nicht Nachtwandler, die in ihren Handlungen mit meiner Spinne einige Aehnlichkeit haben? — Mich deucht fast. Besonders jener in Frankreich.“

„Die Spinne handelt zweckmäßig, ohne daß man ihr gleichwohl einen Zweck geben kann. Der Nachtwandler handelt nach Eindrücken, ohne daß man gleichwohl begreift, woher er sie hat. Er sieht, und sieht doch

auch nicht; denn er ſieht wider alle Regel des Sehens. Er beſchreibt ein vor ihm liegendes Blatt, nicht nur mit vernünftigen, zuſammenhangenden Gedanken, ſondern auch in geraden, richtig abgeſezten Zeilen; und doch fängt man das Licht vor dem Sehwerkzeuge auf; man hält ihm eine dicke Pappe zwiſchen Papier und Auge *)."

„Geſezt, daß ich Nachtwandlerinn wäre — was ich, dem Himmel ſey Dank! nicht bin; — wer weiß, ob nicht die Einſicht des einen Falls mir zu einiger Einſicht des andern verhelfen könnte?"

„Aber ich Thörin! Würd' ich denn jene Einſicht ſchon haben? Würd' ich ſie auch nur haben können? — Der Nachtwandler, wenn er in dieſem Zuſtande iſt, weiß nicht anders, als daß er wacht, und wenn er nun wirklich wacht, kann er ſich jenes Zuſtands nicht mehr erinnern. Er glaubt ihn nur auf das

*) S. die Encyclopédie unter dem Abſchnitt: Somnambule.

Zeugnis Andrer, oder wegen der unläugbaren Beweiſe, die man ihm vorlegt.“

„Mithin wär' ich, wenn ich Nachtwandlerinn wäre, zwar der Spinne in etwas ähnlich, aber mir völlig ſo fremd, als die Spinne; ich wäre gleich erſtaunt über mich, als über ſie, hätte zwei Geheimniſſe ſtatt eines, und fühlte mich zwiefach gedemüthigt. — Wie könnte denn da der eine Fall mir zu einer beſſern Einſicht des andern helfen?“

„Ich öffne ein dunkles Zimmer gegen ein erleuchtetes; und es wird hell auch in jenem. Ich öffne zwei dunkle gegen einander; und es bleibt dunkel in beiden.“

„Nein, was ich von meiner eigenen Seele, und durch ſie von andern Seelen begreifen ſoll, das muß ich wachend in vollem Licht des Bewußtſeyns ſehen; muß es wenigſtens ehedem ſo geſehen haben, um, wenn es im Dunkeln wiederkommt, nicht davon betroffen zu werden.“

„Welche Menge, welche Mannichfaltigkeit meiner Seelenwirkungen, wenn ich in einer

Mozartischen Symphonie die Saiten hinauf- und wieder heranterstürme! Während ich spiele, bin ich mir keiner derselben bewußt. Aber sie waren einst alle klar; sie sanken gleichsam nur auf den Grund der Seele hinab, und ich kann sie von dort nach Wohlgefallen wieder heraufholen. Das kann der Säugling nicht, wenn er erwachsen, noch der Nachtwandler, wenn er erwacht ist." — —

„Also wieder einmal gesucht, ohne zu finden! Wieder einmal die Zeit mit unnützem Nachgrübeln verloren! — Verloren? Wenn ich eine Grenze meiner Erkenntnis habe kennen lernen, und gewarnt worden bin, dieses Weges nicht wiederzukommen?"

„Nein nein! Ich habe sie nicht verloren. Ich habe gelernt; wenn auch nicht das, was ich wollte. — Guten Fang, meine Spinne!"

Vier und dreißigſtes Stück.

Joſeph Timm.

Herr Joſeph Timm, ein ehemaliger Land-Eigenthümer, der jezt von ſeinen anſehnlichen Renten lebte, hegte in ſeinen lezten Jahren den unauslöſchlichſten Haß gegen das Speculiren. Das bloße Wort mit allen verwandten Wörtern von gleicher Wurzel wirkte auf ihn mit der Kraft einer Zauberformel. Einem vieljährigen Freunde, in deſſen Handlung er Capitalien hatte, ſagte er Freundſchaft und Capitalien auf, weil dieſer in ſeiner Unſchuld von Speculationen ſprach, die er zu machen gedächte; von den Franzoſen, deren Parthei er ſonſt eifrig hielt, ſprang er zur Coalition über, weil er von jenen hörte, ſie hätten eine

Speculation auf Aegypten, und zum Bau der Pfarrwohnung in der St. Pauls-Gemeinde gab er nicht einen Heller, weil der Pfarrer, der ein ſchlechter Prediger aber ein guter Sternſeher war, ſich eine Specula darauf wünſchte, die auch der Magiſtrat ihm bewilliget hatte.

Er machte ſein Teſtament, und wollte ſeine beiden Söhne — jedoch in guter Geſinnung, wie es die Rechtslehrer nennen — enterben, um das Vermögen deſto ſicherer auf ſeine Enkel zu bringen. — „Aber, ſagte der Rechtsfreund, den er zu dieſer Handlung erbeten hatte, Herr Doctor Glau, ein ſolcher Schritt, mein wertheſter Herr Timm, will gerechtfertiget ſeyn; ſonſt wird, nach Ihrem Tode, das Teſtament angegriffen, und wohl gar umgeſtoßen.“

Angegriffen? Von meinen Söhnen? — Sie ſollten ſich unterſtehen!

„Wenn man einmal im Grabe liegt, mein Herr Timm —“

Ja so! Dann hat es mit dem Ansehen ein Ende. Das fiel mir nicht ein. — Ich bitte Sie um's Himmels willen, Herr Doctor: wie bauen wir vor?

„Ei, wir führen die Gründe aus, warum den Söhnen das Vermögen nicht kann und nicht soll in die Hände gegeben werden. Und wenn diese Gründe triftig und gut sind" — —

Das sind sie! So triftig, als möglich, Herr Doctor. Denn meine Söhne — — Er zog ein Jammergesicht, und rückte und drehte an seiner Sammetmütze. — Ach! ich rede so ungerne davon, aber vor Ihnen freilich muß ich mit meinem Unglück heraus. — Sie speculiren, die Narren!

„Sie speculiren? — Nun?"

Nun? Nun? Ihre Frage klingt ganz wunderlich, mein Herr Doctor. Sie sind doch nicht auch etwa — — He?

„Ein Speculant, wollen Sie sagen? — Nein, was mich betrifft; ich bin zu einem

Luftschiffer verdorben. Ich gehe der Nase nach, und bleibe auf ebener Erde.“

Dabei erhalte Sie Gott! So brechen Sie wenigstens nicht, wie jener Versuchmacher, den Hals, der das Speculatiönchen hatte, über den Canal nach England zu fliegen.

„Davon nichts, bitt' ich, kein Wort! So oft ich an die Geschichte denke, bekomm' ich den Schwindel. Lieber zu unsrer vorhabenden Sache! — Was Sie also Ihren Söhnen vorwerfen, und was ich in dem Testamente ausführen soll — ist? —“

Ihre Speculationswut, Herr Doctor; ihre unheilbare Narrheit, immer über ihre eigenen Kräfte und über den Kreis hinauszuwollen, in den sie Gott gesezt hat, um darin zu leben, zu wirken, und glücklich zu seyn. Ich kann das Vermögen in den Händen solcher Menschen nicht lassen. Eben so gerne auf offner Straße! — Von dem ältesten, dem Kaufmanne, werden Sie ja wohl schon wissen — die ganze Stadt weiß ja —

„Daß er landflüchtig ward — daß es mit seinem Handel nicht fort wollte.“ —

Freilich nicht. Aber die Ursache? — Der Handel an sich war wohl gut, war vortrefflich; er hätte mit nur einiger Aufsicht von selbst gehen müssen. — Das ganze Mütterliche und vom Vater ein ganz artiges Capitälchen zum Fonds; Handlungsfreunde, die man sich besser und redlicher gar nicht wünschen konnte; Abnehmer — die helle Menge, Herr Doctor! und lauter sichre, solvente Leute — keine Polen und Russen — —

„Aber wie ging es denn zu, mein Herr Timm, daß er fiel? Es hat sich damals Mancher darüber gewundert; auch ich. — Großer Aufwand ward in dem Hause doch nicht gemacht.“

Nein! Aber große Speculationen im Kopfe. — Hätte der Mensch nicht so glücklich hier in Europa bei den Seinigen leben können? und läßt sich den Satan verblenden und speculirt

mit all seinem Bischen Gelde nach Nord-Amerika hin.

„Was ich höre! – In Nordamerika ist er?“

So denk' ich. Denn er wird doch sein schönes, weitläuftiges Fürstenthum einmal sehen wollen.

„Fürstenthum, mein Herr Timm?“

Was denn sonst? Meynen Sie, er wird sich mit Kleinigkeiten befassen? — Große, ungeheure Besitzthümer hat er gekauft; Ländereien, die — ich weiß nicht, ob nur zwanzig oder gar dreißig Quadratmeilen halten; kurz, Strecken von einem Umfange, wie manches schöne Fürstenthum ihn nicht hat. — Aber wenn Sie glauben, auf allen den Quadratmeilen nur Eine Menschenseele zu treffen, oder von allen den Strecken Landes nur so viel Korn zusammenzubringen, daß eine Maus davon satt wird, so schweben Sie in einem erschrecklichen Irrthum.

„Sie erzählen mir Wunderdinge, Herr Timm.“

Ach, ſagen Sie: Jammerdinge. Wunderdinge ſind's für mich nicht. Das unruhige Weſen ſteckte einmal im Geblüte der Mutter, und ſo etwas, hab' ich immer gehört, iſt erblich; Narrheit und Verrücktheit iſt erblich.

„Alſo auch Ihre ſelige Frau — die Frau Timm? —“

Was wollen Sie ſagen, Herr Doctor? Dem Sohne ward's doch nur hier in Europa; der Mutter ward es im ganzen Erdenleben zu enge. Sie ſpeculirte Ihnen, beſonders die letzten Jahre über, ſo in die Ewigkeit hinein, daß faſt mein Hauswesen darüber zu Grunde ging, und daß ich armer Mann in dieſer Zeitlichkeit ihrer gar nicht mehr froh werden konnte. Der Geruch ihrer Heiligkeit war erſtickend.

„So etwas kenn' ich, Herr Timm. Meine Selige war auch nicht viel anders.“

Nun, ſo habe ſie Gott alle beide ſelig!

„Ich ſtimme herzlichſt mit ein. — Aber darf ich Ihnen nun ſagen, was mir bei dem

ganzen Teſtamente das meiſte Bedenken macht? Das iſt Ihr jüngerer Sohn, der Herr Hofrath. — Ich höre, das iſt ja ein ſo groſſer, berühmter Mann geworden!“

Berühmt? — Ja, wenn mir nicht unſer Herr Probſt gefleckt hätte, wie es um die Berühmtheit eigentlich ſteht. — Sich vor jungen unwiſſenden Leuten ein Anſehen zu geben, iſt keine Kunſt; auf die klugen Leute in Deutſchland kommt's an. — Sehen Sie, mein Herr Doctor — aber daß es doch ja unter uns bleibt, und hier am Orte niemand etwas davon erfährt! — da hat mir der Herr Probſt eine Schrift von ihm zugeſtellt; eine Schrift! — ich habe geleſen, und bin faſt vom Stuhle geſunken.

„Ei, wie ſo denn? wie ſo?“

Unerhörte, unerfindliche Dinge! Speculationen, wie ſie noch in keines Menſchen Gehirn gekommen! — Dieſem hier wird's nicht bloß in Europa, wie ſeinem Bruder, oder im Jammerthale hienieden, wie ſeiner Mutter;

ihm wird's in der ganzen weiten Gottes-Natur zu enge. All sein Dichten und Trachten ist auf die übersinnliche Welt gerichtet.

„Das ist mir zu hoch. Von der hab' ich noch niemals reden hören. Was ist das für eine Welt?"

Herr Doctor! — So viel ich aus dieser Schrift davon sehe, sind die nordamerikanischen Steppen des ältern Bruders, gegen diese übersinnliche Welt, wahre paradiesische Fluren. — Jener hat doch noch einen Boden unter sich, der ihn trägt, eine Sonne über sich, die ihm scheint, und eine Luft um sich, die ihn erfrischt; aber dieser — er ist Ihnen so unbegreiflich arm, so blut- und so bettelarm, daß er nichts, nichts, schlechterdings gar nichts hat, auch nicht ein Spännchen Raum, oder ein Tröpfchen Zeit; denn wenn er die haben will, muß er sie erst von sich selbst, von seiner eigenen ärmlichen Denkkraft borgen.

„Aber ich begreife doch nicht — ich mögte doch nur zur Probe" — —

Wohl-

Wohlan! So viel mir davon beifallen will, ſteht zu Dienſten. — Sie glauben vielleicht, was Sie da mit ſich gebracht haben, das ſey ein Körper. Nicht wahr?

„Allerdings!“

Sie glauben, Sie haben Kopf, Bruſt, Leib, Rücken, Arme, Beine?

„Nun zum Henker! die wird er mir doch nicht abſtreiten. Die kann ich ja fühlen.“

Alles nichts! Alles Traum! Und wer weiß einmal, ob Ihr eigener und nicht eines ganz Andern Traum? Denn es ſteht noch ſehr dahin, ob Sie ſind.

„Ob ich bin? — Iſt er bei Sinnen?“

Behüte! Sie haben ſchöne Begriffe. Ein Denker bei Sinnen! — Indeſſen läßt ſich Ihr Daſeyn vielleicht noch retten; denn ſo lange mein Sohn ſeine Denkkraft hat, weiß er Rath.

„Mir wird ganz bange um ſeine Denkkraft.“

Mir auch. — Aber er darf nur hintreten und denken, und indem er denkt, kann er Sie machen.

„Mich machen? — Mich alten Mann? Lieber Gott!„

Warum nicht? Er macht auch mich, seinen Vater. — Ueberdem macht er Himmel und Erde, Sonne und Mond, Land und Meer: Alles, was Sie um sich und über und unter sich sehen, das macht er. — Kurz, seine Denkkraft ist, wie weiland das Viesambüchschen der Pathe Nixe. Er dreht sie, und spricht sein Sprüchlein dazu, so quillt daraus hervor, was er will *). — Ach Herr Doctor! ich sorge nur, daß am Ende ein Häuschen daraus hervorquillt, worin ein Vater seinen Sohn nicht denken kann, ohne zu schaudern.

„Armer, armer Herr Timm! Sie sind in der That zu beklagen. — Aber wie glaubt denn Ihr Sohn, daß es mit der Natur einmal werden soll, wenn er stirbt?“

Dann ist sie wahrscheinlich gewesen.

*) S. die Nymphe des Brunnens. In Musäus Volksmährchen der Deutschen.

„Schade um ſie! Ich hätte ſie haltbarer geglaubt.“

O, er wird der jungen Tauſendkünſtler ſchon zuſtutzen, die auch ihre Denkkraft, wie ein Vieſambüchſchen, zu drehen wiſſen.

„Nun ja! Und dann bleibt Alles in ſeiner Ordnung, Alles auf altem Fuße. — Herr Timm! Ich hatte Anfangs großes Bedenken; ich muß es wohl ſagen; aber jezt ſehe ich, daß Sie vollkommen Recht haben, und daß Sie das Ihrige in ſolchen Händen unmöglich laſſen können. Ich gehe, und mache das Teſtament.“

Recht, mein Herr Doctor! Und wenn's fertig iſt, und Sie und ich und die Zeugen es unterſchrieben haben; dann mag der Tod kommen, ſobald er will. Das Unglück mit meinen Ebnen, geſteh ich, hat mir das Leben ein wenig verbittert. Der Eine in Nordamerika, der Andre in der überſinnlichen Welt! Der Eine um all ſein Bischen Haab' und Gut, der Andre um all ſein Bischen Menſchenverſtand!

Fünf und dreißigſtes Stück.

Proben Rabbiniſcher Weisheit.

(Fortſetzung.)

---

1. Der Segen des Gaſtfreundes.

Der alte Rabbi Iſaac beſuchte ſeinen Freund, Rabbi Nachmann. Mehrere Wochen blieb er gaſtfreundlich in ſeinem Hauſe, und die ganze Zeit über unterhielten ſie ſich vom Geſetz, tauſchten Meynungen und Gründe, und belehrten ſich gegenſeitig. Die Stunde des Scheidens rückte heran. Rabbi Nachmann war gerührt. Der Gedanke, daß er ſeinen bejahrten Freund wahrſcheinlich nie wiederſähe, befeuchtete ſeine Augen. Endlich

ſagte er zu ihm: „Segne mich, ehrwürdiger Freund, ehe Du von dannen ſcheideſt.“ — „Ich Dich ſegnen? Dich, Du Vortrefflicher? Biſt Du doch jenem Palmbaume ſo ähnlich!“ — „Welchem Palmbaume, Rabbi?“ — „Sieh, mein Lieber! Einſt gerieth ein Wanderer in eine Wüſte. Er war ermüdet. Hunger und Durſt überfielen ihn; er verlechzte ſchier. Auf einmal erſpäht ſein Auge am Ufer eines kleinen Bachs einen ſchönbelaubten Palmbaum, voll reifer Datteln. Er eilt in ſeinen Schatten, lagert ſich hinein, ſtillt den Hunger mit den Früchten des Baumes, und ſättigt ſeinen brennenden Durſt aus dem Bache, wird erquickt und neu belebt. Nun ſteht er auf und blickt dankbar, beide Hände auf den Wanderſtab geſtützt, in die Schatten. Wohlthätiger Baum, ſpricht er, ich ſollte Dich ſegnen. Aber womit kann ich Dich ſegnen? Sollen deine Früchte gedeihen? O wie ſind ſie ſo ſüß und würzhaft! Sollen deine Zweige ſich verbreiten? O wie ſchön wölbt ſich deine Krone, wie

kühlend iſt dein Schatten! Soll ein Bach ſich zu deinen Füßen ſchlängeln? Fließt doch ſchon der klarſte, hellſte Kriſtall neben Dir hin! Dennoch, dennoch ſegne ich Dich, edler Baum: mögen alle deine Sprößlinge Dir gleichen! — So auch ich, redlicher Gaſtfreund! Siehe, Du haſt groſſe Kenntniſſe erworben, Rang und Vermögen iſt Dir zu Theil worden; das Bewußtſeyn eigener Würde, das Glück des Hausvaters, die Achtung der Tugendhaften beſitzeſt Du in ſeltner Fülle. Mögen dann deine Kinder Dir gleichen! Möge ihr Loos wie das deinige ſeyn!

2. Aeußrer Feind und innrer Verräther.

Aus einer Eiſenſchmiede fuhr ein mit neugehämmerten Aexten beladener Wagen durch den nahe gelegenen Wald. Die Sonne glänzte auf den Stahl, und die Bäume des Waldes zitterten ob der Erſcheinung. „Wer wird

vor ihnen beſtehen? Dieſe Eisen fällen uns alle!“ So klagte ihr Angſtgeräuſch. Aber eine bejahrte Eiche rief ihnen zu: „Fürchtet nichts! So lange keiner von euch dieſen Aexten Stiele leiht, kann euch ihre Schärfe nicht ſchaden.“

3. Die Schöpfung des Weibes.

Jene Matrone ſagte zu Rabbi Joſſe: „In der Schöpfungsgeſchichte der Eva erſcheint euer Gott nicht in dem ſchönſten Lichte. Warum mußte er dem Adam die Rippe entwenden? warum ſie ihm in tiefem Schlaf gleichſam rauben?“ — „Vater! ſagte Rabbi Joſſe's anweſende Tochter; laß mich ihr antworten! — Weißt Du ſchon, edle Frau, daß dieſe Nacht Diebe bei uns eingebrochen ſind? daß ſie uns eine Silberſtange geraubt, und ein goldnes ſchöngearbeitetes Prachtgefäß dafür hingeſetzt haben? Sage, was dünkt Dir zu dieſem Frevel?“ — „Du ſcherzeſt, Mäd-

chen, erwiderte die Matrone: kannst Du das Rauben nennen? Kann eine solche Handlung Dir Frevel dünken?“ — „Nicht? sagte die Jungfrau. So klage auch Du unsern Gott nicht an, daß er eine entbehrliche Rippe nahm, und statt ihrer eine unschätzbare Gehülfinn baute.“

4. Der Wein in irdnen Gefäßen.

Je mehr die KaisersTochter *) mit dem Rabbi Josua, Sohn Ananias, sich unterhielt, desto mehr ergötzte sie sein Scharfsinn, erfreuten sie seine Kenntnisse, erbauten sie seine Tugendlehren. Doch entschlüpfte ihr einst, gleichsam unwillkührlich, das Wort: welche schöne Seele und welche widrige Hülle! Konnten so liebliche Tugenden nicht in einem schöneren Körper wohnen? — „Sage mir,

*) Vermuthlich die Tochter Antonins des Frommen.

groſse Fürſtentochter, fragte ſie der Rabbi nach einer Weile; worinn wird der edle Rebenſaft deines erhabnen Vaters aufbewahrt?“ — „In irdnen Gefäßen.“ — „Unmöglich! Darum bewahrt ja den ſeinigen jeder Bürger. Man ſollte doch des Kaiſers Weine in goldenen und ſilbernen aufbehalten.“ — Du haſt nicht Unrecht, erwiderte die Fürſtinn, das wäre ſchicklicher, und das ſoll von nun an geſchehen.“ — Der Wein verdarb; ſein Geiſt entfloh. — „Du haſt mich übel berathen, ſagte nach einiger Zeit die Fürſtentochter. In den Prachtgefäſſen iſt der Wein meines Vaters verderben.“ — „Sehr möglich! erwiderte Joſua; auch Tugend und Kenntniſſe gedeihen am beſten in wenig glänzenden Körpern.“

5. Die Reue des Frommen.

Ein alter Diener des Hauſes Amram brachte ein Mädchen aus der Gefangenſchaft zurück. Räuber hatten ſie den Aeltern entführt; Rabbi Amram ließ ſie auslöſen. Das Mädchen war in ihrer blühendſten Jugend, und von blendender Schönheit. — Das Haus des Frommen iſt der Zufluchtsort der Tugend. Führt ſie auf den Söller des Seitengebäudes, ſagte der Rabbi, und nehmt die Leiter weg, die hinaufführt. Dort weile ſie bis morgen, wo ich ſie dem weinenden Vater überantworten will. — Aber kaum war der Rabbi in ſein Haus getreten, als das Herz des Frommen von unlauterer Begierde entbrannte. Das dankbare aus der Sclaverei losgekaufte Mädchen hatte ihn liebevoll angeblickt und das Feuer der Leidenſchaft in ſeinem Innern entzündet. Er kämpft, aber umſonſt; das Herz wird des Kopfes Meiſter. Er eilt in den Hof, ergreift die beiſeite geſtellte Leiter, ergreift ſie mit

einer Kraft, die nur heftige Leidenschaft giebt, legt sie an und besteigt sie. Das Mädchen tritt schüchtern vor die Oefnung des Eintritts. Tugend und Begier erneuern den Streit bei ihrer Erscheinung. Endlich, auf halbem Wege, ermannt sich Amram, erhebt plözlich die Stimme, und ruft, auf der Leiter stehend: „Feuer! es brennt! Im Hause Amrams brennts!“ — Auf sein durchdringendes Geschrei eilen Hausgenossen, Nachbarn, die ganze Schaar seiner Schüler herbei. Der Fromme bleibt mit Feuergluth im Gesicht und mit niedergeschlagenen Augen stehen. Die Anwesenden schweigen erstaunt; aber ihr Blick irrt von dem Lehrer auf das Mädchen, von dem Mädchen auf den Lehrer, und sie verstehen den Ausruf. Endlich öffnet er den Mund, und mit bewegter Stimme sagt er: „Besser, ich stehe jezt beschämt vor euch in dieser Welt, als einst beschämt vor dem ewigen Weltrichter in jener.“

6. Beſcheidenheit.

Rabbi Elieſer, Sohn Simons, reiſte von der hohen Schule Migdal eder nach dem Orte, wohin man ihn zum Lehrer berufen hatte. Er ritt auf einem Eſel, war ſehr heitern Gemüths, und überhob ſich innerlich der großen Kenntniſſe, die ſchon im Jünglingsalter ihn zu anſehnlichen Aemtern führten. Ein Wandrer zu Fuß holte ihn ein. Der Mann war ungeſtaltet und von ſchwärzlicher Farbe. „Friede ſey mit Dir, großer Rabbi!“ rief dieſer ihm zu. Jener erwidert den Gruß nicht, ſondern ſagt ſpöttiſch zum Wandrer: „Menſch! wie biſt Du ſo ungeſtaltet! Sind alle Bewohner deines Geburtsortes ſo?“ — „Ich weiß nicht, antwortet der Mann beleidigt. Aber geh zum Meiſter, der mich ſchuf und erhält, und frag' ihn, warum er einem ſolchen Unweſen das Daſeyn verlieh.“ — Rabbi Elieſer fühlte alsbald die Uebereilung, zu der ihn jugend-

licher Uebermuth verleitet hatte; er warf ſich vom Eſel herab und vor dem Wandrer auf die Kniee: „ich habe Dich beleidigt; vergieb mir!“ — „Nein! nein! Hin zum Meiſter und frag' ihn, warum er eine ſolche Mißgeſtalt ſchuf.“ — Er ſezt ſeinen Wanderſtab weiter; der Rabbi folgt ihm, zerknirſcht von Reue. Unſern der Stadt ſtrömen ihnen die Bürger entgegen. „Friede ſey mit Dir, Rabbi! Groſſer Lehrer, ſey uns geſegnet!“ — „Wem gilt dieſer Gruß, dieſer Zuruf?“ fragt hier der Wandrer. — „Wem anders, als dem Manne, der Dir nachtritt?“ — „Wie? Den nennt ihr Rabbi! den begrüßt ihr, als Lehrer? Mögte ſeines Gleichen keiner in Iſrael ſeyn!“ — „Warum? Was ſprichſt Du?“ — Der Ungeſtaltete erzählt; der Rabbi bekennt durch Stillſchweigen die Uebereilung. — „Ich vergieb ihm, Fremdling, den jugendlichen Unbedacht; vergieb ihm um ſeiner Gelehrſamkeit willen!“ — „Ich verzeih' ihm um Euretwillen; nur mag

er nicht wieder fehlen!“ — Rabbi Elieser bestieg den folgenden Tag den Lehrstuhl mit dem Spruche: Immer sey der Mensch nachgebend wie das Rohr, nicht unbiegsam, wie die Ceder.

7. Der weise Richter und die zärtliche Gattinn.

Einst führte ein Mann sein Eheweib nach Sidon vor den Rabbi Simeon, den Sohn Jochai. „Großer Lehrer! sagte er zu ihm, mit dieser Frau leb' ich nun zehn volle Jahre in Eintracht und Frieden; aber unsre Ehe ist kinderlos. Aus Ehrfurcht für die Gesetze will ich ihr den Scheidebrief geben.“ — Das Weib stand schamroth da wegen ihrer Unfruchtbarkeit, und heiße Thränen flossen von ihren schönen Augen. Gerührt wendete sich der Ehemann zu ihr. „O weine nicht, sprach er, nimm was Du willst, nimm das Schätzbarste aus dem Hause mit Dir; ich

geſtatt' es Dir gerne: nur kehre ohne Unmuth in das väterliche Haus zurück!" — Die Troſtloſe ſchwieg, weinte bitterlich, und blickte auf den Richter. — „Freund der Geſetze, ſagte endlich der Rabbi; als Du das Eheband knüpfteſt, nicht wahr? da feierteſt Du ein Feſt?" — „Freilich! und ein groſſes und frohes." — „So gehe hin, und feire ein gleiches wieder, ehe Du es löſeſt."

Die Eheleute entfernten ſich ehrerbietig: er heitern Sinns, ſie mit einem Strahl von Hofnung in der Seele.

Das Mahl wird bereitet. Das Feſt beginnt. Des Weines iſt vollauf. Die Frau hat Alles angeordnet. — Der Becher kreiſet, die Freunde trinken. Der Ehemann wird heiter und fröhlich, zecht, leert Becher auf Becher, und fällt endlich in tiefen Schlaf. — Kaum ſind die Gäſte verſchwunden; ſo winkt die wachſame Frau den wartenden Sclavinnen. Dieſe tragen leiſe und ſorgfältig den Berauſchten ins ſchwiegerälterliche Haus.

Um Mitternacht erwacht er. „Wo bin ich? Wie komm' ich in dieſes Haus?“ — „Mein Lieber! antwortet mit ſanftem Tone die Frau, ihn umarmend; ſagteſt Du nicht in Gegenwart des großen Lehrers: Nimm, was Du willſt, nimm das Schäzbarſte, und kehre heim ins väterliche Haus? Warſt nicht Du das Schäzbarſte in unſrem Hauſe? Zürneſt Du mir, daß ichs nahm?“ — — Der Vorhang fiel. „Der heilige Segen der Ehe blieb nicht aus.“

8. Rabbi Elieſer und ſeine Gegner.

Daß Wunder keine Beweismittel für Wahrheit ſind, iſt eine unterſcheidende Lehre des Judenthums, und wohl unmöglich konnte dieſe Lehre ſtärker vorgetragen werden, als in folgender ſo ganz orientaliſch gedichteten Erzählung des Talmud, worinn beſonders der lezte Zug von der Freude der Gottheit über das Feſthalten an beſſrer Einſicht jedem auffallen wird.

In

In der Lehrſchule entſtand ein heftiger Streit zwiſchen Rabbi Elieſer und andern Geſetzlehrern. Der Streit betraf eine gewiſſe Anwendung der Lehre vom Reinen und Unreinen. Rabbi Elieſer, um ſeine Meynung geltend zu machen, brachte alle nur mögliche Gründe vor; aber man fand ſie nicht überzeugend. — „Ob mein Ausſpruch gegründet ſey, rief endlich Rabbi Elieſer, mag dieſer Bochshorn *) bezeugen.“ Auf dieſes Wort reißt ſich der Baum von ſeiner Stelle, und wird auf eine weite Strecke fortgeführt. — „Gut! entgegnen die Mitſtreiter; aber was beweiſt man mit entwurzelten Bochshornbäumen?“ — „Nun, fährt Rabbi Elieſer fort, ſo mag denn dieſes vorbeifließende Waſſer die Wahrheit meines Ausſpruchs bezeugen.“ Und ſiehe! das abwärts ſtrömende Waſſer ändert ſeinen Lauf, und fließt aufwärts. Die Gegner erwidern: „was beweiſt zurückſtrömendes Waſſer?“ — „So mögen

*) Johannisbrod-Baum.

denn die Wände dieses Lehrsaals zeugen, sagt Rabbi Elieser, ob nicht das Recht auf meiner Seite sey.“ Was geschieht? Die Eckſteine des Hauſes treten aus, und die Mauern neigen ſich zum Einſturz. Aber Rabbi Joſua ruft ihnen zu: „Mauern! Mauern! Wenn Schüler der Weiſen mit einander wetteifern; was miſcht ihr euch in den Streit?“ und nun fallen ſie nicht, aus Ehrfurcht für den einen Lehrer, richten ſich auch nicht auf, aus Ehrfurcht für den andern: überhangend bleiben ſie ſtehen.

„So entſcheide denn die Stimme Gottes!“ ruft endlich Rabbi Elieſer aus. Und fürwahr! eine Stimme vom Himmel erſchallt und ruft: „Was ſtreitet ihr mit Rabbi Elieſer? Sein Ausſpruch entſcheidet.“ Aber Rabbi Joſua fährt auf und ruft der Stimme entgegen: Es iſt nicht im Himmel! *)

*) Ein Halbvers aus folgender Stelle des 5ten B. Moſes, C. 30: „Denn dieß Gebot, das ich dir jetzt gebe, iſt dir nicht verborgen, auch nicht ferne. Es iſt nicht im Himmel, daß du etwa ſagen mögteſt:

Rabbi Jeremia deutete dieſe Gegenrede: Wir achten auf keine Stimme des Himmels; denn in deinem Geſetzbuch, auf dem Berge Sinai haſt du, Gott, ſelbſt gelehrt: Nach der Stimmenmehrheit, nach der Menge, ſollſt du dich neigen.

Als nun Rabbi Nathan den Elia *) fand, und dieſen fragte: Lieber! was ſagte um dieſe Stunde die Gottheit? da erwiderte der Prophet: die Gottheit lächelte zufrieden und ſprach: „Meine Kinder haben obgeſiegt! Meine Kinder haben obgeſiegt!“

wer ſteigt für uns in den Himmel hinauf, um es herunterzuholen und uns zu verkündigen?“

*) Der Prophet Elia aus Tisbi ſpielt im Talmud eine ſehr wichtige Rolle. Als Vorläufer des Meſſias nicht allein; ſondern immer, wenn der Wahrheit einer Sache durch Autorität noch ein Siegel aufgedruckt werden ſoll, läßt der Talmud ihn erſcheinen und wieder verſchwinden.

D. Friedländer.

Sechs und dreißigſtes Stück.

Entzückung des Las Caſas.

Las Caſas, deſſen Name unter der Zahl thätiger Menſchenfreunde ewig glänzen und um ſo heller glänzen wird, da es neben den Höllenſchwarzen Namen jener Ruchloſen erſcheint, die durch Schwert und Folter und Sclavendienſte eine Million von Unſchuldigen innerhalb funfzehn Jahren würgten; dieſer beredte, eifrige, unermüdete Fürſprecher der Indianer lag jezt, als ein neunzigjähriger Greis, auf dem Sterbebette. So ſehr ſchon längſt ſeine ganze Sehnſucht auf den Lohn im Himmel gerichtet war, ſo ward ihm doch im Angeſichte der Ewigkeit bange. Es war die Bangigkeit einer holden liebenden Braut, die in dem Augenblick, wo das Glück ihres Le-

bens gegründet und alle ihre Wünsche gekrönt werden sollen, vor der Veränderung ihres Standes zittert. Las Casas war sich der Reinigkeit seines Herzens und der Unschuld seines Lebens bewußt; er hatte Königen in's Antlitz gesehen, und scheute keinen irdischen Richter: aber der Richter, vor den er jezt treten sollte, war Gott, und eine unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit schien ihm furchtbar. Auch das kühne Auge der Rechtschaffenheit schlägt den Blick, wie das blöde der Schuld, vor der Sonne nieder.

Zu seinen Füßen saß ein würdiger Ordensbruder, auch ein Greis, und seit vielen Jahren sein Freund. Gleiche Rechtschaffenheit hatte ihn mit zärtlicher Liebe gegen Las Casas, und Bewußtseyn geringerer Kräfte mit Bewunderung und Ehrerbietung erfüllt. Er sah mit Wehmuth, wie sein Freund, dem er nie von der Seite wich, immer stiller und ohnmächtiger ward, und sprach ihm Hofnung ein, um Hofnung bei sich selbst zu er-

wecken. Aber der Greis, der des großen Gedankens an die Ewigkeit voll war, bat ihn hinauszugehen, und ihn mit seinem Richter allein zu lassen.

Las Casas lag und überdachte sein Leben. Wohin er sein Auge wandte, da sah er Irrthümer und Fehler, und sah sie in ihrer ganzen Größe; ihre Folgen breiteten sich vor ihm aus, wie ein Meer: aber klein und unlauter und fruchtlos an dem gehofften Guten schien ihm jede bessere That; eine Quelle der Wüste, die im Sande dahinschwindet, ohne daß Halm oder Blume ihr Ufer schmücke. Reuig, gedemüthigt, beschämt, warf er sich nieder in Gedanken vor Gott, und flehte aus der Tiefe der Seele: Gehe nicht in's Gericht mit mir! Laß mich Erbarmen vor deinem Throne finden, Vater der Menschen!

Die Kräfte des Sterbenden waren zu matt für diese Anstrengung der Seele; so sehr er zu wachen rang, so versiegelte bald der Schlaf seine Augenlieder. Und plötzlich war ihm,

als hätt' er die Geſtirne des Himmels zu ſeinen Füßen, und gieng' auf Wolken einher in einem endloſen Raum, und ſäh' in tiefer Ferne ein majeſtätiſches Dunkel, durchbrochen von einzelnen Lichtfluthen göttlicher Glorie, und rings von Heerſchaaren umſchwebt, die aus den Welten herauffuhren und hinab in die Welten. Kaum hatte noch ſein Auge gefaßt und ſeine Seele bewundert, ſo ſtand vor ihm da, mit ernſtem Blick des Richters, ein Engel, und hielt in ſeiner Linken eine Rolle, die ſeine Rechte entwickelte. Todesſchauer, wie er den Verurtheilten bei'm Anblick der Richtſtätte ergreift, wo er bluten ſoll, durchfuhr den zitternden Greis, als zuerſt der Unſterbliche ſeinen Namen ausſprach, und ihm dann vorhielt die höhern, edleren Kräfte alle, in ſeine Seele geſenkt, und die beſſern, ſanftern Neigungen alle, in ſeinem Blute bereitet, und die Anläſſe, die Hülfen zur Tugend alle, in ſeine Lage verwebt, ſo daß ihm dünkte, ſein Gutes komme alles von

Gott, und nichts werde ihm übrig bleiben, als seine Irrthümer und seine Sünden.

Jezt, da der Engel sein Leben begann, suchte er nach den Vergehungen seiner Jugendjahre; aber er fand sie nicht. Die erste Thräne der Reue hatte sie alle verwaschen. Nur sie selbst stand bemerkt, diese Thräne, und jeder ernste Vorsatz zum Guten, und jede Beschämung über erneuerten Fehltritt, und jeder stille Triumph über vollbrachte Pflicht, und jedes willliggenährte Gefühl der sich selbst verleugnenden Güte, und jeder edle, siegreiche Kampf mit der Sinnlichkeit, der Empörerinn gegen Gott. Da ging sein Herz dem Gerichteten auf in Hoffnung. Und obgleich seiner Fehler mehr war, als des Sandes am Meer, so war doch auch des Guten und des Edlen die Fülle: und das Gute wuchs, und der Fehler ward minder, je mehr er an Jahren fortschritt, und Erfahrung und Nachdenken die Kraft der Seele, so wie Uebung im Guten die Neigung und das Vermögen, stärkte.

Doch war auch sein Bestes nicht vollkommen vor Gott, und der edelsten Thaten Quell war auf seinem Grunde noch trübe.

Bald aber, da erhöhte der Engel den Ton, und seine Rede ward strömend: denn der Jüngling war zum Manne gereift, und war aufgetreten, als Held der Menschheit, in jenen Eilanden, die einst Eilande des Segens und Friedens, und jezt des Fluchs und des Mordens waren. Was er hier litt, der Edle, und noch mehr, was er hier that; wie jede Noth der Unschuldigen seine eigene ward, und wie ihm die ganze Seele zu einer Thätigkeit aufflammte, die noch fortglühte im Greisesalter; wie er, hohen Muths im Gefühl seines Rechts, der Rache der Mächtigen Trotz bot, und lauten Fluch über den Golddurst aussprach, der mordete, und über den Glaubensstolz, der es lächelnd ansah, und über die Staatsklugheit, die es zu ahnden vergaß; wie er hin und her, der Stürme und der Klippen nicht achtend, über die Tie-

sen des Meeres flog, um bald dem Thron seine Klagen, bald der Unschuld den Trost der Hoffnung zu bringen; wie er hintrat vor den stolzen Eroberer, den ersten Herrscher in zwoen Welten, und ihm seine Schuld in die Seele donnerte, daß ihm ward, als ständ' er vor dem Richter der Welt, und als leckten die unauslöschlichen Flammen der Hölle schon an sein Krankenlager; wie er sich hinwarf über die Trümmer gescheiterter Hoffnungen und laut aufweinte gen Himmel, aber sich stets wieder aufriß, als Mann, und wieder dastand voll Muthes und Kraft, und rüstig fortbaute an immer neuen Entwürfen; wie jeder Strahl der Hoffnung, der den Elenden erschien, ihm das Herz mit Entzücken schwellte, und als der letzte in trübe ewige Nacht dahinschwand, wie er da, jeder Freude und jedem Trost entsagend, sich tief in die Einsamkeit barg, und die Erde ihm nichts mehr war, als ein Kerker, und die Sehnsucht nach Auflösung

und Ewigkeit ihm von nun an die ganze Seele füllte: alle diese Thaten und diese Leiden ſtanden geſchrieben vor Gott, nach ihrer ganzen Lauterkeit, Verdienſtlichkeit, Schönheit. So wie er fortlas, der Engel; ſo glühte ihm ſeine Wange von immer höherm Feuer, ſein Athem ward lauter, ſein Blick beſeelter, und rings um ihn her wallte reineres holderes Licht: denn Eifer für Wahrheit und Recht — und wenn er, thatenlos, nichts als Zeugnis und Thränen opferte, weil ihm Thaten verſagt waren — iſt von hohem unnennbaren Werth im Himmel.

Aber noch ſtand der Greis, den Blick zur Wolke geſenkt, und trüben denkenden Ernſt auf der Stirne: denn ihm preßte das Herz jener unſelige Rathſchlag, womit er einſt, in unbedachter Verzweiflung, um das eine Volk zu erleichtern, das andre erdrückte; alle Gedanken ſeiner Seele ſchweiften umher am Gambia und am Senegal, bis tief in's Innerſte jenes Welttheils, wo verrätheriſcher

ewiger Krieg den Barbaren Europens Myriaden auf Myriaden in ihre Ketten liefert. Und sie kam endlich, nach unzähligen bessern, diese gefürchtete That, schwarz und scheuslich in ihren Folgen, wie eine Unthat der Hölle, und reicher an Blut und an Thränen, als sie je der reumüthige Greis in der finsterſten seiner Nächte träumte. Aller Gräuel der Bosheit und alle Wehklage der Unschuld war im Andenken vor Gott, aller unsägliche, undenkbare, unendliche Jammer im Mutterlande, auf dem Meer, auf den Inseln; alles Hinsinken der ersterbenden Kraft, und alle Geißelhiebe statt Erquickung und Schlummers; alles Wimmern der sich sträubenden Todesangst, und alle Stille der dahingegebnen Verzweiflung. — Las Casas stand, als sollt' ihn das Entsetzen vernichten. Er dachte jezt nicht den Heiligen, den Gerechten, vor dem keine Finsternis deckt und kein Flügel des Lichtes sichert; voll des innigsten, tiefsten Erbarmens dacht' er nur

das endlose Elend aller dieser Tausende, seiner Brüder. — Da der Engel ihn sah, wie die Reue mit allen ihren Nattern ihm an die Seele fiel, und wie er das Kleinod seiner Natur, die Unsterblichkeit, hätte geben mögen, um seine Schuld zu vertilgen, da entfloß auch ihm eine Thräne.

Aber eine Stimme vom Heiligthum her, sanft und liebreich, wie eines versöhnten Vaters, gebot dem Engel: Zerreiß die Rolle!

Und der Engel zerriß sie, und ihre Trümmer flogen hin in die Vernichtung. Getilgt, sprach er, sind deine Schwachheiten vor Gott. Aber geschrieben steht vor seinem Angesichte mit Zügen des Lichts dein Name. Wollt' er Fehler ahnden, wie deine Fehler; so wäre deiner Brüder keiner gerecht vor ihm, und leer und Bürgerlos bliebe sein Himmel. Er hat Seelen in Staub gesenkt, damit sie durch Irrthümer zur Wahrheit hindurchbrächen, und durch Fehler zur Tugend, und durch Leiden zur Glückseligkeit.

Nimm mir, nimm mir, schluchzte Las Casas, dem mit einer Thränenfluth die Stimme zurückkam; nimm mir, wenn du's vermagst, die Erinnerung jener That, oder ich werde ewig mein Gericht in mir selber tragen. Zerreiß, wie du diese Rolle zerrissen hast, auch das Andenken an sie, hier im Innersten meines Herzens, oder selbst in der Gegenwart Gottes werd' ich den Himmel suchen, und der Seligkeit im Schooße, nach Ruhe jammern.

Sterblicher! rief der Engel, wo ist Seligkeit, als in dir? als in deiner eigenen Seele? Und worinn sonst kann sie dir Endlichen blühen, der du nie ohne Fehl und Irrthum seyn kannst, wie Gott, als daß du dich wirksam zum Guten fühlest mit all deiner Kraft, und innige treue Liebe nährest auch für den niedrigsten deiner Brüder, und in der Bitterkeit deines Schmerzens selbst, wo du gefehlt hast, den Adel deiner Seele empfindest?

O, aber dieß grenzenloſe, unausſprechliche Elend durch lange Jahrhunderte — —

Wird zu Wonne werden, und zu Fülle der Seligkeit, in dem WeltEntwurf deines Schöpfers. Du haſt dich ſelbſt in deiner Schwachheit erkannt; erkenne nun in ſeiner Herrlichkeit Ihn!

Und er gebot der Wolke, daß ſie ſich donnernd vom Boden des Himmels losriß, und Hand in Hand fuhren ſie nun hinab in die Schöpfung. Da rollte zu des Greiſes Füßen die Erde, und der Unſterbliche wies ihn hin auf rauhe unwirthbare Gebirge, die ein ewiges Eis bedeckte, und auf Schreckniſſe ſchwarzer kämpfender Ungewitter, und auf Zerſtöhrungen wilder wütender Stürme. Von den Gebirgen herab quollen Bäche und Ströme, und an ihren Ufern freuten ſich Millionen; in den kämpfenden Ungewittern ſtieg der Segen vom Himmel, und Feld und Wald blühten ſchöner; und wo die Stürme zerſtöhrt hatten, da athmete freier die Bruſt,

und die Wange gewann wieder Röthe; denn zerbrochen war der Flügel der Pest, die in Dämpfen daherzog, und sie war zurückgestürzt in den Abgrund. — So führt' er den Staunenden fort von Uebel zu Uebel, aus der sichtbaren in die unsichtbare Natur, und mit immer schwellender Wonne weiht' er ihn ein in jene höhern Erkenntnisse, deren ganzes Geheimniß dem sterblichen Blick keine sterbliche Hand entsiegelt; wie durch alles Wogen und Empören des Endlichen der Unendliche seinen Weg hindurchgeht in seiner Herrlichkeit, daß kein Fehl und kein Irrthum bleibt in aller Tiefe und Weite der Schöpfung vom lezten bis zum lezten Gestirn; und wie, in der Welt der Seelen, Leiden die Thätigkeit weckt, und Mutter und Pflegerinn wird jedes größten und jedes schönsten Gefühls der Menschheit; und wie, unter dem fremden Himmel, der geraubte Sclave Eindrücke sammelt — einen Besitz für die Ewigkeit! — Eindrücke, in denen

der

der seligen Erkenntnisse zu vielen tausenden schlafen, so wie im Fruchtkorn die Aernte schläft, oder im Schößling der Wald; und wie, in höhern Zeitpuncten des Daseyns, aus seiner duldenden, geängsteten, zerrissenen Seele jede Tugend hervorblüht, und ihre Blüthen die sanftesie, edelsie krönt, sie der Sittlichkeit Wipfel, und der Menschheit Vollendung: Liebe, die auch den Todfeind umfängt; und wie er selbst, der Peiniger und Untertreter der Unschuld, so krank und wund und zerrüttet jede Kraft seiner Natur ist, vom Verderben genes't, so daß all sein Gericht nur Verzug seines Heils war, nur rauherer, dornenvollerer Umweg, der sich weit vom Himmel hinwegschlang, und doch wieder hinführt zum Himmel; wie an der Spitze der Bosheit das Elend aufsproßt, und in dem Elend die Reue, und in der Reue die Tugend, und in der Tugend die Seligkeit, und in der Seligkeit immer höhere Tugend; wie jeder Mißlaut der

Erde hinschmilzt in Harmonieen, und jeder Klag'ton in Jubel.

Horchend, von Schauder auf Schauder ergriffen, der ihm durch all sein Gebein fuhr, im Gefühle der nähern Gegenwart Gottes, stand vor dem Engel der Greis, und staunte, und lernte am Geheimniß der Liebe. Da fiel es ihm von seinem Auge, wie Schuppen; da schwanden die Schatten der Unwissenheit und ihre Unholden hin; da ging über dem Innern der Schöpfung für ihn der Tag auf, der volle, heitere, selige Tag, und Entzücken war seine Morgenröthe. Aber noch bebte heimlich jeder Nerve in ihm von Mitleiden und Wehmuth; die kämpfenden Gefühle vermischten sich, und neue Thränengüsse quollen auf seine Wangen herab. — O Du, rief er jezt aus, indem sein Knie in die zitternde Wolke stürzte, und Arm und Auge sich froh emporhuben gen Himmel; o Du, den ich suchte von meiner Kindheit an, und der sich mir jezt entwölkt, wie er ist, als ganz Huld, ganz Erbarmen und Liebe; Du,

mein Vater und nicht mein Richter! und aller deiner Geschöpfe Vater! und aller deiner zahllosen Welten Vater! Gott! Gott! der Du mir Aernten des Heils zeigst, auch wo meine Thorheit Verderben säte; der Du von mir hinwegnimmst jeden Kummer der Seele, und mich fühlen lässest in meinem Innersten, daß Dir anhangen einzig Seligkeit ist, und Deine Herrlichkeit sehn, ihre Vollendung; der Du Wollen des Guten — ach! nur Wollen, nur Ringen darnach, mit diesen Entzückungen lohnst, und Irrthümer selbst durch ihre spätesten Folgen in Quellen neuer Entzückungen wandelst; Herrlicher! Unbegreiflicher! Du, dessen Ehre die Himmel, Du, dessen Ehre ich Staub — — Aber ich kann nicht weiter; meine Seele erliegt.

So war es! Seine Seele erlag; seine Zunge verstummte. Hülfreich hob, die Hände gegen ihn ausgestreckt, der Engel ihn auf, und mit Blicken voll holder unaussprechlicher

Liebe zog er ihn näher an seinen Busen, und hieß ihn: Bruder.

Hier erwachte Las Casas. Als er den Blick erhob, sah er seinen irdischen Engel, der geschlichen kam, nach seinem Odem zu horchen. Er wollte reden, wollte ihm von der Seligkeit, die seine ganze Seele durchdrang, das Pflichttheil der Freundschaft geben; aber schon brach sein Auge; er sank zurück, und streckte sein Gebein in den Tod hin. Zitternd und stumm hing über dem Entseelten der Bruder. Dann sank er nieder auf ihn, küßte seinen erstarrten verlornen Freund, und weinte. Sein gen Himmel gerichteter Blick und seine gefalteten Hände sprachen ein Gebet zu Gott, daß sein Hingang wäre, wie dieses Gerechten Hingang. Denn der Tod des Edlen war sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schoos der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntnis Gottes und seiner selbst hervorging, lächelte noch im Tode auf seinem Angesichte.

Sieben und dreißigſtes Stück.

Eine Standrede.

Wir befinden uns hier, meine Herren, auf geweiheter Erde, die wir nie anders, als in feierlicher Stimmung, betreten ſollten. Wir ſtehen auf dem geheiligten Boden der philoſophiſchen Geſchichte, auf dem allgemeinen Gottesacker der Denker und ihrer Syſteme.

Die Leiche, die wir heute zu ihrer Ruhe beſtatten, iſt das Syſtem eines unſrer ruhmvollſten Brüder, eines der Fürſten unter den Weiſen, dem das herrlichſte Denkmal, wenigſtens in Zukunft, gewiß nicht fehlen wird, wenn auch die Scheelſucht der Zeitgenoſſen gleich im Anfang es ihm verweigern ſollte.

Es war böſe Sitte der Vorfahren, daß ſie oft lange Jahre, wohl gar Jahrhunderte, verſtrei-

chen ließen, ehe sie so manchem höhern Verdienst die ihm zukommende Belohnung ertheilten. Unter gemeinen Grabhügeln, mit Dornen und Unkraut bewachsen, und mitten unter einem namenlosen, zur Dunkelheit und Vergessenheit gebohrnen Gedankenpöbel, ließen sie oft die edelsten, achtungswürdigsten Ideen schlafen, bis endlich eine gerechtere Nachwelt die Stätte reinigte, und dem fast vergessenen Verdienst das ihm gebührende Denkmal weihte.

Jezt, im Angesicht eines Jahrhunderts, das, wie wir hoffen, den Namen des aufgeklärten mit mehrerm Rechte, als sein Vorgänger, führen wird, sollten wir endlich von dieser barbarischen Sitte ablassen; sollten, ohne auf die Enkel zu warten, mit eigener Hand den geringern Lehrgebäuden wenigstens einen rühmlichen Stein, den bedeutendern ein schon besseres, sich auszeichnendes Denkmal, und einem so großen, als wir heute bestatten, ein glänzendes, prachtvolles Mausoläum errichten.

Der Grund jener ungerechten Vernachläſſigung war der Wahn, womit immer die Denker ihre noch lebenden Syſteme für die einzigen anſahn, die ewig und unvergänglich ſeyn würden. Ein wahrhaft thörichter Wahn! denn von dem Entſtehen dieſer Syſteme an mußten ſo manche innere Anwandlungen von Schwachheit, und noch mehr ſo manche drohende Anfechtungen von außen, auch für ſie das Schickſal ihrer Brüder befürchten laſſen.

Ein weiſer Denker — und wo ſollte die Weisheit wohl eher, als bei den Denkern, wohnen? — ſchmeichelt ſich nie mit der Unſterblichkeit ſeines Syſtems; er bereitet ſich auf den möglichen Hintritt deſſelben durch fleißige Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen vor; und wenn, vielleicht frühe, vor ſeinen eigenen Augen, der Liebling hinſtirbt, tröſtet er ſich, wie jener philoſophiſche Vater, und ruft mit einer ihm anſtändigen ſtillen Ergebung: ich hatt' ihn ſterblich gezeugt!

Die Stätte, auf der wir hier stehen, und die lehrreichen rührenden Beispiele, die uns von allen Seiten umringen, müssen uns eine edle, echt philosophische Bescheidenheit lehren, die uns die abgestorbenen Systeme nicht mit Verachtung und Hohn, sondern mit Gedanken an die Vergänglichkeit unsrer eigenen, ansehen lasse, und uns eben so gerecht gegen unsre Vorgänger mache, als wir wünschen, daß es unsre Nachkommen dereinst gegen uns seyn mögen.

Dort, meine Herren, unter jenem zerstöhrten Denkmal, wo aber noch jezt in unvergänglichem Marmor die Musen der Ton- und der Meßkunst trauern, ruht die Asche der Pythagoreischen Weisheit, deren Bekenner so zuversichtlich auf das bloße Wort ihres Meisters schwuren. Jezt -- und ach! schon seit langen Jahrhunderten — liegt diese ehemals so gepriesene, so angebetete Weisheit im Staube.

Hier, unserm Standpunct ein wenig nä-

her, verwahrt die Geſchichte unter einem vormals glänzenden, aber jezt, bis auf die Bildſäule Melpomenens, faſt verwitterten Grabmal das hagere Gerippe der Ariſtoteliſchen Lehre, die, nach einer kränkelnden Jugend, im ſpätern Alter ſo kraftvoll herrſchte, daß ſie ſogar mit den heiligen Büchern um den Preis des Anſehens rang. Wo iſt es jezt hin, dieſes ehemals ſo verehrte, ſo unvergänglich geglaubte Anſehen?

Zu unſrer Linken, unter dieſem verfallnen Gemäuer, wo noch ein ziemlich wohl erhaltener Amor und Bachus durch die Epheuranken blickt, ſchlafen die ganz aufgelöſten Atomen Epikurs, auf deſſen Altar ehemals die prieſterliche Hand eines Lukrez ſo verſchwenderiſchen Weihrauch ſtreute. Wie lange iſt ſchon dieſer Weihrauch verdampft, wenn gleich der Altar ſelbſt, von welchem er aufſtieg, noch unzertrümmert daſteht!

Und wie traurig liegt, auf der Grabſtätte der Plotiniſchen Weisheit, die Bildſäule

des Philosophen, von ihrem Würfel geworfen, statt daß ehemals schwärmerische Porphyre sie mit Rosen bekränzten, und mit einer fast abgöttischen Verehrung sich vor sie hin auf ihr Angesicht warfen!

Doch wozu der Stimmen noch mehrere wecken, die aus jedem der hier sichtbaren Gräber Ihnen zurufen würden: daß die Werke der Menschen so vergänglich sind, als sie selbst; nicht bloß die, welche ihre sterbliche Hand, sondern auch die, welche ihr unsterblicher Geist geschaffen?

Lieber, meine Herren, lassen Sie mich zum Lobe unsers wahrhaftgroßen Systems und zur gerechten Klage über die traurigen Schicksale übergehen, die es nur allzufrüh, theils durch eigene Schuld, theils durch den Mißverstand seiner Anhänger, erfahren. — —

Sie wissen, daß von den Weisen des Alterthums keiner ist, der noch jezt so allgemeiner Verehrung genösse, als der preiswürdige edle Sohn des Sophroniskus. Und

dieß nicht bloß wegen der Reinigkeit seiner Sitten und der Lieblichkeit seiner Rede, oder wegen der Seelengröße, womit er für die erkannte Wahrheit sein Leben hingab, sondern auch vorzüglich wegen seines großen Zwecks, den Blick der Denker, der zu sehr auf den Himmel gerichtet war, auf die Erde herabzuziehen, und sie von unnützen Grübeleien auf wahrhaft nützliche Nachforschungen zu lenken.

Eben dieser Zweck wars, welchen der ruhmvolle Erfinder unsres neusten Systems unablässig vor Augen hatte, und welchen zu erreichen, er einen bis jezt unerhörten Aufwand von Scharfsinn machte. Er sah die Denker, an den Grenzen der Erfahrung, in ewigen Kriegen über die Besitzthümer jenseits, ohne daß mit allen diesen Kriegen auch nur eine Spanne davon gewonnen ward; er wollte dieser Verwirrung ein Ziel setzen, wollte die Kräfte, die sich in diesen traurigen Kämpfen so unnütz aufrieben, zum ge-

meinsamen friedlichen Anbau von fruchtbaren Gefilden und zum Hervorgraben von Schätzen vereinigen, deren im weiten Schooße der Natur so viel mehrere verdeckt liegen, als an's Tageslicht kamen.

„Was gehn euch Dinge an, die über euch sind?“ hatte schon der Weiseste unter den Griechen gerufen, und hatte durch sein Beispiel bewirken wollen, daß die Denker künftig auf das wahrhaft Nützliche arbeiteten. Aber die einmal aufgeregte Denkkraft verschmäht die Grenzen des Nützlichen, und strebt hinaus ins Unendliche; sie will nur Einsicht, nur Wahrheit, und ist um so erhitzter auf diese Wahrheit, nicht, je anwendbarer und heilsamer, sondern je schwieriger und verborgener sie ist.

Der neuere Weise, durch den geringen Erfolg des ältern belehrt, wählte ein kräftigeres, und, wie er hoffte, ein untrügliches Mittel, der unruhigen Denkkraft Ziel und Schranken zu setzen. Er zeigte, daß da, wo die Erfah-

rung aufhört, nicht bloß die Grenze des Nützlichen, sondern auch die des Möglichen sey, und nun glaubte er, sollte die Begierde des Wissens, wie jede andre Begierde, von der erkannten Unmöglichkeit abstehn, sollte sich gegen das Gebiet des Möglichen umwenden, und sich innerhalb dieses Gebiets zu hoffnungsvollern Arbeiten entschließen.

Aber o des traurigen Schicksals, daß unserm tiefforschenden Weisen die Gabe des leichten Ausdrucks versagt war, und daß sich kein Aaron fand, der ihm, zum Vortrage seiner Lehren, ein leichteres, geschmeidigers Organ hätte leihen können! Jeder seiner Schüler hatte etwas Anders, und jeder schwur, er hätte das Rechte gehört; die Köpfe, statt sich zu vereinigen, entzweiten sich ärger, als je, und aus dem gehofften ewigen Frieden ward, unter dem sardonischen Gelächter der Zuschauer, neuer endloser Hader.

Oder lag vielleicht die Schuld der Dunkelheit und des Mißverstandes weniger an dem

unglücklich gebauten, vielleicht auch zu wenig geübten Organ des Weisen, als an der Beschaffenheit der Gegend selbst, in welcher er die Stimme erhob? — Wenn wir ältere Beispiele von ähnlicher Dunkelheit auch der beredtesten Männer betrachten; so muß uns dieser Gedanke mehr als wahrscheinlich werden.

Welchem Sterblichen war wohl je die Gabe der Rede mehr, als einem Platon, verliehen? Sie sehen dort, meine Herren, sein Denkmal, mit dem Gott des Tages geschmückt, der seine himmlische Leier rührt, und mit Myrten- und Rosenhecken umgeben, in welchen noch jetzt die Nachtigall ihre lieblichsten Töne anschlägt. Aber wie dumpf und unvernehmlich ward die sonst so helle, reine Sprache des Weisen, sobald er es unternahm, in das wüste Leere jenseits der Erfahrung hinüberzurufen! Wie dunkel und unkenntlich wurden die Bilder, die er aus dem Gebiete der Sinne mit sich gebracht hatte, sobald er sie über jene Grenze hinaushielt! Dort, wo

jede Wirklichkeit aufhört, fehlt auch die Luft, welche die Töne fortpflanzen, und das Licht, welches die Bilder erleuchten könnte.

Freilich rief der neue Weise nicht, wie der ältere, über die Grenze hinüber, nur an die Grenze hinan; freilich hielt er die Bilder nicht selbst in das Leere hinein, nur hart an den Anfang des Leeren: aber in jener äußersten Gegend, scheint es, ist die Luft schon zu fein, um die Töne noch bis zur Hörbarkeit fortzuschwingen, und das Licht schon zu dämmernd, um die Bilder noch bis zur Sichtbarkeit zu erleuchten.

Dennoch lebte wahrscheinlich noch jezt unser System, und wenn auch nur ein schwächliches, kränkelndes Leben: aber daß es Anhänger fand, die selbst das überhörten, was in der dunkeln Rede das Vernehmbarste war, und die eben da Wissenschaft bauen wollten, wo der Weise alle Hoffnung zur Wissenschaft abschnitt; das ohne Zweifel ward unserm System weit mehr, als sein eigener innerer

Fehler der Dunkelheit, verderblich. Es schien veranlaßt zu haben, was es nur nicht hatte verhindern können; der beleidigte Menschenverstand schien mit den Lächerlichkeiten, die man dem Systeme angeklebt hatte, auch selbst das System zu verwerfen, und der ausgestreckte spottende Finger der Verachtung, indem er auf jene deutete, schien unglücklicher Weise auch auf dieses zu deuten.

So fiel in der Achtung der Mehrheit der Denker, woran das Leben jedes Systemes hängt, auch das unsrige, nachdem es bei seinem Eintritt in die Welt mit stummem Erstaunen über sein Neues und Außerordentliches war aufgenommen, und dann, nach vorgängigem leisen Murmeln der Bewunderung, mit lautem Jubelgeschrei in die Schulen war eingeführt worden. Ich theile, meine Herren, den Schmerz, der bei diesem neuen Beispiele von der Hinfälligkeit alles Irdischen Ihre Brust durchwühlt und Ihre Blicke zur Erde schlägt; aber in den Seelen von

Philoso-

Philosophen darf auch der gerechteste Schmerz nie zu groß, und noch weniger darf er hofnungslos werden. Ob die Geister der Menschen, wie es der edle Pythagoras glaubte, indem sie die Hülle des einen Körpers abstreifen, in die eines andern schlüpfen; das ist eine noch nicht beantwortete oder vielmehr nie zu beantwortende Frage: aber von den Geistern der Systeme ist es gewiß, daß sie, nach kürzerer oder längerer Zeit, sich gern eine neue Hülle suchen, und dann in jugendlicher, oft größerer Kraft wieder hervorgehn. So hat der Geist des Epikureischen Systems in den Werken eines Gassendi, des Xenophanischen in denen eines Spinoza, des Platonischen in denen eines Leibnitz, des Pyrrhonischen in denen eines Hume, ein neues Leben begonnen. Und warum sollten denn wir nicht hoffen, daß auch der Geist des unsrigen sich dem Staube, dem wir seine erste Hülle anvertrauen, entschwingen, und bald in einem andern Körper jugend-

lich wieder aufblühen werde? Mög' es dann nur ein Körper seyn, dem es weder an Ebenmaaß, noch an Leichtigkeit der Bewegung, noch vor Allem an einem Sprachorgan fehle, das, wenn nicht stark, doch vernehmlich, wenn nicht süß, doch gefällig töne!

Acht und dreißigſtes Stück.

An Herrn G**z.

Sie ſind dafür beſtraft worden, mein lieber G**z, daß Sie geſtern aus der Geſellſchaft ſo frühe aufbrachen, und durch keine Bitten der Wirthinn, die doch noch ſo jung und ſo liebenswürdig iſt, ſich bewegen lieſſen, zum Abendeſſen zu bleiben. Während Sie zu Hauſe, Gott weiß über welchem ſtaubichten Barbaren des Mittelalters oder über welchem unleſerlichen Archivſtück, ſich die Augen verderbten, hatten wir Andern das beluſtigende Schauſpiel eines förmlichen litterariſchen Kampfs zwiſchen dem entſchiednen Skeptiker F** und dem eben ſo entſchiednen Dogmatiker J**. Sie glauben vielleicht, daß der Letztere vor dem gröſsern Scharfſinne

des Erstern bald werde gewichen seyn; aber ich versichre Ihnen, daß F·· in großer Bedrängnis war, und daß er von der kecken, bilderreichen Beredsamkeit seines Gegners die traurigste Niederlage hätte erleiden können, wenn nicht noch L·· zu rechter Zeit ihm einige Ideen zu Hülfe geschickt hätte, die wenigstens seinen Rückzug zu decken dienten.

Mit einer scheinbaren Lobrede auf den Skepticism fing der immer-streitlustige J·· die Unterredung an, und F··, der als Fremder ihn nicht kannte, ließ sich die Süßigkeiten, die ihm über sein System gesagt wurden, und deren widerlichbittern Nachschmack er freilich nicht ahnen konnte, gar trefflich zu Gaumen gehen. Der Skepticism, sagte J··, ist das Lezte, worauf ein scharfsinniger, tiefer Denker am Ende nothwendig hinauskommt; — denn bei J··, wie Sie wissen, ist Alles nothwendig, Alles ausgemacht und entschieden; — er ist das Sublimste, wohin der menschliche Geist jemals reichen

kann, der äußerste höchste Gipfel aller Erkenntnis. Mehr als Einer in der Gesellschaft widersprach; aber J** erweiterte seinen Gedanken mit großer rhetorischer Kunst, berief sich auf die Griechen, deren Geistesgröße sich in allen Fächern der Litteratur so glänzend offenbart habe, und zeigte, wie alle ihre philosophischen Schulen ohne Ausnahme am Ende zur skeptischen übergetreten wären. Er ging auf eben die Art die Weltweisen der aufgeklärtesten unter den neuern Völkern durch; und auch hier fand sich, daß die jüngsten, und also, nach J**s Behauptung, nothwendig die hellsten und weitsehendsten, sich theils dem Skepticism schon genähert, theils auch ohne Rückhalt sich schon völlig für ihn erklärt hätten. Kurz, er sagte Alles, um den guten K** zu bezaubern, der sich die Bekanntschaft eines so gründlichen Denkers in einer so unphilosophischen Stadt, wie er bisher die unsrige gefunden, wohl nie hätte träumen lassen.

Bitten um Freundschaft und Versicherungen von Freundschaft waren in dem herzlichsten Tone gewechselt, und unsre Wirthinn freute sich ungemein, daß sie zu der Bekanntschaft zweier Männer, die so ganz für einander gemacht schienen, den Anlaß gegeben, als auf einmal zu F··s Erstaunen das Blatt sich wandte, und J·· mit trauriger Gebehrde anfing, daß er nichts destoweniger das Jahrhundert bejammre, wo die Aufklärung bis zu einem Grade gestiegen sey, der eine ganz nahe bevorstehende Finsternis mit Sicherheit voraussehen lasse; daß er die großen Geister bejammre, die den äußersten Gipfel menschlicher Einsicht erreicht hätten, weil dieser Gipfel eben so nackt für die Erkenntnis, als für das Herz zum Erfrieren kalt sey. Beides ward von der Gesellschaft angefochten, und besonders das so nahe Bevorstehen der Finsternis; aber J·· beharrte darauf, daß nach der glänzenden Periode des Skepticism die tiefste, schrecklichste Nacht des Aberglaubens

mit allen ihren Gräueln unausbleiblich zurückkehren müsse. Einige von uns bestritten nur dieses unausbleiblich, und ließen die Möglichkeit gelten; — welches denn auch ich that, der ich in der Welt genug erlebt zu haben glaube, um nichts für unmöglich, aber auch nichts für unausbleiblich zu halten: — andere tasteten selbst die Möglichkeit an, daß Zeiten, wie die unsrigen, je zu einer vollen Barbarei zurücksinken sollten, und unter diesen war, trotz seines Skepticism, niemand so eifrig, als F**.

Ich erstaune, sagte hier J**, daß eben Sie mir entgegen sind; denn wie ich von einem der wahrhaftesten Männer, die ich kenne, von unsrem hier gegenwärtigen L**, weiß; so haben Sie jüngst in einer Gesellschaft, wo von dem Werthe der Aufklärung die Rede war, behauptet, daß es sich mit dem geistigen Lichte in allen Stücken, wie mit dem körperlichen, verhalte, und haben daraus geschlossen, daß eben so, wie dieses von

Allen geliebt werde, auser von Blödsichtigen und Verbrechern, auch jenes von Allen geliebt werden müsse, außer von Schwachköpfen und von Betrügern. Vermöge dieser von Ihnen festgesetzten vollkommnen Analogie zwischen dem geistigen und dem körperlichen Lichte, werden Sie mir zugeben müssen, daß bei erreichter höchster Klarheit — welche in Ansehung des geistigen Lichts der Skepticism, so wie in Ansehung des körperlichen die ungetrübteste Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft ist — eine fürchterliche Zersetzung ganz nahe bevorstehe.

Zersetzung schien ein Wort, mit welchem F··, der wegen des gar zu schwer gewordenen Studiums der Philosophie die andern Wissenschaften ein wenig mogte vernachlässiget haben, nicht den hellsten Begriff verband; er bat also um nähere und deutlichere Erklärung. — Der Meteorologe, erwiderte J··, wird Ihnen sagen, daß gerade dann, wenn die Sonne am klärsten und ohne die minde-

sten Dünste aufgeht, nicht der beste heiterste Abend zu erwarten sey; daß eben der nebelfreiste, scheinbarreinste Himmel mit allen Schrecknissen der Atmosphäre schwanger gehe, mit Schlossen, Stürmen, Platzregen, Ungewittern. Mithin wird auch nothwendig, vermöge der Analogie zwischen körperlichem und geistigem Lichte, in welcher ich ganz mit Ihnen einverstanden bin, nach der vollkommensten, reinsten Helligkeit des Skepticism, aller Unsinn, Wust, Gräuel des Aberglaubens wieder zum Vorschein kommen.

F** warf dem rüstigen Kämpfer die alte Regel von dem nicht zu verfehlenden Vergleichungspunkte in den Weg, und erinnerte ihn, daß jedes Gleichnis seiner Natur nach hinke; aber J**, statt über diesem Einwurf zu stolpern, schritt mit kühnem Muthe darüber hin, und berief sich abermals auf das Beispiel der Griechen, das, wie er sagte, überall auf dem Felde menschlicher Cultur und Bildung eine vorleuchtende Fackel sey. Er

breitete sich über die Folgen aus, die in Griechenland entstanden wären, als endlich alle philosophische Schulen sich zu der des Pyrrho geflüchtet hätten: wie in eben dem Maaße, als der Grübler Erkenntnisse verloren, der rohe undenkende Hause sich mit Erkenntnissen vollgestopft, und während jener in tiefster Armuth geschmachtet, dieser im üppigsten Reichthume geschwelgt habe; wie am Ende die ganze Philosophie in eitle leere Disputirkunst zusammengeschrumpft, und in allgemeine tiefe Verachtung gesunken sey, indem zu gleicher Zeit der blindeste Aberglaube das Haupt erhoben, und jenes goldne Zeitalter der schamlosesten Betrüger herbeigeführt habe, der Wahrsager, Zeichendeuter, Beschwörer; wie damals Alles den Kopf voll Mysterien, voll Zeichen und Wunder gehabt, und wie ein jeder für den einfältigsten Thoren würde gegolten haben, der noch an Dämonen, GeisterErscheinungen, magischen übernatürlichen Kräften hätte zweifeln wollen.

Aber, nahm hier unſer beſcheidner L** das Wort, wenn das einmal ſo war — wie ich denn allerdings nicht leugnen kann, daß es ſo war — —

So wird es auch immer ſo ſeyn, und kann wegen der Natur der Sache ganz unmöglich anders ſeyn! rief ihm J** mit ſeiner gewöhnlichen Keckheit entgegen.

Woran Sie mir erlauben werden zu zweifeln, erwiderte L**; denn wie viele andere Umſtände trafen in jenen unglücklichen Zeiten zuſammen, die das in Rede ſtehende traurige Phänomen — welches übrigens nicht bloß in Griechenland, ſondern im ganzen römiſchen Reiche Statt hatte — eben ſo gut und vielleicht ein wenig beſſer erklären können. Ueberlegen Sie nur, wie Vieles ſchon die Abſchwächung aller edlern Seelenkräfte durch die übertriebenſte viehiſchſte Sinnlichkeit, wie Vieles die ewige zitternde Furcht, worin man unter den blutgierigſten tyranniſchſten Deſpoten und unter einer der unſicherſten Regierungen auf

Erden lebte, wie Vieles endlich das immer höher steigende, bis zur Unerträglichkeit anwachsende Elend wirken, und wie es, mit der Lust zum Denken, auch allen Muth, alles Vermögen dazu ersticken mußte.

Und dann, sezte F** hinzu, überlegen Sie noch, daß in der ganzen Geschichte, so weit die Jahrbücher derselben hinaufreichen, der Fall, wo sich hohe Aufklärung und tiefer Aberglaube so nahe berührt haben, erst einmal dagewesen ist. Ohne, wie Herr L**, Ihnen andre mögliche Ursachen dieser Erscheinung zu nennen, dürfte man Sie nur fragen: welche Folgen denn wohl aus einem solchen einzelnen isolirten Falle sich herleiten lassen? ob daraus, daß einmal und nur erst einmal zweierlei Dinge auf einander gefolgt sind, auch nur die Vermuthung erwachsen könne, daß diese Dinge als Ursache und Wirkung zusammenhangen?

Einmal und nur erst einmal! rief J**, indem er mit angenommener Miene des Erstau-

nens in der ganzen Gesellschaft umhersah. Und das, meine Herren, können Sie so mit anhören und können schweigen? Hat denn die Wahrheit unter uns keinen Freund, keinen Vertheidiger mehr, der seine Stimme erhebe? Oder sind wir lauter Fremdlinge in Israel, die nicht wissen, was in diesen Tagen geschehen ist? Einmal und nur erst einmal wäre der Aberglaube dem Skepticism auf die Ferse getreten? — Und vor unsren Augen hat er, so wie er die Stimme seines Vorläufers nur wieder laut werden hörte, sich aus den Hütten der Niedern hervorgewagt, in die er sich zu den Zeiten der Trübsal und der Verfolgung geflüchtet hatte, und die von jeher zu seiner Aufnahme so willig waren! Vor unsren Augen hat er die Lichtscheu abgelegt, um wieder Zutritt zu den Häusern der Vornehmen, zu den Palästen der Großen zu suchen, und hat ihn dort nur allzuhäufig gefunden; hie und da zwar nur in der Dämmerung und durch irgend ein verborgenes Ne-

benpförtchen, aber auch oft genug am hellen Mittage, durch's große Thor, und ohne alle Verheimlichung, allen Rückhalt.

Man fing an, sich gewisse Namen in's Ohr zu flüstern, und L** gestand, daß auch ihm einige Verbindung zwischen der angeblichen Ursache und dem zu erklärenden Erfolge durchschimmre. Aber, sagte er, Sie sollten uns diese Verbindung in volles Licht setzen, sollten uns allen Zweifel benehmen, ob etwa auch hier nur der Zufall spiele, und die Begebenheiten sich einander, wie so oft, bloß begegnen, oder ob sie wirklich in einem innern Zusammenhange stehen, so daß die eine durch die andre veranlaßt, hervorgebracht wird. Das Letztere müßte doch nothwendig Statt finden, wenn wir von dem Daseyn der einen mit so vieler Sicherheit, wie Sie, auf die baldige Erscheinung der andern schließen sollten.

Und meynen Sie, rief hier J**, daß ich mich bedenken werde, Ihre Auffoderung an-

zunehmen? daß es mir im mindeſten ſchwer fallen wird, das Verlangte, und zwar in vollem Maaße, zu leiſten? Ich werde dabei nichts Tiefes, nichts Verborgnes vorausſetzen; bloß eine Kenntnis der menſchlichen Natur, wie man ſie von jedem auch weit minder gebildeten, weit minder unterrichteten Zuhörer erwarten darf, als die ich hier zu unterhalten die Ehre habe. Ich denke, es ſoll Ihnen ſo klar werden, als der Tag, daß der Skepticism für die Aufklärung im höchſten Grade gefährlich, und daß er, wenn Sie mir dieſes Bild erlauben wollen, der eigentliche Säemann für den Samen des Aberglaubens iſt, der leider! in unſrer Natur einen nur zu günſtigen, mit allen ihm zuſagenden Hombomerieen geſchwängerten Boden findet. Mein einziger Wunſch bei dieſen Umſtänden iſt, daß nur nicht wieder ein ſo ungeheurer Giftbaum, wie jener, hervorwachſe, der einſt von Rom aus, wo er ſeine Wurzel ſchlug

und sie bis zur Hölle hinabtrieb, die Zweige über ganz Europa verbreitete, und jedes nützliche Pflänzchen der Erkenntnis in seinem verderblichen Schatten erstickte.

L'' schüttelte hier bedenklich den Kopf, und schien sich fertig zu machen, den wahren Ursprung von der Barbarei des Mittelalters und von dem übertriebenen Ansehen des römischen Stuhls aus der Geschichte anzugeben; auch F:: brachte schon die ersten Worte zu einer widerlegenden Anmerkung hervor: aber beide zogen sich bescheiden zurück, weil eben hier zum ersten Mal unsre liebenswürdige Wirthinn sich in das Gespräch mischte. — Ihre Prophezeihungen, sagte sie, werden ganz fürchterlich, mein Herr J'', und ich fange an, so viel Theil an der Unterredung zu nehmen, daß ich irgend einen der Herren bitten muß, meiner Unwissenheit über die eigentliche Natur des Skepticism, wie Sie dieses schreckliche Uebel nennen, abhelfen zu wollen. — F'' war

augen-

augenblicklich dazu bereit, indem er zum voraus versicherte, daß Madame nichts so gar Schreckliches daran finden würde; aber die Ausdrücke, deren er sich bediente, waren so hoch und so dunkel, so ganz aus der Schulsprache entlehnt, daß es für Madame eben so viel war, als ob er Sanscritta gesprochen hätte. — J** bat um Erlaubnis, ihr den Begriff durch ein einziges völlig passendes Bild zu versinnlichen; durch ein Bild, wie er sagte, das beinahe für die Sache selbst gelten könnte. Sehen Sie, Madame! fing er dann an, der Skeptiker ist Anfangs ein Mensch, wie wir Alle; er sieht die Gegenstände der Sinne am Lichte der Sinne; die Wahrheiten der Vernunft am Lichte der Vernunft; und man muß ihm zugestehen, daß er nicht allein eine eben so gute, sondern oft noch eine feinere und schärfere Vernunft, als wir Andern, besitzt. Aber nun wandelt ihn unglücklicher Weise die Lust an, sich von der Wahrheit seines Sehens und von der Wirk-

lichkeit des Geschehenen eine noch völligere Gewisheit zu verschaffen, als die er bereits durch sein Sehen hat; er zieht also den Blick von den Gegenständen ab, und sieht hinein in das Licht selbst, das doch nur da ist, um zum Sehen zu leuchten, sieht so lange, so starr, mit so unverwandtem Blick hinein, bis ihm beide Augen von Lichte strotzen, und wenn er sich nun wieder umwendet, und nicht mehr die Gegenstände sieht, sondern Licht, lauter Licht, nichts als Licht; kurz, wenn er von Ueberfüllung mit Licht so gut als blind ist: dann, Madame — ist der Skeptiker fertig.

Die Gesellschaft lachte laut auf über das Gemisch von Wahrheit und von Possirlichkeit in dieser Erklärung; niemand aber lachte mehr, als Madame, die sich Anfangs gar nicht wollte bereden lassen, daß mit so viel Possirlichkeit auch etwas Wahrheit vermischt seyn könnte. F**, der bisher noch ziemlich gute Fassung behalten hatte, war hier unglücklich genug, sich zu ärgern: und ob er gleich

aus aller Macht seinen Verdruß zurückschlang, um nicht das Lachen, wozu man einmal im Gange war, geradeweg auf sich zu ziehen; so war doch innerlich die gute Laune dahin, und J** konnte nun um so freier seine oft trüglichen Phantasiebilder für gute, echte Vernunftgründe verkaufen.

Ich dürfte jezt nur fragen, fing J** wieder an, ob ein Blinder, wie unser Skeptiker, nicht ein armer Verlassner sey, und ob er sich im Stande befinde, allen den Fallstricken, die der Aberglaube den Menschen legt, und allen den Gruben, die er ihm gräbt, aus dem Wege zu gehen? Aber ich will das obige Bild gern verlassen, und dieß aus Achtung für unsern Freund L**, der, wie ich weiß, in philosophischen Unterredungen den Bildern eben nicht hold ist.

Weil er sie in Verdacht hat, sagte L**, die Begriffe oft mehr zu trüben, als zu erläutern, und weil er sie schon mehrmals darauf ertappt zu haben glaubt, neben dem

Erläutern auch noch ein wenig beweisen zu sollen.

Das können sie nun freilich nicht, erwiderte J**, und so will ich denn nur in ganz schlichten Worten fragen: ob es nicht, auch nach Ihrer Meynung, der schlechten undenkenden Köpfe, in welchen die Sinnlichkeit über die Vernunft den Meister spielt, und welche durch sich selbst keiner gesunden Begriffe fähig sind, ohne Vergleichung mehr unter den Menschen giebt, als der guten selbstdenkenden Köpfe? ob also nicht bei weitem der größte Theil des Lichts, welches sich unter der Menschheit verbreitet hat, statt ursprüngliches Sonnenlicht zu seyn, nur abgeleitetes Mondenlicht ist; mithin ein Licht, welches augenblicklich wieder verschwindet, oder doch, gleich dem bononischen Stein, nur noch einige Zeit lang fortleuchtet, wenn ihm seine Quelle entweder entzogen oder verstopft wird? ob die Quelle, aus welcher das Licht der schwachen Köpfe seinen Ursprung nimmt,

eine andre ist, als die Einsichten der wenigen Selbstdenker, die sich aus eigener Kraft zu bessern Erkenntnissen emporarbeiteten, und ob also diese bessern Köpfe selbst ihr Licht verlieren können, ohne daß die Menge der schwachen Köpfe unaufbleiblich in die vorige Finsternis zurücksinke?

Die Wirthinn, die seit der Beschreibung des Skeptikers ganz für J** gewonnen schien, gab auf alle diese Fragen die günstigsten Antworten, und da die Uebrigen, vielleicht aus Höflichkeit, schwiegen; so wollt' ich nicht der Einzige seyn, der den Unhöflichen und den Klugen spielte. Ich unterdrückte also die Frage, die mir schon auf den Lippen schwebte: ob denn, nach einmal erwachter gesunder Vernunft und allgemeiner gewordenen Aufklärung, die Menschheit noch immer so abhängig von einigen vorzüglichen Köpfen bleiben könne, als sie im Zustande der ursprünglichen Rohheit und Geistesdumpfheit es freilich war?

J·· fuhr nun fort: Sie sehen demnach, meine Herren, worauf es ankommen wird, wenn Aufklärung auf Erden bleiben, und nicht eine allgemeine traurige Nacht wieder einbrechen soll. Bloß auf das Beharren der bessern Köpfe bei ihren mehr geläuterten Begriffen; bloß auf ihre fortdauernde treue Anhänglichkeit an die einmal angenommenen Grundsätze, auf ihren nie verschwindenden bittern Widerwillen gegen den Aberglauben.

Und halten Sie's denn für möglich, sagte F··, daß, wo jene Anhänglichkeit und dieser Widerwille sich einmal festgesetzt haben — —

Festgesetzt! fiel ihm J·· in die Rede. Ich halt' es durchaus für unmöglich, daß in der menschlichen Seele sich irgend etwas festsetze, was nicht verträglich mit ihrer Natur ist: und eben auf diese Natur wollt' ich jezt kommen, um zu zeigen, wie sehr das Beharren im Skepticism ihr entgegenlaufe. Lassen Sie uns also sehen, meine Herren, in welcher Lage sich der Denker befinden

wird, wenn er ſich bis zum Skepticiſm — den ich noch einmal für das Sublimſte in der Aufklärung feierlich anerkenne — hinaufgedacht hat, und ob er in dieſer Lage wird bleiben können, wenn er auch wollte, oder wird bleiben wollen, wenn er auch könnte? Ich fürchte, ich fürchte, das irdiſche Licht der Aufklärung wird, gleich den himmliſchen Lichtern, nur dazu aufgehen, höher ſteigen und culminiren, um ſogleich nach erreichtem höchſten Puncte ſich dem Horizonte wieder zu nähern und zu verſchwinden.

Zuerſt frag' ich Herrn F** und alle Gegenwärtige: ob es der Natur unſrer Seele gemäß ſey, in irgend einem Zuſtande, wie man dieſen auch annehmen mag, zu beharren? ob nicht vielmehr die Seele, vermöge ihres weſentlichen Grundtriebes, immer ſich ausdehnen, weiter gehen, höher ſteigen wolle? — Man beantwortete ihm dieſes mit Ja. — Ich frage ferner: ob derjenige höher könne,

der die äußerste Spitze erreicht hat, oder ob er, da kein Weilen Statt findet, und das Höhersteigen zur Unmöglichkeit wird, nicht durchaus wieder herunter müsse? Bei dem Skepticism vollends wäre das Ruhigbleiben zwiefach unerträglich, weil hier die Ruhe auf den spitzigen Dornen des Zweifels gesucht werden müßte, wo sie in Ewigkeit nicht Statt finden kann. Mithin muß der Skeptiker von seiner Höhe, er mag wollen oder nicht, über kurz oder lang wieder fort — und nun wohin?

Doch nicht gleich in die Tiefe des Aberglaubens? fragten die Gegenredner.

Unfehlbar! Ganz unfehlbar! versetzte J··.

Entweder ist das Scherz, sagte L··, oder Sie machen da einen Sprung — —

Vergeben Sie, lieber L··! Es ist kein Sprung, sondern ein Fall.

Ein Fall? —

Die Extreme, wie Sie wissen, berühren einander, und der Skeptiker muß entweder

bleiben — was ich doch für so gut als unmöglich halte — oder er muß auf einmal bis in die Tiefe wieder hinunter. — Um dieses deutlicher einzusehen, bitte ich Sie, auf die Art und Weise Acht zu geben, wie der Skeptiker auf die Höhe hinankommt. Er bedient sich dazu einer Reihe von abstracten Begriffen, die gleichsam eine Leiter bilden, deren Sprossen je höher je dünner, und immer dünner und zum Auftreten immer bedenklicher werden. So wie er mit dem einen Fuße ängstlich die höhere Sprosse erfaßt, tritt er mit dem andern Fuße die untere Sprosse durch; und wenn er nun endlich angelangt ist, und von seiner Höhe hinter sich blickt, so ist die ganze Leiter mit allen ihren Sprossen verschwunden. Er hat alle seine Erkenntnisse bis auf die, daß er nichts erkenne, verloren.

Drolligt genug! rief hier L**, halb mit Kopfschütteln und halb mit Lachen; aber daß der arme Skeptiker nun gleich fallen,

und gleich so unbarmherzig bis in den Abgrund hinabfallen soll — —

Kann er denn anders? erwiderte J··. Seine Leiter, die ihn hinantrug, hat er verloren; und was bleibt ihm da übrig, wenn er nicht auf seinem Dornenlager ruhen soll, als daß er sich dem Schwindel überlasse, der auf jener Höhe die Meisten anwandelt, und so über alle mittlern Erkenntnisstufen hinweg, geradezu in den Abgrund zurücktaumle? Mit seinem Denken leider! ist's aus, und ich sehe nichts für ihn zu thun, als zu glauben.

Sie haben den Bildern trefflich entsagt! rief hier F·· nicht ohne einige Bitterkeit; aber ich dächte, Sie nähmen, um sich das Mitleiden mit Leuten zu ersparen, die es Gottlob! nicht nöthig haben, lieber ein anderes Bild, würfen Ihre Leiter bei Seite, und ließen den Skeptiker die Höhe nicht ersteigen, sondern erfliegen.

Erfliegen? fragte ihn J··. Geht das an?

F**, ohne zu antworten, fuhr fort: Wenn alsdann die freilich nackte und kalte Höhe der Speculation dem Skeptiker zum Verweilen nicht anstände, oder wenn er auch überhaupt das Verweilen seiner Natur nicht gemäß fände; so brauste er mit eben dem Fittig, der ihn auf die Höhe hinantrug, in andere Gegenden fort, wo er den Aufenthalt angenehmer, und zum Weitergehen des Raumes mehr fände, als er je überschreiten würde.

Sehr wohl gesagt! erwiderte J**; aber wie, wenn er aus der Gegend, wo er jezt ist, nicht hinwegkönnte, und wenn das Brausen seinem armen Fittig beschnitten wäre? Sie bringen mich hier auf den Punct, zu dem ich eben kommen wollte, auf das Interesse des Herzens, das uns ewig von den Erkenntnissen nicht fortläßt, in welchen eben der Skeptiker sich am weitesten zu verklettern pflegt, von den Erkenntnissen des Uebersinnlichen und der Zukunft. — Ich setze hiebei aus gemeiner Menschenkunde voraus, daß der Kopf

vom Herzen gar nicht so unabhängig, gar nicht so sehr sein eigener Herr ist, als er's wohl glaubt; daß es sehr oft unsre Empfindungen sind, durch welche wir unsre Meynungen haben, und daß wir nur in gewisse Lagen gerathen dürfen, um zu handeln und selbst zu glauben, wie wir handeln und glauben zu können, ohne diese Lage uns nie hätten einfallen lassen. — Vielleicht wünschen Sie ein Beispiel, um dieß deutlicher einzusehen, und ich kann damit dienen.

O ich — fingen hier zwei zugleich an, F** und die Wirthinn, und nun wollte jeder, daß der Andere reden sollte. Die Wirthinn, natürlicher Weise, sprach ihr Wort zuerst: O ich bitte darum — und nun sprach es ihr F** in einem Tone nach, der uns Alle zum Lächeln brachte.

Denken Sie sich also, sagte J**, einen Mann, der Erfahrung, Einsichten, Grundsätze hat, der aber mit zeitlichen Gütern schlecht versehen ist, und der eben jezt eine

nahmhafte Summe herbeischaffen muß, wenn er nicht seinen Credit und seine Ehre will zu Grunde gerichtet wissen. Ehemals hatte dieser Mann einen Freund, auf den er mit Sicherheit rechnen durfte, der mit der uneigennützigsten Großmuth in jeder Noth ihm beisprang, oder vielmehr, der es nie mit seinem Bedürfnis so weit kommen ließ, daß es zur Noth ward. Dieser Freund ist jezt selbst gefallen, ist durch gewagte, tolldreiste Unternehmungen selbst zum Bettler geworden. An wen soll er nunmehr sich wenden? An einen schmuzigen Wucherer, an einen unbarmherzigen Blutsauger, der sein Geld zu den ungeheuersten Zinsen ausborgt? Es ist offenbar nur Hinhalt, nur Vergrößerung des Ruins; aber wird der Unglückliche das überlegen? Wird er nicht, in seiner Noth, einen Schritt thun, dessen er bei seinen Erfahrungen, Einsichten, Grundsätzen völlig unfähig schien? — Oder ein anderes Beispiel! — Nehmen Sie auf einen Augenblick die Lüge

für wahr an, womit uns einst die öffentlichen Blätter unterhielten, daß Frankreichs Aerzte die Trüglichkeit und Charlatanerie ihrer Kunst öffentlich und einmüthig anerkannt hätten: wird darum der leidende, von Schmerzen gefolterte Kranke aufhören, um Hülfe zu jammern? wird er nicht, wenn der kunstverständige Arzt sie ihm verweigert, sich mit halbem oder mit vollem Glauben dem ehemals verspotteten, marktschreierischen Empiriker in die Hände liefern? Wird es ihm nicht immer noch besser dünken, mit einer falschen, als mit gar keiner Hoffnung zu leiden?

Daß eine Neigung zu so etwas entstehen könne, sagte L··, räume ich ein; aber ob es mit dieser Neigung bis zur That kommen werde — —

Bei starken Seelen, bei kraftvollen Charakteren nimmermehr! rief hier F··.

Also doch bei schwächern Seelen, bei biegsamern Charakteren, erwiderte J··; das

will ſagen, in jedem Fall bei den meiſten, und in unſrem Fall eben nicht bei den ſchlechteſten Seelen, bei den verächtlichſten Charakteren.

In unſrem Fall? fragten die beiden Gegenredner. In welchem?

Hm! ſagte J**; hätt' ichs doch nicht geglaubt, daß ich meine Beiſpiele, die ich für ſo klar und treffend hielt, noch erſt anwenden müßte! Doch wenn Sie es fodern — — Der Mann von Einſicht und Erfahrung, deſſen Credit und Ehre auf dem Spiele ſtehen, und der ſich nach Mitteln zu ſeiner Rettung umſieht; der leidende Kranke, der um Hülfe und um Linderung ſeiner Schmerzen jammert, iſt das Bild von uns Allen, die wir ſo ſchwache, bedürftige, hinfällige Weſen ſind, und die wir doch in unſrer Natur die unauslöſchlichſte Begierde nach Glückſeligkeit und nach Fortdauer haben; der uneigennützige, aber durch ſeine gewagten Unternehmungen ſelbſt in Armuth verſunkene Freund, der

kunstverständige, aber seine eigene Kunst verlachende und verhöhnende Arzt, ist die ehemals hülfreiche Vernunft, der wir uns mit Zutrauen nahten, und Muth und Hoffnung von ihr empfingen; der schmutzige, unbarmherzige Wucherer, der verspottete marktschreierische Empiriker ist die Phantasie mit ihrer scheuslichen Ausgeburt, dem Aberglauben: und die ganz vollkomme Aehnlichkeit der Fälle ist's, warum der leidende, von der Vernunft verlassene Denker, wie sehr auch Anfangs Kopf und Herz sich sträuben mögen, doch am Ende zu dem nichtswürdigen Wucherer, zu dem verachteten Marktschreier hinan muß.

Immer muß! sagte L**; nichts als muß! das ist denn doch wahrlich mehr, als Sie durchsetzen können, mein Freund. Ein Hinneigen dazu räum' ich wiederholt Ihnen ein; aber diesem Hinneigen stemmen sich gleich Anfangs so große Zweifel, so mächtige Ueberzeugungen entgegen — —

Daß

Daß es durchaus ohne alle Wirkung bleiben muß, sagte F**. Eine starke, muthvolle, entschloßne Seele —

Ist doch wohl, fragte J**, eine außerordentliche, ungewöhnliche, über die gemeine Menschheit sich weit emporschwingende Seele?

F** machte eine Miene, die den Lobspruch, der in dieser Frage versteckt zu seyn schien, eben nicht ablehnen sollte.

Unvergleichlich! rief J**. Sie geben mir da den Sieg in die Hände. — Schildern Sie uns den Skeptiker nur so, daß er mit der übrigen Menschheit in vollen Gegensatz komme; daß er in seiner Empfind- wie in seiner Denkart gleichsam ein Geschöpf aus einer ganz andern Welt werde! Lassen Sie ihn bei dem Grabe seines redlichen Freundes, seines zärtlichen Weibes, seines einzigen Sohnes sich gleichgültig darüber hinsetzen, ob der Tod Vernichtung ist, oder Uebergang zu einem andern und bessern Leben! Lassen Sie ihn sein eigenes Daseyn mit einer Verachtung

wegwerfen, womit man eine alte, abgetragene, zerriſſene Hülle wegwirft; und hören Sie jezt das Ihnen aufgeſparte Dilemma! Entweder ich habe Recht, oder Sie. Entweder fällt unſer Denker ſelbſt, gleich einer der ſchwächern gemeinern Seelen, in den verlaßnen Aberglauben zurück, oder er bleibt, als eine ſtarke ungewöhnliche Seele, in ſeiner Zweifelei unerſchüttert. Den dritten Fall, daß er ſich gemach auf einen vernünftigen, beſcheidnen Dogmatism zurückſenken ſollte, nehmen wir beide nicht an. Setzen wir jezt von den obigen Fällen den einen, daß der Denker ſelbſt in den Aberglauben zurückſtürzt; ſo iſt die ehemalige Lichtquelle für die Menſchenmenge verloren; denn ich bitte Sie: was für Licht läßt ſich von einer ausgebrannten Sonne hoffen, die ſelbſt kein's mehr hat? Setzen wir den andern Fall, daß der Denker auf ſeinem Sinn unerſchüttert beharrt; ſo iſt er von der gewöhnlichen Menſchheit in einem ſo ungeheuren Abſtande, iſt für ſie ſo ganz

wie nicht da, als für unsre Erde ein Fixstern nicht da ist, der im äußersten Aether irgendwo leuchten mag, ohne daß seit dem Anfang der Dinge nur Ein Strahl sie erreichen konnte. In beiden Fällen also bleibt die arme Menschheit sich selbst und jedem betrüglichen Irrlicht überlassen, das so lange vor ihr hergaukeln wird, bis sie sich, zum Ersticken tief, in grundlose mephitische Sümpfe verirrt hat. — O meine Herren! Lassen Sie uns doch ja die Weisen der ältern Schule in Ehren halten, die dem Verstande und dem Herzen der Menschen nahe genug blieben, um auf beide einwirken zu können! Lassen Sie uns den Himmel bitten, daß diese menschlichern Weisen, deren Licht, indem es erhellte, auch erfreuete und erwärmte, nie unter uns aussterben mögen! Denn nur zu bald mögten wir sonst die Klage des Propheten wieder anstimmen müssen: Siehe! Finsternis bedecket das Erdreich, und Dunkel die Völker! — —

Es war spät geworden, und man sehnte sich aufzustehen; die Ermüdung, die gewöhnliche Friedensstifterinn, schloß auch dießmal den Krieg. L.. nahm mich in seinem Wagen mit sich. Daß es ein wenig scharf über J.., seine Streitsucht und seinen absprechenden Ton in Dingen herging, die doch wahrlich weder Thatsachen noch geometrische Lehrsätze sind, können Sie denken. Indessen, sagte L.., so viel Unrichtiges er auch vorgebracht, und so wenig er auch seinen Satz mit allen seinen Bildern, Wendungen und Redefiguren erwiesen hat; so scheint mir doch das nicht zu leugnen, daß ein so grenzenloses Zweifeln, wie es jezt Ton werden will, weder der Natur unsres Verstandes, noch unsres Herzens gemäß ist; daß wir, in Ansehung der religiösen Gegenstände, durchaus etwas haben müssen, woran wir uns halten, und daß hier zu kühne Schritte in der Aufklärung thun, uns eher der Finsternis wieder nähert, als uns weiter von ihr

zurückbringt. Ich verehre das immer weitere Verbreiten der Aufklärung als eines der größten Verdienste, die man sich um die Menschheit erwerben kann, und ich wünschte, daß es damit so weit und so tief getrieben würde, als immer möglich, bis in die entferntesten Länder hinein, und in die untersten Stände hinab; aber das ewige Erhöhen der Aufklärung, so wenig es auch gehemmt werden kann, und gehemmt werden darf, scheint mir wahrlich! keine sehr verdienstliche, keine sehr dankenswürdige Sache. —

Der Wagen hielt, und der Bediente öffnete den Schlag; wir mußten das Weitere, was wir noch auf dem Herzen haben mogten, einander schuldig bleiben. — Ich habe die Mühe nicht gescheut, das ganze Gespräch, weil ich es noch frisch im Gedächtnisse hatte, für Sie aufzuschreiben; theils, um Ihnen das verlorne Vergnügen einigermaßen zu ersetzen; theils und hauptsächlich,

um Ihre Gedanken darüber zu hören, die für mich immer so viel Neues und Belehrendes haben. Ich hoffe, daß sie dieses Mal mit den meinigen ziemlich nahe zusammentreffen sollen, und ich schreibe diese bloß darum nicht nieder, weil ich sie des schönern Ausdrucks nicht berauben will, den gewiß Sie ihnen geben werden. Ich bin u. s. w.

Neun und dreißigſtes Stück.

Ueber den Tod.

Zweite Unterredung.

Der Greis und ſein Freund hatten kaum ihre Wohnung erreicht, als ſich der Himmel umzog, und Blitze auf Blitze fielen. Thereſe, voll der innigſten Theilnahme, welche die lachende Natur nicht hatte erwecken können, ſtand ſchweigend am Fenſter, und ſah in das öde nächtliche Dunkel und in den wütenden Sturm hinaus, der die älteſten Stämme entwurzelte, und die Wipfel jüngerer Bäume bis zum Boden hinabbog. Indeſſen ging Merville ruhig unter dieſem Kampf der Elemente umher, und dachte den fernern Gründen nach, womit er die Vorſehung rechtfertigen wollte. — „Die glückliche Thereſe! ſagte

er endlich. Wie viel großes und kleines Ungemach hat sie durch ihren Tod überwunden! Ungehört und ungefürchtet fahren jezt diese Wolken über ihr Haupt hin. — Erinnern Sie sich, als sie hier zum ersten Mal den Freund ihres Geliebten sah, wie theuer sie diese Freude erkaufen mußte? wie unbeweglich das Gewitter zwischen den Bergen feststand, und wie viel schmetternder noch, als heute, die Schläge waren?"

„Ich erinnere michs, Merville. Es war das Loos ihres Lebens, jede Freude erkaufen zu müssen. Sie hatte wohl auch Freude, als Charlot gebohren war. — Das Bild ihres Todes trat vor ihn, und seine Lippen bebten vor Wehmuth.

„Um so gegönnter sey ihr die Ruhe! Sie war für diese Welt nicht allein gebohren. Und wer kann wissen, Chevreau, welche Erhöhung den Freuden der künftigen Welt die Leiden der jetzigen geben? — Noch seh' ich sie vor mir, die Holde, die Gute, wie bei jedem heftigern

Schlage das Knie unter ihr sank, wie nach jedem stärkern Erguß des Feuers ihr schwimmendes frommes Auge gen Himmel blickte, gleichsam um seinen Zorn, den man die Kindheit in diesen NaturErscheinungen fürchten lehrt, zu besänftigen. Noch hör' ich sie, als endlich der Donner schwächer rollte, wie sie, nach tiefgeholtem Seufzer, die Einwohner des entferntesten Nordens beneidete, und aus vollem Herzen den Wunsch that, mit ihrem Geliebten an den Küsten Grönlands oder Laplands zu leben. Sie glaubte diese Küsten von den Schrecknissen der Ungewitter freier, als sie wirklich es sind. — Wissen Sie noch, wie Sie ihr diesen Wunsch beantworteten, Chevreau?"

Mit einem Lächeln des Mitleids.

„Und wie es Therese erwiderte?"

Mit einem stummen vor sich Niedersehen, mit einer flüchtigen Schamröthe. — O, ihr Geist war eben so schnell und durchblickend, als ihre Empfindung zärtlich und fein war.

„Das ist so gern bei einander. — Aber lassen Sie uns doch näher erforschen, was damals in der Seele Ihrer Geliebten vorgehen, was diese Verwirrung und diese Schamröthe verursachen mogte. Wir verweilen uns bei ihrem süßen Andenken um desto länger. — Thereſe! hör' ich sie innerlich mit sich selbst rechten; hast du bedacht, was du wünschtest? Hast du bedacht, wie viele Vortheile du aufopfern müßtest, um einem einzigen Ungemach zu entfliehen?" — Setze dich in Gedanken an jene Küsten! — Wenn dort sich keine Donnervolken versammeln, und keine Feuerströme vom Himmel stürzen; so erhebt auch kein schattichter Wald seine Wipfel; kein Schlag der Nachtigall wird in schauervollen Büschen gehört; keine Saaten wallen über das Feld hin, und keine Reben schmücken die Hügel; kein Jauchzen der Schnitter und kein Lied der Winzer ertönt; keine Blume haucht Wohlgerüche und keine Frucht beut Erfrischung: todt, unfruchtbar, öde, in ewige Trauer gehüllt, er-

ſcheint ringsum die Natur. Und du, mit dieſer Empfindlichkeit deiner Seele; du, ſo reizbar und ſo erkenntlich für jede Schönheit, jede Wohlthat der Schöpfung; du wollteſt das Alles dahingeben, wollteſt in jenen traurigſten aller Einöden ſchmachten, um nur nicht dann und wann vor einem zu lauten Schall, einem zu jähen Licht zu erſchrecken? Du wollteſt das noch unendlich Größre dahingeben, was du an deinem Geiſte, deinem Herzen verlieren müßteſt? — Betrachte jene Hütten voll Ekels! Lies in den groben leeren Geſichtszügen ihrer Bewohner das Seelen- und Fühlloſe, das mit ihrem ungünſtigen Himmel ſo natürlich verknüpft iſt! Ueberlege die ganze Unmöglichkeit, daß bei ihrer tiefen unabhelflichen Armuth ſie je dieſe höhere Bildung erreichen, aus welcher deine liebſten, deine ſüßeſten Freuden quillen! — Thereſe! und du wollteſt auch dieſe verlieren? wollteſt die holden Spiele der Phantaſie, die ſchönen Zauberwerke der Künſte, die unſchätzbaren Kenntniſſe, die deinen Verſtand er-

heben, die wonnevollen Empfindungen, die dein Herz veredeln; wolltest sie alle, alle entbehren, um nur ja nicht auf Augenblicke betäubt oder geblendet zu werden? — Erröthe über das Unbesonnene deiner Wünsche! Fliehe dem ersten dem besten Schiffe zu, und kehre in dein verlassenes Paradies, in das Land der Ungewitter, aber auch des Segens, der Bildung zurück!"

Merville! Sie spinnen sehr weit einen Gedanken aus, den Sie, wie ich, nur belächeln, nicht widerlegen sollten. Eine augenblickliche Angst stieß ihn hervor, und ein augenblickliches Nachdenken nahm ihn zurück.

„Sollt' ich denn auch den Ihrigen nur belächeln?"

Den meinigen? — Welcher war der?

„Daß kein Tod in der Natur seyn sollte. — Chevreau! Wie viel grausamer und zerstöhrender war dieser Wunsch, als der Wunsch Ihrer Therese!"

Zerstöhrender? Und er traf die Zerstöhrung?

„Eben weil er sie traf. Sie bannen mit ihm die Geschlechter aller Lebendigen, bannen vor allen das Geschlecht des Menschen unter den traurigsten, kältesten, freudenlosesten Himmel.“

Ich? —

„Denn mit diesem verglichen, ist jenes wahrlich noch ein lachender, freundlicher Himmel, der sich über den eisbedeckten Küsten am Nordpol hinwölbt.“

Ich begreife Sie nicht. —

„An jenen Küsten gedeiht doch noch Leben; aber in Ihrer neuen, schrecklichen Schöpfung“ — —

Schrecklich, Merville?

„Nicht anders. — Jede Besserung an der Einrichtung dieser Welt wäre schrecklich, wenn sie nicht zum Glück Unmöglichkeit wäre. Aber was weiß von dieser Unmöglichkeit, die bloß durch Vernunft erkannt wird, die Phantasie? Immer nur mit den äußern Gestalten der Dinge spielend, und um den innern unauflöslichen Zusammenhang unbekümmert, macht

dieſe Schwärmerinn Trennungen, wie ſie Verbindungen macht, baut neue Welten auf ein Gerathewohl hin, das nie geräth, und ſtellt dann ihr nichtiges, haltungloſes Gebilde, als das beſſere, vortrefflichere Werk, neben einer unendlichweiſen Schöpfung auf, in welcher Alles in Allem ſo tief gegründet, Alles ſo feſt und unzertrennbar verwebt iſt. — In den äuſſerſten Norden trägt ſie die Vortheile gemäßigter Erdgürtel hinein, denkt etwa nur höhere Grade der Kälte, nur längere Dauer des Winters, aber nicht den Verluſt aller Reize des Frühlings, aller Wohlthaten des Herbſtes, nicht das Verſchwinden alles des unſäglichen Guten, das aus der feinern höhern Bildung hervorkommt. So die Phantaſie unſrer Thereſe: und die Ihrige, Chevreau? — Gewiß läßt auch ſie die menſchliche Natur unzertrümmert, läßt die theuerſten, innigſten Bande der Geſellſchaft unzerriſſen, läßt die ſüßeſten, ſeligſten Freuden des Daſeyns unvermindert, da doch jene unmöglich ſich knüpfen, dieſe un-

unmöglich hervorblühen können, wenn ihre wesentlichste Bedingung entfernt, wenn aus der Natur der Tod verbannt ist, dieser erste, dieser größte Wohlthäter des Lebens."

Der Tod? —

„Der uns Allen und der auch Ihnen, vor tausend andern, wohl that."

Auch mir? —

„In Ihren redlichen Aeltern, in Ihrer zärtlichen Gattinn, in Ihrem liebenswürdigen Kinde."

Dann verachten Sie mich! Denn ich kalter, fühlloser Undankbarer — — Aber was will ich? Ich trage ja seine Wohlthaten in diesem Herzen.

„Nein, Chevreau! Das Herz wird sie ewig verwerfen. Diese Wohlthaten können begriffen, aber können unmöglich empfunden werden."

Begriffen also! Und wie?

„Ich schaffe mir eine Erde, auf der kein Tod ist, und setze auf diese Erde den Menschen. — Den Menschen, sag' ich? Hab' ich noch

einen Menſchen? Wer iſt er und wie denk' ich mir ihn? Er iſt nicht Kind, nicht Knabe, nicht Jüngling, nicht Mann, nicht Greis; nicht des einen und nicht des andern Geſchlechts; nicht von dieſem Körper, von dieſen Seelenkräften, von dieſen Willenstrieben; er iſt — — ein Gebilde, das in der Luft flattert, eine weſenloſe Geſtalt, eine hirnleere Larve. — Doch ſey es! Auch meine Phantaſie weiß zu träumen. Auch ſie weiß mit Schattenbildern, wie mit Wirklichkeiten, zu ſpielen; und ſo bleib' er denn, dieſer Menſch! Aber ihm bloß das Daſeyn zu geben, iſt wenig, iſt kaum das halbe Werk eines Schöpfers; ich muß dieſem Daſeyn auch Süßigkeiten, auch Freuden geben. Und welche alſo theil' ich ihm zu, damit er ſeinen Schöpfer nicht haſſe, nicht freiwillig — aber leider umſonſt! — dem Tode rufe, ihn zu vernichten? — Die mich beglückt, mich an's Daſeyn gekettet haben, ſind für dieſen Menſchen undenkbar. — Ich ſehe zurück in mein Leben. Welche Wonne fühlt' ich Knabe

in

in der Anhänglichkeit an meinen redlichen Vater, an meine sorgsame Mutter! Bis wie tief in mein Daseyn hinein genoß ich Jahr für Jahr der Zufriedenheit, eine liebende einzige Schwester an diese Brust zu drücken, besuchenden edlen Brüdern entgegenzueilen, in frohen Abendgesprächen meine Kindheit mit ihnen zurückzurufen! — Das Geschöpf meiner Einbildung — weh ihm! es steht allein in der Welt; es hört sich nie bei den theuren Namen des Sohnes, des Bruders rufen; es ist losgerissen von der Natur in ihren ersten, in ihren heiligsten Banden. Und die Liebe — was für Bande kann ihm die Liebe knüpfen? — Ich, als Jüngling, als Gatte, als Vater, welche Seligkeiten fühlt' ich bei dem Lächeln meiner Geliebten, bei den Umarmungen meines Weibes, bei den Liebkosungen meiner Kinder! — Sie sind mir entrissen, und ich bejammerte sie; aber auch noch ihr Andenken ist Wohllust; auch noch dieß Andenken ließe der Greis mit allen Schätzen der Erde sich nicht aus dem Herzen kaufen. —

Der immer daurende, der unsterbliche Mensch; — er ist auch hier ein Verlaßner: ihm lächelt nie eine Geliebte; an seinen Hals hängt sich nie eine Gattinn; um seine Kniee spielen nie die muntern Söhne, die holden Töchter. Er ist ein mürrischer düstrer Einsiedler, ein rauher fühlloser Wilder. — Soll ich Beweis führen, Chevreau?"

Ich sehe in Ihrem Gange Ihr Ziel. Sie fürchten Ueberfüllung der Erde.

„Muß ich das nicht?"

Sie helfen durch einmalige Bevölkerung ohne Zeugung, durch stillstehendes Seyn ohne Zuwachs.

„Kann ich denn anders? — Ich zerstöhre damit die ganze Natur des Menschen und aller ihn umgebenden Dinge; aber wissen Sie bessere Hülfe?"

Ich? — Ich bin nicht Schöpfer, und kann Welten weder entwerfen, noch bauen.

„So sind Sie Mensch, und können Mögliches vom Unmöglichen unterscheiden. — Ant-

wort, nur auf die einzige Frage: Sollen in der Welt, die Sie wünschen, die Vortheile der jetzigen bleiben? Wollen Sie die theuren, seligen Bande erhalten wissen, wodurch Sie mit Ihren Aeltern, Ihrer Therese, Ihrem Charlot zusammenhingen? Oder denken Sie nicht, wie Therese dachte, die den Ungewittern entfliehen wollte, aber im Arm des Geliebten? Sollen jene Bande lieber nie seyn, nur damit sie nie können zerrissen werden?"

O Merville!

„Sobald sie sind, ist ihre Hinfälligkeit unerläßlich. Sie hatten in dieser Hinfälligkeit ihren Ursprung."

Aber so frühe, so grausam, so schrecklich zerrissen zu werden!

„Sie werden es spät, sanft, leicht, wo die Natur ungehindert fortwirkt. Ein hohes Alter und eine unmerkliche Auflösung liegen im GrundEntwurf unsers Lebens; und wenn tausend und aber tausend Ursachen diesen Entwurf, vielleicht schon hoch hinauf in unsren

Vätern, zerrütteten; ſo gehören zwar auch dieſe Urſachen zum Lauf der Natur, und können Anlaß zu neuen Klagen geben: aber man verſuche es in Gedanken, ſie wegzunehmen, und es werden gleich traurige Folgen entſtehen, als durch Wegnahme des Todes ſelbſt. — Doch zurück, Chevreau, zu der urſprünglichen Klage, die nicht den frühzeitigen, nicht den ſchrecklichen Tod, ſondern den Tod überhaupt traf! Auf der Höhe des Allgemeinen, zu der Sie ſelbſt mich hinaufzogen, iſt Licht; in der Tiefe des mehr Beſondern herrſcht Dunkel, und im Abgrunde des Einzelnen Nacht. Die Seele verliert ſich hier in der zahlloſen Menge des Verſchlungnen, und in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Verſchlingung. Nur in der Nothwendigkeit, Güte, Weisheit allgemeiner Geſetze ſehen wir heller. — An dem Geſetz des Todes, erkannten wir, hängt das Geſetz der Erzeugung; an der fortdaurenden allmäligen Verminderung des Geſchlechts die Möglichkeit ſeiner fortdaurenden allmäligen Vermehrung.

Und ſo iſt denn der Tod, wofür ich ihn gab: der erſte, der gröſste Wohlthäter des Lebens. Denn nur durch ihn iſt die Liebe da, die Schöpferinn unſrer ſüſseſten Freuden und unſrer edelſten Vorzüge; nur durch ihn ſind die einzelnen theuren Bande häuslicher Geſellſchaften da, und das groſse der bürgerlichen Geſellſchaft, die alle jene einzelnen Bande zuſammenfaſst, und ſie in Einen Knoten verſchlingt; nur durch ihn iſt jeder Vorzug des Geiſtes und Herzens da, der uns über den einſamen Wilden emporhebt, jede Verfeinerung und Veredlung durch Umgang, Wiſſenſchaft, Kunſt, jede ſanfte, jede menſchliche Tugend. — Erkennen Sie jetzt, wie wahrhaft ſchrecklich das Beſſern an der Natur ſeyn würde, wenn es in unſren Kräften ſtände? Erkennen Sie das Verwerfliche und Strafbare des Stolzes, womit wir unſre ſo beſchränkte, ſo ärmliche Einſicht gegen die unendliche Weisheit des Schöpfers ſetzen? Wir gehen aus mit dem redlichen Vorſatze zu bauen, und wir werden die fürchterlichſten Zer-

stöhrer; wir wollen das Leben unsrer Geliebten retten, und wir nehmen ihm Alles, was des Rettens werth ist, bewaffnen uns mit einer Wut, wie sie noch nie der Haß gehegt hat, und verfolgen es bis in seine ersten Keime, bis in das große Gesetz hinauf, wodurch wir Alle das Daseyn und jede Freude des Daseyns haben. — Ich schweige von der Unendlichkeit anderer Widersprüche, die sich mir darstellt, und frage Sie: ob wir nicht, wie unsre edle Freundinn, erröthen, in das Paradies, das wir verließen, zurückkehren, und um der zahllosen Freuden willen, die es uns darbeut, die Schrecken der Ungewitter ertragen wollen?"

Chevreau, ohne zu antworten, sah mit starrem Blick auf den Boden; seine Vernunft schien gewonnen, aber seine Stirne blieb unerheitert. Merville erkannte, daß sich seine Freundschaft in dem Mittel, ihm zu helfen, vergriffen hatte; er erkannte, daß ein wundes Herz nicht durch Schlüsse, sondern durch Eindrücke, nicht durch Betrachtungen, sondern

durch Empfindungen geheilt wird; und schon trug er sich mit einem Entwurfe, den Tiefsinn des Unglücklichen auf eine andere, wirksamere Art zu zerstreuen. — Indessen hatte sich das Gewitter verzogen, die Wolken sich abgeregnet; Chevreau, eines Gespräches müde, das seine Wunden auf schmerzlichste wieder aufgerissen hatte, eilte voll Ungeduld nach der Stadt, und der Greis hatte kaum noch Zeit ihm zu sagen, daß er an dem ersten Geschäftsfreien Tage kommen und ihm eine Bitte vortragen werde, an deren Bewilligung seine ganze Zufriedenheit hange. Die Antwort, die er erhielt, war ein leiser Händedruck, und ein trübes, kaum merkbares Lächeln.

Mervillens Entwurf war auf Chevreau's Reichthum und auf seinen Hang zum Wohlthun gegründet. Wie glücklich, sagte er zu sich selbst, könnte mein Freund durch die Großmuth werden, womit er der Thränen so viele trocknet, wenn nicht alle seine Wohlthaten durch die Hände von Mittelspersonen gingen, und er den

Dank der Geretteten ſelbſt, nicht bloß den Wiederhall dieſes Dankes hörte; wenn er mit eigenem Auge auf den bleichen Wangen und unter den naſſen Blicken der Unglücklichen das erſte Lächeln ſich wieder bilden ſähe! Zu edle Sinne bringen den einen Reichen, zu großmüthige Grundſätze den andern um den ſchönſten Lohn ihrer Wohlthätigkeit. Die Herzensgüte meines Freundes kann Mittel werden, ihm die Liebe zum Leben zurückzugeben; aber er muß den Gegenſtand ſeiner Wohlthätigkeit ſehen, muß gerührt von ihm werden, muß ihn anfangen zu lieben: und damit nicht falſche Scham ihn zurückſcheuche, noch Verdacht von erkünſtelter Rührung ihm die Freude vergälle, muß der erſte Gegenſtand ſeiner Milde ein Kind ſeyn, ganz Unſchuld, ganz unverdorbne Natur, eines Vaters bedürftig, und vorbereitet, in Chevreau den zärtlichſten, liebreichſten zu finden.

Sie haben mich oft, ſagte Merville, als er bei Chevreau den verſprochnen Gegenbeſuch machte, einen Jugendfreund nennen hören, den

ich zärtlicher, als ſelbſt meine Brüder, liebte, und der in der unglücklichen Schlacht bei Malplaquet fiel. Er hatte mich ſterbend zum Vormunde ſeines einzigen Sohnes ernannt, von dem Sie aus meiner Erzählung wiſſen, wie ich ihn als meinen eignen behandelte, ihn unterſtützte, verſorgte, vermählte: und ſo urtheilen Sie denn, was ich fühlen mußte, als ich vor wenig Wochen aus der Hand ſeiner untröſtlichen Gattinn dieſe Zeilen empfing; die letzten, die der Unglückliche ſchreiben konnte. — Auch Er gefallen? fragte hier Chevreau nicht ohne Rührung. — Leſen Sie! erwiderte Merville, und wandte ſich ſeitwärts, um eine herabrollende Thräne zu trocknen. Ich ſoll ſeinem Sohne ſeyn, will er, was ich einſt ihm war; aber, Chevreau — welche Verpflichtungen kann ich zitternder, ohnmächtiger Greis noch eingehn, der ich ſchon ſo nahe am Grabe ſtehe? Käm' es auf nichts an, als auf großmüthige Unterſtützung eines Verwaiſten, der vielleicht nur zu bald auch ſeine kränkelnde Mutter ver-

liert; so wüßt' ich den Edlen, an den ich einzig mich wenden würde — Chevreau ergriff die Hand des Greises mit Wärme; — aber es kommt hier auf mehr, auf unendlich mehr an, auf einen väterlichdenkenden Freund, an den das Herz des Unmündigen sich mit ehrerbietiger Liebe anschließen könne, der es nicht verschmähe, ihm einen Theil seiner Zeit zu schenken, um über seiner Bildung, seinen Sitten, seinem Glücke mit aufmerksamer Güte zu wachen. — Chevreau! Sie sehen meine Rührung und meinen Kummer. Ich habe niemanden, auf dessen Herz ich diese Last von dem meinigen abwälzen könnte, als Sie. Junger, reicher, tugendhafter Mann! Wenn Ihnen die Ruhe meiner letzten Tage lieb ist; wenn Sie wollen, daß Merville zufrieden sterbe — — Aber ich Unbesonnener! wie kann ich Ihre Großmuth auffodern, noch eh' ich Sie wissen lasse, für wen? — Mit diesen Worten entfernte der Greis sich schnell, und ließ Chevreau in dem unangenehmsten Kampfe zurück zwischen

seiner Gesinnung als Freund, und zwischen seinem Widerwillen gegen jede neue Verbindung mit Menschen; einem Widerwillen, den er vor sich selbst mit seinem Unvermögen zu entschuldigen suchte.

Nur zu bald für Chevreau kehrte der Greis zurück, und hielt an seiner Hand einen muntern liebenswürdigen Knaben in Trauerkleidern. — Sieh hier, sagte er, Charlot, den edlen Mann, den ich dir zum zweiten Vater bestimme, den du bitten sollst, daß er es werde, dem du versprechen sollst, ihn innigst zu lieben und zu verehren, ihm seine Vatersorgen mit dem freudigsten Gehorsam, mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit zu erwidern. Chevreau, von dem Namen Charlot ergriffen, warf sich in einen Stuhl, und der Knabe, der schon mit der freundlichsten Offenheit ihm näher getreten war, kehrte schüchtern zu Merville zurück. Aber auf das erste freundliche Zureden des Greises wandte er sich sogleich wieder zu Chevreau, der jetzt in Thränen ausgebrochen war,

bat ihn mit der gerührtesten Zärtlichkeit, nicht zu weinen, ließ sich auf seinen Schooß von ihm heben, und schlang die kleinen Arme fest um seinen Hals, indem er selbst unwillkührlich zu schluchzen anfing. Von diesem Augenblicke an war stillschweigend ein zärtlicher Bund zwischen dem Manne und dem Kinde errichtet.

Es war natürlich, daß die Bekanntschaft mit dem Kinde die mit der Mutter nach sich zog, die sich von ihrer Krankheit, oder eigentlicher von ihrem Grame, langsam erholte. Es war gleich natürlich, daß zwei Personen, die beide das zärtlichste Andenken an den Gegenstand ihrer Liebe im Herzen trugen, sich gegenseitig hochachteten, sich bald vertraulicher mittheilten, ihre Seufzer und ihre Thränen mit einander vermischten. Welche Folgen dieß endlich haben mußte, das darf man einem Leser wohl nicht erst sagen, der das Herz des Menschen kennt, weil ihm selbst ein Herz in der Brust schlägt.

Ideen

zu einer

Mimik

von

J. J. Engel.

Erſter Theil.

Ficta voluptatis cauſa ſint proxima veris.

HORATIUS.

Mit erläuternden Kupfertafeln.

Berlin 1785.

Auf Koſten des Verfaſſers und in Commiſſion
bey Auguſt Mylius.

G.R. KIRL'S

Ideen
zu
einer Mimik.

Erſter Brief.

Die Gründe, womit Sie mir die Idee einer Mimik, deren ich neulich gegen Sie erwähnte, aus dem Sinne reden wollen, haben ganz die entgegengeſezte Wirkung gethan; ſie haben mich noch mehr darinn beſtärkt. — Das iſt der Charakter jedes Eigenſinnigen, werden Sie ſagen, daß er nur um ſo mehr auf ſeinen Vorſätzen beſteht, je mehr man ihn davon abziehen will. — Ich hoffe, ich bin nicht eigenſinnig, mein Freund; auch hab ich nichts weniger, als den Vorſatz, eine Mimik zu ſchreiben: aber einige einzelne Verſuche mögt ich nun doch faſt wagen, um mich

ſelbſt von der Realität meines Gedankens mehr zu verſichern.

Was Sie von unſerm vortreflichen Leſſing ſagen, daß er irgendwo in ſeiner Dramaturgie von der Schauſpielkunſt, als einer Sache rede, die keine beſtimmten Regeln zulaſſe, kann ich nicht finden. Ich finde nur folgende Stelle, von der Sie leicht einſehen werden, daß ſie mehr für, als wider mich iſt; denn wenn ſie es gleich unentſchieden läßt, ob eine Schauſpielkunſt in der That könne erfunden werden; ſo erregt ſie doch wenigſtens den Wunſch, daß eine vorhanden wäre. — „Wir haben Schau„ſpieler, heißt es *), aber keine Schauſpiel„kunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt „gegeben hat; ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie „iſt verloren; ſie muß ganz von neuem wieder „erfunden werden. Allgemeines Geſchwätz „darüber hat man in verſchiednen Sprachen „genug;

*) Th. 2. im letzten Stück.

„genug; aber ſpecielle, von jedermann erkann-
„te, mit Deutlichkeit und Präciſion abgefaßte
„Regeln, nach welchen der Tadel oder das
„Lob des Akteurs in einem beſondern Falle zu
„beſtimmen ſey, deren wüßte ich kaum zwey
„oder drey. Daher kommt es, daß alles Rä-
„ſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwan-
„kend und vieldeutig ſcheint, daß es eben kein
„Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der
„nichts als eine glückliche Routine hat, ſich auf
„alle Weiſe dadurch beleidiget findet. Gelobt
„wird er ſich nie genug; getadelt aber allezeit
„viel zu viel glauben: ja öfters wird er gar
„nicht einmal wiſſen, ob man ihn tadeln oder
„loben wollen. Ueberhaupt hat man die An-
„merkung ſchon längſt gemacht, daß die Em-
„pfindlichkeit der Künſtler, in Anſehung der
„Kritik, in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in wel-
„chem die Gewisheit und Deutlichkeit und Men-
„ge der Grundſätze ihrer Künſte abnimmt.“ —

Ich finde hier nur Klage über das, was iſt; aber keine Spur von Zweifel, daß es nicht anders ſeyn könnte, wenn ſich nur einmal der Unterſuchungsgeiſt nach dieſer Seite hin wenden wollte. Und wenn man das jemals unter uns Deutſchen hat hoffen können; ſo darf mans vielleicht eben jezt, wo ſich unſre Schaubühne anfängt zu bilden; wo ſelbſt das Oberhaupt der Nation auf Alles, was zur Vervollkommung derſelben beytragen kann, ſo großmüthig aufmerkſam iſt, daß es Schande wäre, wenn nicht jeder fähige Kopf die verſchiedenen Künſte, die ſich auf der Bühne vereinigen, nach allen Kräften wollte befördern helfen; wo auch noch vor kurzem eine ähnliche Kunſt ein ſo allgemeines großes Intereſſe erwekte; ein Intereſſe, das nur dadurch geſchwächt ward, weil man keine ſichern allgemeinen Grundſätze fand, die ſich auch, aus wohlbekannten Urſachen, nicht ſo leicht mögten finden laſſen. Ich nenne die Phyſiognomik eine der Mimik ähnliche

liche Kunſt; denn beyde beſchäftigen ſich damit, den Ausdruk der Seele im Körper zu beobachten: nur daß jene die feſten bleibenden Züge, woraus ſich das Allgemeine eines Charakters abnehmen läßt, und dieſe die vorübergehenden körperlichen Bewegungen unterſucht, die einen ſolchen und ſolchen einzelnen Zuſtand der Seele ankündigen.

Gegen die obige Stelle unſers Leſſings, die Sie vermuthlich, obgleich nach einer falſchen Erinnerung, im Sinne hatten, kann ich Ihnen, aus einem frühern Werke von ihm, eine andere nennen, welche das unwiderſprechlichſte Zeugniß enthält, daß er die Möglichkeit einer Schauſpielkunſt geglaubt, ja daß er ſogar den Entwurf dazu ſchon gemacht haben müſſe. Er giebt in dem erſten Bande ſeiner theatraliſchen Bibliothek *) einen Auszug aus dem Schauſpieler des Remond von St. Albi-

*) S. 109 – 266.

Albine, und entſchuldigt ſich wegen des zu beſorgenden Vorwurfs, daß er eine ſo intereſſante Schrift nicht lieber ganz überſezt, durch eine ſehr richtige und ſcharfſinnige Kritik derſelben, aus der ich Ihnen folgende Stelle, die Ihnen ſicher merkwürdig ſeyn wird, abſchreiben muß.

„Der Herr Remond von Sainte Albi„ne, ſagt er, ſezt in ſeinem ganzen Werke ſtill„ſchweigend voraus, daß die äußerlichen Mo„difikationen des Körpers natürliche Folgen „von der innern Beſchaffenheit der Seele ſind, „die ſich von ſelbſt ohne Mühe ergeben. Es iſt „zwar wahr, daß jeder Menſch den Zuſtand „ſeiner Seele durch Kennzeichen, welche in die „Sinne fallen, einigermaſſen ausdrucken kann; „der eine durch dieſes, der andre durch jenes. „Allein auf dem Theater will man Geſinnun„gen und Leidenſchaften nicht bloß einiger„maßen ausgedruckt ſehen; nicht nur auf die

un-

„unvollkommne Weiſe, wie ſie ein einzelner
„Menſch, wenn er ſich wirklich in eben denſel-
„ben Umſtänden befände, vor ſich ausdrucken
„würde; ſondern man will ſie auf die aller-
„vollkommenſte Art ausgedrukt ſehen; ſo wie
„ſie nicht beſſer und nicht vollſtändiger ausge-
„drukt werden können. Dazu aber iſt kein an-
„der Mittel, als die beſondern Arten, wie ſie
„ſich bey dem und jenem ausdrucken, kennen
„zu lernen, und eine allgemeine Art daraus
„zuſammenzuſetzen, die um ſo viel wahrer ſchei-
„nen muß, da ein jeder etwas von der ſeinigen
„darinn entdekt. Kurz, ich glaube: der gan-
„ze Grundſatz unſers Verfaſſers iſt umzukeh-
„ren. Ich glaube, wenn der Schauſpieler alle
„äuſſerlichen Kennzeichen und Merkmale, alle
„Abänderungen des Körpers, von welchen
„man aus der Erfahrung gelernt hat, daß ſie
„etwas Gewiſſes ausdrucken, nachzumachen
„weiß; ſo wird ſich ſeine Seele durch den Ein-
„druck, der durch die Sinne auf ſie geſchieht,

„von ſelbſt in den Stand ſetzen, der ſeinen Be-
„wegungen, Stellungen und Tönen gemäß iſt.
„Dieſe nun auf eine gewiſſe mechaniſche Art
„zu erlernen; auf eine Art aber, die ſich auf un-
„wandelbare Regeln gründet, an deren Da-
„ſeyn man durchgängig zweifelt, iſt die einzige
„und wahre Art, die Schauſpielkunſt zu ſtu-
„diren. Allein was findet man hiervon in
„dem ganzen Schauſpieler unſers Verfaſſers?
„Nichts, oder aufs höchſte nur ſolche allgemei-
„ne Anmerkungen, welche uns leere Worte für
„Begriffe, oder ein ich weiß nicht was? für
„Erklärungen geben. Und eben dieſes iſt die
„Urſache, warum es nicht gut wäre, wenn
„unſre Zuſchauer ſich nach dieſen Anmerkun-
„gen zu urtheilen gewöhnen wollten. Feuer,
„Empfindung, Eingeweide, Wahrheit,
„Natur, Anmuth, würden alle im Munde
„führen, und kein einziger würde vielleicht wiſ-
„ſen, was er dabey denken müſſe. Ich hoffe
„ehestens Gelegenheit zu haben, mich weit-

läuf-

„künftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehm-
„lich dem Publikum ein kleines Werk über die
„körperliche Beredſamkeit vorlegen wer-
„de, von welchem ich jezt weiter nichts ſagen
„will, als daß ich mir alle Mühe gegeben ha-
„be, die Erlernung derſelben eben ſo ſicher als
„leicht zu machen.“

Dieſe lezten Worte ſind es vornehmlich, um derentwillen ich Ihnen die Stelle abgeſchrieben. Derjenige, der ſelbſt den Vorſaz hatte, eine Mimik zu ſchreiben; der dazu ſchon den vollen Entwurf, wenn auch nicht auf dem Blatte, wenigſtens im Kopfe gemacht hatte — denn nichts ſah Leſſingen weniger ähnlich, als zu verſprechen, wo er noch ungewiß war, ob er halten könnte: — der kann doch nimmermehr an der Möglichkeit einer Mimik gezweifelt haben. Sagen Sie nicht, daß er in der Folge unüberſteigliche Schwierigkeiten entdekt haben müſſe, weil wir ſonſt das Werkchen,

das er hier ankündigt, beſitzen würden. Es ſind mehrere Werke von ihm ungeſchrieben geblieben, die er ſchon völlig durchdacht hatte, und denen weiter nichts als der lezte Dienſt ſeiner Feder fehlte. In dem Kopfe dieſes vortreflichen Mannes, der auf immer der Stolz unſrer Litteratur bleiben wird, vereinigten ſich ſo mancherley Fähigkeiten, ſo unbegrenzte Kenntniſſe, und eine faſt von aller Prädilektion ſo freye Liebe zu jeder Art von Unterſuchung, daß er immer von Idee auf Idee, von Plan auf Plan gerieth, und daß es ihm alſo natürlicher Weiſe unmöglich fiel, jeden auszuführen, oder auch angefangene Pläne, wenn ſie zu vielbefaſſend und von zu aufhaltender Mühſamkeit waren, ganz zu vollenden. Daher ſeine vielen unvollſtändig gebliebenen Werke. Auch die geläufigſte Hand, wie doch die ſeinige nicht war — denn Leſſing ſchrieb nie ohne Mühe — hätte einem ſo Ideenreichen Kopfe unmöglich nacharbeiten können.

Viel-

Vielleicht auch fand er, wenn er anders wirklich zu ſchreiben anfing, daß aus dem Werkchen, welches er ſich eingebildet hatte, ein Werk werden müßte. Und nur Werkchen, nicht Werke, waren eigentlich Leſſings Sache; theils aus der ſchon angeführten, theils aus einer noch andern Urſache, die ihm gleich ſehr zur Ehre gereicht. Sein ungemeiner Scharfſinn, der bey ihm die herrſchende Seelenkraft war, die alle übrigen lenkte, durch die er, mögt ich ſagen, alle übrigen hatte; dieſer ungemeine Scharfſinn zeigte ihm in jedem einzelnen Theil eines Ganzen ſo unendlich Vieles, und ſeine ſo ausgebreitete Gelehrſamkeit vermehrte noch die Menge der Gedanken, die ihm auf einmal zuſtrömten, ſo ſehr, daß er immer nur auf die Bearbeitung von kleinen Ganzen fiel; von einzelnen Ideen, einzelnen Theilen einer Wiſſenſchaft, wo er ſich durchzuarbeiten hoffen konnte. Ein zu reicher Gegenſtand ſchrekte ihn allzuleicht durch die Unend-

endlichkeit der Ideen ab, die er dabey zu entwickeln und durchzudiſputiren fand; — denn Entwickeln und Diſputiren war gerade die einzige Art des Vertrags, die ihm Scharfſinn und Gelehrſamkeit angenehm machten; — er ſah, bey der Fülle der Materie und der unvermeidlichen Weitläuftigkeit der Methode, kein Aufhören der Arbeit, und fürchtete, was einem ſo lebhaften Geiſt unerträglich war, daß er zu lange auf einerley Fleck würde verweilen müſſen.

Zweyter Brief.

Sie haben die Urſache errathen, warum ich die Leſſingiſche Kritik des Remond von St. Albine für Sie merkwürdig geglaubt. Die Stelle enthielt eine ſo richtige Beantwortung deſſen, was Sie wider die Nüzlichkeit einer Schauſpielkunſt gegen mich erinnert hatten, und in dem Munde eines Mannes, für den Sie ein ſo gerechtes Vorurtheil hegen, mußten ſo gute Gründe ein noch ſtärkeres Gewicht erlangen.

Die Schauſpieler reden alle von Empfindung, und glauben, daß ſie daher vortreflich ſpielen werden, wenn ſie ſich nur, nach dem Rath des Cahuſac *), bis zum Enthuſias-

mus

*) S. Hiſtoriſche Abhandlung von der alten und neuen Tanzkunſt. Zu Ende.

mus mit ihrem Stof erfüllen. Nur von Einem, aber noch immer dem vortreflichſten Schauſpieler, den ich gekannt habe, von unſerm Ekhoff weiß ich, daß er ſich, weder in Anſehung der Deklamation noch des Spiels, auf die bloſſe Empfindung verließ; daß er ſich vielmehr, während der Vorſtellung, in Acht nahm, nicht zu ſehr in Empfindung zu gerathen, damit er nicht, bey ermangelnder Beſonnenheit, mit weniger Wahrheit, Ausdruck, Harmonie und Haltung ſpielte. — Das Höchſte, was ein Künſtler herausbringen kann, der ſich blos ſeiner Empfindung überläßt, iſt denn doch immer nur das: daß er die Leidenſchaften, die ihm der Dichter in die Imagination legt, getreu ſo darſtelle, wie ſie in der Wirklichkeit ſelbſt ſich an den Perſonen äuſſern würden; mit einem Worte: daß er die Natur völlig erreiche. Aber Nachahmung, Darſtellung der Natur iſt, wie man ſchon oft erinnert hat und noch immer von neuem zu erinnern Urſache findet,

findet, ein Grundſatz, der nirgends hinreicht. Der Natur gelingt Manches in einer Vollkommenheit, daß die Kunſt nichts weiter thun kann, als es ſorgfältig aufzufaſſen und getreu wieder darzuſtellen; aber manches, auch wo ſie am beſten wirkt, erreicht bey ihr den Grad der Vollkommenheit nicht, den es ſollte; manches geräth ihr falſch, manches zu ſchwach oder zu ſtark: Und da erfordert denn die Pflicht der Kunſt, aus einer geſammelten Menge von Beobachtungen, oder nach Grundſätzen, die aus dieſen Beobachtungen gezogen ſind, die Fehler der Natur zu verbeſſern, das Falſche zu berichtigen, das zu Starke auf den gehörigen Grad herabzuſetzen, das zu Schwache bis zur gehörigen Kraft zu verſtärken. — Wie viel Fehler oder doch Nachläſſigkeiten in der Sprache, wie viel ſchiefe, matte, überſpannte, weitſchweifige, dunkle, verworrne Reden können ſelbſt dem Beſtrebenden in der Hitze der Empfindung entwiſchen, weil er da immer nur den

nächſten Ausdruck greift, der ſich ihm darbeut, und das Gedächtnis nicht jederzeit die beſſern, bedeutendern, angemeßnern Ausdrücke und Wendungen hergeben will! Soll darum der Dichter Alles ſo hinſchreiben, wie er es hören würde? Soll er nicht vielmehr dem Ausdrucke die Vollkommenheit durchgängig zu geben ſuchen, die er in der Natur nur hie und da, aber dann auch oft in einem ganz ausnehmenden Grade, hat? Soll er nicht Alles dem Charakter und der Leidenſchaft auf das genaueſte anmeſſen? Soll er ſich darauf verlaſſen, daß ſo wie in der Wirklichkeit, auch auf der Bühne, der Ton ſchon das Wort, Mine und Geſten vielleicht beyde berichtigen, erklären, mäßigen werden? Soll er nicht ſeine Worte ſo wählen, daß Ton, Mine, Geſtus dazu nicht erſt dürfen gefunden, daß ſie vielmehr dadurch angegeben werden? *) Und werden wir nicht eben dann

*) Cic. in Bruto. c. 29. Quid dicam opus eſſe doc-

dann die höchste Wahrheit von seinem Werke rühmen, wenn wir überall diese Angemessenheit, diese Präcision des Ausdruckes finden? — So aber, wie die Pflicht des Dichters, so auch die Pflicht des Schauspielers. Denn auch im Ton der Sprache und in der Bewegung der Glieder versieht und verfehlt, schwächt oder übertreibt die Natur, selbst bey dem Besten, so Manches; es entstehn so manche Lücken, Auswüchse, kleine Disharmonieen, die der Künstler, wenn er seinen Namen verdienen will, ausfüllen, wegschneiden, durch Bessers ersetzen muß. Werke der Kunst jeder Art müssen als die vollkommensten Produkte der Natur erscheinen, die unter Millionen möglicher Würfe in der That einmal fallen könnten, aber nach aller Wahrscheinlichkeit so leicht nie fallen werden. — Wenn Worte, Ton, Be-

doctrina? sine qua, etiam si quid bene dicitur, adiuvante natura, tamen id, quia fortuito fit, semper paratum esse non potest.

wegung, auf das vollkommenſte unter einander, und alle aufs vollkommenſte mit Leidenſchaft, Situation und Charakter übereinſtimmen; dann erſt entſteht der höchſte mögliche Grad der Wahrheit, und durch dieſe Wahrheit die höchſte mögliche Täuſchung.

Was nach Regeln gemacht wird, ſagen Sie, wird allemal kalt, ſteif, ängſtlich bleiben. — Das iſt, rechtverſtanden, wahr; aber ſo, wie Sie es anwenden, ſicher falſch und alſo mißverſtanden.

So lange ſich der Lehrling die Regel noch mit Bewußtſeyn denkt; ſie ſich immer zurükruft, noch keine Sicherheit in ſeinem Verfahren hat und immer zu fehlen fürchtet; ſo lange freylich wird die Ausübung äuſſerſt unvollkommen und ſelbſt weit unvollkommner ſeyn, als wenn er ſich bloß der Leitung eines glüklichen Inſtinkts überließe. Auch wird die Fer-

tigkeit

tigkeit nach einem deutlichen Regelnerkenntnis ſicher ſpäter, als nach dunkeln Empfindungsideen erwachſen. Aber erwachſen wird ſie denn nun am Ende doch; die ſonſt deutlich gedachte Regel wird ſelbſt zur Empfindungsidee werden, die bey jedem vorkommenden Fall mit gröſter Leichtigkeit und Schnelligkeit ſich darbeut: die Seele wird durch die Aufmerkſamkeit, die ſie auf die Regel zu wenden hat, von ihrer Kraft nichts mehr verlieren, denn es wird dieſer Aufmerkſamkeit nicht mehr bedürfen; die Ausübung wird eben ſo lebhaft, flieſſend, geſchmeidig, als bey dem bloſſen Lehrling der Natur, aber mit weit mehr Sicherheit, Wirkung, Geſchick ſich in Schwierigkeiten durchzuhelfen, erfolgen. — Freylich wird ein Menſch, von Empfindung und Gedächtnis für die Muſik, wenn er die Melodieen, die er im Kopf hat, ohne Noten auf dem Flügel wieder herauszubringen ſucht, und die Finger braucht, wie es die Natur ihm eingiebt oder die Bequemlichkeit ihm räth; frey-

lich wird so ein Mensch weit leichter und früher ein Spieler werden, als der erst Noten lesen und die Finger nach Bachischer Methode setzen lernt. Erst bey jeder Note zusehn, auf welcher Linie sie stehe oder wie oft sie gestrichen sey? sich des Diskant- und des Baßschlüssels erinnern, die Dauer der Note schätzen, u. s. w.; bey jedem Anschlagen der Taste sich erst fragen, welcher Finger müsse genommen werden? das muß freylich eine ewige Zeit hindurch nichts als Zwang und Stümperwerk geben. Aber wenn nun am Ende die Fertigkeit kommt, wie sie bey ausdaurendem Fleiße nicht ermangelt zu kommen, so wird der Schüler, was jener nie werden kann, Meister; ein Meister, der alle auf dem Instrument nur praktikable Schwierigkeiten herausbringt, und mit einer Leichtigkeit, Präcision, Sicherheit vorträgt, die der bloße Naturalist nie ganz wird erreichen können. — So in dieser und so in allen übrigen Künsten: und bloß die Mimik, wenn wir die Kunst

nur

nur erſt hätten, ſollte einen Unterſchied machen? *)

Doch immerhin mag die Gebehrdenkunſt dem Schauſpieler ſelbſt und allen zeichnenden Künſtlern entbehrlich ſeyn; immerhin mag die Uebung nach bloßer dunkler Erkenntnis zu allen Bedürfniſſen der Künſte mehr als hinreichen: ſo wäre doch immer die Theorie einer ſolchen Kunſt eine Art von Kenntnis, und von Kenntnis des Menſchen, die als ſolche ihren innern abſoluten Werth hätte; einen Werth, der ſie, auch ohne jenen relativen, jedem denkenden Manne ſchätzbar machen müßte. Sollte denn der moraliſche Menſch dem Beobachter nicht wenigſtens eben ſo viel werth ſeyn, als einem

*) Man ſehe auch, wenn man will, den Obſervateur ſur l'art du Comedien S. 28., und die auch dort angeführte Schrift: Garrik oder die engländiſchen Schauſpieler, S. 8. der deutſchen Ueberſetzung.

Trembley der Polype oder einem Bonnet die Blattlaus? — Wir kennen die Natur der Seele nur durch ihre Wirkungen, und sicher würden wir manchen Aufschluß mehr über sie erhalten, wenn wir diese Art ihrer Wirkungen, die mannichfaltigen Ausdrücke ihrer Ideen und Bewegungen im Körper, fleissiger beobachten wollten. Da wir sie unmittelbar nicht sehen können; so sollten wir um so fleissiger und aufmerksamer auf ihren Spiegel, oder, noch besser, auf ihren Schleyer sehen, der fein und beweglich genug ist, um uns durch seine leichten Falten hindurch ihre Bildung errathen zu lassen.

Dritter Brief.

Sie nehmen den Einwurf zurück, den Sie gegen die Nüzlichkeit einer Mimik gemacht hatten, und erklären ſich über die Verachtung der Regeln vollkommen zu meinem Beyfall. Das Genie, meynen Sie, habe unſtreitig Recht, über falſche, unbeſtimmte, einſeitige Regeln als über Feſſeln zu klagen und ſie mit Unwillen von ſich abzuſchütteln; aber überhaupt wider die Regeln könne es nicht murren, ohne gegen ſich Verdacht zu erwecken. Denn alles wahre Genie ſtrebe hin nach Vollkommenheit, und alle wahre Regel ſey Wegweiſer dahin. Es verrathe unleidlichen Stolz, einen Wegweiſer nicht hören zu wollen, der die Gänge ſo mancher frühern Genies beachtet, alle Fehltritte bemerkt, alle Abwege erkundigt, und ſchon ſo manchen glüklich bis auf die erſteigliche Höhe

der Vollkommenheit hingewieſen habe; oder es verrathe auch Bewußtſeyn ſeines Unvermögens, die nehmliche Höhe erreichen zu können, und neidiſchen Unwillen, daß der offenherzige Wegweiſer jedem, der auch nicht ſelbſt zu ſteigen Luſt hat, verräth, bis wie weit Kraft und Arbeit und Muth wirklich führen können. — Wenn Sie in Ihrer Anmerkung Recht haben; ſo iſt es doch ſeltſam, daß es gerade unſere Genies ſind, die wider die Regeln ein ſo lautes Geſchrey erheben. —

So nachgiebig, wie jezt ſchon in Anſehung der Nüzlichkeit, verſprechen Sie auch in Anſehung der Möglichkeit einer Mimik zu ſeyn, wenn ich erſt Ihren Haupteinwurf widerlegt haben werde. Denn freylich habe ich bis izt nur gegen einen Nebengrund gefochten, und fordern kann ich es nicht, daß Sie ſich auf eine bloße Autorität, wenn auch des größten Mannes, ergeben ſollen. Auch würde Ihr Einwurf

wurf ſchon von mir beantwortet ſeyn, wenn ich ihn erſt verſtanden, oder eh ich ihn in einem falſchen Sinne nähme, nicht lieber erwartet hätte, daß Sie ſich näher erklärten. Allein Sie reden auch jezt wieder von einer unendlichen Mannichfaltigkeit der Materie; Sie behaupten, daß das, was ſo grenzenlos ſey, ſich in keine Regeln faſſen, in keine Theorieen einzwängen laſſe, und Sie glauben, daß vielleicht eben dieſe Grenzenloſigkeit die Klippe geweſen, an welcher der Vorſatz unſers Leſſings geſcheitert.

Es iſt mir unwahrſcheinlich, daß Sie die Arten der Seelenveränderungen ſelbſt, die ſich durch den Körper ausdrucken laſſen, für ſo unendlich, ſo unbeſtimmbar ſollten gehalten haben. Der gemiſchten zuſammengeſezten Empfindungen iſt ohne Zweifel die gröſte Anzahl; aber wenn man nur die reinern, einfachern, und für jede derſelben einen beſtimmten Ausdruk angeben könnte, ſo müßte dadurch, wie

es ſcheint, auch für jene Miſchungen der Ausdruk ſchon ſo ziemlich beſtimmt ſeyn. So wie dieſe ſelbſt Zuſammenſetzungen der einfachen ſind; ſo würde auch vermuthlich ihr Ausdruk mehrere einfache Ausdrücke verbinden: und es käme darauf an, ob ſich nicht gewiſſe Regeln, nach welchen dieſe Verbindung geſchehen müßte, entdecken ließen. Was wär es denn nun auch weiter, wenn man wirklich mit der Kunſt nie zu Ende käme? Beſſer doch immer, man wiſſe Vieles, als Nichts, und auch ſchon darum beſſer, weil man durch das, was man weiß, deſto geſchikter wird, das, was man noch nicht weiß, hinzuzulernen.

Eben ſo unwahrſcheinlich iſt es mir, daß Sie an die unendliche Mannichfaltigkeit der Objekte unſers Denkens, Begehrens, Verabſcheuens ſollten gedacht haben. Denn das wäre allenfalls ein Einwurf gegen jene alte Kunſt der Pantomime, jene Art von Gebehr-

den-

denſprache, die ohne Wörter wollte verſtanden ſeyn, und von einem dieſer Sprache Unkundigen nicht ſo ganz konnte verſtanden werden; es wäre kein Einwurf gegen die Möglichkeit einer Mimik, wie ich ſie mir denke, die nicht ſowohl ſoll malen, als ausdrucken, weniger ſelbſt ſprechen, als die Sprache begleiten, unterſtützen lehren. Ohne Zweifel erinnern Sie ſich, was Sie über jene Kunſt bey einigen Alten, und vorzüglich beym Lucian *) werden geleſen haben. Sie iſt verloren, dieſe Kunſt, und ich kann nicht ſagen, daß ich ſie eben wieder erneuert wünſchte, ob ich gleich dem Lobe, das ihr Lucian mit einer ſo verſchwenderiſchen Beredſamkeit giebt, nicht im Ganzen will widerſprochen haben. Die wahrere, Geſchmakvollere Kunſt mögte doch immer die des Schauſpielers ſeyn, und beyde Künſte, furchte ich,

*) In ſeiner bekannten Abhandlung von der Tanzkunſt.

ich, mögten nicht zugleich können vervollkommt werden, ohne daß jene dadurch von ihren Liebhabern, und was mehr iſt, von ihrem Werthe verlöre. Der Schauſpieler mögte ſich vielleicht mit dem Publikum zur Bewunderung des Pantomimen vereinigen; die Bewunderung mögte zur Nachahmung verleiten: und über dem Malen der Ideen, das der Pantomime nicht entbehren kann, mögte jener die reellere beſſere Kunſt des Ausdruks verlernen. Oder wenn auch dieß nicht erfolgte, ſo mögte er wenigſtens von dem Pantomimen eine zu reiche, zu lebhafte, eine übertriebene Art zu ſpielen annehmen. Denn dieſer, wie der Abbt Duboo *) mit Recht bemerkt, mußte, um verſtändlich zu ſeyn, alle ſeine Bewegungen kräftiger und auffallender, als der bloße Schauſpieler, machen. Und das rechte Maaß, das in allen Künſten eine ſo weſentliche Bedingung der

*) Reflexions crit. ſur la poëſie & ſur la peinture. III. p. 279.

der Schönheit iſt, trift ſich ohnehin ſchon ſo ſchwer!

Es iſt nur noch Ein Sinn für Ihren Einwurf übrig, der vermuthlich der wahre iſt. Sie haben, denke ich, ſagen wollen: daß eine und dieſelbige Veränderung der Seele von verſchiedenen Menſchen unendlich verſchieden ausgedrukt werde, ohne daß darum der eine Ausdruck beſſer als der andere ſey. Vielmehr komme es auf National- und perſönlichen Charakter, auf Stand, Alter, Geſchlecht, auf hundert andere Umſtände an, welcher jedesmal der mehr bedeutende, mehr angemeſſene ſey. So erklärt iſt Ihr Einwurf in der That wichtig genug, um eine ſorgfältige Unterſuchung und Beantwortung zu verdienen.

Vierter Brief.

Warum ich, fragen Sie, Ihren Einwurf in dem dritten Sinne, den Sie in der That für den Ihrigen erkennen, so wichtig und der Unterſuchung ſo würdig finde? Darum: weil er auf die Methode zu führen ſcheint, wie die Mimik vielleicht am beſten könnte erfunden werden, und weil er mir die Grenzen beſtimmen hilft, innerhalb welcher die Theorie ſich einzig müßte halten wollen. — Sie werden mich bald verſtehen, wenn ich erſt den Einwurf ſelbſt werde gehoben und in dem, was Ihnen ſo unendlich dünkt, werde Ziel und Schranken gefunden haben.

Es iſt wahr, daß ſich die Nationen im Ausdrucke ihrer Geſinnungen oft ungemein unterſcheiden; ja daß die eine darinn der an-

dern oft völlig entgegenſteht. Der Europäer, um Achtung, um Ehrerbietung auszudrucken, entblößt ſein Haupt; der Orientaler hält es bedekt: jener, auch bey den höhern Graden der Verehrung, beugt nur Haupt und Rücken, höchſtens das Knie; dieſer, wenn er die tiefſte Ehrfurcht bezeichnen will, verhüllt ſich und wirft ſich auf ſein Angeſicht zur Erde. — Das Entblößen des Haupts bey den Europäern iſt ohne Zweifel kein natürlicher Ausdruck, ſondern bloß eine Anſpielung auf irgend einen alten willkührlichen Gebrauch; vermuthlich auf den Gebrauch der Römer, die ihren Knechten, nicht eher als bey der Freylaſſung, den Hut gaben; der noch eben daher ein Sinnbild der Freyheit iſt. — Der Talmud zwar will das anders wiſſen. Er leitet den Gebrauch der Chriſten, das Haupt zu entblößen, von dem Stifter ihrer Religion her, der ſeinen Verſaz, die Gebräuche des jüdiſchen Gottesdienſtes aufzuheben, gleich dadurch angekündigt, daß

er mit unbedektem Haupt in die Synagoge getreten. So viel ich weiß, fehlt jezt diese Tradition im Talmud, weil man sie den Christen anstößig gefunden.

Das Verhüllen des Angesichts ist ein natürlicher, aber aufs höchste getriebener Ausdruk der Verehrung; es ist der Ausdruk der sich verbergenden Scham; das demüthigste Geständnis von dem Gefühl seiner eigenen Unvollkommenheit, in Vergleichung mit den erhabnen Vollkommenheiten des Andern. Die Scham ist überhaupt, so wie die Furcht, der Verehrung nahe verwandt; daher auch der kältere Europäer, wo er Verehrung ausdrukt, die Augen gern zur Erde schlägt, oder sie doch nur scheu und furchtsam erhebt. — Ziehen Sie die Unterschiede ab; vergessen Sie die Anspielung des Europäers und den größern Enthusiasmus des Orientalers: und es bleibt das natürliche, das wesentliche Zeichen der Gesinnung

nung übrig: die Erniedrigung, die Verkürzung des Körpers. Am ſtärkſten iſt dieſer Ausdruk, wo der Menſch ſeine ganze Länge zur Erde ſtrekt und auf ſein Angeſicht fällt; am ſchwächſten, wo er nur eine bloße Beugung des Haupts macht, oder wohl gar die Beugung des Körpers, die nicht wirklich erfolgt, durch ein Niederbewegen der Hand nur andeutet. Ich ſchlieſſe, daß dieſes Zeichen natürlich, weſentlich ſeyn muß, weil es allgemein iſt; weil es bey allen Nationen, Ständen, Geſchlechtern, Charakten, obgleich mit verſchiedenen Abänderungen, Statt findet. Ich wüßte kein Volk, keine Menſchenart, die Hochachtung und Erbietung dadurch zu erkennen gäbe, daß ſie das Haupt erhübe und ihre Länge zu vergrößern ſtrebte. So wie ich im Gegentheil auch kein Volk, keine Menſchenart wüßte, bey welcher der Stolz das Haupt nicht aufrichtete, nicht ſeine ganze Länge emporſtrekte und lieber auf die Spitzen

der Zähen träte, um noch höher zu ſcheinen. *)

So wie der Charakter ganzer Nationen den Ausdruk abändert, ſo auch der beſondere Charakter der Geſchlechter und Alter, und der individuelle jedes einzelnen Menſchen. Die unterſcheidenden Grundbeſtimmungen ſeiner moraliſchen Natur und das Eigne in Bau und Organiſation ſeines Körpers modificiren ſeine Geſinnungen und die Ausdrücke derſelben auf mancherley Art, ohne ſie gleichwohl in ihrem Weſen zu ändern. Der eine iſt in Allem raſcher, ſtärker, feiner; der andere träger, ſchwächer, plumper: wo der eine ſchon ausdrukt,

*) S. auch Home Grundſätze der Kritik, Theil 1. Kap. 15. S. 563 der neuen deutſchen Ausgabe. — Unten wird ſich, bey Erklärung dieſes Ausdruks Gelegenheit finden, einem zu beſorgenden Einwurfe gegen die Allgemeinheit deſſelben vorzubeugen.

drukt, da bleibt der andre noch unbeweglich: wo der eine vor Ungeduld den ganzen Körper ſchon um und um dreht, da ſpricht die Aergernis bey dem andern nur noch durch Minen: wo der eine ſchon ein lautes Gelächter aufſchlägt, da äuſſert ſich bey dem andern nur noch ein Lächeln.

Mit den Ständen iſt es wieder das Nehmliche. Handſchlag, Kuß, Umarmung ſind drey Arten von Verſicherungen der Freundſchaft; die erſte die ſchwächſte, weil ſie von den Körpern nur ein Paar ihrer äuſſerſten Theile vereinigt; die lezte die ſtärkſte, weil ſie die ganzen Körper einander näher bringt und ihre obern Theile umſchlingt. Die vornehmen Stände, bey welchen Höflichkeit zur Tugend geworden, haben ſich ein Ding, das ſie Lebensart, Welt nennen, aus einer Menge raffinirter Dienſt- und Freundſchaftsbezeugungen zuſammengeſezt, welche alle auf die höch-

ſten Grade hindeuten, die das jedesmalige Verhältnis nur zuläßt. Sie reden von Entzücken, wo Vergnügen ſchon viel zu viel wäre; ſie verbeugen ſich tief, wo ſie kaum mit der leichteſten Bewegung des Hauptes danken ſollten; ſie brechen in Umarmungen aus, wo der wahre Ausdruk vielleicht nur ein nicht unfreundliches Annähern um ein Paar Schritte wäre. Beydes ihr Ton und ihre Bewegung haben denn aber auch alles das Flache, Kalte, Flüchtige, was eine natürliche Folge der Disharmonie zwiſchen Geſinnung und Ausdruk iſt. — Der Landmann, dieſer unverdorbene Sohn der Natur, kann auch umarmen; aber er ſpart dieſen höchſten Ausdruk der Liebe nur für die Augenblicke ſeines Entzückens; etwa für den lange entfernt geweſnen und nun wiederkommenden Sohn: die Freundſchaft ſchlägt bey ihm nur Hand in Hand, aber weil es Ausdruk des Herzens iſt, ſo geſchieht es mit voller Kraft, voller Wärme. — Sie ſehen, daß

auch

auch hier wieder ein Weſentliches, ein Allgemeines, nehmlich der Vereinigungstrieb, als die natürliche Folge der Freundſchaft bleibt, und daß die ganze Verſchiedenheit bey den Ständen nur in dem Grade, in der Innigkeit der Vereinigung, und dann noch in einigen Nebenbeſtimmungen, wie in der Feinheit oder Plumpheit, Wärme oder Kälte der Art liegt.

Auf dieſes Weſentliche, dieſes Natürliche nun, welches nach Abſonderung aller Verſchiedenheit unter den Menſchen übrig bleibt, müßte ſich meines Erachtens die Mimik einſchränken und alles zu Specielle, zu Eigenthümliche fahren laſſen. Nicht bloß darum, weil ſonſt die Materie zu unbegrenzt ſeyn und ſich weder Anfang noch Ende der Arbeit würde abſehen laſſen, ſondern vorzüglich darum, weil aus der Zuſammenſtellung dieſes Natürlichen und Weſentlichen eine ganz andere Art von Kenntnis, als aus der Sammlung der übrigen Beobach-

tungen erwachsen müßte. Die leztere würde im Ganzen immer nur historische Kenntnis bleiben; die erstere, wenn mich nicht alle Erwartung trügt, müßte sich zur philosophischen erheben lassen. Es müßten allgemeine Grundsätze können abstrahirt; es müßte eine Art von wissenschaftlicher, systematischer Form für sie können gefunden werden. Dieser Entzwek aber, falls er erreicht werden kann, würde vereitelt oder erschwert, wenn man das Wesentliche mit dem Zufälligen, das Allgemeine mit dem Besondern, das Natürliche mit dem Willkührlichen, durch einander würfe.

Ich läugne nicht, daß die eine Art von Kenntnis dem Schauspieler nicht eben so unentbehrlich, wie die andere sey: aber was hinderte ihn, jede derselben besonders zu erlangen? Die Kenntnis der Stände und Alter — denn von den Geschlechtern ist kaum die Rede mehr, da Verkleidungen nur selten vorfallen, und auf

fern Bühnen nicht mehr, wie auf den alten, auch die weiblichen Rollen mit Männern beſezt ſind: — alſo die Kenntnis jener und aller beſondern Arten von Charakteren durch ausgebreitetern Umgang mit der Welt; entfernterer Nationen und Zeitalter aus Geſchichtbüchern, aus Reiſebeſchreibungen. Es wäre eine Wohlthat, die dem Schauſpieler noch fehlt, wenn jemand eine Notiz von den Sitten und Gebräuchen verſchiedner Zeiten und Nationen für ihn aufſetzen wollte. Je räſonnirter ſie wäre; je tiefer ſie ihn in den allgemeinen Geiſt der Zeiten und Völker hineinführte: deſto leichter und vollſtändiger würde ſich ſeine Einbildungskraft die Bilder entwerfen; deſto treffender ſein Spiel ſie darſtellen könnten.

Ueber das Charakteriſtiſche einzelner Stände hat Herr Lichtenberg *) Betrach-

*) Im Göttingiſchen Magazin.

tungen angefangen, die ein jeder wird fortgesezt wünschen. Erschöpfen zwar wird dieser scharfsinnige und angenehme Schriftsteller seine Materie nie; aber schon Vortheils genug, wenn er nur den Beobachtungsgeist mehr erweckt, der bey uns in Wissenschaften und Künsten noch immer ein wenig schlummert.

Fünf-

Fünfter Brief.

Das Blatt, wie ich ſehe, hat ſich gewandt, und eben Sie, der Sie von keiner Mimik hören wollten, ſind jezt der Erſte, mich dazu aufzufordern. Alle Schauſpieler, meynen Sie, würden mir ſo ein Werkchen von Herzen danken. — Ich weiß nicht. — Es iſt ſchon wahr, was Sie ſagen: daß keinem Künſtler die Vollkommenheit in ſeiner Kunſt ſo wichtig, ſo intereſſant, als dem Schauſpieler, ſeyn muß, weil keiner ſo unmittelbaren, ſo gegenwärtigen, ſo vollen Genuß des Beyfalls hat, als er; und Sie könnten noch hinzuſetzen: weil auch keinen der Tadel, die Verachtung ſeines Werkes auf eine ſo empfindliche Art trift, als ihn. Nicht bloß darum, weil auch dieſe Verachtung, eben wie der Beyfall, ſo laut, ſo unmittelbar erfolgt, oder weil er ſo gegenwärtiger

tiger Zeuge derſelben iſt, der ſich nicht, wie jener Maler, hinter der Thüre halten kann, indeſſen das vorübergehende Publikum ſein Gemälde richtet; ſondern vornehmlich, weil es ſo äuſſerſt ſchwer iſt, ihn und ſein Werk von einander zu trennen; weil er an ſich ſelbſt, an ſeinem eigenen Körper dieß Werk hervorbringt, und weil alſo bey ihm die Verachtung der Kunſt immer zugleich die Perſon ſtreift. Man begreift hieraus die ſo große, oft ſo übertriebene Empfindlichkeit dieſer Künſtler gegen Kritiken: aber wie begreift man die ſo ſehr unter ihnen herrſchende Sorgloſigkeit ſich zu vervollkommen, ſich durch Lektüre und Nachdenken und gewählterm Umgang für jedes Erfordernis ihrer Kunſt mehr zu bilden? Die Meiſten laſſen ſich die Unwiſſenheit, die Geſchmakloſigkeit ihres Publikums ſo wohl behagen; ſie ſuchen weit lieber durch Kabalen, durch An ſich reiſſen intereſſanter Rollen, die ſtatt ihrer ſpielen, durch neidiſche Entfernung Anderer Beyfall

fall zu erschleichen, als ihn durch wirkliche Vollkommenheit ihres Spiels zu verdienen. Wer sie öffentlich unterrichten will, fürcht ich, der erwirbt sich eher ihren Unwillen, als ihren Dank: denn indem er sie erleuchtet, macht er ihnen zugleich das Publikum klüger, und der wohlfeile Preis, um den sie bisher ihren Beyfall einzukaufen pflegten, wird ihnen gesteigert.

Doch freylich giebt es auch unter diesen Künstlern Edle, die anders denken: und wenn auch nicht um ihrentwillen, da sies vielleicht nicht bedürfen, so würd ich, schon um des innern absoluten Werths dieser Art von Kenntnis willen, Ihrem Winke so gerne, so gerne folgen, wenn es mir nur nicht an Fähigkeiten dazu, und wenigstens eben so sehr an einem hinlänglichen Vorrath von eignen oder fremden Beobachtungen fehlte. Sulzers *) Wunsch, daß

*) Allg. Theorie der Sch. Künste. Artik. Pantomime.

daß man viele einzelne Scenen, in Rükſicht auf die ihnen zukommende Pantomime, kritiſch beleuchten mögte, iſt, bis auf einige Verſuche, noch bis izt unerfüllt geblieben. — Alles, worauf ich mich, bey ſolchen Umſtänden, einlaſſen kann, ſind einige hingeworfene Ideen über das Ganze, die Bemerkung einiger ſchwierigen Punkte dieſer Theorie und höchſtens die Bearbeitung einiger einzelnen Theile.

Um mir Tag zu machen, muß ich vor allen Dingen die mancherley körperlichen Veränderungen, die der Schauſpieler dem wirklichen Leben nachbildet, in Klaſſen bringen. Sie theilen ſich gleich Anfangs in zwey Hauptarten: in ſolche, die ihren Grund bloß im Mechanismus des Körpers haben, wie der kurze Athem nach ſchnellem Lauf, das Zufallen der Augen bey der Schläfrigkeit, u. ſ. f. und in ſolche, die mehr von der Einwirkung der Seele abhangen; die auf ihre Gedanken, Empfindungen, Abſichten,

als auf veranlaſſende oder wirkende Urſachen zurükſchlieſſen laſſen. Die erſtern herzuzählen und zu ſagen, daß der Schlaf die Augen ſchlieſſe, der Kitzel in den Nerven der Naſe ein Nieſen errege, u. ſ. w. würde lächerlich ſeyn. Nur zweyerley Rath kann man hier dem Schauſpieler geben. Zuerſt: daß er die Gelegenheiten aufſuche, wo er die Natur auch in ſolchen Wirkungen, die ſich nicht immer darbieten, beobachten kann, und zweytens: daß er der Abſicht ſeines Spiels eingedenk ſey, nicht durch zu viel Natur den Anſtand beleidige, oder den Zuſchauer, wie das in gewiſſen Fällen ſicher geſchehen würde, aus der Illuſion reiſſe.

Hätte ſich die Schauſpielerinn, die Leſſing wegen ihrer Vorſtellung der Sara lobt *), nie an einem Sterbebette befunden; ſo würde vielleicht ihrem Spiel einer der feinſten, glücklichſten

*) Hamb. Dramat. Th. 1. St. 11.

sten Züge gefehlt haben, den ich lieber mit Lessings, als meinen eigenen Worten beschreibe. — „Es ist eine Bemerkung an Sterbenden, daß sie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Diese „Bemerkung machte sich die Schauspielerinn „auf die glücklichste Art zu Nutze: in dem Augenblick, da die Seele von ihr wich, äusserte sich auf einmal, aber nur in den Fingern „des erstarrten Arms, ein gelinder Spasmus; „sie kniff den Rock, der um ein Weniges erhoben ward und so gleich wieder sank: das „lezte Aufflattern eines verlöschenden Lichts, „der lezte Strahl einer untergehenden Sonne."

In Beziehung auf den leztern Rath nur die Eine Regel, die schon öfter gegeben worden und die auch der ältere Schlegel giebt: *) „daß Ohnmacht und Tod nicht so schreklich sollen

„len

*) J. E. Schlegels Werke. Th. 3. S. 174.

„len vorgeſtellt werden, als ſie in der That „ſind; daß man, beſonders zur Verſtellung „des Todes, nur ganz gelinde Bewegungen „brauchen ſoll; ein Hauptneigen, welches mehr „einen ſchläfrigen Menſchen anzuzeigen ſcheint, „als einen, der mit dem Tode ringt; eine „Stimme, welche zwar unterbrochen wird, „aber nicht röchelt; kurz: daß man ſich ſelbſt „eine Art des Todes ſchaffen ſoll, die ſich je„dermann wünſchen mögte und die niemand er„hält.“ — Sehen Sie einige der ſchrecklichern Todeslarven von Schlütern an, und erkennen Sie die Richtigkeit dieſer Regel! — Die Betrachtungen, die ein ſcharfſichtiger Kunſtrichter *) über den Mund derſelben anſtellt, überlaſſe ich Ihnen zum Nachleſen; ſie ſind eben ſo richtig, als ſie gut geſagt ſind

*) Briefe, die neueſte Litteratur betreffend. Th. 5. S. 105. ff.

ſind. Nur das incredulus odi des Horaz *), das hier nicht, wie es im viet und achtzigſten Briefe heißt, einen bloßen Zuſatz erhält, ſondern in der That als ein unrichtiger Grund verworfen wird, mögt ich denn doch etwas anders erklären. Nicht darum blieb Horaz von allzuſchrecklichen Vorſtellungen ungetäuſcht, weil die Pantomime unvermögend war, dieſe Vorſtellungen natürlich genug zu machen, ſondern darum, weil ihn das Gräßliche zu unangenehm erſchütterte, als daß er ſich nicht augenblicklich, zu ſeiner Beruhigung, des Sinnenbetrugs hätte erinnern ſollen. Sobald aber dieſe Erinnerung eintritt, kann natürlicher Weiſe nichts anders entſtehen, als entweder der Unwille, das

*) In der bekannten Stelle de arte poëtica. v. 185 — 188.

Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus,
— — — — — —
Quaecunque oſtendis mihi ſic, *incredulus odi.*

das odi des Horaz, oder jenes Lachen, das wir oft bey den ſchrecklichſten Scenen eines Trauerſpiels von dem gemeinen Manne hören, und das uns Herr Mendelsohn ſo wohl erklärt hat. *) Ich ſelbſt habe einen Codrus mit Zuckungen ſterben ſehn, die wahrlich nicht unnatürlich waren und die gleichwohl das ganze Haus zum Gelächter brachten.

Zuweilen kann der Unwille über einen Schauſpieler mit wahrer Beſorgnis für ihn verbunden ſeyn, und auch dieſe Beſorgnis reißt unausbleiblich aus der Illuſion; wir ſollten nur für die Rolle, und wir fangen an, für ihn zu empfinden. Ich weiß nicht, welcher feindſelige Dämon jezt unſre Schauſpieler, beſonders weiblichen Geſchlechts, beherrſcht, daß ſie eine ſo große Kunſt im Fallen, oder, ſoll ich ſagen, im Stürzen? ſuchen. Man ſieht eine

*) Philoſoph. Schriften. Th. 1. S. 96 — 99.

Ariadne, wenn ſie von der Göttinn des Felſens ihr trauriges Schikſal erfährt, mit der ganzen Länge ihres Körpers hinſchlagen; ſchneller, als ob ſie vom Blitze getroffen würde, und mit einer Gewalt, als ob ſie ſich die Hirnſchale zerſchmettern wollte. Wenn bey einem ſo unnatürlichen, ſo widrigen Spiel ein lauter Beyfall erfolgt; ſo iſt es ſicher nur von den Händen der Unwiſſenden, die ſich in das wahre Intereſſe eines Stüks nicht zu verſetzen wiſſen, die ihr Billet einzig fürs Gaffen bezahlen, und lieber in eine Gauklerbude gingen, oder ein Stiergefecht ſähen. Der Kenner, wenn er ja einmal mitklatſcht, thut es wahrlich nur aus mitleidiger Freude, daß das arme Geſchöpf, welches immer ein ganz gutes Mädchen ſeyn kann, wenn es gleich eine ſchlechte Schauſpielerinn iſt, ſo ohne Schaden davon gekommen. Halsbrechende Künſte gehören nicht einmal in eine echte Pantomime, weil doch auch dieſe eine Handlung vorſtellt und

Auf-

Aufmerkſamkeit und Intereſſe auf dieſer Handlung will zuſammengehalten wiſſen; ſie gehören bloß in eine Luftſpringerbude, wo das ganze Intereſſe auf den wirklichen Menſchen, auf ſeine körperliche Behendigkeit fällt, und um ſo mehr wächſt, je mehr man den Wagehals in Gefahr ſieht.

Diejenigen Veränderungen, die von der Einwirkung der Seele herrühren, und bald mehr bald weniger willkührlich erfolgen, ſind oft nur von ſehr vager, ſehr allgemeiner Bedeutung. Sie entſprechen dann den Abänderungen des Tons in der ruhig recitirten Rede, womit man weiter nichts, als die Hauptideen der ganzen Reyhe von Vorſtellungen heraushaben will, damit die Aufmerkſamkeit des Hörers eben dahin gerichtet werde, wohin es die des Redenden iſt. Was hier die Aufmerkſamkeit eigentlich beſtimmt, iſt die gröſſere Wichtigkeit des Gedankens für den erkennenden Geiſt; aber

unter allen Erweckungsmitteln der Aufmerksamkeit ist eben dieß das langsamste und unsicherste. Es wird also durch ein andres, das schneller und sicherer wirkt, durch einen stärkern sinnlichen Eindruk, unterstüzt; durch neue Inflexion, Erhebung, Verstärkung der Stimme; durch gewichtigere, langsamere Aussprache des Worts, das eine vorzüglich merkwürdige Idee bezeichnet. So klein diese Hülfe scheint; so ist sie doch, wie die Erfahrung lehrt, äusserst wirksam, und die Seele, die ihre Vortheile so wohl versteht, wird bey einem wohlgebauten Organ nie ermangeln sie anzuwenden. Eine ähnliche Hülfe aber, wie der Ton der Aufmerksamkeit giebt, giebt ihr auch die Bewegung; die ausgestrekte Hand, der erhobene Finger, der oft seiner ganzen Länge nach ausgestrekte Arm, (die manus minus arguta, digitis subsequens verba, non exprimens, das brachium procerius projectum, quasi quoddam telum orationis)

nis) *), ein ſanfter Schlag der einen Hand in die andre; ein vorwärts gethaner Schritt, ein kleiner Nachdruk mit dem Haupt, u. ſ. w.; ohne daß dabey noch eigentlich gemalt oder ausgedrukt würde.

Die Regel für ſolche Bewegungen iſt die nehmliche, wie für den Accent: denn ſo wie der Schauſpieler den leztern nur für die hauptſächlichſten Gedanken ſparen, nicht alle mit gleicher Kraft accentuiren, vielmehr durch die Abänderungen ſeines Tons ſie einander richtig unterordnen ſoll; ſo ſoll er auch mit ſeinen Bewegungen nur die wichtigern Stellen unterſtüzen, ſoll die auffallendſten Bewegungen, wie die Erhebung des Fingers, das weiteſte Ausgreifen der Hand, u. ſ. w. nur für die bedeutendſten Gedanken ſparen. Ein immer fortgehendes, einförmiges Händeſpiel, wie man

*) Cic. de Orat. L. III. c. 59.

man oft an der Jugend bey ihren Redeübungen ſieht, iſt ſchon dem Auge, ſo wie eine ewige Monotonie dem Ohre, widrig; ein übelangebrachtes, übelabgeſtuftes beleidigt wenigſtens den Verſtand.

— Ich habe Sie, fürcht ich, durch meine etwas trivialen Bemerkungen ehe ermüdet als unterhalten. Um Sie nicht auf einmal abzuſchrecken, verſpare ich das Allgemeine, was über die Bewegungen von ſpeciellerer, beſtimmterer Bedeutung zu ſagen iſt, bis zu meinem nächſten Briefe.

Sechſter Brief.

Ihr Einwurf: daß man bey dem bloßen Händeſpiel eigentlich nur auf eine gewiſſe Anſtändigkeit, Grazie, Schönheit, nicht ſo ſehr darauf Acht habe, ob es gehörig angebracht und vertheilt ſey? iſt vielleicht eine wahre Bemerkung; aber es iſt kein Einwurf. — Schlimm genug, daß wir auf die Bewegungen überhaupt noch bis izt ſo wenig aufmerkſam ſind: wir entbehren darüber ein wirkliches Vergnügen, das wir vor dem Schauplaz mehr haben könnten. Ein ungeübtes Ohr läßt unbemerkt auch hundert falſche Accente vorüberſchlupfen: wollen wir ſie darum dem Schauſpieler erlauben? Wollen wir ſagen, daß die ganze Regel vom Sehen des Accents eine unnüze Grille ſey? Oder müſſen wir nicht zugeben, daß auch bey dem ungeübten, der rich-

richtig gesezte Accent die ganze gute Wirkung thut, die der falsche verfehlt?

Desto richtiger ist die von Ihnen gemachte Anmerkung: daß schon in diesem ruhigern Spiel sich der Charakter der Menschen und Nationen zeige. — Wenn bey uns ein Weltweiser eine Frage zur Untersuchung aufwirft, so wird er die Hand in der Mitte des Körpers ausstrecken; höchstens den Finger bis in die Gegend der Lippen erheben: der Talmudist, der Geist und Art des Orients durch so viele Jahrhunderte beybehielt, hebt die ganze ausgebreitete Hand in die Höhe, und bewegt sie. Auch wird man bey ihm, während des ganzen Räsonnements, schon weit mehr Malerey und Ausdruk gewahr. Seine lebhaftere Imagination faßt alle Verstandesideen, so viel möglich, in Bilder; er macht eben so kühne Metaphern mit seinem Körper, als mit der Sprache; auch wohnt sein Herz seinem Verstande weit

näher,

näher, und Intereſſe des erſtern hängt ſich weit ſchneller und inniger an Intereſſe des leztern. Man ſieht ihn, wenn ein Zweifel in der Unterſuchung entſteht, den Körper ſehr merklich nach einer Seite beugen; wenn er bey der Entwickelung Schluß an Schluß knüpft, fährt er mit dem Daumen unabläſſig hin und her: und iſt die Auflöſung da, die etwa bey uns der Unterſucher mit einem zufriednen Blick und einer ruhig ausgeſtrekten Hand gleichſam hingeben würde; ſo erfolgt ein lautes anhaltendes Händeklatſchen.

In die hier ſchon genannten beyden Arten, in malende und ausdruckende, zerfallen alle Veränderungen von ſpecielleter beſtimmterer Bedeutung; alle Gebehrden. Vielleicht ſollte ich den Namen Gebehrden nur für die leztere Art, für die ausdruckenden ſparen; aber der Redegebrauch ſcheint mir, im Deutſchen, dieſe Ausdehnung des Sinnes, eben ſo gut wie im Latei-

nischen anzunehmen. Wenn das eine mal Cicero das Wort: gestus nur von den äussern Zeichen des Gemüthszustandes, der affectionum animi, erklärt; so redet er das andre mal wieder von einem gestu scenico, verba exprimente. Was ich Malerey nenne, ist seine demonstratio; was ich Ausdruk nenne, ist ohngefähr seine significatio *). Es giebt freylich noch andere Bewegungen, die man deutende nennen könnte, wo nicht eigentlich die Sache gemalt, sondern nur auf sie hingewiesen; wo ein äusserliches Verhältnis, wie Ort und Zeit, oder metonymisch durch dergleichen Verhältnis die Sache selbst bezeichnet wird; allein der Kürze wegen, wollen wir diese mit zu den malenden schlagen. — Fragen Sie nicht, wie auch die Idee der Zeit könne angedeutet werden?

*) Cic. l. c. Omnes autem hos motus subsequi debet gestus, non hic verba exprimens, scenicus, sed universum rem & sententiam, non demonstratione, sed significatione declarans.

den? Sie wird es ganz leicht durch das Bild des Raumes. Die ausgestrekte etwas hinterwärts gebogene Hand deutet, durch das Bild eines zurükgelegten Raumes, auf eine längst gewesene Zeit; die vorgestrekte, durch das Bild eines noch zu durchlaufenden, auf die Zukunft. —

So wie zu der Malerey, nachdem der Fall ist, der ganze Körper mit allen seinen Gliedern dienen kann; so auch zum Ausdruk der innern Operationen und Empfindungen der Seele. Der Siz des Gebehrdenspiels ist nicht dieses und jenes Glied, dieser oder jener Theil des Körpers insonderheit. Die Seele hat über alle Muskeln desselben Gewalt, und wirkt, bey vielen ihrer Bewegungen und Leidenschaften, in alle. An einem Laokoon, wissen Sie, spricht jedes Glied, jede Muskel. Aber theils ist in einigen Gliedern, gegen andre gerechnet, der Ausdruk zu schwach, als daß er leicht bemerkt

merkt werden ſollte; theils ſind auch viele zu bedekt, als daß er leicht bemerkt werden könnte.

Vorzüglich dient das Geſicht zu den Gebehrden, und hier heiſſen die Gebehrden Mienen. Ira, ſagt *Latinus Pacatus* *), intimos mentis adfectus proditor vultus enuntiat, ut in ſpeculo frontium imago exſtet animorum. Die ſprechendſten Theile ſind Auge, Augenbraune, Stirne, Mund, Naſe. Dann aber dienen auch das ganze Haupt, der Nacken, die Hände, die Schultern, die Füße, die Veränderungen der ganzen Stellung des Körpers, in ſo ferne dieſe durch jene Bewegungen nicht ſchon mit beſtimmt ſind, zum Ausdruk. — Ob die Rangordnung der ſprechenden Theile des Geſichts, ſo wie ich ſie angegeben, richtig ſey? mögen Sie ſelbſt entſcheiden. Le Brün

*) S. Duodecim Panegyricos veterr. Ed. Cellar. p. 416.

Brün *) iſt wider die gemeine Meynung, die das Auge für den ſprechendſten Theil hält: nach ihm ſind die Augenbraunen derjenige Theil, welcher die Leidenſchaften am beſten ausdrukt. Denn, ſagt er, der Augapfel giebt durch ſein Feuer und ſeine Bewegung nur überhaupt einen leidenſchaftlichen Zuſtand der Seele zu erkennen, aber nicht, welcher es ſey. Wollen Sies lieber mit ihm, oder mit dem ältern Plinius **) halten, der dem Auge den Vorzug giebt? Ich denke doch, mit dem leztern.

Be-

*) S. Conference ſur l'expreſſion generale & particuliere. p. 19. 20.

**) Nat. Hiſtor. L. XI. c. 54. Ed. Hard. T. I. p. 617. Nulla ex parte majora animi indicia cunctis animalibus: ſed homini maxime; id eſt, moderationis, clementiae, miſericordiae, odii, amoris, triſtitiae, laetitiae. Contuitu quoque multiformes, truces, torvi, flagrantes, graves, transverſi, limi, ſummiſſi, blandi. Profecto in oculis animus habitat. Ardent, im-

Bemerken Sie hier noch ein allgemeines Geſetz, nach welchem der Ausdruk erfolgt, und nach welchem Lebhaftigkeit und Grad der Empfindung in gewiſſen Fällen könnte gemeſſen werden. Am leichteſten, öfterſten, unverkennbarſten ſpricht die Seele durch diejenigen Glieder, deren Muskeln am beweglichſten ſind; alſo am öfterſten durch Minen des Geſichts, und unter den Minen durchs Auge; am ſeltenſten durch veränderte charakteriſtiſche Stellung des ganzen Körpers. Jener Ausdruk erfolgt ſo leicht, ſo unmittelbar, daß oft auch die ausgelernteſte Verſtellungskunſt ihn nicht zurük-

intenduntur, humectant, connivent. Hinc illa miſericordiae lacryma. Hos cum oſculamur, animum ipſum videmur attingere. Hinc fletus & rigantes ora rivi. Quis ille humor eſt, in dolore tam foecundus & paratus? aut ubi reliquo tempore? Animo autem videmus, animo cernimus: oculi, ceu vaſa quaedam, viſibilem eius partem accipiunt atque transmittunt. cet.

rükhalten kann, wenn ſie gleich ſonſt den ganzen übrigen Körper in der Gewalt hat. Beſonders muß der Mann, der ſein Innerſtes verbergen will, ſich in Acht nehmen, daß man ihm nicht in die Augen blicke; auch muß er ſorgfältig über die Muskeln in der Gegend des Mundes wachen, die bey gewiſſen Bewegungen äuſſerſt ſchwer gehalten werden. — „Wenn die Menſchen, ſagt Leibnitz *), mehr „Beobachtungsfleiß auf die äuſſern Zeichen „ihrer Leidenſchaften wenden wollten; ſo würd „es keine leichte Kunſt ſeyn, ſich zu verſtellen.“ Dennoch hat die Seele noch immer einige Gewalt über die Muskeln; über das Blut, ſagt Carteſius **), hat ſie keine: und Erröthen und Erblaſſen läſſt ſich daher wenig oder faſt gar nicht hindern.

Wenn

*) Nouveaux Eſſais ſur l'entendement humain. p. 127.

**) Paſſiones animae. art. 114.

„Wenn das Gesicht, und besonders das Auge, diesen unläugbaren Vortheil im Ausdruk des Innern der Seele hat: wie Schade, daß sich die Veränderungen desselben so schwer beschreiben lassen! Den Grund dieser Schwierigkeit hat schon der ebengenannte französische Weltweise angegeben, der sich damit, als einer Entschuldigung, von der ganzen Materie wegschleicht.*) — „Es ist keine Leidenschaft, sagt „er, die nicht durch eine besondere Bewegung „der Augen angedeutet würde. Oft sind diese „Bewegungen so auffallend, daß auch die „dümmsten Knechte aus den Augen ihres „Herrn seinen Zorn oder seine gute Laune „schlieſſen. Allein ob wir gleich diese Bewe„gung der Augen leicht gewahr werden und „sehr wohl ihre Bedeutung wissen; so ist es „doch nicht leicht, sie zu beschreiben. Jede „ist aus mannichfaltigen Veränderungen der „Figur

*) Ebendas. art. 113.

„Figur und der Bewegung zusammengesezt,
„die so fein und so schwach sind, daß sich keine
„derselben besonders wahrnehmen läßt, ob-
„gleich das, was aus ihrer aller Verbindung
„entspringt, sehr leicht beobachtet wird. Ohn-
„gefähr das Nehmliche gilt von den übrigen
„ausdruckenden Bewegungen des Gesichts;
„denn ungeachtet sie weniger fein sind, als die
„der Augen, so hat doch auch ihre Unterschei-
„dung viel Schwierigkeiten. Auch variiren
„sie oft so sehr und fliessen so sehr in einander,
„daß es Menschen giebt, die beym Weinen
„eben so ein Gesicht machen, wie andre beym
„Lachen. Einige dieser Bewegungen zwar
„sind ausgezeichnet genug, wie z. B. die Run-
„zeln im Zorn, oder gewisse Bewegungen der
„Nase und der Lippen beym Unwillen und
„Hohn; aber diese scheinen nicht so wohl na-
„türlich, als willkührlich zu seyn.“ — Das Wenige, was Carteſius noch hinzusezt, lasse ich aus; denn es streitet gegen die obige

Leibnitziſche Stelle, die ich für richtiger halte.

Doch wozu, werden Sie ſagen, für unſern jetzigen Gebrauch, die pünktliche Berechnung aller integranten Theile einer Gebehrde, wenn man nur für die Erſcheinungen im Ganzen Namen hat, die ein jeder verſteht? Freylich wär Alles gut, wenn wir die hätten; aber auch in dieſer Rükſicht iſt die Sprache ſo dürftig, ſo unvollkommen! Die Ausdrücke, die wir noch haben, bezeichnen nur ſehr allgemeine Klaſſen für die äuſſerſte Nothdurft; die Unterarten, die Abarten, erwarten noch erſt von irgend einem ſprachſchöpferiſchen Beobachter ihre Benennungen. Für einige Nüancen zwar hätte der niederſächſiſche Dialekt ſehr maleriſche, trefliche Wörter; aber einmal iſt nun leyder! die hochdeutſche Sprache im Beſitze der Litteratur, und jene Wörter mögte dieſer herrſchende Dialekt nicht gerne aufnehmen wollen.

Doch

Doch am Ende freylich, wenns nur der Mühe, ihm den Eigenſinn zu brechen, erſt mehr verlohnte, würd er ſchon müſſen.

Laſſen Sie uns indeſſen die Hofnung nicht völlig aufgeben, daß ein Mann von Genie, wenn erſt zeichnende Künſtler mehr werden vorgearbeitet und das in der Natur ſo Flüchtige, ſo Vorübergehende der Minen und Bewegungen, ſo viel ſich das thun läßt, für die Betrachtung mehr werden fixirt haben; daß, ſag ich, dann ein Mann von Genie, oder ihrer mehrere, ihrer viele hinter einander, dem Mangel der Sprache, wenn auch nur einigermaßen, abhelfen werden. — „Wenn man be„denkt, heißt es bey Sulzern *), daß man„cher Liebhaber der Naturgeſchichte, vermit„telſt der Beobachtung, der Zeichnungen und „der Beſchreibungen, die Geſtalt und die Bil-

*) Allg. Theorie der Sch. Künſte Artik. Gebehrde.

„dung vieler tausend Pflanzen und Insekten „so genau in die Einbildungskraft gefaßt hat, „daß er die kleinsten Abänderungen richtig be„merkt; so läßt sich auch gewiß vermuthen, „daß eine mit eben so viel Fleiß gemachte und „in Klassen gebrachte Sämmlung von Ge„sichtsbildungen und Gebehrden, und also ein „daher entstehender eigener Theil der Kunst, ei„ne ganz mögliche Sache sey. Warum soll„te eine Sammlung redender Gebehrden we„niger möglich und weniger nüzlich seyn, als „eine Sammlung von abgezeichneten Mu„scheln, Pflanzen und Insekten? Und warum „sollte man, wenn dieses Studium einmal mit „Ernst getrieben würde, die dazu gehörige „Kunstsprache und Terminologie nicht eben so „gut finden können, als sie für die Naturge„schichte gefunden worden?“

Den einzigen Punkt von der Nüzlichkeit ausgenommen, die wohl niemand, als etwa ein

ein Conchylienſammler, beſtreiten mögte: was dünkt Ihnen zu dieſer Stelle? — Gewiß vermuthen kann ich meines Theils nichts, ſo wenig als Liskovo *) Ananias leiſe ſchreyen konnte: und dieſt hier, aus ſo einem Grunde, gewiß vermuthen; das kann ich nun gar nicht. Es wäre über den ſo unähnlich ähnlichen Fall, auf den doch Sulzer ſein ganzes Argument baut, ſo viel zu ſagen, daß ich lieber gar nicht anfangen mag. Sie warfen mir ohnehin ſchon einmal vor, daß ich den ſonſt würdigen, braven Mann faſt nicht nennen könnte, ohne mit ihm zu ſtreiten; aber iſt denn das meine Schuld, oder ſeine? —

*) S. ſeinen Kommentar über die Geſchichte der Zerſtöhrung Jeruſalems.

Siebenter Brief.

Von so wenig Bedeutung auch der Fund ist, den Sie an Löwens Schrift *) für mich glauben gemacht zu haben; so sehr ermuntert mich doch die Mine von Interesse, womit Sie mir ihn ankündigen. Hätten Sie den Aufsatz gelesen, nicht bloß angeführt gefunden; so, weiß ich, würde diese Mine um ein Vieles ruhiger und kälter geworden seyn. Denn in der That schwazt der Mann über unsre Materie eben so allgemeine, nichtssagende Dinge hin, wie die Franzosen, die vor ihm waren; nur in einem weitschweifigern, mattern Style, versteht sich. — Aber an Eins hat er mich denn doch erinnert, das ich ohne ihn hätte vergessen können.

Es

*) Kurzgefaßte Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes. Hamburg, 1755.

Es ist folgender Punkt. Wenn die Gebehrde ein äussers, an unserm Körper hervorgebrachtes, sichtbares Zeichen von den innern Veränderungen unsrer Seele ist; so folgt, daß sie sich aus einem zwiefachen Gesichtspunkte müsse betrachten lassen: zuerst, als eine sichtbare Veränderung an sich selbst, und dann, als Mittel zur Bezeichnung der innern Operationen der Seele. Aus diesem zwiefachen Gesichtspunkte ergiebt sich nun eine zwiefache Frage. In Ansehung des ersten fragt die Kunst: was ist schön? in Ansehung des zweyten: was ist wahr? oder, da keine dieser Eigenschaften darf vernachlässiget werden; so vereinigt sie lieber beydes und fragt: was ist zugleich am schönsten und am wahrsten?

Sehen Sie alle etwas speciellern Regeln durch, die man dem Redner, selbst dem Schauspieler, für die Aktion gegeben hat: und Sie werden finden, daß man sich, zu großem Nach-

theil der Kunſt, viel zu viel, ja faſt einzig an die erſte Frage gehalten. Auch die meiſten durch Tradition ſich fortpflanzenden Regeln der Schauſpieler, wenn ſie nicht die Bequemlichkeit gehört und geſehen zu werden betreffen, gehen auf nichts, als auf Grazie, Würde, Schönheit, Anſtand. Daher das bloß Zierliche, das Seelen- und Bedeutungloſe, das wir noch immer im Spiel ſo mancher; das Abgemeſſene, Koſtbare, Puppenmäßige, das wir im Spiel einiger alten Schauſpieler finden: denn in neuern Zeiten hat ein anderer Geſchmack in der Wahl der Stücke eine andere Art zu ſpielen mitgebracht, deren erſtes Beyſpiel und Muſter, wenn ich nicht irre, Ekhoff war. Sein tragiſches Spiel war eben ſo leicht, ſo natürlich weg, wie ſein komiſches; er wußte nichts von feyerlich abgemeſſenen Schritten, vom Tragen des Körpers nach Tanzmeiſtermanier, vom kunſtmäßigen Erheben und Sinkenlaſſen des Arms: Wahrheit

war

war bey ihm, wie sie soll, das erste; Schönheit das untergeordnete Gesetz: er deklamirte und spielte die Rollen, wie sie auch hätten dialogirt seyn sollen; nicht nach einem festgesezten allgemeinen Begrif der Gattung, sondern nach der besondern Beschaffenheit ihres Inhalts, ohne sich je von Wahrheit und Natur zu entfernen. Das ging nun freylich bey Stücken an, die der Dichter in ähnlichem Geiste geschrieben hatte, und einen Odoardo z. B. stellte er meisterhaft vor; im französischen Trauerspiel hingegen, zu dessen ganzem falschen System nothwendig auch französisches Spiel gehört, war er zuweilen sehr unglüklich. So einen Corneillischen Helden von einem Ekhoff zu sehn, der dem pomphaften epischen Dialog seine prosaische Deklamation, den aufgeblähten, strotzenden Charakteren seine simpeln ungezwungenen Bewegungen gab, war in der That etwas komisch.

Doch

Doch zurük zu den übeln Folgen, die es für den Schauspieler haben muß, wenn man ihn allzusehr zu bloß schönen graziösen Bewegungen anweist. — Da Sie die Löwensche Schrift noch nicht gesehen haben; so will ichs mir bequem machen und folgende ganz richtige Stelle daraus hersetzen. — „Riccoboni, „sagt Löwe, hat in seiner Schauspielkunst ei„nige Regeln vorgeschlagen, die den Akteur „pedantisch machen. Es ist mein Vorhaben „hier nicht, seine beschwerlichen Regeln alle „anzuführen und zu widerlegen. Ich will jezt „nur bey der Bewegung der Hände bleiben, „von der er so schreibt: *) „Wenn man einen „Arm erheben will, so muß der obere Theil „desselben, der Theil nehmlich von dem Ellbo„gen an bis zur Schulter, sich zuerst von dem „Körper losmachen, und die andern beyden Theile,

*) S. Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. Viertes Stük.

„Theile, welche nur nach und nach und ohne „Uebereilung in ſtärkere Bewegung müſſen ge„bracht werden, mit ſich in die Höhe zie„hen. Die Hand muß ganz zulezt gebracht „werden. Sie muß gegen den Boden zu„zugekehrt ſeyn, bis ſie der Vordertheil des „Arms zur Höhe des Ellbogens gebracht hat: „alsdann wendet ſie ſich in die Höhe, da un„terdeſſen der Arm ſeine Bewegung bis zu „dem beſtimmten Punkte immer fortſezt. — „Erblikt man hier nicht eine große Vermi„ſchung von Pedanterey? Und iſt dieſe Regel „nicht geſchikter, lebendige Marionetten, als „Redner und Schauſpieler zu bilden, die zu„gleich mit den Händen reden ſollen?“ — Freylich wohl, lieber Löwe! Aber warum rathen denn auch Sie dem Akteur, ſich Hogarths Zergliederung des Begriffs der Schönheit anzuſchaffen? ein Buch, das ihm nichts nüzt, und das ihn leicht eben ſo mißbilden könnte, wie Riccoboni's? —

Um

Um die bis izt so vernachlässigte Wahrheit an der Schönheit ein wenig zu rächen, will ich von der leztern ganz und gar nicht, lieber allein von der erstern reden. Zwar, was ich auch da sagen werde, wird wenig und unbedeutend genug seyn. Indessen, für Fächer, worinn Sie die Schäze ihrer eigenen Beobachtungen ordnen und aufstellen können, sorgen Sie nicht: Ihnen die zusammenzubauen, bin ich Ihr Mann; und möglich wärs, daß ich Sie eben dadurch zu einem recht aufmerksamen, fleißigen Sammler machte. Es giebt, deucht mir, so eine gewisse fuga vacui in unsrer Natur; wir sehen nicht leicht einen wüsten Saal, daß wir ihn nicht möblirt, oder einen leeren Schrank, daß wir ihn nicht angefüllt wünschten.

Achter Brief.

Was Malerey und was Ausdruk sey? das glaub' ich schon an einem andern Orte *) hinlänglich erklärt, und eine scharfe richtige Grenzlinie zwischen diesen Begriffen gezogen zu haben. — Malerey ist mir auch hier wieder jede sinnliche Darstellung der Sache selbst, welche die Seele denkt; Ausdruk jede sinnliche Darstellung der Fassung, der Gesinnung, womit sie sie denkt; des ganzen Zustandes, worinn sie durch ihr Denken versezt wird. Jene, die Malerey, ist auch hier wieder vollständig oder unvollständig. Vollständig lassen sich nur Figur, Stellung, Bewegungen eines dem unsrigen ähnlichen Körpers malen; alles übrige Mimischmalbare läßt nur unvollständige Dar-

*) In der Abhandl. über die musikalische Malerey.

Darſtellung nach einzelnen, nach allgemeingemachten Beſchaffenheiten zu. Von einem Berge z. B. wird etwa nur die Höhe durch Erhebung der Hand und des Körpers, durch Zurüklegung des Hauptes und emporgerichteten Blik; etwa nur der weite Umfang durch einen mit ausgebreiteten Armen beſchriebenen Halbkreis angedeutet. Wie ſchwach und wie unvollkommen eine ſolche Darſtellung ſey, und wie wenig ſie der Hülfe der Worte entbehren könne, wenn ſie nicht etwa durch den Zuſammenhang des Ganzen ſchon mit erklärt wird, ſehen Sie ſelbſt. Der nachzuahmende Berg und der nachahmende menſchliche Körper ſind einander zu unähnlich; es ſind nur ſehr entfernte, ſehr abſtrakte Merkmale, worinn ſie zuſammentreffen. Die Bewegungen der Thiere, als z. B. eines ſtolzen ſich brüſtenden Roſſes, ſind ſchon nachahmbarer, wie uns das die Knaben in ihren Spielen zeigen; aber am allernahahmbarſten ſind die Geſtalten und Verände-

änderungen menſchlicher Körper. Das ganze Spiel der Minna, wenn ſie den forteilenden Major verfolgt, ihn halten will, aber nicht halten kann, und endlich, nach mehrern Ausdrücken ihrer Schmerzvollen Verwirrung, in ihr Zimmer zurükkritt; dieſes ganze Spiel kann der Wirth, bey der Wiedererzehlung im dritten Aufzuge, nachahmen, und ſchwerlich wird er ermangeln, es Zug vor Zug, wenn auch nicht wieder darzuſtellen, doch anzudeuten. Er wird ſelbſt mit den Händen ausgreifen, als ob er etwas zu halten hätte; ſelbſt in die Höhe ſehen, die Augen troknen, den Körper, wie vor Verlegenheit, hin und her wenden, und wohl gar eine mehr weibliche Stimme annehmen. Die Nachahmung in dieſer Scene iſt zu natürlich, als daß nicht gleich jeder Schauſpieler darauf verfallen ſollte.

Aber warum iſt ſie hier ſo natürlich? Etwa, weil der Wirth dem Kammermädchen

eine recht lebhafte anſchauliche Idee von einem Vorfall geben will, wozu er, bey ſeiner gewöhnlichen Neugier, ſo gerne, ſo gerne den Schlüſſel hätte? Oder weil, während der Erzehlung, ſeine eigne Idee einen ſo hohen Grad der Lebhaftigkeit erhält, daß er ſich unmöglich erwehren kann, ſie in Minen und Bewegungen nachzubilden? — Welche von beyden Urſachen Sie dem Wirthe geben mögen; ſo ſind, an und vor ſich, beyde richtig; bey der einen Malerey gilt die eine, bey der andern die andre, und insgemein finden ſich beyde vereinigt. Denn während des Beſtrebens, die Idee einer Sache bey einem andern lebhafter zu machen, erhält ſie natürlicher Weiſe eine größere Lebhaftigkeit bey uns ſelbſt.

Wenn ein Erzieher ſeinen jungen Telemach über eine unanſtändige Stellung, über eine unſchikliche Handlung beſchämen will; ſo macht er ſie ihm gerne mit ein wenig Karrikatur wie-

wieder vor: wenn die Franzöſinn ihr gnädiges Fräulein zu einer Grazie in Minen und Bewegungen bilden will; ſo zeigt ſie ihr das nachahmungswürdige Muſter dieſer Grazie an ſich ſelbſt: und wenn ein Verklagter ſich vor dem Richter rechtfertigen ſoll, warum er zuerſt bey einem Zanke ausſchlug? ſo ahmt er, während der Erzehlung des Vorfalls, alle die beleidigenden Minen und Stellungen vergrößert nach, auf die ein Mann von Ehre, wie er, doch unmöglich anders, als mit einer Ohrfeige, antworten konnte. — In dieſen Fällen ſehen Sie beyde Urſachen malender Gebehrden vereinigt: die Vorſtellung der begangenen Unart wird bey dem Lehrer; die der Schönheit des anſtändigen Betragens bey der Franzöſinn; die der Größe der empfangenen Beleidigung bey dem Verklagten, während des Hofmeiſters oder Erzehlens, zu mächtig, als daß ſie ſich nicht in Minen und Bewegungen, aber mit Ausdruk vermiſcht, auſſer der Seele her-

vordrängen sollte. Vornehmlich aber fordern die Absichten der Beschämung, der Bildung, der Rechtfertigung dieses nachahmende Spiel; sie sind nur durch lebhafte Vorstellung der gedachten Gegenstände zu bewirken, und sichtbare Darstellung sichtbarer Phänomene ist freylich das kräftigste Mittel zur Versinnlichung ihrer Erkenntnis. Eben von ihnen gilt der bekannte Ausspruch:

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus,
— — & quae
Ipse sibi tradit spectator. *) — —

Daß aber auch ohne Absicht, bloß durch die eigene lebhafte Vorstellung dessen, der einen gewissen Gegenstand denkt, die Nachahmung desselben hervorkomme, lehrt die Erfahrung. „Eine volle anschauliche Vorstellung „einer Handlung", sagt Herr Tetens in einer

sei-

*) *Horat.* l. c. v. 180 — 182.

ſeiner vortreflichen Unterſuchungen *), „iſt eine „Anwandlung zu dieſer Handlung. Wenn „wir uns Worte vorſtellen, ſo ſprechen wir „innerlich, und wenn dieſe innre Sprache „lebhafter wird, ſo ſieht man uns Bewegun„gen mit dem Munde machen.“ Das geht dann weiter, bis wir wirklich laute Töne hervorbringen, als ob wir unſre Ideen mittheilen wollten, da wir doch oft ganz allein ſind. — Sie können den Ausſpruch des Philoſophen noch allgemeiner machen und ſagen: jede volle anſchauliche Vorſtellung einer Sache, einer Begebenheit, die auch nicht menſchliche Handlung iſt, führt einen Trieb, eine Anreizung mit ſich, ſie nachzuahmen. Home **) hat dieſes bereits, in Anſehung des Großen und Erhabnen, bemerkt. „Ein großer Gegenſtand,

*) S. Philoſophiſche Verſuche über die menſchliche Natur und ihre Entwickelung. Band 1. S. 643 vergl. S. 664 ff.

**) Am angef. Ort S. 180.

„ſagt er, treibt die Bruſt auf, und macht,
„daß der Zuſchauer ſeine Geſtalt zu erweitern
„ſucht. Man bemerkt dieß ſonderlich bey
„Perſonen, die den ſeinen Wohlſtand nicht
„achten, und der Natur ihre Freyheit laſſen.
„Wenn dergleichen Leute große Gegenſtände
„beſchreiben; ſo blaſen ſie durch einen natürli-
„chen Trieb ſich ſelbſt auf, indem ſie mit allen
„ihren Kräften Luft in ſich ziehen. Ein hoher
„Gegenſtand wirkt einen andern Ausdruk des
„Gefühls. Er treibt den Zuſchauer, ſich in die
„Höhe zu richten und auf den Zähen zu ſtehen.“

Indeſſen, da dem Menſchen nichts ſo intereſſant iſt, als der Menſch, und da er nichts ſo vollkommen darzuſtellen vermag, als menſchliche Beſchaffenheiten und Veränderungen; ſo ſind es denn freylich auch dieſe, deren anſchauliche Vorſtellung ihn am öfterſten und ſtärkſten zur Nachahmung reizt. — Wenn der Mann, der ein Schauſpiel öfter ſah, und

über-

überhaupt des Vergnügens, das Theater zu beſuchen, ſchon zu gewohnt iſt, um nicht kälter dagegen zu werden; wenn ſo ein Mann unter den Zuſchauern einen Neuling antrift, der ſich mit ſeiner ganzen Seele in die Vorſtellung eines Stüks vertieft hat: ſo giebt ihm das auf dem Parterre oft ein weit unterhaltenders Schauſpiel, als ihm jenes auf der Bühne wäre. Alle Minen der Akteurs, ſogar manche ihrer Bewegungen, ahmt der ſo ganz illudirte Zuſchauer, wenn gleich ſchwächer, nach: ohne daß er noch weiß, was geſagt werden wird, wird er ernſthaft mit dem Ernſthaften, fröhlich mit dem Fröhlichen: ſein ganzes Geſicht wird zum Spiegel, der alle die abwechſelnden Gebehrden der auftretenden Perſonen, Verdruß, Spott, Neugier, Zorn, Verachtung getreu zurükwirft. Nur dann, wenn ſeine eigenen Empfindungen die von auſſen kommenden Eindrücke durchkreuzen und Ausdruk fordern, wird dieſe nachahmende Malerey un-

terbrochen. — Bemerkungen dieſer Art überzeugen uns, daß Ariſtoteles vollkommen Recht hatte, den Menſchen noch über den Affen zu ſetzen und ihm die meiſte Geſchiklichkeit zum Nachahmen einzuräumen. *)

Für den Schauſpieler, beſonders den komiſchen, iſt dieſe Bemerkung über das Anſteckende eines fremden Gebehrdenſpiels wichtig; ſie kann zuweilen ſeinem Zwiſchenſpiel viele Lebhaftigkeit geben. Die Bedingungen, unter welchen er ſich in dieſe Nachahmung der Gebehrden des andern einlaſſen darf, ſind nur die: daß die Beachtung ſeines Mitſpielers für ihn in hohem Grade intereſſant ſeyn und daß ſich keine eigne, der Nachahmung widerſprechende Empfindung, während der Beachtung, bey

*) De Poët. c. IV. Το μιμεισθαι συμφυτον τοις ανθρωποις εκ παιδων εστι. Και τουτῳ διαφερουσι των αλλων ζωων, ὁτι μιμητικοτατον εστι.

bey ihm einſchleichen muß. Wenn er Verdruß zu empfinden anfängt, indem der Andere lächelt, ſo kann er freylich nicht mit ihm lächeln. — Doch in wie fern überhaupt Malerey im Gebehrdenſpiel erlaubt oder unerlaubt ſey? das läßt ſich hier noch nicht ausführen: dazu müſſen wir erſt eine nähere Kenntnis vom Ausdrucke haben. —

Eine ſehr intereſſante Betrachtung, die ſich hier noch machen läßt, will ich nur andeuten: ſie betrift das viele Figürliche, beſonders Metaphoriſche, das ſich in der Gebehrden-, wie in der Wörterſprache findet, es mag dadurch gemalt oder ausgedrukt werden. Alle unvollſtändige Malerey, beſonders unſichtbarer Gegenſtände und innrer geiſtiger Ideen, muß bildlich geſchehen, und geſchieht ſo. Man denkt eine erhabne Seele und erhebt ſeine Geſtalt, ſeinen Blik: man denkt einen eigenſinnigen Charakter, und nimmt einen feſten Stand an,

ballt die Fauſt, ſteift den Rücken. Die Nachahmung geſchieht durch feine, tranſcendentelle Aehnlichkeiten, wodurch man auch in der Wörterſprache für nicht hörbare, für völlig unſinnliche Gegenſtände, ihre Benennungen fand. — Ich könnte die Beyſpiele von figürlichen Gebehrden bis ins Unendliche häufen. Wollen Sie eine Metonymie, die Wirkung ſtatt Urſache ſezt? Der Bediente, wenn er von dem unangenehmen Lohn ſpricht, womit ſein Herr ihm ſeine Bubenſtücke vergelten könnte, reibt mit verwandter Hand den Rücken, als ob er die Schläge ſchon ſchmerzen fühlte. Oder wollen Sie eine Metonymie, die ſtatt der Sache ein äuſſers Verhältnis angiebt? Die Sprache nennt, ſtatt Gottes oder der Götter, ihren geglaubten Wohnſiz, den Himmel: eben ſo ruft eine aufgehobene Hand, ein gen Himmel gerichtetes Auge, die Götter zu Zeugen der Unſchuld an, erfleht ihren Schuz, beſchwört ſie um Rache. Oder wollen Sie eine

Synec-

Synecdoche? Man deutet auf ein einzelnes gegenwärtiges Mitglied einer Familie, und zeigt die ganze Familie an; auf einen einzigen gegenwärtigen Feind, und meynt das ganze feindliche Heer. Oder wollen Sie eine Ironie? Das junge Frauenzimmer, das einem Liebhaber, den es verachtet, den Korb giebt, verneigt sich tief, aber höhnisch. — Auch Anspielungen werden Sie in der Gebehrdensprache die Menge finden. Ein Händewaschen dient zur Betheurung der Unschuld; ein paar mit verwandter Hand vor die Stirne gepflanzte, aus einander gespreizte Finger bezeichnen die Hahnreyschaft; ein Hauchen über die leere flache Hand hin bezeichnet die Idee von Nichts. Doch Anspielungen, da sie sich auf besondere Anekdoten, Meynungen, Redensarten beziehen, liegen, nach den oben festgesezten Grenzen, ausser dem Gebiete der Mimik: figürliche Gebehrden hingegen, die, wenn sie gut sind, ihren Grund in den Begriffen selbst haben

und

und allgemein verſtändlich ſeyn müſſen, können und dürfen in der Mimik nicht übergangen werden.

Der Italiener, der überhaupt viel mit Gebehrden, und ſehr bedeutend, ſehr lebhaft ſpricht, hat unter andern eine ſehr redende Pantomime, womit er vor einem falſchen, hinterhältiſchen Menſchen warnet. (Fig. 1.) Das Auge ſchielt dieſen Menſchen ſeitwärts äuſſerſt mißtrauiſch an; der Zeigefinger der einen Hand deutet unterwärts wie verſtohlen auf ihn hin; der Körper nimmt gegen den, den er warnt, eine kleine Wendung, und der Zeigefinger der andern Hand zieht die Wange an dieſer Seite nieder, ſo daß das Auge hier gröſſer wird, als das andre, welches ohnedem der Ausdruk des Mißtrauens noch ein wenig verengt. Auf dieſe Art entſteht ein doppeltes Profil; ein Geſicht, deſſen eine Hälfte mit der andern nichts Aehnliches hat. Anfangs wollte ich

Ihnen

Ihnen dieſe ganze Gebehrde als eine ſigürliche, mit Ausdruk des Mißtrauens verbundne, Malerey des falſchen Charakters erklären: aber nun ſcheint es mir wieder, als ob das ſo verzerrte, ſich ſelbſt ſo unähnlich gemachte Geſicht nicht eben Bild des Charakters ſeyn mögte. Die eine gegen den Verdächtigen hingekehrte Seite hat ganz und gar den Ausdruk des Mißtrauens; das Herunterziehen der Wange an der andern ſcheint nur zur weitern Oefnung des Auges zu dienen, und dieſe Oefnung vorzüglich die nöthige Aufmerkſamkeit zu bezeichnen. Es iſt ſonderbar, daß dieſe Gebehrde ſo ſehr leicht zu verſtehen und ihre Erklärung doch ſchwer iſt.

Noch eine andre gleich ſprechende Gebehrde macht der Italiener, wenn er Verachtung einer Drohung oder Warnung ausdrukt. (Fig. 2.) Er fährt ſich mit der äuſſern Seite der Hand ein paarmal ganz leicht unter dem Kinnbacken

backen weg, und beugt dabey das Haupt, spöttisch aber nur leise und in sich hinein lachend, ein wenig über. Jedermann verstehe diesen Ausdruk; aber zu erklären mögt er noch schwerer, als jener warnende, seyn. Will vielleicht der Italiener mit diesem Spiel das Nehmliche sagen, was der Niederdeutsche mit der Redensart sagt: daß ihn etwas nicht rage? Soll es heissen, daß die Sache ihn eben so wenig rühre, als etwa ein Stäubchen, das sich in seinen Bart kann gehängt haben? Ich gestehe gerne, daß ichs nicht weiß, und ich werde Ihnen dieses Geständnis noch öfter, auch bey ganz einfachen, unter allen Nationen gebräuchlichen, Ausdrücken wiederholen müssen. Die Natur läßt uns immer, je tiefer wir in sie hineinsehn, um so mehr Geheimnis erblicken: die körperliche finden wir feiner, als unser Auge; die geistige feiner, als unsern Scharfsinn.

Neunter Brief.

Freylich haben Sie Recht, daß eine Mimik, von einem denkenden Manne in Italien geſchrieben, ein ſehr vorzügliches Werk werden könnte. Auf Beobachtungen kommt in der Theorie dieſer, wie aller Künſte, das Meiſte an: und die Güte der Beobachtungen hängt nie allein von einem hellſehenden Auge; ſie hängt gleich ſehr von der Wahrheit, Kraft, Mannichfaltigkeit der Objekte ab, die ſich ſo einem Auge darbieten. — Ihr zweyter Gedanke: daß nehmlich der deutſche Schauſpieler von dem Italiener würde borgen dürfen, wenn er nur mit Auswahl und Beſcheidenheit borgte, ſcheint mir nicht minder richtig. Es würden ſich Ausdrücke finden, die zwar freylich nur in jenen mittäglichern Gegenden, wo das Blut ſo viel heiſſer iſt, durch größern

Drang

Drang der Leidenſchaft konnten hervorgetrieben werden; die aber auch wir, ihrer groſſen Wahrheit wegen, ſogleich verſtehen, und, wenn ſie der Schauſpieler nur ein wenig milderte, ihnen den auswärtigen Urſprung eben nicht anſehen würden. Es würde, glaub ich, mit den Gebehrden jenes lebhaftern Volks eben wie mit gewiſſen groſſen und ſimpeln Ideen des Genies ſeyn: der ſie urſprünglich denken konnte, war nur ein einziger Kopf; aber faſſen, wenn ſie einmal da ſind, können ſie alle.

Ich gehe von den malenden Gebehrden, über die ich hier nichts Wichtiges mehr ſagen könnte, zu den ausdruckenden über. Es ſind ihrer ſo viele und mannichfaltige, daß ich Luſt hätte, zu ihrer beſſern Ueberſicht ſie in Klaſſen zu bringen. Einige dieſer Gebehrden ſind abſichtlich; es ſind freywillige äuſſere Handlungen, aus welchen die Bewegungen, Triebe und Leidenſchaften der Seele, zu deren Befriedi-

gung ſie als Mittel dienen, erſichtlich ſind. Dahin gehören z. B. das Hinneigen gegen den zu beachtenden Gegenſtand, der feſte angreifende Stand des Zorns, die ausgeſtrekten Arme der Liebe, die vorgeſchlagenen Hände der Furcht und des Schreckens. — Andere Gebehrden ſind nachahmend; nicht das Objekt des Denkens, aber die Faſſung, die Wirkungen, die Veränderungen der Seele malend, und dieſe mögen den Namen der analogen führen. Theils haben dieſe analogen Gebehrden ihren Grund in dem Triebe der Seele, unſinnliche Ideen auf ſinnliche zurükzuführen, und alſo auch ihre eigenen unſinnlichen Wirkungen, ſobald ſie lebhafter werden, durch ähnliche ſinnliche figürlich nachzubilden; wie, wenn man eine Idee, der man ſeinen Beyfall verſagt, mit verwandter Hand gleichſam wegweiſt, zurükſchiebt: theils haben ſie ihren Grund in dem natürlichen Einfluß der Ideen auf einander, in der Communication, wenn ich ſo ſagen darf, zwi-

den beyden Regionen der klaren und der dunkeln Ideen, die einander wechſelſeitig zu lenken und zu modificiren pflegen. So, z. B. ſtimmt die Ideenfolge den Gang, daß er bald träger bald raſcher, bald feſter bald ſchleichender, bald gleichförmiger bald ungleichförmiger wird. Der Gang erfolgt nach dunkeln Ideen, die den Willen ſtillſchweigend lenken, und die das Geſetz ihrer Folge von den jezt herrſchenden klaren nehmen: jene leiden durch den Einfluß von dieſen; dieſe durch den Einfluß von jenen. Daher hat jede eigenthümliche Sinnesart, jede innre Bewegung und Leidenſchaft ihren unterſcheidenden Gang, und es läßt ſich von allen Charakteren im Allgemeinen ſagen, was die Gemahlin des Herkules von Lykus ſagt:

Qualis animo eſt, talis inceſſu. *) —

Noch andere Gebehrden ſind unwillkührliche Erſcheinungen, die zwar freylich phyſiſche Wir-

kun-

*) Senec. Trag. Herc. fur. Act. II. ſc. 2.

kungen der innern Gemüthsbewegungen sind, die wir aber in der That nur als Zeichen begreifen; als Zeichen, welche die Natur durch Geheimnisvolle Bande mit den innern Leidenschaften verknüpft hat; damit, sagt Haller, im gemeinen Leben ein Mensch den andern nicht leicht betrügen könne. *) Noch hat uns niemand auf eine befriedigende Art, erklärt, warum traurige Ideen auf die Thränendrüsen, lächerliche auf das Zwerchfell wirken; warum die Angst unsre Wangen entfärbt, die Scham sie röthet? Alle diese Gebehrden will ich unter dem gemeinschaftlichen Namen der physiologischen zusammenfassen.

Sehen Sie mir ja die ganze Eintheilung, die ich hier mache, nicht für eigentliche logische

*) Kleine Physiologie. S. 310. Es giebt ohne Zweifel noch andre Endursachen des Schöpfers, wie z. B. die Erweckung der Sympathie und der

Eintheilung an; sie soll nichts als bloße Klassifikation eines Beobachters seyn, der vorläufig die Fakta, aus deren weitern Untersuchung und Vergleichung die wahre Eintheilung vielleicht erst zu finden ist, nur einigermaßen ordnen mögte. Ich hoffe, durch diese Erklärung allen den unnützen Händeln vorzubeugen, in die ich sonst mit den Physiologen gerathen könnte. Ich habe hier die Absicht, zu bauen, und wer das will, muß nicht Krieg führen: mein Interesse ist völlige Neutralität bey allen Zwistigkeiten zwischen Stahlianern und Mechanisten; ob ich gleich denke, daß durch Herrn Unzer und andre diese Zwistigkeiten schon ziemlich geschlichtet worden. — Daß mir wirklich der Stahlianer meine Eintheilung nicht als richtig würde gelten lassen, sehen Sie leicht: er würde das lezte Glied

der Hülfsleistung. S. Home, Smith und andre.

Glied ſchon in dem erſten enthalten finden und mich einer Sünde wider die alte Regel zeyhen: daß die Glieder einander ausſchlieſſen ſollen.

Unter den phyſiologiſchen Gebehrden giebt es viele, die dem freyen Willen der Seele ſchlechterdings nicht gehorchen; die ſich weder da, wo wirkliche Empfindung ſie hervorpreßt, gut zurükhalten, noch, wo dieſe wirkliche Empfindung fehlt, durch Kunſt gut hervorbringen laſſen. So die Thräne des Kummers, das Erblaſſen der Angſt, das Erröthen der Scham; Phänomene, die ich zwar eigentlich nicht Gebehrden nennen ſollte, aber nach meiner etwas weitern Erklärung ſchon darf. — Da man nichts Unmögliches fordern kann; ſo erläßt man dem Schauſpieler jene unfreywilligen Veränderungen gerne, und iſt zufrieden, wenn er nur die freywilligen getreu, aber mit Beſcheidenheit, nachahmt. Mit Beſcheidenheit, ſag ich; denn es gilt hier eben die Regel der

Mäßigung, die oben für die Nachbildung der Ohnmacht und des Todes gegeben worden. Eine Wut, die sich das Haar zerrauft, die das ganze Gesicht verzerrt, und brüllt, bis alle Muskeln einzeln aufschwellen und die Augen mit Blut unterlaufen; so eine Wut kann in der Natur sehr wahr seyn, aber in der Nachahmung wäre sie widrig. — Ich erinnere dieses um gewisser Medeen willen, die hie und da ihr Gebehrdenspiel bis zum Abscheulichen treiben, und ein Geschrey vollführen, daß man sich die Ohren verstopfen mögte. Muß man denn nothwendig den Sinnen unausstehlich werden, um das Herz zu erschüttern? —

Ein einziges Mittel giebt es, gewisse unfreywillige Erschütterungen der Maschine durch Nachahmung wieder herauszubringen; aber es ist ein Mittel, das nicht jeder in seiner Gewalt hat. Quintilian *) erzehlt uns, er habe

*) Instit. Orat. L. VI. c. 1. zu Ende. Vidi ego saepe

habe Schauſpieler geſehen, die nach einer traurigen und rührenden Rolle auch dann noch weinten, wenn ſie ſchon längſt die Maske abgelegt hatten; und von ſich ſelbſt verſichert er, daß er bey ſeinen gerichtlichen Reden oft in Thränen ausgebrochen, ja ſogar erblaßt ſey. Das ganze Geheimnis liegt darinn: daß man eine ſehr reizbare Phantaſie habe, wie das billig jeder Künſtler ſoll; daß man dieſe Phantaſie zu ſchneller und mächtiger Erweckung rührender Bilder übe, und ſich dann jedesmal mit dem vorhabenden Gegenſtande ganz erfülle. Alsdann entſtehen jene Erſcheinungen, eben wie in wirklichen Situationen, von ſelbſt, ohne unſer Wollen und Zuthun. Vielleicht auch,

hiſtriones atque Comoedos, cum ex aliquo graviore actu perſonam depoſuiſſent, flentes adhuc egredi. — — Ipſe — frequenter ita motus ſum, ut me non lacrymae ſolum deprehenderint, ſed pallor & vero ſimilis dolor.

daß sich durch öftere Einwirkung der Phantasie gewisse körperliche Dispositionen und Fertigkeiten erzeugen lassen. Ich kenne Schauspieler, die es mehr nicht als einen Augenblik kostet, um die Augen mit Thränen zu füllen: und die ehemals gebräuchlichen Klageweiber, die für Geld den ersten besten Todten beweinten, scheinen meine Idee zu bestättigen. Wohl dem Schauspieler, der so eine Fertigkeit hat und gut damit hauszuhalten weiß; denn allerdings thut eine herabrollende Thräne oft die glüklichste Wirkung: aber jener Rath, sich die Phantasie bis zu einem Grade zu erhizen, wo ihre Einbildungen, wie die Wirklichkeit selbst rühren, ist, deucht mir, gefährlich. Warum? hab ich schon in meinem zweyten Briefe gesagt. Der Schauspieler, der es kann, prüfe sich ja, eh er sich so ganz dem Strome der Phantasie überläßt, ob er genug Genie ist? Kann er, nach Shakespears *) Ausdruk,

noch

*) S. Hamlet, 3ter Akt, 2ter Auftritt.

noch mitten im Strome, mitten im Sturme, mitten, ſo zu ſagen, im Wirbelwinde der Leidenſchaften ſich mäſſigen und die Forderungen ſeiner Kunſt erfüllen: ja, dann iſt er wahres Genie, und wird uns durch ſein Spiel erſchüttern, wenn uns andre nur rühren. — Das Wageſtük jenes alten Schauſpielers Polus *), der in der Rolle der Elektra den Aſchenkrug ſeines eigenen Sohns hielt, wird er ihm nachzuthun ſchwerlich Gelegenheit haben, und ſo darf ich ihn nicht davor warnen. Wahre Empfindungen bemächtigen ſich des ganzen Herzens zu leicht, und hemmen oder verfälſchen alsdann den Ausdruk, den ſie, der Abſicht nach, nur verſtärken ſollten.

*) Gell. Noct. Attic. L. VII. c. 5.

Zehnter Brief.

Unter den verschiednen Zuständen der Seele, die sich im Körper ausdrucken, lassen Sie uns zuerst den Zustand der unthätigen Ruhe betrachten; denn in gewissem Verstande hat auch dieser seinen Ausdruk. — Was ich unter dieser unthätigen Ruhe verstehe, darf ich wohl kaum erst sagen: so viel Kenntnis der Seelenlehre traun Sie mir zu, daß ich eine fortdaurende Wirksamkeit der Seele, auch selbst bey dem vollkommensten Gleichgewichte aller ihrer Kräfte und Neigungen im tiefsten Schlafe, glaube. Allein ich bin hier eben so wenig Metaphysiker, als ich Physiolog war, und so genügt es mir, die Dinge zu nehmen, wie sie scheinen, ohne daß ich grübelte, wie sie sind. Genug, daß der Mensch in so manchen Augenblicken sich weder einer Anstrengung seiner Erkenntniskraft, noch eines Reizes zu äussern

Thätig-

Thätigkeiten, noch irgend einer merklichen Bewegung seines Herzens bewußt ist.

Stellen Sie sich also einen Menschen vor, der in eine ruhige Scene der Natur blikt; nicht, wie der enthusiastische Dorval beym Diderot *), der mit Macht aus emporfliegender Brust athmete, sondern eben so ruhig und stille, wie sie selbst, die Natur: oder denken Sie sich ihn, wie er einem gleichgültigen Gespräch seines Freundes oder Nachbars zuhört: und Sie werden keine merkliche Spur, weder des Vergnügens noch des Verdrusses, keine ausgezeichnete Falte auf der Stirne, um die Augen, um die Lippen, den Blik weder scharf, noch trübe und schwimmend, alles ruhig, gehalten, in völligem Gleichgewicht, kurz so finden, wie Ihnen Le Brun die Ruhe zeichnet. Das

ganze

*) In der zweyten Unterredung hinter dem natürlichen Sohn.

ganze Geſicht wird der Faſſung der Seele entſprechend und analog ſeyn. Auch die Attitude des übrigen Körpers wird die Ruhe, die Unthätigkeit der Seele ankündigen; beydes im Stehn und im Sitzen. Die müſſigen Hände werden im Schoße ruhen, oder in den Taſchen, im Buſen, im Gürtel ſtecken: wo nicht, ſo werden die Arme in einander geſchlungen, vielleicht beym Stehen auch rükwärts gelegt ſeyn, und in der Gegend des Kreuzes wird dann die eine Hand in die andre greifen. Eine kleine leichte Spielerey mit den Fingern wird vielleicht den Mangel einer eigentlichen Beſchäftigung der Seele noch mehr verrathen; aber auch ſchon zugleich, nachdem ſie langſamer oder ſchneller, ſanfter oder geſtoßner iſt, eine geheime Stimmung zu mehr angenehmen oder mehr verdrüßlichen Bewegungen entdecken. Beym Sitzen werden die eben ſo unthätigen Füße, bald nur über den Knöcheln, bald zurükgebogen über dem Schienbein, bald Knie auf

Knie,

Knie, übereinander kreuzweis liegen, und auch da wird vielleicht eine kleine ſpielende Bewegung vorgehn; der ganze Körper wird bald in einer mehr geraden bloß ruhigen, bald in einer ſchiefern, faulern Stellung erſcheinen, die ſich ſchon mehr dem völligen Liegen nähret, ſchon mehr Bereitſchaft und Hang zum Einſchlummern anzeigt.

Alle hier angegebenen und auch nicht angegebenen Varietäten haben natürlicher Weiſe ihren beſtimmenden Grund, ſo gut wie ihn die Stellungen und Lagen im Ganzen haben, die ſie zu nüanciren dienen. In der einen iſt mehr Munterkeit, Kraft, Diſpoſition zum Vergnügen; in der andern mehr Trägheit, Erſchlaffung, Ernſt, Langeweile. Dieſer Grund liegt theils in dem Gegenſtande der Betrachtung oder Erzehlung ſelbſt, der nie völlig gleichgültig ſeyn kann, ſondern, wie entfernt es auch ſey, mehr zu angenehmen oder mehr zu verdrüß-

drüßlichen Bewegungen ſtimmt; theils liegt er auch in dem Subjekt, das die Eindrücke aufnimmt, im Menſchen. Bey einem und demſelbigen Gegenſtande werden verſchiedene Menſchen ihre Stellung vielleicht ſehr verſchieden nehmen. Das kann nun wieder von augenbliklicher unmerklicher Laune, die noch von vorigen Eindrücken übrig geblieben, von einem veränderlichen Zuſtande des Körpers herrühren; aber ſicher wird doch immer der Charakter, die eigenthümliche Denk- und Empfindungsart des Menſchen ein Merkliches dazu beytragen. So, wie ſich auf der ruhigen Fläche des Geſichts die unterſcheidenden Charakterzüge nie verwiſchen und vielleicht in dieſem Zuſtande der Ruhe am ſicherſten und reinſten erkannt werden; ſo bleiben auch in der ruhigen Stellung und Lage des Körpers merkliche Spuren des individuellen Charakters übrig. Ohne ein Anſpannen der Muskeln, welches die Seele durch eine fortgeſezte und

ihr eben daher unbewußte Thätigkeit bewirkt, würde der ganze Körper nieder und ineinander sinken: also wird die Art, wie sie hält, wie sie trägt, schon ein Beweis von dem Grade ihrer innern fortdaurenden Thätigkeit seyn. Auch wohnen in jeder Seele gewisse herrschende Ideen, gewisse davon abhangende Lieblingsneigungen: und wenn diese auch jezt in ihr schweigen; so wird sich doch eine schwache Spur davon in der Attitude des Körpers äussern; die gewöhnliche Stellung wird die gewöhnliche Fassung verrathen; man wird darinn schon einen Anfang, ein Element von Ausdruk entdecken. Betrachten Sie, um der Kürze willen, nur ein Paar stehende Attituden. Der Stolze (Fig. 3.) fährt mit der Hand, wenn er sie einstekt, gerne höher in die Brust und legt die eine, falls er sie frey läßt, gerne verwandt mit vorgebogenem Ellbogen flach in die Seite; den Kopf schlägt er gerne ein wenig zurük; die Entfernung, worinn die aus-

wärts

wärts gekehrten Füße von einander stehen, ist größer, oder wenn auf dem einen geruht wird, so greift gerne der andre mehr vor. — Ein sanfter, aber darum nicht schwacher, nicht träger Charakter schlingt gerne in der Mitte des Körpers die Arme in einander; das Haupt steht vertikal, weder zurükgebogen noch vorhängend; der Schritt der Füße ist enge, und sie selbst sind nicht zu sehr auswärts, aber auch nicht einwärts gekehrt. (Fig. 4.) Ich beschreibe, wie Sie leicht merken, die Lieblingsattitude unserer Damen, die von Natur sanfter als das stärkere Geschlecht sind, oder wohl dann und wann auch nur durch Kunst sanfter scheinen. — Hände, die auf dem Rücken zusammenliegen und also von jeder etwa vorkommenden Thätigkeit weiter entfernt sind (Fig. 5.) zeigen ein größeres Phlegma, eine vollkommnere Unachtsamkeit, Sorglosigkeit an. Doch kann freylich die Dicke des Bauchs, wo die Arme wie von selbst gegen den Rücken fallen,

len, dieſe Stellung bequemer machen: aber auſſer daß hier noch eine andre gleich bequeme Stellung ſtatt findet, das Stemmen der Hände in beyde Seiten, ſo erregt ſchon die Dicke ſelbſt einen kleinen Argwohn von Phlegma. Wenn der Stolze dieſe Attitude nimmt, ſo iſt ſie auch bey ihm bedeutend und ſprechend; eine gewiſſe Unachtſamkeit und Sorgloſigkeit ſieht dem Stolze ſehr ähnlich, und Bruſt und Leib werfen ſich bey ſo einer Stellung mehr heraus; nur fehlen dann die mehr einwärts gekehrten Füße, der gerade Stand des ganzen Körpers, das weitere Vorhängen des Haupts, u. ſ. f. (Fig. 6.) Charakter überhaupt wird nie ſicher aus einzelnen Zügen, immer beſſer durch gleichzeitige Beängung aller erkannt. Ungemein bedeutend iſt endlich ein vom Nacken gar nicht aufrecht getragenes, gegen die Bruſt hin fallendes Haupt *); ungeſchloſſene Lippen,

die

*) S. Plaſtik. S. 73. „Der Hals iſt, der

 al-

die das Kinn hängen lassen, wie es hängt; Augen, deren halber Apfel hinter dem Liede stekt; einsinkende Kniee; ein vorwärts gestrekter Bauch; einwärts gekehrte Füße; geradeweg in die Taschen des Roks fahrende Hände oder wohl gar frey herabbaumelnde Arme. (Fig. 7.) Wer erkennt hier nicht auf den ersten Blik die schlaffe unthätige Seele, die keiner Aufmerksamkeit, keines Interesse fähig ist; eine Seele, die nie recht wacht, die nicht einmal die geringe Energie hat, so viel Spannung in die Muskeln zu bringen, daß der Körper gehörig getragen, seine Glieder gehörig gehalten werden? Nur der äusserst Dumme und Faule kann eine so nichtssagende, Seelenlose Stellung nehmen.

La-

„ eigentlich erferiet, nicht, was der Mensch in
„ seinem Haupt ist, sondern wie er sein Haupt
„ und Leben träget. Hier der freye edle Stand,
„ oder das geduldige Vorstrecken, ein Opfer-
„ lamm zu werden, u. s. w.“

Lavaters Physiognomische Fragmente habe ich nicht zur Hand, und wenn ich sie auch auf meinem Pulte vor mir sähe, würd ich sie doch nur ungerne zu Rathe ziehen. Fremde, nicht schon vorher durchdachte Ideen könnten mir leicht die ganze Folge meiner eignen verwirren. Wenn etwa Sie das Buch besitzen, so lesen Sie doch nach, was darinn von den Stellungen gesagt wird. Uebergangen kann diese Materie schwerlich seyn, da ich mich erinnere, daß selbst ein gewisses Charakteristische der Handschriften darinn bemerkt und mit Proben belegt worden. Auch über den Gang muß manche Beobachtung darinn vorkommen, die ich nicht nachsehen kann. Diese und einige andre Punkte sind die ungewisse Grenze der beyden Künste; ein gemeinschaftlicher Rain, der eben so wohl der Mimik, als der Physiognomik gehört.

Aus dem jedesmaligen Charakter seiner Rolle muß der Schauspieler beurtheilen, was für einen Stand, was für eine Art sich zu tragen er in den ruhigern Conversationsscenen zu wählen habe. Eigenes Nachdenken können auch die bestimmtesten Regeln, auch die weitläuftigsten Gallerieen von Gemälden ihm nicht ersparen: denn Anwenden und Aussuchen bliebe doch immer ihm selbst überlassen. Und hinlänglich vollständig zu seyn, wäre ohnedieß bey der unendlichen Mannichfaltichkeit der Natur gar nicht möglich. Nur eine Bemerkung über die Veränderung der ruhigen Lage bey dem Uebergange zur Thätigkeit muß ich hinzusetzen. Ein Mensch, dem sich im Zustande der Ruhe eine Veranlassung, ein Reiz zu äusserer Thätigkeit zeigt, wird, wenn auch diese Thätigkeit noch nicht ausbricht, durch seine Stellung schon die Fassung, die Bereitschaft dazu verrathen. Er wird sich, so zu sagen, jedes Tempo bis auf das lezte ersparen; wird Hände,

Arme,

Arme, Füße, den ganzen Körper, auf den erſten Wink der Seele gleichſam fertig halten. So wie im Sitzen die müſſigſte, von der Thätigkeit entfernteſte, Lage iſt, den Körper zurükzulehnen, die in einander geſchränkten Arme in den Buſen zu verbergen, die Knie über einander zu werfen oder die zurükgezogenen Füße über dem Schienbein kreuzweis zu legen (Fig. 8.); ſo iſt die lezte unter den ruhigen, ſchon der Thätigkeit nächſte Lage, daß der Körper aufgerichtet, gegen den intereſſanten Gegenſtand hingewandt, die Füße getrennt, in einen geradern Stand geſezt, ſchon feſt auf den Boden auftretend; die gleichfalls getrennten Hände auf die Kniee greifend, zum Aufſtehen und Handeln ſchon völlig bereit erſcheinen. (Fig. 9.) Mag ſich Beaumarchais im Anfange der für Clavigo ſo intereſſanten Erzehlung *)

*) Im zweyten Akt des Göthiſchen Trauerſpiels: Clavigo.

in einer so nachlässigen Stellung hinwerfen, wie er wolle. Eh er die Dinge sagt, die dem verrätherischen Clavigo keinen Zweifel mehr wegen der Absicht seiner Reise übrig lassen, sizt er gewiß in der Stellung da, die ich eben beschrieben habe: und hätt er den Hut zufälliger Weise in der rechten Hand gehalten; so macht er jezt diese frey, und wirft ihn in die Linke hinüber. Entsteht der Reiz zur Thätigkeit allmählig, so entsteht eben so allmählig die Vorbereitung dazu. Lassen Sie z. B. die Füße zurükgezogen über dem Schienbein kreuzweis liegen; so werden sie anfänglich mehr vorwärts gerükt, dann völlig aus einander gestellt, dann folgt die Entfaltung der Arme nach, u. s. f.

Auch, wenn keine äussere Thätigkeit vorfällt, wenn bloß ein äusserer Gegenstand zu beachten, zu erkennen ist, oder wenn nur von aussen her interessante Ideen mitgetheilt werden,

den, wird das Nehmliche erfolgen. Man richtet ſich gegen den Mitunterredner auf; neigt ſich gegen den intereſſanten Gegenſtand hin; ſezt den ganzen Körper mehr oder weniger in einen Zuſtand, der Bereitſchaft und Hang zur Thätigkeit anzeigt. Die Seele ergießt ſich nach auſſen hin in den Sinn, durch den ſie die ihr wichtig ſcheinenden Ideen erhält, und vermöge einer geheimen Sympathie unter den Kräften werden hierzugleich alle andern äuſſern Kräfe ermuntert. Die Veränderungen, die ſich ergeben, wenn die Seele den Gegenſtand nicht ſowohl mehr faſſen, als genieſſen will, oder wenn bey Mittheilung der Ideen mehr die innern geiſtigen als die äuſſern ſinnlichen Erkenntniskräfte thätig ſind, werden aus dem Folgenden leicht von ſelbſt können geſchloſſen werden.

Eilfter Brief.

Es iſt ſchon wahr, was Sie ſagen: daß ich in einigen meiner Zeichnungen der verſprochenen Allgemeinheit vergeſſen, und zu ſehr auf einzelne Nationen und Stände geſehen. Die in den Buſen geſteckten Hände ſetzen freylich ſchon eine gewiſſe Art Kleidung, und die auswärts gekehrten Füße ſogar den Tanzmeiſter voraus. Aber ich wollte doch Ihrer Einbildungskraft gerne Bilder geben: und Bilder, wiſſen Sie wohl, laſſen ſich, ohne partikuläre Züge, weder mit Linien für das Auge, noch mit Worten für die Einbildungskraft zeichnen. Der Fehler war nothwendig, und ich hoffe alſo, Sie werden mir ihn noch öfter zu Gute halten. Es iſt genug, wenn unter den beſondern zufälligen Zügen das Allgemeine nur klar hervorſcheint. —

Wir haben den noch unintereſſirten, unthätigen Menſchen betrachtet. Der intereſſirte, der in Thätigkeit geſezte iſt es entweder, mehr mit ſeinem Kopfe oder mit ſeinem Herzen. In beyden Fällen iſt Ausdruk. Er überdenkt ſeine Handlungen, ſeinen Zuſtand; überlegt, was zu thun ſey; ſinnt über die beſten Mittel zum Entzwecke nach, erinnert ſich, unterſucht, räſonnirt. Der Ausdruk iſt hier mehr oder weniger lebhaft, nachdem der Bewegungsgrund iſt, der die Thätigkeit veranlaßt. Wo bloß der ruhige Wahrheitstrieb wirkt, der nur Erkenntnis ſucht, oder wo der ganze Zwek des Beſtrebens ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft iſt; da iſt der Ausdruk ſchwächer, gemäßigter, kälter, als wo der Kopf im Dienſte des Herzens arbeitet; als wo das wirkliche Beſte des Menſchen, ſein Wohl und Wehe, oder was die Leidenſchaft ihm als Wohl und Wehe vorſpiegelt, in Betrachtung kommt. Wenn ein Hamlet in ſeiner ſchrek-

lichen, ihm unerträglichen, Lage auftritt und Gründe für und wider den Selbstmord abwägt; da zeigt sich freylich ganz ein anderer Ausdruk, als wenn der kalte Moralist über den nehmlichen Gegenstand, nicht als Angelegenheit des Herzens, sondern als Problem des Verstandes, grübelt. Indessen kann auch der Wahrheitstrieb für sich selbst ein großes Interesse erzeugen. Pythagoras opferte den Musen eine Hekatombe, als er den Beweis des geometrischen Lehrsatzes gefunden hatte, der noch jezt seinen Namen führt *): und Diodorus Kronus starb vor Kummer, weil er die dialektischen Schlingen des Stilpo nicht sogleich hatte lösen können. **) Doch freylich that zu seinem Tode das Meiste der Schimpf, daß er in Gegenwart des Prolo-

mäus

*) Vitruv. L. IX. c. 2. Etwas anders lautet es beym Cicero de Nat. Deor. L. III. c. 36. Cicero spielt hier den Skeptiker, aber ein wenig unglüklich. S. Gedike histor. phil. antiqu. p. 49.

**) Diog. Laërt. L. II. Segm. III. 112.

mäus Soter so schlecht bestanden war und die bittern Spöttereyen des Königs hatte erdulden müssen. Ob nicht auch im Pythagoras sich mehr die Eitelkeit und Ruhmbegierde, als die befriedigte Vernunft freute? wäre die Frage. Die Philosophen waren von jeher ein eitles Völkchen, und selbst einige ihrer Mitbrüder haben das aufrichtig genug bekannt.

Das Nachdenken, das Räsonnement, das in Schauspielen vorkommt, geht fast immer von Empfindungen des Herzens, von Leidenschaften aus: und diese Leidenschaften müssen dem Schauspieler, wie den Ton, so auch das Gebehrdenspiel im Allgemeinen angeben; von ihnen erhält es seine nähern Modifikationen, seinen bestimmten Grad der Wärme, seine mehr oder minder markirten Absätze und Uebergänge. Da dieses Besondere aus dem Eigenthümlichen jeder Leidenschaft geschöpft werden muß, wovon ich künftig zu reden denke; so

halte

halte ich mich hier bloß an das Allgemeine, und betrachte den Denker, den ich auftreten lasse, als kalten philosophischen Denker, der an den Gegenständen, welche ihm vorschweben, kein besondres, genauer bestimmtes Interesse findet. Daß ich alle bey dieser innern Thätigkeit vorkommenden Ausdrücke erschöpfen sollte, wäre unmöglich: nur hie und da greife ich eine Beobachtung heraus, nach deren Muster sich ihrer mehrere werden machen lassen.

Das, wegegen die Schauspieler in nachdenkenden Scenen, und also besonders in Monologen, am meisten sündigen, ist die Regel von der Analogie, die man in der Natur fast durchaus wird beobachtet finden. Sallust *) setzt

*) Bell. Catilin. C. XV. — Animus impurus, Diis hominibusque infestus, neque vigiliis, neque quietibus sedari poterat: ita conscientia mentem excitam vexabat. Igitur colos ei exsanguis, foedi oculi, citus modo, modo tardus incessus &c.

ſezt unter die Charakterzüge des Catilina auch ſeinen bald ſchnellen, bald langſamen Gang, und leitet dieſe Ungleichförmigkeit des Ganges von der Unruhe eines Gewiſſens her, das er durch ſo viele Schandthaten, und beſonders durch einen der ſchreklichſten Meuchelmorde, beflekt hatte. Ich habe nichts wider dieſe Erklärung; aber ich glaube, daß die groſſen und Gefahrvollen Entwürfe, womit Catilina wider ſein Vaterland ſchwanger ging, dieſe Erſcheinung eben ſo wohl haben hervorbringen können. — Wo der Menſch ſeine Ideen leicht und ohne Anſtoß entwikelt; da iſt ſein Gang freyer, ſchneller, mehr nach Einer ungeänderten Direktion hin: wo die Folge der Ideen ſchwierig iſt, da iſt der Gang langſamer, gehinderter: wo ſich plözlich ein wichtiger Zweifel erhebt, da wird er ganz unterbrochen, und der Menſch ſteht ſtille: wo die Seele zwiſchen verſchiednen Ideen ſchwankt, überall Hinderniß und Bedenklichkeit findet, jede Reyhe nur bis

auf

auf einen gewissen Punkt verfolgt, und dann in andere übergeht, aus der sie wieder in neue ausbeugt; da ist der Gang unordentlich, ungleichförmig, hält keine bestimmten Direktionen mehr, durchschneidet und durchkreuzt sich auf mancherley Art. Eben daher der regellose Gang bey allen den Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, bey denen dieses ungewisse Schwanken zwischen Ideen vorkommt; am meisten bey der innern umhertreibenden Gewissensangst, die sich retten mögte und nirgends Ausweg und Mittel findet.

Eben so, wie mit dem Gange, verhält es sich mit dem Spiel der Hände: es ist leicht, ungehindert, frey, wo die ganze Entwickelung der Ideen gut geht und sich eins aus dem andern ohne Schwierigkeit ergiebt; es ist unruhig, unregelmäßig, die Hände greifen umher, machen bald diese bald jene Bewegung, nach der Brust hin, dem Haupt hin; die Arme wer-

den

den in und aus einander gefaltet, wenn das Nachdenken in seinem freyen Strome gehemmt und in allerhand fremde Ufer abgeleitet wird: entsteht auf einmal eine Bedenklichkeit, eine Schwierigkeit, so leidet das ganze Spiel einen Stillstand; die ausgestrekte Hand wird in sich zusammen und an die Brust zurükgezogen, oder die Arme werden in die Lage der Unthätigkeit über einander gefaltet. Das Auge, das mit dem ganzen Haupte, wo das Nachdenken gut von Statten ging, sich nur leicht und sanft bewegte; oder, wo die Seele von Idee auf Idee verschlagen ward, bald in diesen bald in jenen Winkel umherirrte, sieht nun starr vor sich hin, und das Haupt schlägt sich zurük oder hängt vorwärts, bis nach dem ersten Anstaunen des Zweifels, wenn ichs so nennen darf, die gehemmte Thätigkeit wieder fortgeht (Fig. 10).

Fassen Sie, um das Analoge des Gebehrdenspiels noch deutlicher zu erkennen, den alten

Phil-

Philto oder Staleno in Gedanken, wo sie sich hinstellen, um ein bequemes Mittel zu ihren Absichten zu ersinnen. Sie wollten gerne der Camilla ihren Brautschatz auszahlen, ohne den verschwenderischen Bruder derselben merken zu lassen, daß von dem väterlichen Gelde wohl noch Vorrath seyn müsse. Die Sache ist schwer, und sie stehen eine gute Weile da, glauben etwas gefunden zu haben und geben's sogleich wieder auf *). Gesezt, der alte Philto hätte, da er seine erste Idee verfolgte, mit verhangendem Haupte dagestanden, die Arme in der Gegend der Brust zusammengeschlagen, den Blik zur Erde gesenkt, auf dem linken Fusse ruhend und mit dem rechten vorgreifend; so ist Alles zu wetten, daß er bey dem zweyten Nachdenken diese Stellung abändern werde. Vielleicht sezt er nun die Hände in die Seite, oder richtet das Haupt auf

und

*) In Lessings Schatz, dritten Auftritt.

und sieht in die Wolken, als ob er von oben herab holen wollte, was er unten nicht fand: oder er nimmt auch durchaus die entgegengesezte Stellung; legt die Hände auf dem Rücken in einander, schlägt das Haupt, das erst vorwärts hing, in den Nacken, zieht den linken Fuß zurük und ruht auf dem rechten. (Fig. 10) — Sie müssen diese und ähnliche Abänderungen oft bemerkt haben, wenn der Name eines Menschen gesucht ward. Die nehmliche Attitude behält der Körper nie, wenn innerlich die Gedanken umsehen: war anfangs der Kopf nach der rechten Seite gerichtet, so dreht er sich jezt nach der linken. Doch mischt sich vielleicht in dieses analoge Gebehrdenspiel schon viel Absichtliches ein. Wer seine innern Ideen verändern will, der thut wohl, daß er auch die äussern Eindrücke verändre, mit denen er jene schon zu sehr in Verbindung brachte. Andere Gegenstände, andere Gedanken! Ein berühmter Gelehrter hatte die Gewohnheit, so-

bald es in der einen Ecke des Zimmers nicht mehr fort wollte, sein Tischchen zu nehmen und in eine andere zu laufen.

Ich gab Ihnen, wenn Sie sich noch erinnern, einen zwiefachen Grund des analogen Gebehrdenspiels an: der erste lag in dem geheimen gegenseitigen Einfluß der klaren und dunklen Ideen in einander; der zweyte in dem Triebe der Seele, ihre unsinnlichen Ideen auf sinnliche zurükzuführen, als sinnliche zu fingiren, wenigstens an sinnliche zu ketten, und in dem daher entspringenden Instinkte, ihre eigenen unsinnlichen Wirkungen, sobald sie lebhafter werden, durch figürliche körperliche Veränderungen nachzubilden. Dieser Instinkt ist überall unverkennbar. — Wenn Hamlet *) die Ursache entdekt hat, warum der Selbstmord ein so bedenklicher Schritt sey? so ruft er aus: „Ach

*) Dritt. Akt, erster Auftritt.

„Ach da liegt der Knoten!“ und in demſelbigen Augenblicke bewegt er den Finger vor ſich hin, als ob er äuſſerlich mit dem Auge gefunden hätte, was er doch innerlich mit dem Scharfſinne fand. (Fig. 11.) Wenn Lear *) ſich des ſchändlichen Undanks ſeiner Töchter erinnert, womit ſie in einer ſo ſtürmiſchen Nacht ſein graues Haupt Wind und Wetter Preis gaben, und er dann auf einmal ausruft: „O hier auf „dieſem Wege komm ich zum Wahnwitz; ich „muß ihm ausweichen; nichts mehr davon!“ ſo iſt da kein äuſſerer Gegenſtand, von dem er Blik und Körper mit Abſcheu verwenden dürfte, und doch wird er ſich von der Seite wegdrehn, gegen die er gerichtet war, wird mit verwandter Hand die unangenehme Erinnerung gleichſam von ſich ſtoßen, zurükſcheuchen (Fig. 12.). Wenn der empörte Albrecht **)

*) Dritter Akt, vierter Auftr.

**) Agnes Bernauerinn. Dritter Akt, viert. Auftr.

in der Scene mit Thorringer sagt: „Ha „verdammtes Unding; eure Ehre, eure Für„steupflicht!“ so wird er nach dem heftigern Ausdruk: Verdammtes Unding! die Begrifse, deren Nichtswürdigkeit ihm so einleuchtend scheint, in halbverwandter Stellung, aus offner flacher Hand und mit einem unwilligen Rucke dem ehrwürdigen Alten gleichsam vor die Füße werfen. (Fig. 13.) — Doch Sie werden schon von selbst der ähnlichen Beobachtungen mehrere machen. Widrige, sich aufdringende Ideen, zu denen der Mund ein oft wiederholtes Nein! spricht, schlägt man mit hin- und herfahrender Hand gleichsam zurük, als ob man ein beschwerliches hartnäckig wiederkehrendes Insekt zu verjagen hätte, u. s. w.

Durch ein ähnliches Spiel der Einbildungskraft substituirt die Seele bey ihrem innern Beschauen und Horchen, wie ich es nennen will, diejenigen absichtlichen Bewegungen,

die

die es in der That nur bey dem Beſchauen ſichtbarer Gegenſtände oder dem Horchen auf äuſſre Töne wären. Der Blik wird bey bedeutenden feinern Punkten der Unterſuchung geſchärft, die Augenbraunen werden nach den Naſenwinkeln heruntergezogen, daß die Stirne voll Falten und das Auge, welches ſich noch überdieß zum beſſern Concentriren der Lichtſtrahlen verengt, in einen tiefern Schatten zurükgetrieben wird *); nicht anders, als ob ein Gegenſtand von großer Feinheit oder in weiter Entfernung erkannt werden ſollte. — Der Zeigefinger

*) Ein tiefliegendes Auge, ſagt Ariſtoteles ſieht am ſchärfſten: hiſt. animal. L. I. c. 10. Οἱ ὀφθαλμοι — — ἡ ἐκτος σφοδρα, ἡ ἐντος, ἡ μεσως τουτων· οἱ δ' ἐντος μαλιστα ὀξυωπεσατοι επι παντος ζωου. — Plinius ſagt ihm das ungewiß nach, und Harduin macht dabey die Anmerkung: Cauſa in promtu eſt: quia ſpecies inferiores perferuntur ſub umbracula, neque aëris motu diſſipantur. ad Lib. XI. c. 53. 3.

wird vor die geſchloſſenen Lippen gebracht, als ob man fürchtete, durch das Geplauder der unwichtigern Ideen an Beachtung der wichtigern verhindert zu werden. Gerade das Wart! oder Stille! was oft im Selbſtgeſpräch, wenn man auf einen wichtigen Gegenſtand oder einen bedeutenden Zweifel trift, auch die Lippen ſagen. Oft wird auch der Zeigefinger zwiſchen die Augenbraunen vor die gerunzelte Stirne gelegt, als ob der Punkt, wohin ſich die Aufmerkſamkeit zu wenden hat, ſollte angewieſen, feſtgehalten werden. — Diejenige Pantomime, die dem innern Denken, Erinnern, Unterſuchen wirklich dient, iſt das Verſchlieſſen der Sinne, das Verdecken der Augen mit den Händen, das Verſchleyern des ganzen Antlitzes: denn die innre Verrichtung geht um ſo beſſer von Statten, je weniger äuſſere Stöhrung da iſt. Daher ſuchen der Kummer, die Liebe, alle nachdenkenden Leidenſchaften das Dunkel der Wälder, und die Eule iſt der Göt-

tin

tin der Weisheit heilig, weil sie in Einöden wohnt und um Mitternacht wacht.

Was bey dem Nachdenken von anderweitigen Gebehrden vorkommt; der verdrüßliche Blik bey gehemmtem, der heitere bey glüklichem Fortgang; die Bewegungen, womit die Hand dem Haupte gleichsam zu Hülfe kommt, wenn es oft zu sehr angegriffen und mit Blut überfüllt ist: alles das ist weniger wichtig und mag hier wegbleiben. Ich habe Ihnen ohnehin nichts als Bruchstücke, als Versuche versprochen. Auch von der Neugier, womit wir äusserlich die Gegenstände aufsuchen, deren Betrachtung unsern Ideenvorrath vermehren kann, sage ich nichts: ihre Erscheinungen werden sich so leicht aus dem errathen lassen, was ich über die nach aussen gerichteten Begierden im Allgemeinen zu sagen denke. — Sie treiben mich in Ihrem Verigen, zum Ausdruk der sogenannten Affekten zu

kommen, und Zeit iſt es freylich, daß ich dieſe wichtigſte Materie der Mimik vornehme; wenn ich anders nicht ſchon mitten darinn bin. — Da ich nicht weiß, wie bald ich fortfahren mögte; ſo ſchicke ich Ihnen indeſſen ein Büchelchen, das mir von ohngefähr in die Hände fällt, und das Sie zwar nur wenig unterrichten, aber doch hie und da beluſtigen wird. *)

*) A Lecture on Mimicry. London 1777.

Zwölfter Brief.

Le Brun hat den Watelet *), Carteſius den Le Brun geführt; allein ich ſind es nicht rathſam, ſo ganz in ihre Fußſtapfen zu treten. Noch weniger mag ich in den Schriften der Philoſophen nachſehn, was für Eintheilungen ſie von den Affekten gemacht; denn ich weiß ſchon, wie mannichfaltig ſie von einander abweichen: **) und es wäre ſehr möglich, daß ich über der Verwirrung von Meynungen drehend würde und mir dann gar nicht zu helfen wüßte. Lieber alſo will ich eine Eintheilung nach meinem eigenen Kopfe machen; ſo, wie ich ſie zu meiner jetzigen Abſicht am be-

*) In der Abhandlung ſur l'expreſſion, hinter ſeinem bekannten Gedichte: L'art de peindre. S. 133.

**) Man ſehe nur Holmanni Philoſoph. moral. pr. lin. p. 45. 46.

quemſten und brauchbarſten ſinde. Ob ſie ſchon irgend ein anderer vor mir gemacht, oder nicht, wird ſehr gleichgültig ſeyn.

Alle lebhaftere Wirkſamkeit der Seele, die eben ihrer Lebhaftigkeit wegen mit einem merklichen Grade von Vergnügen oder Mißvergnügen verbunden iſt, nenn ich Affekt, und unterſcheide demnach eine zwiefache Art von Affekten. Denn jene Wirkſamkeit beſteht entweder im Anſchauen deſſen, was iſt, oder im Streben nach dem, was man mögte. Die leztere Art von Wirkſamkeit, bey der wir uns eigentlich unſrer Kräfte erſt recht bewußt werden, da wir bey jener mehr zu leiden, Eindrücke bloß aufzunehmen glauben, wird Begierde genannt. Die Begierde, die wir bis izt haben kennen lernen, war ein innerliches Streben des Verſtandes, der oft ſchon für ſich, ohne daß ihn Intereſſe des Herzens dazu auffordert, in eine lebhafte Thätigkeit geräth,

deren

deren ganzer Gewinn und Entzweck ist: Wissen, Erkennen. Auch der Verstand also hat seinen Affekt der Begierde, der in seinem Seelen von jeher Wunder gethan, und vielleicht eben so viel Freuden geopfert, eben so viel Säfte des Lebens verzehrt hat, als irgend eine andre Begierde. Allein er hat auch noch seine Affekten des Anschauens: denn er verweilt mit Vergnügen bey dem Ideenreichen, Geordneten, Uebereinstimmenden, Schönen, ohne daß er andern Vortheil oder Genuß davon, als die bloße Erkenntnis hätte, und mit Mißvergnügen bemerkt er alle Gegensätze jener Vollkommenheiten, das Leere, Regellose, Ungegründete, Disharmonirende. — Affekten des Herzens entstehen, wenn unser eigenes Selbst in Betrachtung kommt; wenn wir das Objekt in seiner vortheilhaften oder nachtheiligen Beziehung auf uns betrachten, es hassen oder es lieben, uns damit vereinigt oder davon getrennt wünschen.

Die

Die in der Mimik merkwürdigen Affekten des Verstandes, die im Anschauen bestehen, sind: die Bewunderung und das Lachen. Den leztern, wie Sie sehen, muß ich mit dem Namen seiner auffallendsten Wirkung bezeichnen, weil die Sprache für ihn kein eigenes Wort hat. Er mischt sich gerne mit andern Affekten, wie beym Verlachen, beym Hohnlachen; dort nehmlich mit Verachtung und hier obendrein noch mit Haß: allein er kann auch ohne diese Mischungen Statt finden, und dann ist er das eigentliche muntre Lachen, das sich bey der Wahrnehmung kleiner unschädlicher Uebel, Contraste, Dispropertionen, Mißhelligkeiten findet. — In die schwere Untersuchung über die eigentliche Quelle des Lächerlichen mich einzulassen, ist hier der Ort nicht: das Erbaulichste, was vielleicht darüber geschrieben worden, finden Sie in einem französischen Büchelchen *), wel-

*) Traité des cauſes phyſiques & morales du rire. Amſterd. 1768.

welches Sie vermuthlich schon kennen. — Die Gebehrden dieses Affekts sind insgesammt physiologisch; zuweilen mit Malerey des belachten Gegenstandes vermengt: ihre Zeichnung beym Le Brun ist, wie mehrere andre, schon ein wenig Karrikatur, und ich finde es kaum der Mühe werth, Sie darauf hinzuweisen. Wie man lacht, weiß ein jeder; obgleich nicht jeder sich zu mäßigen weiß: und wer einmal zum Lachen kein Gesicht hat, der wird es auch durch Unterricht nicht erlangen. Schon Carteſius sagte Ihnen, daß manche beym Weinen eben so ein Gesicht, wie andre beym Lachen, machten. *) Kehren Sies um, und es bleibt eben so wahr: manche machen beym Lachen

*) S. darüber Hogarth S. 75. der deutschen Uebersetzung. — „Ich erinnere mich, sagt er, „einen Bettler gesehen zu haben, welcher sei„nen Kopf sehr künstlich verbunden hatte und „dessen Gesicht schmal und blaß genug war, um „Mitleiden zu erwecken; aber seine Gesichts„züge

Lachen eben so ein Gesicht, wie andre beym Weinen. Eben daraus aber, daß wir Abweichungen dieser Art so leicht bemerken und sie lächerlich finden, läßt sich schon abnehmen: daß wir ein gewisses Bild von den eigentlichen Gebehrden des Lachens und Weinens in der Phantasie haben; ein Bild, wovon wir uns die Abweichungen zwar im gemeinen Leben gefallen lassen, weil wir wohl müssen; aber nicht auch in der Nachahmung und auf der Bühne. — Wieder andere Gesichter können sich nicht verziehen, ohne daß sie uns den widrigen Anblik einer fast verschwindenden Oberlippe und eines dadurch ganz entblößten Gebisses gäben. Ich möchte daher jedem Schauspieler rathen: daß er, ausser den Gebehrden der Leidenschaften, auch noch sein Gesicht kennen lernte, um zu

„züge waren übrigens zu seiner Absicht so un„glüklich gebildet, daß die Grimasse, durch „welche er Noth und Elend ausdrucken wollte, „vielmehr ein freudiges Gelächter war.“

zu wiſſen, welche ihn verſtellen und welche ihm anſtehn? Oder noch beſſer: daß er lieber gar nicht Schauſpieler würde, wenn ihm die Natur eines von beydem, den wahren oder den ſchönen Ausdruk, verſagt hat. Doch dieſen Rath könnt ich ſparen: denn was läßt ſich davon für Nutzen hoffen? — Wenn überhaupt die meiſten Menſchen ihr Loos aus dem Glükstopfe greifen, und mehr durch Zufall oder aus blindem Geſchmak, als aus wahrem, auf Fähigkeit gegründeten, Triebe das werden, wozu ſie ſich widmen; ſo gilt dieß von dem Stande der Schauſpieler, wenigſtens in Deutſchland, ganz vorzüglich. Man wird Akteur, wie man Soldat wird; insgemein aus Unbedacht oder Noth, ſelten aus Beruf oder Neigung.

Von der Bewunderung finden Sie mehr als eine Zeichnung beym Le Brun: die ausgeführteſte und angenehmſte iſt gleich die erſte. Wenn Sie die Züge leſen, durch wel-

welche er dieſen Affekt charakteriſirt — dem zwar einige den Namen des Affekts gar nicht einräumen wollen; — ſo werden Sie überall die im Körper nachgeahmte Erweiterung der Seele finden, die einen großen, ihre ganze Vorſtellungskraft gleichſam ausfüllenden, Gegenſtand faſſen mögte. Die Augen, der Mund ſind geöfnet; die Augenbraunen um ein weniges in die Höhe gezogen; die Arme zwar dem Leibe näher, als bey der lebhaften Begierde, aber doch ausgebreitet; übrigens die Figur und die Züge des Geſichts in Ruhe. Sehen Sie hiezu noch die Erweiterung der Bruſt, die ſchon oben bemerkt worden und die hier eine mit dem analogen Ausdrucke coincidirende Malerey iſt, weil nehmlich die Bewunderung zu den homogenen Empfindungen gehört *): und Sie ſehen, daß ſich alle hier vorkommende Gebehrden als nachahmende, als analoge betrachten

*) S. Ueber die muſikaliſche Malerey. S. 37 fg.

trachten laſſen. Indeſſen können Sie die Erweiterung des Auges auch als abſichtlich deuten: denn die Seele mögte von dem Gegenſtande, der hier als groß und als ſichtbar vorausgeſezt wird, gerne ſo viel Lichtſtrahlen einziehn als möglich; auch iſt die unbewegliche Richtung des Auges auf den Gegenſtand abſichtlich; denn nur durch das Auge kann die Seele ſich mit dem Erkenntniſſe deſſelben ſättigen. Das Ausbreiten der Arme findet faſt nur in dem erſten Augenblicke, bey dem erſten

Attonitis metiri oculis

Statt, wie es Claudian nennt *); da nehmlich, wo die Seele noch mehr den Gegenſtand erſt zu faſſen, in die Gewalt zu bekommen ſtrebt, als daß ſie ihn ſchon genöſſe. So bald dieſer erſte Augenblick der Begierde vorüber iſt, ſinken die Arme allmählig am Körper nieder. Anders iſt das Gebehrdenſpiel bey Bewunderung

*) In ſecund. Conſulat. Stilich. v. 70.

rung des Erhabnen; eine Nüance, die Le Brun nicht bemerkt: denn hier sind Haupt und Körper, der Absicht gemäß, ein wenig zurükgebogen, das offne Auge in die Höhe gerichtet, und durch eine mit dem analogen Ausdruk der Empfindung hier gleichfalls zusammenfallende Malerey erhebt sich die ganze Figur des Menschen; doch ist sie übrigens mit Füßen, Händen, Gesichtszügen in Ruhe. Oder wenn sich im Anfange die Hand bewegt; so wird sie nun nicht mehr, wie bey Bewunderung des Großen, vorwärts ausgestrekt, sondern erhoben. (Fig. 14) Wo es ungemeine körperliche Kräfte sind, die wir bewundern; da gerathen unsre eignen ähnlichen Kräfte, durch die anschauliche Vorstellung von jenen, in eine Art von Bewegung, von Unruh, u. s. w. — Das Erstaunen, welches bloß ein höherer Grad der Bewunderung ist, unterscheidet sich in seinem Ausdrucke durch nichts, als durch Verstärkung, Erhöhung

aller

aller angegebenen Züge, durch den weiter geöffneten Mund, das stierere Auge, die mehr in die Höhe gezogenen Augenbraunen, den gehaltenern Odem, der hier zugleich mit dem Gedanken vor dem sich plözlich darbietenden interessanten Gegenstande stillsteht.

Ein unserer Erwartung widersprechender Erfolg; eine Sache oder Ereignis, die, unsrer vorgefaßten Meynung nach, so nicht hätte ausfallen sollen, wie wir sie finden, erzeugt Verwunderung; eine Empfindung, die da, wo der Contrast zwischen Sache und Idee zum Nachtheil der erstern gereicht, sich gerne durch ein kleines spöttisches, oder nachdem der Fall ist, unmuthiges Lächeln äussert. Ein charakteristischer Ausdruk dieser Verwunderung, wo sie keinen sehr interessanten Gegenstand hat und nicht andre Affekten sich zu ihr gesellen, ist ein gewisses Schütteln oder Wiegen des Hauptes, das ich Ihnen nicht zu beschrei-

ben weiß: es ist von dem, womit man einen Gedanken verwirft, ihn verneint, oder womit man Unwillen ausdrukt, verschieden; es ist langsamer, gleichförmiger, sanfter, anhaltender; es ist, mit einem Worte, das Hauptschütteln, das ich von Ihnen selbst befürchten müßte, wenn ich die Erklärung davon versuchte. Sie würden Faktum und Erklärung nicht recht zusammenzubringen wissen; denn da ich den wahren Grund des Ausdruks nicht sicher angeben kann, so würd ich etwas hinschwatzen, was vielleicht witzig, aber nach Ihrer bessern Empfindung auch weiter nichts, als witzig, wäre. Das Hauptschütteln bey der Verneinung, und eben so das Nicken bey der Bejahung, mögte sich besser erklären lassen. Jenes scheint die Entfernung, das Wegwenden von einer Idee; dieses das Hinneigen, den Beytritt zu derselben zu bezeichnen: eine Metapher, die in den griechischen und lateinischen Wörtern:: προσνεύω, ἀπονεύω, adnuo, abnuo, deutlich ausgedruke

gedrukt und ſo natürlich iſt, daß Nigidius *), ohne ſie weiter zu erklären, ſie bloß als ſprechend und bedeutungsvoll anführt. Hieraus erkennen Sie denn auch, warum man bey einer Ueberlegung, wo man zum Beyfall geneigt iſt, das Haupt mehrmalen vorwärts gegen den Sprechenden hin, und wo man zum Zweifel geneigt iſt, es mehrmalen ſeitwärts und von ihm wegbewegt; eine Richtung, welcher dann gern auch die Augen folgen.

Ich laſſe hiemit die Verwunderung und laſſe überhaupt die Affekten des Verſtandes

*) Apud Gellium in Noct. Attic. Ed. Conr. T. II. p. 13. Quum adnuimus & abnuimus, motus quidam ille vel capitis vel oculorum a natura rei, quam significat, non abhorret. — Schade, daß der alte Grammatiker, der manche feine philoſophiſche Bemerkung über die Sprache ſcheint gemacht zu haben, auf dieſen Gegenſtand nur ſo gelegentlich kommt, oder daß uns Gellius weiter nichts von ihm anführt!

fahren; um so mehr, da sich an sie fast immer, wenn auch nur schwächere, Affekten des Herzens anhängen, und sich also ihr Ausdruk innig mit dem Ausdruk von diesen vermischt. In meinem nächsten Briefe gehe ich zu dem Gebehrdenspiel dieser interessantern Art von Affekten über, wo wir nehmlich nicht in die Vorstellung eines Objekts allein vertieft sind, sondern sich die Vorstellung Unser selbst, unsrer Vortheile oder Bedürfnisse, mehr oder weniger mit hineinmengt.

Dreyzehnter Brief.

Hubert erzehlt beym Shakeſpeare dem König Johann *), wie beſtürzt das brittiſche Volk über den Tod des jungen Arthurs iſt, und wie man von nichts, als von ihm oder von der Landung eines mächtigen franzöſiſchen Heers ſpricht. „Ich ſah einen Schmidt, ſagt „er, der ſo mit ſeinem Hammer daſtand, in„deß ſein Eiſen auf dem Ambos kalt ward, „und der mit offnem Munde die Erzehlung eines „Schneiders verſchlang, der, ſeine Elle und „Maaß in der Hand, in Pantoffeln, die er in „der Eile auf den unrechten Fuß gezogen hat„te, von viel tauſend tapfern Franzoſen erzehl„te, die in Kent ſchon in voller Schlachtord„nung ſtunden.“ (Fig. 15) Dieſes Bewegungsloſe, dieſe unverrükte Stellung des

*) S. König Johann, 4. Aufz. 1. Auftr.

Schmidts, der so ganz die Attitude des Augenbliks beybehält, in welcher ihn das Erstaunen überfiel, ist ein so einleuchtend wahrer, so natürlicher Zug! Die ganze Vorstellungskraft wird von einem einzigen Gegenstande plözlich gefesselt; es bleibt der Seele kein Gedanke für irgend etwas anders, also auch nicht für eine willkührliche Veränderung der Lage des Körpers, übrig: und so muß denn auf einmal der Mensch, in der ganzen Verfassung, worinn er war, wie eine Seelenlose Maschine dastehn. Man hat ein Blatt in schwarzer Kunst, welches die gedachte Hubertsche Erzehlung gar nicht übel vorstellt; ich kann aber nicht mehr sagen: von welchem Meister? — Diese Anmerkung noch als einen Nachtrag zum Vorigen; jezt nun weiter auf unserm Wege! —

Es ist ganz gleichgültig, welche Art von Affekten wir zuerst in Betrachtung ziehen; ob die Begierde, die nach Veränderung des Zustan-

ſtandes ſtrebt, oder das Anſchauen, das den wirklichen Zuſtand, ſo wie er iſt, betrachtet, ihn genieſt, ihn durchdenkt. — Laſſen Sie uns den Anfang von den verſchiednen Arten der Begierde machen!

Die Moralphiloſophen ſetzen der Begierde den Abſcheu entgegen; allein, nach der allgemeinen Bedeutung des Worts, die ich im Vorigen annahm, iſt der Abſcheu unter der Begierde begriffen: auch er ſtrebt aus der jetzigen Lage in eine beſſre. Wir haben demnach eine zwiefache Art von Begierde zu unterſcheiden: die eine ſucht Vereinigung mit einem Gute; die andre Trennung von einem Uebel. Dieſe leztere Begierde iſt wieder zwiefach: denn wir ſuchen entweder Uns, oder wir ſuchen das Uebel zu entfernen; wir denken entweder auf Flucht oder auf Angriff. Da der Ausdruck in allen dieſen Fällen merklich verſchieden iſt; ſo ſetzen wir ſogleich dreyerley Arten von Be-

gierde fest: die eine nähert sich zum Genuß; die andre entfernt sich zur Rettung; die dritte nähert sich wieder, aber zur Wegräumung, Zerstöhrung. Es versteht sich, daß alle diese Begierden unnennbar mannichfaltige Modifikationen leiden und durch unzählich viel Stufen gehn, wo man ihnen oft den Namen der Affekten kaum mehr einräumen wird. Sie besonders, der Sie ja Spinozist genug sind, daß Sie mir nicht einmal die Bewundrung für einen wahren Affekt wollen gelten lassen! *)

Eine der merkwürdigsten Modifikationen der Begierde ist die, wo der Mensch eine Unbehäglichkeit, einen Mangel, eine Beklemmung fühlt, ohne daß er die Ursache zum Bewußtseyn bringen kann; mit andern Worten: wo er nur überhaupt eine Sehnsucht fühlt, ohne daß er den Gegenstand davon wüßte. Dieß ist der Fall mit Melida in dem vortreflichen Ersten

*) S. Bened. a Spin. Eth. no. 335.

Ersten Schiffer von Geßner. Es ist eine Krankheit, die man nicht nennen kann; deren bestimmten Sitz man nicht weiß. Zuweilen kennt man wohl im Allgemeinen den Gegenstand; nur in Ansehung des Individuums, das man wählen soll, ist man unschlüssig: oder man kennt auch wohl ganz bestimmt dieses Individuum: nur sieht man die Mittel nicht ab, wie man seine Begierde darnach befriedigen könne. So der erste Schiffer selbst, dem von seinem wunderbaren Traume her das Bild jenes reizenden Mädgens schon ganz lebhaft vor der Phantasie schwebt, der aber noch keine Möglichkeit sieht, die Insel, wo sie wohnt, zu erreichen. Es ist eine bekannte Krankheit, gegen die es an Arzeneymitteln fehlt. — Sie sehn in diesen beyden Fällen eine ungewisse, vage, nach Gegenstand oder Mitteln umhersuchende Begierde. Das Spiel derselben können Sie schon aus dem schliessen, was ich über den Ausdruk in ähnlichen Situationen des

Ver-

Verſtandes ſagte. Es iſt dem Zuſtande des Gemüths, in ſeiner Verwirrung, in ſeiner mannichfaltigen Abänderung entſprechend; der Menſch wirft ſich umher, dreht ſich hin und wieder, greift mit den Händen hierhin und dorthin, reibt ſie, läuft in allerhand Richtungen auf und ab: kurz, er macht die Menge Bewegungen; aber keine hält an, keine verräth eine feſte, beſtimmte Abſicht. Nur im Allgemeinen erkennt man, daß er nach irgend etwas ſich ſehnt, vor irgend einem Uebel, irgend wohin, ſich retten, an irgend etwas, auf irgend eine Art, ſeine Wut, ſeine Rachgier auslaſſen mögte.

Eine andre Modifikation von Seiten des Objekts iſt die: wo das, was wir begehren oder verabſcheuen, womit wir uns vereinigen, oder wovon wir uns losreiſſen wollen, etwas in uns ſelbſt, eine angenehme oder widrige, geliebte oder gehaßte Idee iſt. Auch hier hat

das

das Gebehrdenſpiel ſein Beſondres, ſein Eignes. Wenn der geiſtliche, mit Mutterwehen gebehrne, Sohn einer Bourignon nach dem innern Lichte, nach der nähern Geheimnisvollen Vereinigung mit Gott ringt; ſo wird ſein Spiel das in ſich Gekehrte, das vom Irrdiſchen Abgezogene in Minen und Bewegungen malen. Die Hände werden ſich in einander falten und halb oder ganz verwandt gegen den obern Theil der Bruſt zurükziehn; die Spitzen der Ellbogen werden herausgedrükt und um ſo mehr herausgedrükt werden, je heißer, je Andachtsvoller der Trieb iſt; der Augapfel wird ſich, in die Höhe gerichtet, hinter dem Liede verbergen und wenig mehr als das Weiße erkennen laſſen. (Fig. 16.) — Der von einer nagenden unerträglichen Idee verfolgte Unglükliche ſucht, um ihrer los zu werden, Zerſtreuungen allerley Art; er geht, er blikt umher, er nimmt dieß vor, nimmt jenes vor, reibt die Stirne, als ob er den widrigen Gedan-

danken in seinem Gedächtnisse verwischen, unleserlich machen wollte. So Otto von Wittelsbach bey den Worten: Still! still! still! *), wo der Schauspieler, der ihn hier mit so vielem Beyfall ausführte, nicht bloß ein paar Schritte umhergieng und die Stirne rieb, sondern sich auch, mit richtiger Beurtheilung, ein paar gelinde Stöße gegen die Stirne gab, weil hier die Schmerzvolle Erinnerung des Vergangnen so innig mit Reue, mit Zorn gegen sich selbst vermischt ist. Denn wo der Mensch in seiner eigenen Thorheit die Ursache seines Verderbens findet; da übt er gleichsam an sich selbst seine Rache, fällt sich in sein eigenes Haar, zerschlägt sich, wie Kleopatra an Antonius Grabmal **), die Brust, zerfleischt und verstümmelt, wie Oedip, seinen eigenen Kör-

*) Fünfter Akt, zweyter Auftritt.

**) S. Plutarch im Leben des Antonius. Gegen das Ende.

Körper. — Ich weiß nicht, ob es in den Zwillingen von Klinger ein natürliches Spiel ist, daß Guelpho den Spiegel zerschlägt, der ihm an seiner Stirne das Zeichen des Brudermords zeigt. *) Innere Gewissensangst, deucht mir, ist gegen alles Aeussere friedfertig; was sie angreift, ist lediglich der Geängstigte selbst; sonst fürchtet sie Alles, flieht und zittert, wie ein gescheuchtes Reh, vor jedem fallenden Blatt, jedem Lüftchen. Kains so wahre Rede: Soll ich meines Bruders Hüter seyn? ist freylich Trotz; aber wer erkennt nicht, auf den ersten Blick, das Falsche, das Erkünstelte dieses Trotzes? Wer würde nicht, wenn er die Stelle deklamiren sollte, alle die zitternde Furcht in die Stimme legen, die sich in den Worten selbst so gerne verläugnen mögte?

Eine dritte Modifikation ist die, wo das Objekt zwar ausser dem Menschen, aber etwas Un-

*) Vierter Akt, vierter Auftritt.

Unſinnliches und ſo etwas Unſinnliches iſt, deſſen Gewährung nicht von dem freyen Willen irgend eines ſichtbaren Weſens abhängt; zu deſſen Erreichung man ſich an keinen äuſſern, keinen beſtimmten Gegenſtand wenden kann. So z. B. der Trieb nach Ehre; denn Ehre iſt weiter nichts, als die Meynung der Menſchen von unſern Vollkommenheiten, unſern Vorzügen: und Meynung kann weder ertrotzt noch erbeten werden. Sind die Mittel zur Erreichung eines ſolchen Objekts äuſſere ſinnliche Mittel; ſo gilt die Begierde, weil ſie ſich nun auf dieſe Mittel ableitet, in der Mimik derjenigen gleich, die einen äuſſern ſinnlichen Gegenſtand hat: ſind aber auch ſie unſinnlich, ſo hat man die innerlich ſtrebende Begierde, über deren Erſcheinungen ich in meinem Vorlezten einen Verſuch geliefert. Der ehrgeizige Held und der ehrgeizige Denker mögen meine Meynung erklären. Jener ergreift, zur Erlangung ſeines unſinnlichen Gutes, ſinnliche Mittel;

Mittel; er ſtürzt in den Feind, klettert auf befeſtigte Höhen, greift nach der rühmlichen Spolie einer Fahne, ſtößt wütend, was ihn hindern will, vor ſich nieder. Dieſer, der Denker, ſpannt nicht die Muskeln des Körpers, ſondern, wie es Haller nennt, die Sehnen der Seele an; Alles, was er zu erreichen oder zu entfernen hat, iſt innerlich in ihm ſelbſt, in ſeinem Gehirne; es iſt Idee, iſt Erkenntnis.

Laſſen Sie mich jezt aller dieſer Modifikationen der Begierde vergeſſen und künftig bloß auf diejenige ſehn, die einen beſtimmten ſinnlichen oder doch als ſinnlich angenommenen Gegenſtand hat. — Es giebt in dem Spiel jeder Art von Begierde etwas Eignes und Unterſcheidendes; es giebt aber auch in dem Spiele Aller etwas Gemeinſchaftliches: und dieſes Leztere mag der erſte Gegenſtand unſrer Betrachtung werden.

Vierzehnter Brief.

Ich bin zu friedfertig, mein Freund, um über eine Kleinigkeit einen Krieg zu erregen: es macht Ihnen Vergnügen, einen Spiegel zerschlagen zu sehn, und so werd er immer zerschlagen! Ihr Gedanke, daß Guelpho nicht so eigentlich den Spiegel, als vielmehr in dem Spiegel sich selbst, zertrümmre, hat wirklich viel Schein: aber doch deucht mir noch immer, daß ein Mensch in seiner Lage nicht mit dieser Heftigkeit ausser sich wirken sollte. Meiner Empfindung nach, müßt er mit Abscheu von dem Spiegel zurükfahren, und wenn er ihn ja zerbräche, ihn nur zufälliger Weise, durch das jähe Vorwerfen der Hand, nicht mit Gebehrden des Zorns, sondern der Angst, zerbrechen. So vielleicht hat es auch der Verfasser gewollt; allein die Schauspieler, die sich in

den heftigsten, gewaltsamsten Bewegungen immer am meisten gefallen, pflegen es anders zu nehmen; sie schlagen gern mit voller Faust darauf zu. — Das mag denn auch meinetwegen so recht seyn, wenn Sie mir nur erlauben, weiter zu gehen. —

Das erste Gemeinschaftliche, was sich in dem Spiel aller nach äussern bestimmten Gegenständen hin- oder von ihnen zurükstrebenden Begierden findet, ist die schiefe Lage des Körpers. Nähert sich die Begierde dem Gegenstande, es sey nun um ihn zu besitzen oder ihn anzugreifen; so liegt Haupt und Brust und überhaupt der ganze obere Körper vor; nicht nur, weil die Füsse alsdann um so schneller nacheilen können, sondern auch, weil der Mensch diese Theile am leichtesten in Bewegung setzt und also mit ihnen seinen Trieb zuerst zu befriedigen strebt. Fährt der Abscheu, die Furcht vor dem Gegenstande zurük; so

beugt ſich der obere Körper rükwärts über, ehe ſich noch die Füße in volle Bewegung geſezt haben. Bey ſtarken, plözlichen Affekten geſchieht dieſes oft mit ſolcher Hize und Uebereilung, daß der Menſch aus dem Gleichgewicht kommt, und, wo nicht fällt, wenigſtens ſtolpert. Der heuchleriſche Tiber, dem alle Demüthigungen zuwider waren, fuhr einſt vor einem Senator, der ihm in einer ſehr kriechenden Stellung — Gott weiß, welchen Fehler? abbat, mit einem Schrecken zurük, daß er überſchlug und zur Erde ſtürzte. *)

Eine zweyte Bemerkung, die Sie bey jeder lebhaften Begierde werden beſtättigt finden, iſt die: daß ſie immer die gerade Linie auf

*) Sueton. in Tiber. c. 27. Adulationes adeo averſatus eſt, ut neminem ſenatorum, aut officii aut negotii cauſſa, ad lecticam ſuam admiſerit, conſularem vero, ſatisfacientem ſibi ac per genua orare conantem, *ita ſuffugerit, ut caderet ſupinus.*

auf den Gegenſtand zu oder von ihm zurük-
nimmt. Die Urſache iſt klar; denn die Be-
gierde will ſich mit dem Gegenſtande ſo ſchnell
vereinigen oder ſo geſchwinde von ihm ge-
trennt ſeyn, als möglich: und unter allen Li-
nien, die von einem Punkte zum andern füh-
ren, iſt die gerade die kürzeſte. Daher wird
der Menſch, der ſein Auge unverwandt nur
auf den Gegenſtand ſeines Beſtrebens heftet
und Alles, was zwiſchen ihm und dieſem Ge-
genſtande inne liegt, unbeachtet läßt, die frey-
ern ofnern Wege verſchmähen; er wird ſich lie-
ber, mit vorgeſtemmtem Ellbogen, durch den
dichteſten Haufen durcharbeiten, als daß er
mit einer geringen Ausbeugung ſchneller und
Gefahrloſer zum Ziele ginge. Aegiſth, der
den Tod ſeines Vaters an dem Tyrannen Po-
lyphont rächen und die Verbindung deſſel-
ben mit ſeiner Mutter hindern will, ſtürmt, in
Gotters Merope, durch Wachen und Volk
und Prieſter bis zum Opfer ſeiner Rache

hindurch. *) Eben so wird die heftige Furcht nicht erst den Körper wenden, eh sie zurüktritt; in gerader Linie wird der Fuß hinten ausgreifen und oft mehrere Schritte hinter einander in der nehmlichen Richtung zurüktaumeln; besonders dann, wann der Mensch den gefürchteten Gegenstand gern im Auge behalten will, um die ganze Gefahr zu ermessen und nach Beschaffenheit der Umstände die Richtung der Flucht zu verändern. So flieht Arsene vor dem scheußlichen Ungeheuer, das im lezten Akt über die Bühne kriecht, ohne Wendung des Körpers gerade zurük: und so muß überhaupt, bey heftigerm Schrecken, auch wo sich der Körper wendet, dieses Wenden mitten im Zurüktreten geschehen, oder der Ausdruk wird matt und kraftlos. Auch die heftigere Rach- oder Genußbegierde, wenn sie hinterwärts plözlich ein Geräusch hört, welches ihr die Gegenwart des

*) Fünfter Akt, fünfter Auftritt.

des gewünschten Gegenstandes ankündigt, wird den Körper nie anders, als mitten im Zurükschreiten, herumdrehn. Fehler hiegegen begehen sehr oft unsre Schauspielerinnen, weil die lange Schleppe ihrer Kleider sie bey dem geringsten Zurükreten in Gefahr sezt, auf die für Frauenzimmer manständigste Art zu fallen. Indessen überrascht sie zuweilen das wahre Gefühl der auszudruckenden Leidenschaft; die Füße gerathen in die Falten des auf dem Boden schwimmenden Gewandes: und dann müssen die Hände, die vielleicht eben eine der schönsten Reden begleiten und unterstützen sollten, sich zu der demüthigen Zofenarbeit bequemen, daß sie das Gewand zurükschlagen und die Falten wieder in Ordnung bringen. Ich bin Freund von Allem, was ein Frauenzimmer — versteht sich: ein von Natur nicht häßliches — puzt; ich bin noch größerer Freund von einem richtigen wohl beobachteten Costume: aber einmal ist doch die wesentlichste erste

Regel der Kunſt, von welcher nie die Ausnahme gemacht werden ſollte, Wahrheit des Ausdruks; und ſo wünſcht ich, daß bey jeder Affektvollen Rolle die Schauſpielerinnen jene unerſchöpfliche Erfindſamkeit, womit ſie faſt alle Theile ihrer Kleidung immer ſo anders, und doch immer ſo reizend, zu ordnen wiſſen, auch auf die Schleppe anwenden mögten. Was weiß ichs, ob und wie und wo der unnüze Zierrath ſich ſtecken, ſchürzen, heften, ſchlingen, auf- oder überſchlagen ließe? aber daß es gut wäre, wenn irgend etwas von dieſem Allen geſchehen könnte; das weiß ich.

Noch ein Drittes, was ich über das Spiel der Begierden im Allgemeinen zu bemerken finde, iſt die Abänderung deſſelben nach Maßgabe der beſtimmten Lage, des beſtimmten Verhältniſſes, in welchem der Begehrende und der Gegenſtand der Begierde oder des Abſcheus gegen einander ſtehen. Ich weiß nicht,

ob

ob es an mir oder an der Sache liegt, daß ich meine Meynung nur so dunkel ausdrucke: ein paar Beyspiele indessen, von jeder Art der Begierde hergenommen, werden sie deutlicher machen.

Lassen Sie also zuerst den Gegenstand von der Beschaffenheit seyn, daß er mehr von dem einen oder mehr von dem andern Sinne kann gefaßt und genossen werden, und Sie sehen sogleich, daß die Absicht ihn zu fassen und zu geniessen eine sehr verschiedne Stellung hervorbringe. Der Horcher (Fig. 22) wird dem Kopfe eine ganz andere Wendung, dem übrigen Körper eine ganz andre Lage, als der neugierige Gasser, geben: bey jenem wird alles mehr seitwärts hängen, bey diesem alles mehr vorwärts, gerade auf den Gegenstand zu. — Lassen Sie ferner den Gegenstand der Begierde einen erhabnern, den Begehrenden einen niedrigern Platz einnehmen; oder welches

hier gleich iſt, laſſen Sie jenen der Perſon nach beträchlich gröſſer als dieſen ſeyn, und kehren Sie dann in Gedanken das Verhältnis geſchwinde um: ſo wird abermals in Ihrer Phantaſie ein zwiefaches ſehr verſchiednes Bild entſtehen. Wenn der Knabe auf den Arm der Mutter hinanſtrebt, ſo tritt er auf die Spitzen der Zähen, ſtrekt ſeine ganze Figur in die Höhe, ſpannt alle Muskeln und erhebt die Arme über das zurükgebogene Haupt; (Fig. 17) wenn die Mutter nach dem Knaben verlangt, ſo beugt ſie den obern Körper, vielleicht auch das Knie, und ſenkt ihre beyden Arme lokend gegen den kleinen Liebling nieder. (Fig. 18) — Gleich verſchieden iſt, bey der Rachbegierde, die Stellung Jaſons, der mit gezüktem Schwerte gegen den Drachenwagen hinandroht, und die Stellung Medeens, die von ihrer ſichern Höhe herab den Dolch, an dem noch das Blut ihrer Kinder klebt, mit den ſchrekklichen Worten gegen ihn niederſchmettert:

Geh

Geh und begrabe ſie! *) — Von der zurükſtrebenden Begierde hat es ſchon Unzer bemerkt, wie ungemein die Bewegungen derſelben verſchieden ſind, nachdem man mehr für dieſen oder mehr für jenen Theil des Körpers beſorgt iſt. „Wer durch den Umſturz eines „Hauſes, ſagt er, umzukommen fürchtet, der „entflieht durch den Rettungstrieb, aber mit „niedergebükkem oder von den Händen bedek„tem Haupte; . . . hingegen bedekt der, der „von einem Degen durchbohrt zu werden fürch„tet, die Bruſt.“ **) Wenn Sie ſich Apollo auf einer Wolke denken, wie er mit dem verderblichen Pfeil auf die Bruſt eines Kindes der Niobe zielt; ſo entſteht aus der Vereinigung beyder Attituden eine dritte: das Haupt

*) Medea, zehnter Auftritt. Eigentlich Worte des Euripides Act. V. v. 1394, wo ſie noch bittrer von der Braut geſagt werden:

Στειχε προς οικους και θαπτ' αλοχον.

**) S. Erſte Gründe einer Phyſiologie §. 315.

Haupt und der ganze Körper beugt ſich, weil die Gefahr von oben kommt; das Auge blickt ängſtlichflehend nach dem Gott hinauf und die Bruſt wird bedekt. (§. 19) — Man könnte Beobachtungen dieſer Art bis ins Unendliche häufen. Wer eine zu heftige Erſchütterung der Sehnerven durch einen Blitzſtrahl, oder auch einen eckelhaften, Schamwürdigen, ſchrekklichen Anblik fürchtet; der verſchließt im Wegwenden die Augen, oder bedekt ſie auch mit vorgeſchlagener Hand: hingegen wer den erſchütternden Ton des Donners oder ſonſt einen widrigen Eindruk durchs Gehör, eine ſchneidende Disharmonie, eine ſchändliche Gotteslästerliche Rede fürchtet, der bedekt ſich im Wegwenden die Ohren; wer weder Blitz noch Donner ertragen kann, der fährt mit dem Kopf in ein Bette, um beyde Sinne zugleich zu verwahren. — Wiederum fliehet der, der einem von unten kommenden Uebel, wie z. B. einer giftigen ziſchenden Schlange ausweicht,

mit

mit weit in die Höhe gezogenen Beinen; hingegen wer gerade über ſeinem Haupt eine Gefahr ſieht und alles Entfliehen vergeblich glaubt, der drükt ſich mit dem ganzen Körper zitternd nieder; gleich der Lerche, die beym Anblik des über ihr kreiſenden Stoßvogels ſenkrecht in die Furche hinabfährt. Und ſo überhaupt wird, nach Verſchiedenheit der Umſtände, das abſichtliche Spiel der Begierden auf unendlich mannichfaltige Art verändert.

So viel ich bis jezt Beobachtungen überſehe, ſind ich noch keine mehrern Punkte, in welchen die drey Arten von Begierde mit einander zuſammentrafen. Vielleicht, wenn ich nunmehr jede derſelben einzeln betrachte, daß ſich in der Folge noch mehrere dergleichen auffinden laſſen. Den Anfang wollen wir, da hier abermals die Ordnung gleichgültig iſt, mit der annähernden Begierde machen.

Fünf-

Funfzehnter Brief.

Die Verſchiedenheiten im Spiel der annähernden Begierde, deren ich in der lezten Anmerkung meines vorigen Briefs erwähnte, haben ihren Grund ganz ſichtbar in dem verſchiednen Verhältnis des Begehrenden gegen das Begehrte. Eine der allgemeinen Regeln für dieſes Spiel iſt: daß allemal dasjenige Werkzeug, welches den Gegenſtand allein oder doch vorzüglich faſſen kann, an dem Körper vorgeſtrekt wird: bey dem Horcher das Ohr, bey dem witternden Wilden die Naſe; und wenn der Gegenſtand im eigentlichen Verſtande kann gefaßt, ergriffen werden, vorzüglich die Hände; obgleich dieſe in der That beym Ausdruk keiner nur etwas lebhaftern Begierde müſſig bleiben, ſondern immer gerne voran ſind. Dieſe Hände ſind allemal offen und gerade ausge-

gestrekt; flach, wo sie hinnehmen, verwandt, wo sie an sich reissen, oder ergreifen wollen; der Schritt ist lebhaft und fest, doch nicht so heftig und schwer, wie im Zorne. Zu diesen absichtlichen Veränderungen kommen die physiologischen: daß auch die sämmtlichen innern Kräfte des Menschen sich gewissermaßen nach aussen drängen; daß die Augen mehr oder weniger voll Licht, die Muskeln voll Kraft, die Wangen voll Blut sind; und dann noch die der Seelenfassung analogen: daß der Schritt schneller oder langsamer ist, die Arme und Füße bald weiter bald gemäßigter ausgreifen, der Körper mehr oder weniger von dem geraden Stande abweicht: denn wie ich schon einmal erinnert, so legt sich heftige Begierde oft bis zum Stürzen vor, da sich schwache Begierde nur sanft, nur um ein Weniges hinneigt.

Das Merkwürdigste in dem Spiel dieser Begierde ist die Synergie der Kräfte, das gemein-

meinschaftliche Erwachen aller, auch wo sie die Seele zu einem Dienste aufruft, den nur eine derselben ihr leisten kann. Bey dem reinen, von aller Begierde unvermischten, Anschauen ist dieses anders: hier scheint die Seele ausdrüklich alle übrigen Kräfte gleichsam einzuschläfern, um ihre geheime Wohllust desto ruhiger mit der einen zu pflegen, die eben jezt den meisten Reiz, das meiste Anziehende für sie hat. — Nehmen Sie, zu desto bessrer Einsicht in diese Verschiedenheit, einen besondern Fall; nehmen Sie den durstigen und den wohllüstigen Trinker; den, der ein dringendes Bedürfniß stillen, und den, der nur einen angenehmen Nervenkizel genieſſen will. Nur sehen Sie, bitt ich, wenn Sie wollen, kräftigen Ausdruk suchen, nicht auf die vornehmern Stände, nicht auf die sogenannten Leute von Welt, von Lebensart, von Erziehung. Die Erziehung macht den Menschen zu einem zwiefachen Lügner; sie lehrt ihn die eine Art von

Ein-

Empfindungen nach ihrer wahren Stärke verbergen, die andre in einer falschen Stärke erheucheln. Alle lebhaftern Ausdrücke eigennütziger, und eben so, alle schwächern Ausdrücke geselliger Neigungen und Triebe, wie wahr und angemessen sie übrigens seyn mögen, sind wider den Wohlstand. Jene werden daher unter aller Wahrheit niedergehalten; diese über alle Wahrheit hinaufgeschroben. Der Pöbel, das Kind, der Wilde, kurz der Mensch ohne Sitten ist der wahre Gegenstand, an dem man den Ausdruk der Leidenschaften studiren muß, so lange man noch nicht auf seine Schönheit, sondern bloß auf seine Kraft, seine Richtigkeit sieht. — Der wohllüstige Trinker, der Schmecker, werden Sie finden, steht in sich zusammengebogen da; der Schritt der Füße ist enge; die freye Hand ist sanft, ohne Spannung der Muskeln, zusammengezogen und gerne nah unter der andern, die Becher oder Glas hält; die Augen sind klein, aber nicht so

geschärft, wie etwa bey dem auskostenden Kenner; zuweilen sind sie wohl völlig geschlossen, zusammengekniffen; der Kopf steckt zwischen den Schultern; der ganze Mensch, wie es scheint, ist in der Einen Empfindung beysammen. (Fig. 20) Ganz anders der begierige, der durstige Trinker: denn hier nehmen die andern Sinne alle an der Gierde Antheil; die stieren Augen liegen hervor; der Schritt der Füße ist weit und der Körper hängt mit gerektem Halse über; die Hände schlingen sich fest um das Gefäß, oder wenn sie es noch nicht halten, greifen sie schon darnach, eh es erreicht ist; die Brust thut schnellere lautere Odemzüge, und in dem Fall, daß der Mensch auf das Gefäß erst zustürzt, ist der Mund offen, die lechzende schon einschlurfende Zunge erscheint auf den Lippen. (Fig. 21) — Ich beschreibe Ihnen hier freylich den höchsten Grad von Durst, die anhelam sitim, wie sie Lucrez *) nennt:

*) de Rerum Nat. L. IV. v. 873.

nennt: allein, was sich hier in seinem höchsten Grade zeigt, das werden Sie in geringerm Maaße bey jedem schwächern Durst und überhaupt bey jeder nach aussen gehenden Begierde finden: jede verwickelt die sämmtlichen äussern Kräfte des Menschen in ihr Interesse und ermuntert auch diejenigen, die zum Erlangen des Gegenstandes nur wenig beytragen, bey seinem künftigen Genusse nichts mit empfinden. — Die Natur, sagt einmal Fontenelle, ist nicht prächis, und dieser Ausspruch, so parador er scheint, ist sehr richtig.

Betrachten Sie, wenn Sie wollen, ein andres, ein edleres Beyspiel! Denken Sie sich Julien in Gotters und Benda's Oper, wo sie, ihren Romeo erwartend, auf einmal ausruft:

Horch! Ein Fußtritt! *)

*) Erster Akt, erster Auftritt.

was für eine Attitude, glauben Sie, wird sie haben? — Ohne Zweifel die: daß sie das Ohr mit dem ganzen Körper, der sich aber nicht mehr bewegen darf, um den Schall nicht verhören zu lassen, nach dem Orte hinbeugt, wo dieser Schall herkommt; daß sie nur an dieser Seite mit dem Fuße fest auftritt und den andern auf die Spitze der Zähe schwebend stellt; daß sie ausserdem noch den ganzen übrigen Körper in einen Zustand der Wirksamkeit sezt. Das Auge wird weit offen seyn, als ob es recht viele Lichtstrahlen von einem Gegenstande, der nicht da ist, auffangen wollte; die Hand nach der Seite des Schalls hin wird sich unfern dem Ohre erhoben zeigen, gleichsam um den Schall mit zu haschen; die andre wird, um des Gleichgewichts willen, niederwärts und vom Körper abgehalten aber zugleich verwandt erscheinen, als ob sie jede Stöhrung zurükscheuchen wollte; auch wird sich, zu desto bessrem Einsaugen des Schalls, der Mund um

ein

ein Weniges öffnen. (Fig. 22) Ich gerathe auf dieſes Beyſpiel, weil es gerade die Stellung unſrer hieſigen liebenswürdigen Julie iſt. Was nicht geſehn, nicht gegriffen werden kann, was ſich bloß vom Ohre vernehmen läßt; das wird das Auge doch gleichſam ſehen, die Hand berühren, darnach wird der ganze Körper ſich hinbewegen wollen. Die Seele ſpannt gleichſam alle ihre Neße nach allen Gegenden aus, um des Fanges, nach welchem ſie ſo begierig iſt, deſto ſicherer zu ſeyn. — Nehmen Sie den entgegengeſezten Fall, wo man, weniger um zu erkennen als zu genieſſen, einer entfernten angenehmen Muſik zuhorcht. Hier wird der Lauſcher mit in einander geſchlungenen, oder doch ſonſt in eine unthätige Lage gebrachten, Armen daſtehn; die Füße nah an einander; die ruhigen Augen enge oder wohl gar geſchloſſen; das Haupt oder vielleicht den ganzen Körper ein wenig nach dem Takte bewegend. (Fig. 23) Die Thätigkeit aller übrigen Sinne

gehemmte Feder einer Maschine wieder in Gang setzen wollte. „Wer erzehlt, läßt Shakespear den Hubert in der schon angeführten Stelle sagen „nimmt den, mit dem er spricht, „bey der Hand, und wer zuhört, macht Gebehrden des Entsetzens.“ — Doch hier freylich läßt sich die Vereinigung der Hände noch durch etwas anders, durch die Noth des Vaterlandes, erklären, welche die patriotischen Mitbürger näher zusammenbringt und sie geneigt macht, alle für einen Mann zu stehen. —

Indessen unterscheidet sich doch das Spiel der Begierde, die auf Gesinnung oder Entschluß eines freyen Wesens gerichtet ist, von dem Ausdruk derjenigen, die ein bloß sinnliches Gut zum unmittelbaren Gegenstande hat: denn bey jenem sind insgemein mit den physischen Mitteln moralische vereinigt; das Spiel ist voll Bewegungsgründe, die, nach Verschiedenheit des Charakters und des gegen-

ſeitigen Verhältniſſes der Perſonen, bald in demüthigen Mienen und Stellungen beſtehen, die dem Stolze, bald in vertraulichen ſcherzhaften Liebkoſungen, die dem guten Herzen gefallen; bald in freundlichen, unſchuldigen, ſüßen Mienen, die das Gemüth zu ſanften Bewegungen ſtimmen; bald auch in drohenden, trotzigen, ungeſtümen Gebehrden, die Furcht, oder in weinerlichen, häſslichen, die Ueberdruß und Ekel erwecken. In dem einen Falle iſt das Vergnügen, in dem andern das Mißvergnügen der Reiz zum Nachgeben; dort gewährt man das Verlangte, um angenehme Empfindungen zu belohnen; hier, um noch unangenehmern zuvorzukommen.

Sechzehnter Brief.

Eine ähnliche Regel, wie für die annähernde Begierde, gilt auch für die zurükstrebende: immer wird derjenige Theil des Körpers, welcher vorzüglich leidet oder bedroht wird, zuerst verwandt, verschlossen, zurükgezogen. Laireſſens Zeichnung eines Mannes, der von einer Schlange — ich weiß nicht, ob schon gestochen ist oder erst gestochen werden soll — ist also falsch: der Mann hält den Fuß, indem er schon die Flucht nimmt, noch bey der Schlange am Boden *), da doch dieser Fuß eben

*) S. Laireſſe Großes Malerbuch. Th. 1. Figuren D. zu S. 34 der deutschen Uebersetzung. — Die Kritik trift nur die Zeichnung; nicht den achtungswürdigen Künstler, der bey Erscheinung des Buchs schon seines Gesichts beraubt war.

eben ſo zuerſt zurükfahren ſollte, wie der gebrannte Finger vom Lichte. — Ich habe der Beyſpiele zu dieſer Regel ſchon im vierzehnten Briefe gegeben, und ſetze hier nur noch eins hinzu, weil es mir merkwürdig ſcheint: die verſchiedene Nuance nehmlich im Ausdruk des Ekels, nachdem er mehr von dem Geruchs- oder mehr von dem Geſchmakſinn empfunden wird. Die Bewegungen, die hier Naſe und Lippen, wegen der genauen Verwandſchaft beyder Sinne und ihrer Organe, immer gemeinſchaftlich machen, ſind in beyden Fällen Bewegungen des Zurükſtrebens: nur zieht ſich da, wo vorzüglich der Geruch afficirt wird, die gekräuſte Naſe mehr in die Höhe, und wo vorzüglich der Geſchmak afficirt wird, die breitere Unterlippe mit dem ganzen Kinne mehr nieder, indem ſich zugleich das leztere nah an die Bruſt drükt. Die Beobachtung iſt, glaube ich, richtig; aber ihre Beſchreibung, wie ich im Verſuch empfinde, iſt ſchwer: und Zeichnungen, die ſo unangenehme

nehme Bewegungen vorstellten, mögten ein wenig häßlich und widrig werden.

In allen Fällen, wo das verabscheute Uebel einen besondern bestimmten Ort einnimmt oder von so einem Orte herkommt — welches nicht immer, z. B. nicht nicht bey üblen, die ganze Atmosphäre füllenden, Dünsten Statt findet; — da flieht der Mensch von diesem besondern bestimmten Orte zurük; in welcher Richtung, mit welcher Attitude des Körpers? ist schon gesagt. Ferner: in allen Fällen, wo man das Uebel nicht schon bey der ersten Empfindung seiner Natur nach völlig kennt, und nicht die Organe, durch welche man sich die Kenntnis desselben verschaffen könnte, selbst davon bedroht werden, wie dieses leztere z. B. der Fall beym Bliz ist, da gesellt sich zu dem Rettungstriebe die Begierde, das Uebel seiner Beschaffenheit nach zu erforschen, seiner Nähe und Größe nach zu ermessen: und endlich, in allen

Fäl-

len, wo keine völlige Unmöglichkeit einleuchtet, ſich durch Wegräumung des Uebels ſelbſt zu ſichern; da geſellt ſich gern noch die zweyte, wenn auch ſchwächere, Begierde hinzu, das Uebel von ſich abzuwehren, zurükzuſtoßen. Die Mittel dazu lehrt die Natur nach der Schiklichkeit zum Entzwecke wählen: wer üble Dünſte zerſtreuen will, haucht mit dem Munde den Odem von ſich oder bewegt mit hin- und herwehender Hand die Luft; wer vor einem auf ihn eindringenden Feinde zittert, ſchlägt ihm, im Augenblicke des Schreckens, die verwandten Hände entgegen.

Die erſtere dieſer hinzukommenden Begierden hat an dem Geſichtsausdrucke der Furcht und des Schreckens einen ſehr großen Antheil; denn ſie reißt die Augen weit auf, um den drohenden Gegenſtand zu erkennen, und wenn Sie Parſons glauben, ſo iſt es auch ſie, die den Mund öffnet, um ihn zu hö-

ren

ren *). Andre, wie Le Brun, wollen die weite Oeffnung des Mundes von der Beklemmung des Herzens herleiten, die das Athemholen

*) Human Phyſiognomy explaind. S. 60 S. Philoſ. Tranſact. Vol. XLIV. Part I. im Supplemente. — The Reaſon, why the Eyes and Mouth are ſuddenly opend in Frights, ſeems to be, that the Object of Danger may be the better perceived and avoided; as if Nature intended to lay open all the Inlets to the Senſes for the Safety of the Animal; the Eyes, that they may ſee their Danger, and the Mouth, which is in this Caſe an Aſſiſtant to the Ears, that they may hear it. This may perhaps ſurpriſe ſome, that the Mouth ſhould be neceſſary to hear by; but it is a common thing, to ſee Men, whoſe Hearing is not very good, open their Mouths with Attention, when they liſten, and it is ſome Help to them: The Reaſon is, that there is a Paſſage from the *Meatus auditorius*, which opens into the Mouth. Thus we ſee, how ready Nature is, upon any Emergency, to lay hold of every Occaſion for Self-Preſervation.

holen beſchwerlicher macht *). Es iſt mir gleich, welche von beyden Erklärungen Sie annehmen; indeſſen hat die Parſonsſche darum einen Vorzug, daß ſie beyde Erſcheinungen auf Ein gemeinſchaftliches Principium zurükführt, und ich meines Theils bin ihr auch darum gewogner, weil ich gerne alle Gebehrden, ſo viel nur möglich, aus der dunklern Gegend der phyſiologiſchen in die hellere der abſichtlichen herübergezogen wünſchte. Genug indeſſen, daß der Trieb, die Gefahr zu erkennen und zu ermeſſen, ſich faſt immer, aus ſehr begreiflichen Urſachen, zum Rettungstriebe geſellt, und daß er auch da noch fortwirkt, wo der Menſch ſchon längſt mit gewandtem Rücken und vorwärts weggehaltenen Händen die Flucht nimmt. Iſt der gefürchtete Gegenſtand ſichtbar; ſo ſchielt man ohne Unterlaß über die Schulter zurük: iſt er hörbar; ſo hält man im Fliehen das Ohr nach der Gegend hin, wo er herkam. Daher hat

*) Am angef. Orte. S. 17.

hat auch Laireſſe die verwandten Figuren, die er von Furcht und Schrecken gezeichnet, ganz recht zurükblicken laſſen; nur daß, meiner Meynung nach, die lezte gebükte Figur, die vor einem Bliſtrahl zuſammenfährt, lieber die Augen hätte ſchlieſſen und den Kopf nicht zurükwenden ſollen. Allenfalls hätte mit der einen Hand das Geſicht können bedekt, und die andre, in der Verwirrung des Schreckens, dem Bliz können entgegengeworfen werden (Fig. 24. 25).

Die zweyte mit dem Rettungstriebe ſo gern verbundene Begierde, das Uebel abzuwehren, zurükzuſtoßen, äuſſert ſich überall, wo das Uebel gegenwärtig iſt und die Furcht den Menſchen nicht ſchon gänzlich überwältigt, nicht ſchon alle ſeine Nerven völlig abgeſpannt hat; vorzüglich äuſſert ſie ſich bey verſperrter Flucht oder da, wo das Uebel ſchon ſo nahe an ihm iſt, wie

die

P152 1.24

1.25

die umwindende Schlange am Laokoon, der

— simul manibus tendit divellere nodos,
Perfusus sanie vittas atroque veneno,
Clamores simul horrendos ad sidera
tollit *);

ferner im ersten zurükstarrenden Schrecken, wo man oft die Gefahr, eben weil sie plözlich entsteht, noch nicht völlig kennt und ungewiß bleibt, ob man fliehen oder angreifen solle? Das Schrecken, deucht mir, ist in seinen ersten Augenblicken, wo ihm diese Benennung am meisten zukommt, nicht selten eine Mischung von Erstaunen, Furcht und Zorn; wenigstens findet sich in den Symptomen derselben oft von allen diesen drey Affekten etwas: die Furcht starrt zurük und zeichnet die Wangen mit Bläße; das Erstaunen verweilt einen Augenblick in dieser zurükstarrenden Attitüde; beyde reissen An-

*) Virgil. Aneid. L. II. v. 220-222.

Augen und Lippen weit auf; und der Zorn endlich wirft die Arme mit Heftigkeit der Gefahr entgegen. Das lezte freylich nicht immer; denn wo das Uebel sich auf einmal zu furchtbar, zu groß zeigt, da ist die Zeichnung des Laireſſe, der die ausgestrekten Arme sich mehr in die Höhe retten, als dem Uebel nach unten entgegenstemmen läßt, völlig richtig. — Ich denke so eben, ob nicht die große Schädlichkeit dieſes Affekts, der unter allen für die Gesundheit der zerstörendste ist, sich aus dem Kampfe so widerwärtiger Bewegungen eben sowohl, als aus der Schnelligkeit und Gewaltsamkeit derselben, sollte erklären lassen?

Sie fragen in Ihrem Briefe: ob die Bemerkung über die Synergie der Kräfte, die bey der Genußbegierde Statt findet, nicht auch auf Furcht und Zorn, kurz auf alle Arten der Begierde sollte ausgedehnt werden können? Ziehen Sie aus dem Wenigen, was ich so eben gesagt,

ſagt, die Antwort auf dieſe Frage! Allerdings intereſſirt auch die Furcht alle Kräfte des Menſchen, ſezt alle ſeine Sinne in Bewegung und Aufruhr: aber daß ſich Alles ſo vor dem widrigen Gegenſtande verſchlieſſen, Alles ſo von ihm zurükſtreben ſollte, wie ſich bey der Begierde nach Genuß Alles gegen den Vorwurf des Verlangens öffnet und auf ihn zuſtrebt; das mögten Sie nur ſehr ſelten finden. Bald wird die eine, bald wird die andere der mitverbundenen Begierden an dem Spiele Antheil haben; das einemal wird man erkennen, das andremal abhalten wollen. Le Brun führt einen Fall an, wo ſich der ganze Körper zuſammenzuziehen ſcheint; aber von dem Verſchlieſſen der Lippen und Augen ſagt er kein Wort. *) — Fälle giebt es indeſſen,

*) Am angef. O. S. 51. La crainte peut avoir quelques mouvemens pareils à la frayeur, quand elle n'eſt cauſée que par l'apprehenſion de perdre quelque choſe, ou qu'il n'arrive

wo eine ähnliche Erſcheinung, wie bey der Genußbegierde, entſteht: denn wo z. B. das Uebel nur Einen Sinn beleidigt, wo es bekannt und von den Mitteln, ihm auszuweichen, nicht die Frage iſt; da zeigt ſich zuweilen eine Theilnehmung der andren Sinne; man verſchließt vor einem üblen Geruch nicht bloß die beyden Werkzeuge, durch welche allein er empfindbar iſt, Naſe und Mund, ſondern bey heftigerm Abſcheu auch noch das Auge. Doch läßt ſich hiegegen einwenden, daß wegen des zuſammengezogenen ſehr gekräuſten Geſichts das Auge ſchon wie von ſelber zugeht. Treffender wäre alſo die Bemerkung: daß man ganz in ſich ſelbſt zuſammenkriecht, jedes Glied zurük-

rive quelque mal. Cette paſſion peut donner au corps des mouvemens, qui peuvent être marqués par les epaules preſſées, les bras ſerrés contre le corps, les mains de même, les autres parties ramaſſées enſemble & ployées, comme pour exprimer un tremblement.

zurükzieht und, ſo viel man nur kann, alle Sinne verſchließt, wo die Furcht, wie beym Herunterſtürzen von einer Höhe, zu ſo einem Grade geſtiegen iſt, daß man ſelbſt die nähere Kenntnis der Gefahr verabſcheut und alle Hofnung ſich noch zu retten aufgiebt. „Ich mache „gewiß die Augen zu, ſagt jener in der Komö„die, um mein Ende nicht mit anzuſehen.“ —

Die phyſiologiſchen Erſcheinungen, welche die Furcht da hervorbringt, wo die ſtärkern Triebe der menſchlichen Natur, vor allen der Trieb zur Selbſterhaltung, intereſſirt werden, ſind alle ſo bekannt, und ihre Nachahmung iſt zum Theil für den Schauſpieler ſo äuſſerſt ſchwer, daß ich ſie übergehe. Den Froſt, das Zittern der Glieder ahmt man ohne Schwierigkeit nach; die Verwandelung der Geſichtsfarbe wird man durch Vorſtellungen der Phantaſie nur ſehr ſelten und ſicher nie durch kalten Vorſatz bewirken. Denn ſo gewiß es iſt, daß

auch die leztere Erſcheinung durch Einwirkung der Seele erfolgt; ſo ſind doch die Werkzeuge, wodurch ſie hervorgebracht wird, gleichſam ſo ungelenk, ſo ſchwer in Bewegung zu ſetzen, daß die volle Stärke gegenwärtiger Empfindungen, in welchen die ganze Seele mit aller ihrer Kraft beyſammen iſt, dazu erforderlich ſcheint. Laſſen Sie mich alſo lieber gleich zu dem figürlichen Gebrauch der angegebenen abſichtlichen Bewegungen kommen!

Eigentlich, ſehen Sie wohl, kann man vor keinem Uebel zurüktreten, keinem die Hände entgegenwerfen, das nicht ſinnlich, gegenwärtig, an einem beſtimmten Orte befindlich iſt: und doch tritt man, auch auſſer dieſen Fällen, vor üblen Nachrichten jeder Art, vor frechen, boshaften, verabſcheuten Gedanken, die ein Mitunterredner vielleicht mit eigenem Unwillen nur widerholt, ſogar vor eigenen Ideen zurük, die Herz und Gewiſſen als unedel, als

ab-

abſcheulich verwerfen. Wenn Medea in ihrer rachgierigen Wut gegen Jaſon überlegt, wie ſie ihm die tödtlichſte, ſchmerzhafteſte Wunde ſchlagen könne? und dieſe Ueberlegung ſie zu dem ſchrecklichen Wunſch und der noch ſchrecklichern Frage führt: „Daß er ſchon Kinder von „Kreuſen hätte! . . . Hat er nicht Kinder?“ ſo fährt ſie gleichſam vor ſich ſelbſt mit verwandtem Angeſichte, die Hände vorgeworfen und den Körper weit übergebogen zuſammen, indem plözlich die empörte Natur aus dem Herzen der Mutter heraufſchreyt: „Entſezlicher Gedan„ke! Wie Schauder des Todes durchbebt er mein Gebein.“ *) (Fig. 26) Und ſo überhaupt zieht ſich der Menſch vor jeder mißfälligen Idee, ſobald ſie nur einigen Grad der Lebhaftigkeit erlangt, wie vor einem ſinnlichen gegenwärtigen Uebel zurük; mag ſie übrigens von ihm ſelbſt gedacht oder nur ihm mitgetheilt ſeyn. — Das Nehmliche

*) Dritt. Auftr. S. 10.

geschieht beym Erstaunen, wenn sich befremdende unglaubliche Ideen unsrem Verstande gleichsam aufdringen wollen. Das Uebel für den Verstand ist der Irrthum: und wie kein Uebel gern allein ist, so sind auch mit diesem insgemein noch andre verbunden; man geräth dabey leicht, wenn auch nur in kleine augenblikliche, Verlegenheiten; man sezt sich der Gefahr aus, durch Leichtgläubigkeit lächerlich zu werden. Daher entfernt man sich im ersten Augenblicke von dem Erzehler ganz unwahrscheinlicher Dinge, die übrigens für die eigene Glükseligkeit völlig gleichgültig seyn können; man entfernt sich beym ersten Anhören paradoxer, wenn gleich bloß theoretischer, Sätze; ja sogar vor dem plözlich erscheinenden Freunde tritt man, wie vor einem Gespenste, zurük, wenn man diesen Freund schon längst verloren oder doch auf hundert Meilen von sich entfernt glaubte. — Es versteht sich, daß man auch hier die Gefahr des Irrthums zu erkennen und

zu

zu ermeſſen bemühe iſt; daß man z. B. den Freund, um ihn mit dem Bilde in der Phantaſie zu vergleichen; den Erzehler, um Scherz oder Ernſt aus dem Spiel ſeiner Minen zu ſchlieſſen, mit forſchendem unverwandtem Auge, vielleicht auch den leztern mit einem kleinen Lächeln, mit einem Blik voll Ernſtes oder Verachtung anſieht, um aus der Art, wie er dieſen Blik durch Minen oder Worte erwidert, ſeiner wahren Gedanken gewiß zu werden. — Ich könnte der Beyſpiele ſolcher figürlichen Ausdrücke mehrere geben. Eine lebhafte Verneinung, eine mit Unmuth geſprochene abſchlägige Antwort begleitet man gern mit weggewandtem Geſichte und allemal mit verwandter Hand, als ob man Frage oder Bitte von ſich abhalten, zurükſtoßen wollte: hingegen bey lebhafter Bejahung, bey gütiger herzlicher Bewilligung, braucht man bald die flache, bald die verwandte Hand; das eine Mal, als ob man ſie zum Einſchlagen hinböte, das andre

Mal, als ob man selbst sie einschlagen oder doch den Mitunterredner fassen wollte: und dieses Einschlagen oder Fassen ist, wie Sie leicht einsehen, nichts als bildliche Vorstellung der Einigkeit des Verstandes oder des Willens.

Vorzüglich bemerkenswerth scheint mir noch die Uebertragung der Gebehrde des Ekels, des sinnlichen Abscheues, auf moralische Gegenstände: denn Sie müssen bemerkt haben, daß der Ausdruk der Verachtung gern eine kleine Nuance von Ekel annimmt; daß man, bey Vorstellung nichtswürdiger Handlungen, kriechender Schmeicheley, kleinmüthigen Flehens, feigen Erduldens grober Beleidigungen, die gerümpfte Nase, wie vor einem widrigen Geruche, heraufzieht; daß man sogar, bey äusserst bittrer Verachtung, ausspeyt oder doch wenigstens durch Pfuy! dieses Ausspeyen andeutet; nicht anders, als ob man den Mund von faulgewordnen, verpesteten Säften reinigen wollte.

te. — Andere Uebel sind in sich selbst reell und achtungswürdig; wir zittern, weil wir ihre Größe mit unsrer Kleinheit, ihre Kraft mit unsrer Schwäche vergleichen: das Ekelhafte fliehen wir wegen seiner eigenen innern Unvollkommenheit und Verderbnis; wir empfinden Abscheu ohne Furcht, ohne Achtung: und dieß ohne Zweifel ist der dunkelgedachte Grund jener Metapher. —

Ich schliesse mit der kurzen Erinnerung: daß auch das Spiel der Furcht voll Bewegungsgründe ist, wenn das gefürchtete Uebel von dem Entschluß eines freyen Wesens abhängt, und daß auch hier, nach Verschiedenheit der Charaktere und des Verhältnisses, diese Bewegungsgründe gar sehr verschieden sind; daß man bald mehr zu rühren, bald durch angenommenen Muth mehr zu schrecken suche; bald sich demüthigt, bald trozt, bald flieht, bald liebkost.

Siebzehnter Brief.

Begierde nach Wegräumung, nach Zerstöhrung eines Uebels kann etwas anders als Zorn seyn; aber nur unter der Gestalt des Zorns, der, so viel ich weiß, bey allen alten Weltweisen mit Straf- und Rachbegierde Eins ist, *) hat sie ihr eigenthümliches merkwürdiges Spiel: denn ausserdem zeigt sich von der Seele im Körper nichts, als ihre Entschliessung, ihr Eyfer, verbunden vielleicht mit dem Ausdruk anderer Affekten, wie der Furcht, der Angst, des Verdrusses. Aber wo es empfindende Wesen sind, die uns willkührlich kränken, weil sie uns auf eine oder die andre Art als unschädliche Wesen verachten, **) als Wesen, die

*) S. Menag. ad Diog. Laert. L. VII. Segm. 113.

**) Aristoteles läßt allen Zorn aus Verachtung entstehen. Denn er erklärt ihn als ὀρεξιν με-

τὰ

die ſie entweder geradezu ungeſtraft, oder doch hinterliſtiger Weiſe unentdekt beleidigen können; wo wir über den Schmerz, den wir ſelbſt empfinden, bey dem Beleidiger boshafte tükiſche Freude vermuthen: da entbrennt die Begierde nach Rache, nach dem Tauſch dieſer Empfindungen; die ſämmtlichen Kräfte der Natur ſtrömen nach auſſen, um die Freude des Boshaften durch ihren fürchterlichen Anblik in Schrecken, durch ihre verderbliche Wirkung in Schmerz; hingegen unſren eignen bittren Verdruß in wohllüſtiges Gefühl unſrer Stärke, unſrer Furchtbarkeit zu verwandeln. Es ergiebt ſich hieraus, was ſchon längſt von den Moralphiloſophen bemerkt worden: daß dieſer Affekt am natürlichſten gegen denkende freye Weſen, gegen Perſonen erwacht; weniger natür-

τα λυπης τιμωριας Φαινομενης δια Φαινομενην ολιγωριαν &c. S. Rhet. Lib. II. c. 2. Er läßt ſich in ein umſtändliches Raiſonnement ein, um dieſe Erklärung zu beſtättigen.

natürlich gegen Thiere, die weder beleidigen noch verachten, ſondern nur ſchaden können, und völlig unnatürlich gegen todte lebloſe Weſen. Jedermann betrachtet es als eine Art von Verrückung, von Sinnloſigkeit, wann Xerxes das Meer geiſſeln, ihm Ketten anlegen und Brandmäler aufbrennen läßt. *) Eine ſo weit getriebene Raſerey war vielleicht nur bey einem Könige möglich, der weniger als andre Menſchen der unangenehmen Erinnerung an ſeine Ohnmacht und Abhängigkeit gewohnt, ſich eine Art von Troſt in dem wahnſinnigen Selbſtbetruge ſchuf, als ob er auch dem tobenden Meer die erlittene Kränkung vergelten, zurükgeben könnte.

Der Zorn rüſtet, wie geſagt, alle äuſſern Glieder mit Kraft; vorzüglich aber waſnet er die-

*) Plutarch. περι ασεργησιας. Ed. Reisk. Vol. VII. p. 787. Vergleichen Herodot. L. VII.

diejenigen, die zum Angreifen, zum Faſſen und zum Zerſtöhren geſchikt ſind. Wenn überhaupt die mit Blut und Säften überfüllten äuſſren Theile ſtrotzen und zittern und die gerötheten rollenden Augen Blicke wie Feuerſtrahlen ſchieſſen: ſo äuſſert ſich beſonders in Händen und Zähnen eine Art von Empörung, von Unruh; jene ziehen ſich krampfhaft zuſammen; dieſe werden geflerſcht und knirſchen. Es iſt die nehmliche Unruhe, die im Zuſtande der Wut Eber und Stier, jeder in ſeinen Waffen, empfinden; der eine in ſeinen Hauern, die er gleichſam zum Angriffe wezt; der andre in ſeinen Hörnern, mit denen er den Boden aufwühlt und Wolken von Sand in die Luft ſtäubt. Ueberdem ſchwellen noch, beſonders in der Gegend des Halſes, der Schläfen und der Stirne die Adern; das ganze Geſicht erſcheint wie Eine Gluth, Eine Verzuckung; ſeine Röthe iſt, wegen der Ueberfüllung mit Blut, nicht mehr die ſchöne Röthe des Verlangens,

der

der Liebe; alle Bewegungen sind eckigt und von der äusserſten Heftigkeit; der Schritt ist schwer, gestoßen, erschütternd. — Sie werden sagen: daß diese Veränderungen wenigstens nicht immer Statt finden; daß z. B. der Zornige eben so oft zu erbleichen als zu glühen pflege. Ich antworte: daß die wohllüstige Empfindung der Rachgierde mit der unangenehmen der erlittenen Kränkung abwechseln kann, oder wenn Sie lieber die Vereinigung beyder Empfindungen Zorn nennen: „daß dieser Zorn aus der Unlust über eine empfangene Beleidigung und aus der Begierde, sich „zu rächen, zusammengesezt ist.“ Der Philosoph, aus dem ich diese leztern Worte entlehne, fährt fort: „Diese Vorstellungen ringen „in einem aufgebrachten Gemüthe mit einander und bringen ganz entgegengesezte Bewegungen hervor, nachdem bald diese bald „jene die Oberhand gewinnt. Bald ergießt „sich das Blut in die äussren Theile des Zor-

„ni-

„nigen; die Augen ragen hervor und werden „feurig, das Angeſicht roth; er ſtampft mit den „Füſſen, ſchlägt um ſich und tobt wie ein Ra„ſender: dieſes ſind die Kennzeichen der herr„ſchenden Begierde ſich zu rächen. Bald „kehrt das Blut zum Herzen zurük; das wilde „Feuer der Augen verliſcht und ſie ſinken tief „in ihre Hölen; das Angeſicht erblaſſet und „die äuſſren Glieder hängen kraftlos zur Er„den: dieſes ſind die untrüglichſten Kennzeichen „der herrſchenden Unluſt über die empfangene „Beleidigung.“ *) So richtig dieſe Bemerkungen ſind; ſo müſte es doch mir, der ich noch bloß mit Begierde zu thun habe, erlaubt ſeyn, den Zorn nur von ſeiner einen Seite, die noch dazu die am meiſten charakteriſtiſche iſt, zu betrachten.

Wenn

*) S. Mendelsohns Philoſ. Schriften, 2. Th. S. 34. 35.

Wenn Sie sich die sämmtlichen angegebenen Gebehrden des Zorns zusammendenken; so kommt die zurükschreckendste, und wenn Sie noch den schäumenden giftigen Geyser, der im höchsten Zorne von den seitwärts geöfneten Unterlippen herabfließt, hinzunehmen, zugleich die ekelhafteste Häßlichkeit hervor, die dem ruhigen Zuschauer vor einer so verunstaltenden, zerrüttenden Leidenschaft einen tiefen Abscheu einprägt. Ob auch der Zornige selbst, so lange die Leidenschaft in ihm anhält, seinen eigenen Anblik verabscheuen würde? läßt sich bezweifeln. Plutarch zwar läßt seinen Fundanus sagen: daß er es einem verständigen Bedienten nicht übel deuten würde, wenn er ihm, so oft er in Zorn geriethe, den Spigel vorhielte; denn der Anblik seiner selbst in einem so widernatürlichen Zustande würde ihn gewiß den Zorn verabscheuen lehren. *) — Allein ich denke, der ver-

*) Am angef. O. S. 719.

verſtändige Bediente würde ſeinen Verſtand eben dadurch beweiſen, daß er den Spiegel ſtehn lieſſe; denn er liefe groſſe Gefahr, ihn an den Kopf zu bekommen. Mit Minerva, von welcher hier Plutarch erzehlt, daß ſie die Flöte unwillig von ſich warf, da ſie in einem Bache die Verſtellung ihrer Geſichtszüge beym Blaſen derſelben wahrnahm, verhielt es ſich anders: die Göttinn war ruhig und hatte als Frauenzimmer das Intereſſe, immer ſchön, nie häßlich zu ſcheinen. Sie wollte ſelbſt durch das Spielen der Flöte gefallen; aber der Zornige will Furcht einjagen, will ſchrecken. Hören Sie, was Seneca davon ſagt: Speculo equidem neminem deterritum ab ira credo. Qui ad ſpeculum venerat, ut ſe mutaret, jam mutaverat. Iratis quidem nulla eſt formoſior effigies, quam atrox & horrida, qualesque eſſe, etiam videri volunt. *)——

*) De Ira. L. II. c. 36.

Ich plaudre mich, wie ich ſo eben merke, ziemlich weit von meiner Materie weg; allein was könnt ich auch von den Gebehrden der Rachgierde, nach dem angeführten Römer, noch weiter ſagen? Er hat in jedem ſeiner drey Bücher vom Zorne eine eigne Beſchreibung davon gegeben, und jede derſelben iſt ſo beredt, iſt ſo ausführlich, daß ſelbſt ſein geſchworner Verehrer Lipſius mit einigem Unwillen ausruft: ubique diffuſe & cur toties? *) Wäh-

*) Comment. in Sen. p. 2. not. 5. — Die Stellen des Seneca finden ſich L. I. c. 1. L. II. c. 35. L. III. c. 4. Ich ſetze zur Probe die erſte hieher: Flagrant & micant oculi, multus ore toto rubor, exaeſtuante ab imis praecordiis ſanguine; labia quatiuntur, dentes comprimuntur, horrent ac ſubriguntur capilli, ſpiritus conſtus ac ſtridens; articulorum ſe ipſos torquentium ſonus, gemitus mugitusque & parum explanatis vocibus ſermo praeruptus & complosae ſaepius manus & pulſata humus pedibus & totum concitum corpus magnasque minas agens, ſoeda viſu & horrenda facies depraventium

Wählen Sie ſich aus den drey Stellen aus, welche Ihnen die ſchönſte und reichhaltigſte dünkt, und laſſen Sie mich nur noch die einzige Erinnerung für den Schauſpieler herwerfen: daß ſeine Nachahmung des Zorns auf einen andren Endzwek gerichtet iſt, als der wirkliche Zorn, und daß er bey einem Affekte, deſſen Aeuſſerungen ſo leicht ins Häßliche und Ekelhafte fallen, ſich vor allzuviel Wahrheit, und vollends vor Uebertreibung, noch ein wenig mehr zu hüten hat, als bey andren Affekten.

tium ſe atque intumeſcentium. Neſcias, utrum magis deteſtabile vitium ſit an deforme.

Achtzehnter Brief.

Ganz gewiß ſteke eine kleine Boßheit hinter der Frage: zu was für einer Klaſſe von Ausdrücken ich die meiſten des Zorns und der Rachgierde zähle? Sie wollen mir, denk ich, auf eine glimpfliche Art zu erkennen geben, wie ſchwankend und unbeſtimmt die gemachte Eintheilung ſey und wie ſie oft Verwirrungen eher ſtifte als hebe. Aber wo hab ich denn auch geſagt, daß ich dieſe Eintheilung für logiſchpräcis und vollkommen halte?

Es ſcheine, ſagen Sie, daß ich alle Veränderungen im Blute zu den phyſiologiſchen Ausdrücken wolle gezogen wiſſen, und doch zeige ſich beym Erblaſſen und Erröthen auch etwas der Seelenfaſſung Analoges: denn das Blut trete zurük, wo der Menſch ſich ſelbſt

ſelbſt, ſeine Gefahr, ſeine Unvollkommenheit beherzige; es ſtröme in die äuſſren Theile, wo er ſeinen Feind, ſeine eigne Kraft, ſeine wohllüſtige Rache denke. — Gut! antworte ich; ſo nehmen Sie denn jene Erſcheinungen aus der Klaſſe der phyſiologiſchen in die der analogen hinüber. — Aber zugleich, fahren Sie fort, könne man ſich kaum erwehren, bey dieſem Erblaſſen und Erröthen etwas Abſichtliches, etwas zwar nur Inſtinktartig, aber darum doch immer von der Seele Veranſtaltetes zu denken. Die Seele ſcheine innerlich, bey heftigen Anwandelungen der Furcht, Blut und Säfte eben ſo, wie äuſſerlich den ganzen Körper, retten zu wollen; ſie fliehe mit jenen in die verborgenſten Gefäſſe des Lebens, wie ſie mit dieſem in die entlegenſten ſicherſten Schlupfwinkel fliehe. Hingegen treibe ſie beym Zorn, der Abſicht der Rache gemäß, alle Kräfte nach auſſen und vorzüglich in die zum Angreifen ſchiklichen Theile. — Das iſt abermals wahr,

und so heben Sie denn meinetwegen diese Ausdrücke aus der Klasse der analogen wieder heraus und tragen sie in die höhere der absichtlichen ein. Nur sehn Sie dann zu, wie Sie mit den Freunden des Mechanismus und unter andern mit einem Manne, wie Haller, fertig werden. — So gar viele Mühe zwar mögte Ihnen die Widerlegung dieses größern Physiologen als Philosophen nicht kosten: denn seine Argumente, wie ich aufrichtig gestehn muß, sind nicht die stärksten. Wenn er sagt: daß es die größte Ungeschicktheit von der Seele seyn würde, im Affekte der Furcht den Knieen die Kraft zu entziehen und sie dadurch des Vermögens zur Flucht zu berauben; *) so können Sie ihm entgegensetzen: daß eine

sol-

*) Elem. Physiol. T. V. L. XVII. §. 7. p. m. 518. In metu, ad fugiendam imminens malum, si propriam conservationem finem eorum motuum facias, quid absurdius tremore genuum, de-

ſolche Abgeſchmaktheit ſich durch die Hitze und Verwirrung des Affektes vollkommen erklären laſſe. Warf doch jener, der im dritten Stocke wohnte und das Seinige bey entſtandener Feuersbrunſt retten wollte, Spiegel und Porcellan und Gläſer zum Fenſter hinunter! Die Seele handelt da freylich äuſſerſt tumultuariſch, und ſie kann auch in ihren Körper überhaupt nicht anders, als nach ſehr dunklen Ideen, wirken; nach Ideen, die noch ein wenig dunkler als diejenigen ſind, welche ſich ſo Viele von den dunklen Ideen ſelbſt ſcheinen gemacht zu haben. — Wenn Haller ferner fragt: was die erregte Galle, was Durchlauf und Epilepſie mit der Abſicht, ſich an ſeinem Feinde zu rächen, gemein haben? ſo können Sie antworten: daß man das erſte nicht wiſſe, und daß die bey-

debilitate ſuboria? In ira, quid in emota bile & diarrhoea boni ad ulciſcendum hoſtem, quid in epilepſia?

den lezten Wirkungen, vermuthlich wider alle Abſicht der Seele, durch den bloßen Mechanismus des Körpers erfolgen, der überhaupt, wenn man Erſcheinungen dieſer Art erklären wolle, nie dürfe vergeſſen werden. Denn zu geſchweigen, daß nur durch dieſen Mechanismus die Einwirkung möglich wird, ſo kann das Spiel der einmal angeſtoßenen Maſchine nicht nur ganz fremde, ſondern, wie ſchon geſagt, auch ganz widerwärtige Folgen hervorbringen und ſtatt der Selbſterhaltung, welche die dunkelgedachte Abſicht war, Zerrüttung und Zerſtöhrung bewirken. — Sie ſehen, ich fahre nur äuſſerſt leicht, und mehr wie im Scherze, über dieſe Materie hin; aber wozu auch eine ſo epiſodiſche, von meinem eigentlichen Zwek ſo entlegene Unterſuchung? eine Unterſuchung, die noch überdieß, ihrer Natur nach, nie kann zu Ende gebracht werden? Laſſen Sie uns, wenigſtens hier, eine Frage völlig aufgeben, bey deren feinſten

und

und glüklichſten Entſcheidung wir doch zulezt unſre Unwiſſenheit, in Anſehung des Hauptpunktes, würden bekennen müſſen! Laſſen Sie uns die Hülle lieber gar nicht anfaſſen, von der wir ſchon wiſſen, daß auch die vertrauteſten Lieblinge der Natur ſie nicht haben wegheben dürfen! — —

Für ihre Bemerkung, wie der Zorn von ſeinem wahren Gegenſtande ſich oft auf ganz fremde und unſchuldige abzuleiten pflege, danke ich Ihnen recht ſehr: der Schauſpieler kann davon in der That vielen Nutzen ziehen. Nur ſehe ich nicht, warum Sie aus den vielen Beyſpielen beym Home, dem Sie Ihre Bemerkung ſchuldig zu ſeyn geſtehen, gerade dasjenige ausheben, welches mir das am wenigſten treffende ſcheint. „Im Othello, ſagt „Home *), hat Jago durch zweydeutige Win-

„ke

*) Grundſ. der Krit. Th. 1. S. 109.

„ke und verdächtige Umstände die Eyfersucht „des Othello erregt, welche diesem gleich„wohl noch zu wenig gegründet scheint, um „sie an Desdemona, dem eigentlichen Gegen„stande derselben, auszulassen. Die hier„durch entstehende Verwirrung und Beäng„stigung seiner Seele reizt auf einen Augen„blik seinen Zorn wider den Jago, den er zwar „noch für unschuldig, aber doch für denjeni„gen ansieht, der zu dieser Eyfersucht Gelegen„heit gegeben.“ *) Ich denke, daß hier der Zorn gar nicht den unrechten, sondern völlig den rechten Gegenstand faßt: denn Othello, der von Desdemonens Reizen zu sehr bezaubert ist und die Martern der Eyfersucht zu grausam und unerträglich findet, neigt sich ganz sichtbar von dem Zweifel an Desdemonens Keuschheit zu dem ganz entgegengesezten an Jagos Rechtschaffenheit. Besser, deucht mir, hätte

So-

*) Dritt. Aufz. Dritt. Auftr.

Rome gethan, wenn er die anderswo gemachte Bemerkung, daß der Bote einer verhaßten Nachricht ſelbſt verhaßt werde, hiehergezogen und durch ein ſehr redendes Beyſpiel aus Shakeſpears Antonius und Kleopatra erläutert hätte. *) Doch trift der Zorn auch noch hier, wenn Sie die Erklärung des Ariſtoteles annehmen wollen, keinen ganz falſchen Gegenſtand; denn die Kälte und Ruhe eines Boten, bey unſrem eigenen bittern Verdruſſe ſcheint uns, nach der Meynung dieſes Weltweiſen, eine Art von Beleidigung, von Verachtung, und bringt uns alſo ganz natürlich in Hitze. **)

In-

*) Zweyt. Aufz. fünfter Auftr.

**) Rhetor. am angef. Orte. Ed. Lipſ. p. 87. — Ariſtoteles häuft hier eine Menge Bemerkungen, die ſich alle aus ſeinem feſtgeſezten Begriff vom Zorn erklären laſſen. Er hatte vorher geſagt: οργιζονται. . . και τοις επιχαιρεκα-

κως

Indeſſen iſt doch ſo viel gewiß, daß nicht der unſchuldige Bote, ſondern der treuloſe Geliebte ſelbſt, wenn er jezt eben hereingetreten wäre und nur nicht andre Betrachtungen es verhindert hätten, den Zorn der Kleopatra würde empfunden, und daß die Königinn auch an einem bloßen Briefe, der doch ſicher an ihrem Schmerz nicht hätte Theil nehmen, noch ihrer ſchonen können, Wut und Rache würde ausgelaſſen haben. Wie oft ſehen wir Briefe in der Hand zerknittern, mit Füßen treten, mit den Zähnen zerreiſſen! — Vielleicht bringen wir die ganze Sache aufs Reine, wenn wir, ohne bloß von fremden und unſchuldigen Gegenſtänden zu reden, uns allgemeiner faſſen

ταις ατυχιαις, και ὁλως· ευθυμημενοις εν ταις ἑαυτων ατυχιαις· η γαρ εχθρα η ολιγωρουντος σημειον: und dann folgt die im Text angeführte Bemerkung: και τοις μη φροντιζουσιν, εαν λυπησωσι· διο και τοις κακα αγγελλουσιν οργιζονται.

faſſen und ſagen: daß die Rachgier eine wütende Leidenſchaft iſt, die nicht leicht innerhalb des Menſchen verſtürmt und verſiedet; daß ſie da, wo ſie des gewünſchten eigentlichen Gegenſtandes entbehrt, ſich freylich am liebſten an ſolchen Dingen, lebendigen oder lebloſen, erholt, die mit jenem Gegenſtande in irgend einer nähern Verbindung ſtehen; daß ſie aber auch da, wo ſie keiner andren Dinge habhaft werden kann, gegen ganz fremde und unſchuldige Weſen wütet, die ſie wirft, ſchlägt, zerſtampft, zerbricht, zerreißt, und daß ſie endlich, wo ſie auch auf dieſe Art ſich nicht äuſſern kann oder darf, ſich gierig wie der Hunger gegen den Menſchen ſelbſt kehrt und ihn mit aller ihrer glühenden Hitze anfällt. Die wilde Begierde des Menſchen iſt nun einmal erwekt, und ſein ganzes Nervenſyſtem in Unruh: es deucht ihm ein geringeres Leiden, ſich die Lippen blutig zu beiſſen, die Nägel zu zerkäuen, das Haar zu zerraufen, oder wie jener

Ita-

Italiener, der nach und nach ſeine ganze Börſe verlor, bey äuſſrer ſcheinbarer Ruhe, mit der im Buſen verborgenen Hand ſich heimlich das Fleiſch zu zerkneipen, als ohne irgend eine gewaltſame Handlung ruhig und müſſig zu bleiben. Die Hände, die Zähne, die Füße wollen ſchlechterdings etwas zu thun haben; man ſieht ihre unruhige Bewegung ſchon bey gehaltenem geringern Verdruſſe; der Menſch nagt immer ein wenig die Unterlippe, wirgt den Fuß hin und her, tritt gegen die Erde, zieht die Schöße der Weſte nieder, knöpft auf und zu, ſtößt den Boden des Huts ein oder zerwirkt ihn, fährt ſich hinter die Ohren und kreut in den Haaren. — Daß die Hände ſo vorzüglich gern den Weg in die Haare nehmen, zeugt von einer unangenehmen Veränderung in der Haut des Kopfes, dergleichen ſich auch bey den Affekten der Furcht und des Schreckens äuſſert. — —

Ich

Ich denke ſo eben, ob nicht dieſe Ableitung des Affekts auf verwandte und auf völlig fremde Gegenſtände einer der Punkte ſeyn ſollte, die ſich, mehr oder weniger, bey allen Begierden finden? Von der Furcht wenigſtens iſt es bekannt, daß ſie in ihren höhern Graden die Idee der Gefahr auf alle, auch die unſchädlichſten, Gegenſtände überträgt und vor jedem Geräuſch, jedem Schatten zurükbebt. Sie erinnern ſich des vortreflichen Gemäldes im Virgil, wo Aeneas ſeinen grauen Vater auf den Schultern aus dem brennenden Troja trägt und den kleinen Aſkanius neben ſich herführt.

— — Ferimur per opaca locorum
Et me, quem dudum non ulla injecta movebant
Tela, neque adverſo glomerati ex agmine Graji,
Nunc omnes terrent auras, ſonus excitat omnis

Suſpenſum & pariter comitique onerique
timentem. *)

Auch bey der annähernden Begierde findet ſich unter gewiſſen Umſtänden etwas Aehnliches. Ich werde ſogleich Gelegenheit haben, davon zu reden, und werfe alſo hier nur die flüchtige Bemerkung her: daß die Freudenvolle Liebe, nicht nur wenn ſie ihres eigentlichen Gegenſtandes entbehrt, ſondern oft auch im vollen Entzücken des Beſitzes, ſich in Wohlthätigkeit, Liebkoſungen und Umarmungen auch gegen andre umgebende Weſen äußert. Leſſings Minna, die ihren Geliebten wiederzuſehen hofft, beſchenkt indeſſen ihr Kammermädchen; Cumberlands Weſtindier umarmt, nachdem er die Hand ſeiner Dudley erhalten, die ganze Geſellſchaft. Die Liebe reißt hier, eben ſo ungeſtüm wie der Zorn, alles, was ſich ihr nähert, in ihren Wirbel.

*) Aeneid. L. II. v. 725-729.

Neun-

Neunzehnter Brief.

„Keine Leidenſchaft der Seele“ läßt Hemſterhuis ſeinen Sokrates ſagen „iſt als Lei„denſchaft der Seele, ſondern nur in ſo ferne „ſichtbar, als ſie auf die ſichtbaren Theile des „Körpers wirkt. Nun iſt dieſe Wirkung von „zwey verſchiednen Arten; die eine Art ver„ändert bloß die Modifikationen der ſichtbaren „Theile des Körpers, und dieß iſt der Fall bey „der Traurigkeit, der Niedergeſchlagenheit, „der Hofnung; die andere Art bringt dieſe „Veränderungen hervor, damit eine äuſſerli„che Wirkung daraus entſtehe; wie bey dem „Zorn, der Furcht oder dem Verlangen.“ *) — Das iſt, wie Sie ſehen, ohngefähr der

*) In dem Geſpräche: Simon oder von den Kräften der Seele. S. vermiſchte philoſ. Schriften, Th. 1. S. 277. ff.

nehmliche Unterſchied, den auch ich unter den Affekten feſtgeſezt, und wornach ich ſie in Begierde und Anſchauen getheilt habe. Begierde iſt mir nur das, was ſich durch ſichtbare charakteriſtiſche Bewegungen des Strebens wirklich als Begierde ankündigt; alles Uebrige, was zwar im Grunde auch, wie überhaupt jede Wirkung der Seele, eine Art von Streben iſt, aber nicht ſichtbar als Streben erſcheint, ſetz ich unter dem Namen des bloßen Anſchauens der Begierde entgegen. — Der Naturlehrer weiß es ſehr wohl: daß der Magnet das Eiſen nur durch einen ſteten unſichtbar ausſtrömenden Wirbel feſthält; daß nur die zu mächtigen Hinderniſſe den unaufhörlichen Trieb zum Losſchnellen in der eingepreßten Feder unwirkſam machen; daß ſich überhaupt in der ganzen Natur nirgends und nie auch nur ein Augenblik Ruhe findet: aber ſoll er denn darum, weil alle Ruhe nur Schein iſt, auch niemals von Ruhe reden? niemals die Ruhe

der

der Bewegung entgegenſetzen? Und ſoll der Mimiker die Leidenſchaft der Liebe auch da, wo ſie kein Beſtreben nach Annäherung, den Haß auch da, wo er kein Beſtreben nach Angrif ausdruckt, Begierde nennen, weil jene in der That an den Reizen der Schönheit, wie die Biene an den Süßigkeiten der Blume, im Stillen fortſaugt? oder weil dieſer, wie das aufgehängte Schwert des Dionys, immer fallen und im Fallen verwunden mögte?*) — Wenn es Ihnen ſonderbar ſcheint, daß ich gerade jezt auf dieſe Materie komme; ſo erinnern Sie ſich der Einwürfe, die Sie meiner Eintheilung gleich damals, als ich ſie machte, entgegenſezten und die Sie mir jezt, da ich zu den Affekten des Anſchauens fortgehe, ohne dieſe Vorerinnerung leicht wiederholen könnten.

*) Macrob. in Somn. Scipion. C. X.

Der Mimiker, der nur mit den äuſſren Erſcheinungen der Leidenſchaften zu thun hat, muß ſich überhaupt dem Philoſophen, der ihre innre Natur entwickelt, nicht zu ängſtlich zur Seite halten und ihm weder in Erklärungen noch in Eintheilungen zu gewiſſenhaft folgen. Denn es giebt für den Philoſophen Einheit, die für den Mimiker Mannichfaltigkeit wird, und wiederum giebt es für den Philoſophen Mannichfaltigkeit, die ſich für den Mimiker in Einheit verwandelt. Eine und dieſelbige Quelle kann in mehrere Bäche ausſtrömen, aber auch verſchiedene Quellen können zu Einem ungetheilten Bache zuſammenflieſſen. — Doch ich finde, daß ich mich ſo im Allgemeinen, weder mit noch ohne Bild, recht verſtändlich mache, und ich will alſo lieber von beyden Fällen, da die Sache nicht unwichtig iſt, einige Beyſpiele geben.

Der Philoſoph kann den Neid, wenn er will, von der Mißgunſt unterſcheiden; er kann ſagen, daß jener aus Selbſtſucht, dieſer aus Feindſchaft entſpringe; daß Cato den Feinden der Republik, die er als ſeine eigenen anſah, ihre Ehrenämter nur gemißgönnt, Cäſar und Pompejus ihre Vortheile einander beneidet haben. Der Unterſchied iſt merkwürdig und wahr; aber um ihn zu finden, muß man bis ins Innre der Seele dringen: im äuſſren Gebehrdenſpiel zeigt ſich keiner. Beyde Affekten verziehen das Geſicht zum Verdruſſe; beyde können ihren Gegenſtand mit ſeitwärts geworfenen Blicken anſchielen, beyde dem Körper eine halbverwandte Stellung geben. Nicht einmal der ſtärkere oder geringere Grad, das Edlere oder Unedlere des Ausdrucks, kann hier zum Unterſchied dienen: denn Mißgunſt kann eben ſo heftig als Neid und kann eben ſo unedel ſeyn. Zu geſchweigen, daß auch Neid und Mißgunſt zuſammen in ihrem Ausdruk

nichts Eignes haben, wodurch sie sich vom Argwohn oder wenigstens vom Haß unterschieden. — Le Brun zeichnet uns zuerst die Eifersucht, dann den Haß. Wir hoffen, unter den zwey verschiednen Rubriken, zu den zwey verschiednen Blättern, nun auch zwey verschiedne Beschreibungen zu lesen; aber vergebens! Er beruft sich, da er vom Hasse reden soll, auf das, was er von der Eifersucht gesagt hat, und findet nicht, daß jener Affekt in seinem Ausdruk etwas Verschiednes oder Besonderes habe. *) Gesezt, daß wirklich Eifersucht und Haß alle ihre Züge, und daß sie sie immer mit einander gemein hätten: warum machte sich der Künstler die vergebliche Mühe? warum

*) Am angef. O. S. 29. Comme la haine & la jalousie ont un grand rapport entr'elles & que leurs mouvemens exterieurs sont presque semblables, nous n'avons rien a remarquer en cette passion de different ni de particulier.

um ſparte er nicht als Schriftſteller die Worte, und als Zeichner die Kreide?

Aber iſt es denn in der That mit Haß und Eiferſucht eben der Fall, wie mit Neid und Mißgunſt? Erſcheint wirklich die Eiferſucht nur unter der Geſtalt des Haſſes, und hört ſie auf zu ſeyn was ſie iſt, ſobald ſie unter einer andern erſcheint? Sie ſehen hier, wenn ich nicht irre, den zweyten Fall, wo der Philoſoph in der Quelle mannichfaltiger Bewegungen Einheit entdeckt, die der Mimiker in dieſen Bewegungen ſelbſt nicht gewahr wird und die alſo auch der Zeichner nicht darſtellen kann. Wenn Sie die Eiferſucht des Ehrgeizes betrachten; ſo gehört ihr Ausdruk bald der Scham, bald dem zornartigen Verdruß, bald der Wehmuth, ohne daß ſich in allen dieſen Aeuſſerungen das Eigne, das Charakteriſtiſche angeben ließe, welches nur der Eiferſucht zukäme und welches z. B. die Thränen, die

der junge Cäsar bey Alexanders Geschichte weint, *) von den Thränen jeder andren edlen Traurigkeit unterschiede. Wenn Sie vollends die Eifersucht der Liebe betrachten; so haben Sie einen wahren Proteus, der nie eine eigne und jeden Augenblick eine andre Gestalt zeigt. Othello wütet, weint, hohnlächelt, späht mit argwöhnischem Blick, jammert, fällt in Ohnmacht, schlägt, mordet: alle diese Ausdrücke gehören der Eifersucht; aber wie unendlich abweichend und mannichfaltig sind sie! wie wenig sich selbst in jedem Augenblik ähnlich! Nichts Beständiges und Bleibendes in allen diesen Veränderungen; nichts in irgend einer, worinn wir gerade nur Eifersucht und keinen andren Affekt erblickten! Was für ein Gebehrdenspiel kann also der Mimiker, der Künstler, der leidenschaftliche Entwürfe als Muster

*) S. Plutarch verglichen mit Sveton. Beyde in Cäsars Leben.

Muſter vorzeichnet, dieſem Affekte geben? Keines. Den Haß, die Wehmuth, den Hohn; alle die einfachen oder gemiſchten Ausdrücke, welche nach und nach die Eiferſucht annimmt, mag er beſtimmen können; aber die Züge der Eiferſucht ſelbſt, eben weil dieſe keine eigenen hat, kann er nicht beſtimmen. Le Brun, wie geſagt, hat die Mine des Haſſes angegeben; aber nicht aller Haß iſt Eiferſucht, und nicht alle Eiferſucht zeigt ſich als Haß. Hätte er dieſe Leidenſchaft als allegoriſche Perſon in einem wirklichen Gemälde aufzuführen gehabt; ſo hätte er ſie freylich nur von Einer Seite faſſen können, und hätte ſie am beſten von ihrer merkwürdigſten, gewöhnlichſten gefaßt, unter welcher man ſie vorzüglich denkt: aber als Lehrer des Ausdrucks, der die weſentlichen Grundzüge der Affekten angeben will, die ſich bey aller Mannichfaltigkeit ihrer Modifikationen erhalten, hätte er ſie nicht zeichnen, hätte er auf die Zeichnungen aller andren Affekten, de-

ren Gestalt die Eifersucht annimmt, bloß hinweisen und es der Beurtheilung des Künstlers überlassen sollen, was für einen Ausdruk er nach Maaßgabe der jedesmaligen Situation zu wählen und mit welchen andern er ihn zu versehen, zu mischen habe? —

Entzücken und Verzweiflung sind Wörter, mit welchen man die äussersten Grade angenehmer und unangenehmer Empfindungen bezeichnet. Entzücken kann die hinschmachtendste Wohllust und kann die beseelteste Freude; Verzweiflung kann die empörteste Wut und kann die niedergeworfenste Traurigkeit seyn: was für Einheit kann auch hier der Mimiker angeben? Wenn er mir das Entzücken als eine Art von Ohnmacht schildert, die alle Glieder in wohllüstiger Erschlaffung hängen läßt und die schwimmenden Augen unter stillem Lächeln hinter dem Liede verbirgt; so werd ich ihn fragen: ob er nicht auch in dem heitersten,

fröh-

fröhlichſten Angeſichte, in den lichtvollſten Augen, in weit ausgebreiteten Armen und einer vom Boden ſich gleichſam in die Luft hebenden Figur Entzücken finde? (Fig. 27 und 28.) Er müſte denn das Wort in ſeiner eigentlichſten Bedeutung nehmen und es bloß von dem geiſtigwohllüſtigen Anſchauen einer ſchwärmeriſchen Phantaſie erklären. Das wäre denn eine Ausflucht, die ich ihm freylich gönnen müſte; die ihm aber doch bey der Verzweiflung nicht mehr zu Statten käme. Denn wenn man in dem bekannten engliſchen Blatte den abgezehrten, vor Hunger ſchon halb zur Leiche gewordenen, Ugolino anſieht; ſo iſt doch da eben ſo ſicher Ausdruk der Verzweiflung, als wenn man ſich das Gemälde eines Selbſtmörders denkt, wie es Da Vinci angiebt: aber wo iſt noch eine Spur von Aehnlichkeit in Geſichtsausdruk oder in Stellung? „Einen „Menſchen in Verzweiflung, ſagt Da Vinci, *) „kann

*) Traité de la peinture. Ch. CCLVI. p. 219.

„kann man vorstellen, wie er seine Kleider zer-
„rissen, sein Haar zerrauft hat; wie er mit
„der einen Hand das mördrische Messer hält,
„mit der andren die Wunde öffnet und weitet;
„wie er, die Füße weit aus einander gestellt,
„mit einsinkendem, vorhangendem Körper
„schon zur Erde zu stürzen scheint." — Sie sehen indessen wohl, daß das nur ein Vorschlag ist, den der vortrefliche Künstler thut; denn er redet nur von dem, was man kann, nicht von dem, was man soll: und gewiß hatte er bloß die personificirte Verzweiflung, wenn diese einmal in einem Gemälde aufzuführen wäre, im Sinne.

Um die Wiederholungen und Verwirrungen, wovon wir hier Beyspiele sahn, zu vermeiden, lassen Sie uns unsren eigenen Weg nehmen, und ohne auf die Unterschiede, welche die Wörtersprache bemerkt, ohne auf Einheit und Mannichfaltigkeit im Innern der

Seele

Seele zu achten, nie weiter, wenn auch nicht überall ſo weit gehen, als uns Einheit oder Mannichfaltigkeit in den ſichtbaren Ausdrücken führen! Dieſes hätte billig ſchon De Piles thun ſollen, da er die Unbequemlichkeiten des bisherigen Weges gewahr ward; aber er wich lieber der wichtigen Lehre von den Leidenſchaften unter dem Vorwande aus: daß er die Phantaſie der Künſtler nicht einſchränken und ihren Werken nicht das Verdienſt der Neuheit und Mannichfaltigkeit rauben wolle. *)

*) S. Oeuvres diverſes de Mr. De Piles. T. II. p. 146. ſqq.

Zwanzigſter Brief.

Carteſius unterſcheidet körperliche Empfindungen ausdrüklich von den Leidenſchaften der Seele; *) Le Brun, ſo treulich er ſonſt ihm nachgeht, weicht hier ſtillſchweigends ab und redet mitten in der Lehre von den Affekten auch vom Ausdruk körperlichen Schmerzens. Ich folge hier weder dieſem noch jenem: denn ich denke, ich will die Lehre vom Ausdruk körperlicher Empfindungen lieber ganz überhüpfen; theils, weil ich da ſo Manches ſagen müßte, was ſich nicht wohl ſagen läßt; theils auch, weil dieſe Lehre für den Schauſpieler, auf den ich doch einmal vorzüglich Rükſicht nehme, von minderer Wichtigkeit iſt. Ganz indeſſen läßt ſich von den körperlichen Empfindungen nicht ſchweigen: denn oft ſind ſie Fol-

*) Paſſ. An. art. 29. cf. art. 25.

Folgen der innren Gemüthsbewegungen, und dann führt uns ihr Ausdruk auf dieſe Gemüthsbewegungen, als auf ihre Quelle, zurük. Wenn beym Beaumarchais der Vater der Eugenie durch Aufreiſſen der Bruſt ſeinem beängſtigten Herzen gleichſam Luft macht; wenn Othello, noch hin und her ſchwankend, eh er in Ohnmacht ſinkt, die eine Hand vielleicht vor ſein ſchwindelndes Haupt, die andre vor ſein gepreßtes Herz ſchlägt, indeſſen die Zunge nichts als abgebrochene Reden, als halbe Gedanken ſtammelt; wenn der ärgerliche Oberſt in Groſsmanns Henriette ohne Unterlaß die Fingerſpitzen im Haar hat, oder — damit ich den Sprung, den ich vom Stärkern aufs Schwächere that, wieder zurükthue — wenn die glühende Sappho, der ſchwärmeriſche Antiochus, *) ſchmachtend und faſt ent-

*) Plutarch im Leben des Demetrius. Longin. de Subl. c. X.

entſeelt vor Liebe, unter der Empfindung der ſie anwandelnden Schwachheiten arbeiten: ſo erkennen wir in dieſen äuſſren Bewegungen zunächſt die Veränderungen, welche im Körper, und mittelbar durch dieſe die, welche im Innern der Seele vorgehn. —

Affekten des Herzens, hab ich geſagt, entſtehen aus wahrgenommener Vollkommenheit oder Unvollkommenheit unſer ſelbſt: die Vollkommenheit erzeugt die angenehmen, die Unvollkommenheit die unangenehmen; beyder Verknüpfung die vermiſchten Empfindungen. Eine ſolche vermiſchte Empfindung hat zwar oft, aber doch nicht immer, einen zuſammengeſezten Ausdruk: und manche können daher in der Mimik als einfach betrachtet werden. Reiner Schmerz und reine Freude, ſagen die Weltweiſen, laſſen beyde die Augen trocken; erſt müſſen ſich angenehme Ideen in unangenehme, oder umgekehrt, zu miſchen anfangen,

wenn

wenn die Thräne hervorbrechen ſoll. Die Bemerkung iſt richtig; aber im Ausdrucke findet man die Miſchung nur bey der Wehmuth der Freude, die ihre Thränen auf lächelnde Wangen ſchüttet: die Wehmuth des Schmerzens, die das ganze Geſicht zum Weinen verzerrt, iſt dem Ausdruk nach nur reine, einfache Empfindung. — Laſſen Sie uns mit den angenehmen Affekten, deren Betrachtung vermuthlich ergötzender als die der unangenehmen ſeyn wird, den Anfang machen! Seltſam iſts freylich, daß man ſich das Gute ſo gern vorweg nimmt, aber einmal macht mans doch ſo, daß man, bey noch voller Schale, nach den ſchönſten und ſchmakhafteſten Früchten gleich zuerſt greift. —

Es giebt Menſchen von einer ſo glüklichen Miſchung der Säfte, einem Blute, das ſo leicht und ſanft auch durch das feinere Geäder hinwallt, und was damit immer verbunden iſt,

von einem so unaufgehaltenfreyen, so leichten, so muntren Ideengange, daß ihr Leben fast immer heiter, ihr Herz fast immer zum Vergnügen gestimmt ist. Wenn sich der Phantasie solcher Glücklichen vorzüglich reizende, lachende Bilder malen, oder wenn sich auch in dem äussren Zustande irgend eines Menschen, von welchem Charakter er sey, ausserordentlich glükliche Begebenheiten hervorthun; Vorfälle, die der Seele auf einmal eine weite Aussicht von angenehmen Folgen für die Zukunft öffnen, durch welche sie leicht und ohne Hinderniß forteilt: so zeigt sich nicht bloße Zufriedenheit oder Heiterkeit, sondern jener höhere Grad angenehmer Empfindung, auf welchen ich den Namen der Freude gänzlich einschränken mögte. In dem Spiel dieser Freude erblickt man die vollkommenste Analogie, den deutlichen Abdruk einer Seele, die dem willkommnen Besuch angenehmer Ideen gleichsam alle Zugänge aufschließt, und die das

Maaß

Maaß in den Bewegungen ihres Körpers genau nach dem Maaße der Geschwindigkeit, Leichtigkeit und Gebundenheit abmißt, welches sich in dem Gange ihrer herrschenden klärern Vorstellungen findet. Das Gesicht ist in allen seinen Theilen offen und frey, die Stirne heiter und ausgeglättet; das Haupt schwillt sanft aus den Schultern empor; in dem sprechenden Auge sieht man den ganzen Rand des lichtvollern Apfels; der Mund zeigt das liebliche semihians labellum des kleinen Torquato;*) der Körper ist von den Händen unbedeckt, der Gang sich hebend und munter; Leichtigkeit, Geschmeidigkeit, Gebundenheit, mit Einem Worte: Grazie herrscht in den Bewegungen aller Glieder. Sie erkennen hieraus: daß die Erscheinungen der Freude alle schön und anmuthig sind, und so können Sie leicht den Schluß machen: daß sie um so cha-

*) Catull. LIX. v. 220.

rakteriſtiſcher ſeyn, um ſo mehr der Freude ähnlich ſehen werden, je mehr Schönheit und Anmuth die Ideen ſelbſt haben, welche die Seele anſchaut, und je mehr alſo dieſe Ideen die angegebenen Analogieen begünſtigen. Die Freude des Stolzen, der die hohen Entwürfe ſeines Ehrgeizes gelingen ſieht, wird noch immer das Angeſicht und den ganzen Körper öffnen, noch immer den Bewegungen Leichtigkeit und Geſchmeidigkeit geben: aber der Umſtand, daß die in der Seele des Stolzen ſich entwickelnde Ideen groſſe, weitſichtige, erhabne Ideen ſind, wird doch immer dem Charakter der Empfindung etwas zu entziehen ſcheinen. Man wird nicht ſowohl reine Freude, als vielmehr eine Miſchung von Freude und Stolz zu erblicken glauben. Hingegen wird ſich die Freude des Liebhabers, der lauter ſchöne, ſanfte, liebliche Ideen durchläuft, ganz ungeſchwächt und mehr unter dem reinen, unverfälſchten Charakter der Freude zeigen. —

Daß

Daß der Ausdruk dieſer Empfindung, eben wie ſie ſelbſt, ſeine Grade habe, braucht keiner Erinnerung; aber immer iſt doch auch der höchſte Grad des Entzückens nichts als Verſtärkung der hier angegebenen Züge. (Fig. 28.) Nur da freylich ſcheinen dieſe Züge, wo nicht ganz zu verſchwinden, doch alle Grazie zu verlieren, wo die Freude zu ſchökerhaft wird, oder wo ſie in einen Muthwillen ausartet, der das Geſicht in Fratze und die Bewegungen in Gaukelſprünge verwandelt.

Die Handlungen, in welche die Freude immer gern ausbricht, ſind lebhafte Eindrücke, die ſie für alle Sinne hervorbringt, Wohlleben, Lachen, Singen, Händeklatſchen, Tanzen und — wie ich ſchon im vorlezten Briefe ſagte — Mittheilung gegen alle, die ſie in ihr Intereſſe zu ziehen hofft, Beſtechung gleichſam zur Theilnehmung durch Umarmungen, Freundſchaftsbezeugungen, Wohlthaten; vor-

züglich Liebkosung derer, von deren guten Gesinnung, oder ähnlichen Lage, oder vollen Mitgenossenschaft an dem glüklichen Schikſal, ſie die innigſte lebhafteſte Sympathie erwartet. Menſchen, die einerley Unglük und Gefahr überſtanden haben, liegen ſich gern, in dem erſten Augenblik ihres Entzükens, einer dem andern in den Armen und vermiſchen Glükwünſche und Freudenthränen. In der Erzehlung des alten Arnolds beym Diderot findet ſich auch folgender wahre, rührende Zug: „Den Gefahren des Meers ſo glüklich entgan„gen, begrüßten wir das feſte Land mit tau„ſend freudigen Ausrufungen und umarmten „uns alle untereinander, Befehlshaber, Offi„ciere, Reiſende, Matroſen und wer wir alle „waren.“ *) — Die Stelle wäre, ihrer groſſen Natur und Simplicität wegen, eines Griechen würdig, und ich wette wie viel? der

gute

*) Natürl. Sohn, dritt. Akt, ſiebent. Auftr.

gute Diderot iſt ſie auch einem Griechen ſchuldig. Wenigſtens hat ſie mit einem ſehr hervorſtechenden Zuge im Xenophon, der, wohl zu merken, weit mehr am rechten Orte ſteht und durch den Zuſammenhang der Geſchichte weit natürlicher herbeygeführt wird, eine gar auffallende Aehnlichkeit. Die zehntauſend Griechen, wiſſen Sie, hatten auf ihrem Rükzuge aus Aſien mit unſaglich viel Noth und Gefahr gerungen; jezt, da ſie endlich die Höhe des Berges Teches erreichen, erblicken ſie plözlich das Meer: ihre ganze Seele wird Freude, und Alles bricht in Thränen und Umarmungen aus, Befehlshaber, Hauptleute, Gemeine.*)

Nehmen Sie jezt die Neuheit und Geſchwindigkeit des Eindruks, welchen einzelne

*) De Cyri Exp. L. IV. c. 7. Ἐπεὶ δὲ ἀφίκοντο πάντες ἐπὶ τὸ ὄρος, ἐνταῦθα δὴ περιβάλλον ἀλλήλους, καὶ στρατηγοὶ, καὶ λοχαγοὶ, ἐδάκρυον τες.

glükliche Begebenheiten machen, hinweg; laſſen Sie die angeſchaute Vollkommenheit bleibende Eigenſchaft ſeyn, und geben Sie dem Anſchauen ſelbſt Ruhe und Maße: ſo kann zwar noch immer die Empfindung ſehr viel Angenehmes und Süßes haben; aber das Charakteriſtiſche der Freude verſchwindet, und es kommt nun Alles auf die Beſchaffenheit der Idee an, welche das Gebehrdenſpiel ausdrucken ſoll. Sie werden dieſes ſogleich an den Ausdrücken des Selbſtgefallens erkennen; derjenigen angenehmen Empfindung, wo der Menſch die Vollkommenheit, die er anſchaut, als zu ſeinem Ich gehörig, als Theil oder Eigenthum ſeiner ſelbſt betrachtet.

Iſt es Schönheit und Reiz der Geſtalt; iſt es Anſtand, Leichtigkeit, Grazie der Bewegungen, die man an ſich bewundert: ſo erhält ſich die lächelnde, ſüße Mine des Vergnügens, das Schöne, Muntre, Reizvolle des Spiels;

man hürft, trillert, ſingt; man ſetzt ſich in tauſenderley Stellungen, um ſich aus deſto mehr Geſichtspunkten beſchaun und bewundern zu können. — Iſt es Verſchlagenheit, Feinheit der Art, wie man ſeine Abſichten erreicht hat; ſo ſpielt auch da noch um Lippen und Wangen ein flüchtiges Lächeln; zugleich verengt ſich das eine Auge, der Blik wird geſchärft; der Gang iſt ſchleichend; der Zeigefinger deutet vielleicht auf den überliſteten Thoren gleichſam hin (Fig. 29.); und um die Aufmerkſamkeit des Mitunterredners eben ſo heimlich zu lenken, als heimlich die Intrigue geſpielt ward, wird er vielleicht nur ganz leiſe und ſeitwärts mit dem Ellbogen angeſtoßen. — Iſt es Würde, Macht, höhere Geiſteskraft, höheres Verdienſt jeder Art; ſo mißt der Menſch ſein Verhältniß gegen andre, denen dieſe Vorzüge fehlen, durch körperliche Höhe, trägt ſtolz das Haupt empor, nimmt eine ernſte Mine, einen denkenden Blik an, und wird in ſeinem ganzen

Betragen um so verschloßner und kälter, je mehr das eigene Bewußtseyn seines Werthes ihm Selbstgenügsamkeit giebt. (Fig. 30.) Die Fülle seiner Ideen macht Gang und Bewegung ausgreifend, weit; ihr langsamer Fortschritt, der eine Folge eben dieser Fülle ist, macht sie feyerlich, anhaltend, verweilend. — Ist es Geburt, Reichthum, Rang, irgend so ein unbedeutender äussrer Vorzug, der dem Menschen kein rechtes Bewußtseyn von Werth giebt, und der, wenn er genessen werden soll, erst bemerkt werden muß: so wird aus dem stillen, in sich gekehrten Wesen des echten Stolzes Geräusch und Gepränge; unzufrieden, sich bloß still zu erheben, bläht man sich auf, sperrt die Füsse, rudert oder greift mit den Händen weit um sich her, wirft sich, schlägt das Haupt in den Nacken. (Fig. 31.) — Ist es Muth, Festigkeit, Wiederstehungskraft; so drängt der ganze Körper sich mehr zusammen; die Muskeln werden gespannt, der Nacken „steift,

ſteift, die Kniee angezogen und der Kopf zwiſchen die Schultern genommen. (Fig. 32.) — Ich weiß nicht, wie weit dieſe Reihe von Skizen ſich etwa fortſetzen lieſſe; aber da ich keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit mache, ſo lege ich hier die Reiſſeder nieder und überlaſſe, was fehlt, Ihrer eigenen Einbildungskraft, oder vielmehr, Ihrem eignen Beobachtungsgeiſte. —

Schon aus dem, was von der Bewunderung groſſer oder erhabner körperlicher Gegenſtände geſagt ward, müſſen Sie die Bemerkung abgezogen haben: daß wir überall, wo wir in die Betrachtung eines Gegenſtandes vertieft ſind und unſer eigenes Selbſt von der Vorſtellung deſſelben nicht unterſcheiden, ganz die Beſchaffenheit dieſes Gegenſtandes anzunehmen ſuchen, uns ganz ihm ähnlich zu machen ſtreben. Wir vergröſſern uns ſelbſt mit dem Groſſen, erheben uns ſelbſt mit dem Erhab-

haben, werden ſanft mit dem Sanften. Bey dem Anſchauen moraliſcher Vollkommenheit iſt dieſe Vergeſſenheit des eigenen Selbſt, dieſer Gewinnvolle Austauſch deſſelben gegen ein fremdes, noch weit mehr als bey bloß ſinnlichen Gegenſtänden möglich: und eben dieſer Austauſch iſt die Hauptquelle jener geiſtigen Wohlluſt, die wir bey Schilderung erhabner, edler, feſter Charaktere, bey Erzehlung kühner, großer, menſchenfreundlicher Handlungen fühlen; wir erwecken in Uns ſelbſt den Stolz, den Troz, die Herzenswärme, das ſanfte Gefühl unſres Helden: und ſo müſſen ſich denn dieſe Empfindungen, ſobald ſie mächtig genug werden, um ſichtbare Veränderungen hervorzubringen, gerade eben ſo in unſren Gebehrden abmalen, wie die Empfindung ähnlicher eigner Vortreflichkeiten ſich darinn abmalen würde. Ein Beiſpiel ſehen Sie im Cymbeline des Shakeſpeare an dem jungen Polydor, wenn er der Erzehlung von

den

den ehemaligen kriegeriſchen Thaten des Belarius mit alle dem Intereſſe zuhorcht, welches ſeine eigenen kriegeriſchen Talente und die in ihm ſchlummernde Begierde nach Ruhm ſo natürlich erzeugen mußten. „Dieſer Polydor, ſagt Belarius, der Erbe von Cymbeline und Britannien — Himmel! wenn „ich auf meinem dreyfußigen Stuhle ſitze und „die kriegeriſchen Thaten erzehle, die ich gethan habe; wie fliegt ſein ganzer Geiſt in „meine Erzehlung! Sag ich: So fiel mein „Feind und ſo ſezt ich meinen Fuß auf ſeinen „Nacken! — dann ſtrömt das fürſtliche Blut „in ſeine Wange; er ſchwizt, ſpannt ſeine „jungen Nerven und ſezt ſich in die Stellung, „die zu meinen Worten die Gebehrde macht. „Der jüngere Bruder, Kadval, bringt in einer gleichen Stellung Leben in meine Rede „und zeigt zugleich noch weit mehr ſeine eigenen Geſinnungen.“ *)

Da

*) Drit. Akt, dritt. Auftr. Der Gedanke: er ſezt

Da alſo, wo wir uns ganz in die Perſon eines andren hineindenken, iſt von dem Ausdruk der verſchiedenen Empfindungen, die wir aus der Seele dieſes andren in die unſrige gleichſam hinüberpflanzen, nichts Neues, nichts Eignes zu ſagen. Aber da, wo wir uns von dieſem andren unterſcheiden, wo wir uns vielleicht ihm völlig entgegenſetzen, zeigen ſich zwey Empfindungen von eignem merkwürdigem Ausdruk: Verehrung, Liebe.

ſezt ſich in die Stellung, die zu meinen Worten die Gebehrde macht, hat im Original einen Ausdruk, der von dem deutſchen Ueberſetzer freylich nicht ganz zu erreichen war:

— — — he puts himſelf in poſture,
That acts my words. — — —

Ein und zwanzigſter Brief.

Verehrung iſt Bewunderung eines moraliſchen Weſens, und zwar eine ſolche, bey der wir es mit uns ſelbſt in Vergleichung ziehen und ſeinen Vorzug vor uns empfinden. Nur durch dieſe Vergleichung des Andren mit uns ſelbſt wird Verehrung Affekt des Herzens, und gehört, wie ich zu ſpät gewahr werde, als ſolcher nicht zu den angenehmen Affekten. Indeſſen iſt denn doch immer die Empfindung im Ganzen angenehm, ſo lange nehmlich die Vorſtellung der fremden Vollkommenheit ungleich lebhafter als die der eigenen Unvollkommenheit iſt; und da, im entgegengeſezten Falle, die Verehrung zu einer ganz andren Empfindung von ganz verſchiedenem Ausdruk wird, wie wenn ſie in Neid und Mißgunſt ausartet, oder doch ihr Aus-

druk eine eigene Nüance annimmt, wie wenn die Verehrung mit Furcht oder Scham verknüpft ist: so mag sie immer den Platz, den ich ihr unter den angenehmen Affekten des Herzens nun einmal anwieß, behalten. Der Briefsteller hat ja ohnedieß keine so ängstlichgenaue Methode, als der System- oder Compendienschreiber.

So, wie in ihrem innren Wesen, so ist auch in ihrem äussren Bezeugen die Verehrung das völlige Gegentheil des Stolzes. Beyder Ausdruk geschieht durch Anwendung einer und derselben Metapher, denn beyde messen das unsinnliche Verhältnis des moralischen Vorzugs durch das sinnliche der räumlichen Höhe; aber mit dem Verhältnis wird natürlicher Weise auch die Metapher umgekehrt und bey der Verehrung erniedriget sich der Mensch, wie er beym Stolz sich erhebt. Nicht allein die Augenbraunen, der Mund, die welkern

Mus-

Muſkeln der Wangen ſenken ſich nieder, ſondern in der Gegenwart des verehrten Weſens auch der ganze übrige Körper; vorzüglich Haupt, Arme, Kniee. Wenn der Orientaler die Hände kreuzweis über einander auf die Bruſt legt, indeſſen er den übrigen Körper ſenkt, ſo deutet er mit dieſer Abänderung ohne Zweifel auf die Innigkeit, die Herzlichkeit ſeiner Empfindung; und wenn er die Arme dabey nahe an den Leib drückt, ſo geſchiehet das wahrſcheinlich zur Bezeichnung der Furcht, von der ich ſchon in einem frühern Briefe ſagte, daß ſie, eben wie die Scham, der Verehrung nahe verwandt ſey. Wie und wodurch ſie das ſey? leuchtet ein. Wenn wir bey Vergleichung fremder Macht mit der unſrigen die Schwäche der leztren erkennen; was kann da anders entſtehen, als Furcht? und wenn wir beſorgen müſſen, daß unſre geringere Vollkommenheit ſich dem Auge des Weſens voll höherer Vollkommenheit offenbaren werde; was kann da anders

entſtehen, als Scham? Eben dieſe Furcht oder Scham verſtärkt denn auch den Trieb zur Abſonderung und Entfernung, der ſchon ohnehin in der eigenen Natur der Empfindung gegründet iſt. Denn der Ehrfurchtsvolle hält ſich für alle nähere Gemeinſchaft zu ſchlecht, ſo wie ſich der Stolze dafür zu gut hält; jener tritt daher, eben wie dieſer, in die Entfernung, und macht den Raum, den er zwiſchen ſich und dem Gegenſtande ſeiner Verehrung läßt, zu einer neuen Verſinnlichung ihres moraliſchen Abſtandes. Nur in dieſem Einen Ausdruk ſind die beyden Affekten des Stolzes und der Verehrung einander ähnlich; allein die ganze Aehnlichkeit liegt denn doch nur im Aeuſſern, denn in dem innern Geiſte des Spiels ſind ſie wieder völlig verſchieden.

Gegen die Behauptung: daß Erniedrigung des Körpers ein unter allen Nationen gebräuchlicher Ausdruk der Verehrung ſey, lieſſen

ſen Sie ſich in einem frühern Briefe einen kleinen flüchtigen Zweifel merken, den ich damals nicht gleich verſtand. Sie meynten: es könnte doch irgendwo, in irgend einem entfernten Meere, ein Völkchen geben, das eine Ausnahme machte, und ich müßte mich ſehr irren, oder Sie hatten jenes unſchuldige, liebenswürdige Völkchen auf O-Tahiti im Sinne. Wahr iſt es, daß Hawkesworth die dort gewöhnliche Entblößung des Oberleibes ohne Bedenken für Ausdruk der Verehrung erklärt; *) allein es fragt ſich noch: ob mit Grun-

*) S. Geſchichte der neueſten Reiſen um die Welt. B. 2. S. 437 der deutſch. Ueberſ. in 8. — „Sobald man ſie (den jungen Erben der Re„gierung und ſeine Schweſter) von weitem „kommen ſah, entblößte Oberrea und verſchie„dene andere Eingebohrne, die im Fort wa„ren, Kopf und Oberleib bis auf die Hüften „hinab und gingen jenen in dieſem Aufzuge „entgegen. Eben dieſe Ceremonie machten

Grunde? Denn wie, wenn dieſes Entblöſſen, wenigſtens ſeinem urſprünglichen Sinne nach, eher ein Zeichen offener Redlichkeit, freymüthiger Unſchuld wäre, die in ihrem Buſen nichts Arges, nichts Gefährliches verbirgt? Wie, wenn die ältere Geſchichte dieſes Volks uns nur bekannter ſeyn dürfte, um darinn einen noch nähern Anlaß zu einer ſo eignen Ceremonie zu finden? — Daß die Inſulaner den nächſten Erben der Regierung und ſeine ihm verlobte Schweſter ſo durchaus nicht im Fort der Engländer dulden wollten und manchmal die Regenten ſelbſt ſo vorſichtig und zurükhaltend waren, zeigt eine Aengſtlichkeit an, die meine Muthmaſſung beydes erklärt und beſtätigt.

„auch, während der Annäherung, alle übrigen „auſſerhalb dem Fort befindlichen Indianer „jenem erſtern nach: folglich muß hier das „Entblöſſen des Leibes, allem Anſehen nach, „ein Zeichen der Ehrfurcht ſeyn.“

tigt. *) — Doch, wie dem auch ſey; ſo iſt noch immer Urſprung und Bedeutung jener Ceremonie viel zu dunkel, um daraus einen gültigen Einwurf gegen die Allgemeinheit eines Gebehrdenſpiels zu ziehen, das ſich unter allen übrigen bekannten Nationen findet. Auch wird durch jene Beſonderheit der allgemeine Ausdruk der Verehrung eben ſo wenig, als durch die bey uns gewöhnliche Entblößung des Hauptes ausgeſchloſſen: und ſo würde nur dann Ihr Einwurf gültig ſeyn, wenn Hawkesworth oder Forſter irgendwo ausdrüklich ſagten, daß die Inſulaner der Südſee bey ihren Ehrenbezeugungen ſich nie zu verbeugen pflegten. Das ſagen ſie aber nirgends, und es ſollte mir eben nicht ſchwer fallen zu zeigen, daß ſie wohl eher das Gegentheil ſagen. — —

*) Ebendaſ. Vergl. Forſters Reiſe um die Welt. B. 1. S. 252.

Anders, als bey der Verehrung, iſt die Anſicht der fremden Vollkommenheit bey der Liebe: denn wenn bey jenem Empfindniſſe die Vollkommenheit, ihrem Grade nach, mit der unſrigen bloß verglichen wird; ſo wird ſie, bey dieſem, nach ihrer vortheilhaften Beziehung auf die Vollkommenheit unſer ſelbſt betrachtet und, als zu unſrer eignen Glükſeligkeit beytragend, mit Sehnſucht umfaßt. Schon die bloß ſinnliche Schönheit erzeugt ein der Liebe ähnliches ſanftes Gefühl; die eigentliche Liebe aber — die Sie mit dem rohen Geſchlechtstriebe dieſes Namens nicht verwechſeln müſſen — bezieht ſich doch immer mehr auf Eigenſchaften des Charakters, vorzüglich des Herzens, und zwar auf ſolche, deren Aeuſſerungen, eben wie die Schönheit, unmittelbar für die Empfindung angenehm und einſchmeichelnd ſind. Wenn ſich mit dieſen Eigenſchaften noch die eigentliche körperliche Schönheit vereinigt; wenn noch überdieß jener mächtige

tige Trieb der Geſchlechtsliebe oder der ihm nahe verwandte älterlicher Zärtlichkeit hinzukommt: ſo wird dann freylich die Empfindung zu höhern Graden geſchwellt und ihr Ausdruk redender und beſeelter. Auch die gründlichern, die mehr dem Verſtande als der Empfindung ſich empfehlenden Vollkommenheiten können Liebe erzeugen; allein der Ausdruk dieſer Liebe iſt mehr der vage einer ernſten ſtillen Zufriedenheit: und wir thun alſo beſſer, wenn wir ſie, unter dem Namen der Gewogenheit und Freundſchaft, jener weit charakteriſtiſchern, durch eine ganz eigene Weichheit, Zärtlichkeit, Sanftheit ſich auszeichnenden Empfindung entgegenſetzen.

Die Mühe, Ihnen den eigenen Ausdruk dieſer Empfindung zu ſchildern, hat mir ſchon ein engliſcher, und die andere Mühe, ihn zu überſetzen, ein deutſcher Weltweiſer abgenommen. „Wenn Gegenſtände der Liebe und

„des Wohlgefallens, sagt Burke, *) uns „vor Augen sind; so wird der Körper, in so „weit ich es bemerkt habe, in folgenden Zu„stand versetzt. Der Kopf beugt sich etwas „auf die eine Seite; die Augenlieder sind „mehr als gewöhnlich geschlossen; das Auge „bewegt sich ruhig mit einiger Richtung gegen „den Gegenstand; der Mund ist ein wenig „geöfnet; man athmet langsam und dann und „wann mit einem tiefen Seufzer; der ganze „Körper ist in sich gekehrt und die Hände sin„ken nachlässig zur Seite. Alles dieses wird „mit einer innern Empfindung von Ohnmacht „und Mattigkeit begleitet.“ — Was folgt, ist eine Anmerkung, die, ein wenig allgemeiner gemacht, für alle Arten von Ausdrücken wahr ist, daher ich es um so lieber mit hersetze. „Nach dem Grade der Schönheit in dem Ge„gen-

*) Philosoph. Unters. über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabnen und Schönen. S. 250.

„genſtande und der Empfindlichkeit bey dem „Beobachter, werden dieſe Erſcheinungen „mehr oder weniger ſichtbar. Und auf dieſe „Stufenfolge, die von dem höchſten Gipfel „der vollkommnen Schönheit in dem Gegen„ſtande und einer ſchwärmeriſchen Liebe in „dem Zuſchauer bis zu dem unterſten Grade „der Mittelmäßigkeit in dem einen und der „Gleichgültigkeit in dem andern herabſteigt, „muß man nothwendig Rükſicht nehmen, „wenn man unſre Beſchreibung nicht über„trieben finden will, welches ſie ſicher nicht „iſt.“

Da die von Burke angegebenen Veränderungen faſt alle von der Klaſſe der phyſiologiſchen ſind, deren Erklärung ich ſcheue; ſo begnüge ich mich mit ihrer bloßen Anzeige und ſage nur noch ein paar Worte von den Handlungen, in welche zum Theil zwar auch die Gewogenheit und Freundſchaft, vorzüglich

aber

aber die Empfindung der Liebe, so gerne ausbricht.

Der erste wesentlichste Trieb der Liebe ist der, den Aristophanes beym Platon in einer so possierlichen und doch auch so Ideenreichen Dichtung vorträgt; der Trieb nach Vereinigung und Gemeinschaft, der bey vollkommnerer Harmonie der Seelen oft so mächtig ist, daß, nach dem Ausdruk des griechischen Komikers, wenn Vulkan vom Himmel käme, um beyde Liebende zu Einem Wesen zusammenzuschmieden, sie es innigst zufrieden seyn würden. *) Diesem Triebe gemäß, schlagen die Liebenden Hand in Hand, schlingen Arm in Arm, umfassen sich bald den Leib, bald den Nacken, lehnen einer an des andren Busen ihr Haupt, wärmen Wange an Wange, drücken Lippen an Lippen. Auch die höhere,

die

*) Platon. Sympos. Ed. Wolf. p. 52.

die von ſinnlicher Wohlluſt und körperlichem Vermiſchungstriebe weit entfernte, Freundſchaft bezeugt ihr inneres Wohlwollen, ihr Verlangen nach gegenſeitiger Mittheilung der Seelen, ihre Harmonie in Empfindungen, Wünſchen, Ideen, durch Verbindung oder Berührung der Körper; ſey es durch Handſchlag, oder durch Kuſi und Umarmung, oder durch irgend ſonſt ein Mittel, das unter einem Volk zur Nationalſitte geworden. Der Einwohner von Madagaſcar, dem die lebhaftern Ausdrücke der Liebe fremd ſind, begnügt ſich, ſeine Hand auf die Hand des Freundes, ohne Druk und Umarmung, zu legen *), und der Neuſeeländer, wenn er ſein Wohlwollen bezeugen will, drückt Naſe an Naſe, wie wir Europäer Lippen an Lippen drücken.

Ein zweyter, der Liebe gleich natürlicher Trieb iſt: den Zuſtand des Geliebten zu verbeſ-

*) Sonnerats Reiſe ꝛc. Leipz. Ausg. S. 317.

bessern, seine uns ergötzende Vollkommenheit beydes ins Licht zu setzen und zu vermehren, sein Wohlwollen, seine Gewogenheit — die ergötzendste aller seiner Vollkommenheiten — durch auferlegte Verbindlichkeit entweder erst zu erwerben oder doch zu verstärken, und wenn er vorzüglich auch durch Schönheit gefälle, diese seine Schönheit zu erhöhen und Alles, was ihre Reize schwächt oder versteckt, zu entfernen. — Wenn Schröder, als Hauptmann Wegfort, seine ihm entflohene Tochter wiederfindet, und er nun schon anfängt, dein Betheuerungen von ihrer Unschuld Glauben zu geben; *) so streicht er ihr, unter gütigem Zureden, das unordentliche Haar, das ihr von der schlaflosen Nacht her in die Stirne hängt, mit sanfter zitternder Hand aus dem Gesichte. Fühlen Sie nicht, auch wenn Sie sich dieses Spiel nur denken, wie viel darin Wahr-

*) Im Schmuck v. Strickmann, 4. Aufl. 7. Auftr.

Wahrheit, Natur und Herz liegt? Der zärtliche Vater will sich den freyen, den vollen Anblik seines schon zu lange entbehrten Kindes öfnen; er kann an der ihm so reizenden, lieben Gestalt keinen Schatten, keine neidische Hülle dulden; er mögte, wie das Haar aus dem Gesichte, so auch jeden Ueberrest von Gram aus dem Herzen des Mädchens hinwegstreicheln; mögte sie in dieser liebreichen kleinen Sorgfalt fühlen lassen, welchen Vater sie hat, und indem er ihr dadurch Freudigkeit und Vertrauen zurükgiebt, sie mit neuen Banden kindlicher Dankbarkeit an sich fesseln. Züge dieser Art, worin sich so auf einmal die ganze Seele abdruckt und die dabey so einfältig, so leicht scheinen, als ob sie sich ungesucht einem jeden darbieten müßten, charakterisiren den Mann von Genie: und da an Männern von Genie in keinem Fache Ueberfluß ist; so sehen wir leider! solche Züge eben so selten, als wir sie hören. —

Ich werfe, bey Gelegenheit der Liebe, noch eine flüchtige Anmerkung über die Modificationen her, welche die Affekten des Anschauens, eben so wohl als die Begierden, von ihrem Gegenstande annehmen. Die Liebe, z. B. hat etwas ganz Eignes, wenn sie fromme Andacht oder sonst in sich gekehrte Beschauung irgend eines holden Wesens der Phantasie ist, das weder in der That den äußren Sinnen vorschwebt, noch jezt als ihnen vorschwebend gedacht wird. Der sich mehr verbergende Augapfel, der auf keinen festen Punkt gerichtete und daher minder Lichtvolle, gleichsam nach innen zurükgezogene Blik, das Schwimmende, Trübe, Umwölkte des ganzen Auges ist in dieser Nuance das Merkwürdigste, und wird am Ende bleibender physiognomischer Zug des immer in solchen Ideen versenkten Frömmlings und Schwärmers. Mit Zügen der Wehmuth verbunden, verräth ein solches Auge inneres geistiges Leiden, ein stilles Brü-

ten der Phantaſie über ſchwärmeriſchen Ideen von der traurigen, ſchwermüthigen Art. Etwas Aehnliches ließe ſich von der Verehrung und noch ſo Manches auch von andren Modificationen ſagen; aber es ſind der wichtigern Materien noch zu viele zurük, als daß ich mich bey dieſer aufhalten ſollte.

Zwey und zwanzigster Brief.

Also meynen Sie, daß meine bisherige Schilderung des Ausdruks der Liebe noch höchst unvollständig sey, und daß ich diesen Affekt nicht bloß als süße Empfindung des Glüklichen hätte ansehen sollen,

— cui placidus leniter afflat amor; *)

sondern auch als herbe Empfindung des Elenden,

— quem durus amor crudeli tabe peredit? **)

Sie vergessen, mein Freund, daß wir hier noch bloß mit den angenehmen Affekten zu thun haben, und daß wir auch von diesen angenehmen Affekten fürs erste nur die reinen

*) Tibull. El. I. II. El. I. v. 80.

**) Virg. Aen. I. VI. v. 442.

nen, einfachen Ausdrücke, so wie überhaupt nur die bestimmtern, die eigenthümlichern, haben betrachten wollen. Wenn also die Ausdrücke der traurigen, sorgenden, verzweifelnden Liebe entweder ganz die Ausdrucke anderer Affekten oder doch mit denen dieser andren Affekten innig vermischt sind; so hab ich ja wohl sehr Recht gehabt, wenn ich ihrer entweder gar nicht oder doch noch hier nicht erwähnte? Und eben so Recht, sollt ich denken, wenn ich auch nichts von der Hochachtung sagte. Denn der Ausdruk dieser Empfindung, wie der flüchtigste Blik auf die Zeichnung beym Le Brun Sie lehren kann, hat durchaus nichts Eignes und Unterschiedenes; er ist bloß von der Verehrung erborgt, aber zugleich herabgestimmt und gemildert. —

Lassen Sie uns die Untersuchung der unangenehmen Affekten des Anschauens mit dem Gegentheil der Verehrung anfangen, welches

die Verachtung, und mit dem Gegentheil der Selbsterhebung, welches die Scham ist. Jene Empfindung ist Herabwürdigung Anderer in Vergleichung mit uns selbst, indem wir unsre eignen Personen, Eigenschaften, Ideen höher als die ihrigen schätzen; diese ist erkannte Herabwürdigung unser selbst in der Vorstellung Anderer, indem wir irgend eine unsrer Unvollkommenheiten oder Schwachheiten verrathen finden. Kommt zu dieser Herabwürdigung noch die Idee hinzu, daß die fremde Unvollkommenheit, oder die ungünstige Meynung Anderer von uns selbst, irgend einen reellen schädlichen Einfluß haben könne; so sind die Empfindungen, wenn auch nicht ganz verschiedenartig, doch wenigstens nicht mehr rein: Scham fängt an, sich mit Furcht, und Verachtung, sich mit Haß und Widerwillen zu mischen. — Ich erinnre Sie jezt ausdrüklich, daß ichs hier bloß mit reinen Affekten zu thun habe und daß ich also auch Ver-

ach-

achtung und Scham nur ansehe, insoferne sie bloß aus nachtheiligem Urtheil, ohne mitverbundene Vorstellung irgend eines reellen schädlichen Einflusses, entspringen.

Das Spiel der Verachtung ist Selbsterhebung des Stolzes, der von jener Empfindung nur dadurch zu unterscheiden ist, daß er mehr die eigene Vollkommenheit, so wie die Verachtung mehr die fremde Unvollkommenheit, denkt; ferner, Wegdrehen des Körpers in halbverwandter Stellung, flüchtig von der Höhe herabgeworfener, oft nur seitwärts über die Achsel hinschielender Blik, als ob der Gegenstand keiner nähern, sorgfältigern Betrachtung würdig wäre, zuweilen auch Ausdruk des Ekels durch gerümpfte Nase mit etwas in die Höhe gezogener Oberlippe: und wenn der Verachtete von sich selbst einen vortheilhaften Begrif zu haben, unserem Urtheil zu trotzen scheint, höhnisches Ausmessen mit dem Auge,

indem ſich das Haupt ein wenig zur Seite neigt, als ob man Mühe hätte, die ganze Niedrigkeit des Menſchen von ſeiner Höhe herab gewahr zu werden; mitleidiges ſpöttiſches Achſelzucken und ſtilles Lächeln über den wahrgenommenen Contraſt zwiſchen eingebildeter Größe und wirklicher Kleinheit. Sind die Gegenſtände, die unſere Verachtung erregen, nicht Perſonen, ſondern Sachen — obgleich die letztern immer nur in Beziehung auf Perſonen, ihre Fähigkeiten und Urtheile, pflegen verachtet zu werden; — ſo deuten wir gemeiniglich unſre Geringſchätzung durch Wegwerfen, Zurückſchieben, in die Luft Schleudern an und tragen figürlich dieſe Ausdrücke auch auf verächtliche moraliſche Gegenſtände über, auf Ideen, Geſinnungen, Charaktere. — Einer der kränkendſten Ausdrücke der Verachtung iſt völlige Vernachläſſigung des Mitunterredners, Nichtbeachtung ſeiner Perſon, Handlungen, Leidenſchaften, indem man entweder

weder völlig ruhig daſteht, oder auch allerhand kleine Handlungen vernimmt, bey welchen man ihn ganz zu vergeſſen, ſeine Gegenwart gar nicht inne zu werden ſcheint. Tödtend wird dieſe Nichtbeachtung, wenn eben der andere vor Hitze auſſer ſich iſt: denn mit dem ſtärkſten Affekte, der immer eine Erhöhung unſrer Natur, ein Zuſammenraffen ihrer geſammten Kraft zu einer einzigen Wirkung iſt, dieſe Wirkung verfehlen, und ſie ſo ganz, mit ſolcher Schande verfehlen, daß man auch nicht die flüchtigſte Aufmerkſamkeit damit erregt; das iſt eine Art von Vernichtung unſres ganzen Werths, unſres Weſens. Daher wirkt es ſo ſehr, wenn der eine Schauſpieler, indem ſich der andre vor Wut zerreiſſen mögte, ruhig in ſeinen Geſchäften fortfährt, in einem Buche blättert, zum Zeitvertreib Tobak nimmt, ſich die Federn vom Kleide lieſt, ein luſtiges Liedchen trellert. — —

So wie die Verachtung, so hat auch die Scham, nach Verschiedenheit der Umstände, ein verschiedenes Spiel: das eine Mal z. B. wird sie fliehen, das andre Mal Stand halten, nachdem ihr dieses oder jenes zur Bemäntelung der entdeckten Schwachheit dienlicher scheint. Die am Badeplatz überraschte Nymphe wird, nach wieder ergriffenem Gewande, so schnell als möglich in das nahe Gebüsch eilen, um dem muthwilligspähenden Satyr aus dem Auge zu kommen: der einer moralischen Unart Angeklagte wird eben dadurch, daß er bleibt, seine Schwachheit abzuläugnen, das nachtheilige Urtheil zu widerlegen suchen. Und nachdem sein Fehler entweder mehr oder minder offenbar, seine Dreistigkeit und Verstellungsgabe größer oder geringer, der Andre ihm gleichgültiger oder ehrwürdiger ist, wird er bald durch allerhand verwirrte Bewegungen, wie durch allerhand gestotterte Ausreden, seine Begierde verrathen, dem nachtheiligen

Ur-

Urtheil auszuweichen; bald durch ein ſteifes unbewegliches Daſtehen, verbunden mit einem todten unmuthigen Stillſchweigen, ſeine Ohnmacht bekennen, die Beſchämung abzuläugnen. — Sie müſſen es, denke ich, oft und beſonders an ſchwachen, durch ihre Einfalt hülfloſen, Köpfen bemerkt haben, daß ſie, bey lebhafterer Beſchämung, wie zu Bildſäulen erſtarren und weder zu gehn noch zu bleiben wiſſen. Das höchſtunangenehme Gefühl ihrer aufgedeckten Blöße, das durch die Gegenwart des Andren immer unterhalten und geſchwellt wird, macht es ihnen äuſſerſt Wünſchenswürdig, ſich zu entfernen: zugleich aber fürchten ſie, das nachtheilige Urtheil dadurch anzuerkennen; ſie mögten ſo gerne irgend etwas dagegen vorbringen, wenn ſie nur nicht beſorgen müſten, Uebel ärger zu machen und durch einfältigs Benehmen der Urſache zur Verachtung noch mehr zu geben. Das erhält ſie dann unbeweglich in ihrer peinlichen halb-

verwandten Stellung, deren albernes Ansehn sie wohl empfinden und, im fruchtlosen Suchen nach Hülfsmitteln, an irgend einem Theil ihrer Kleidung zu pflücken und zu zupfen anfangen. Man heiße sie sich entfernen, und man wird sehen, wie sie es nur mit unwillig verweilendem Schritt thun, oder wohl gar, ohne irgend eine eigne Bewegung zu machen, sich stöckisch überall hinschieben lassen, wohin man will. Das Sträuben gegen jede Art von Bekenntniß, von Nachgeben gegen die Verachtung, währt bey aller Begierde sich loszureissen fort und wird nur um so steifer und hartnäckiger, je sichtbarer die eigene Schwachheit und je entschiedener die dadurch veranlaßte nachtheilige Meynung werden.

Eins indessen bleibt dem Beschämten, auch bey dem hartnäckigsten Verlangen sich der Verachtung zu erwehren, unmöglich: er kann in das Auge des Andren keine freyen, zuversicht-

ſichtlichen Blicke werfen. Scheu, wo er nur noch Verdacht hegt und in den Mienen des Andren erſt ſpähen will, wie er über ihn urtheile und ob ſeine Schwachheit ihm wirklich ſichtbar geworden; ſcheu da iſt ſein Auge wie ein ſcheuer, immer zur Flucht gefaßter, Kundſchafter, der ſeine Gefahr, wenn er betreten würde, kennt und ſich weder Muth noch Geſchicklichkeit zutraut, ihr zu begegnen. Der Beſchämte weiß, wie ſichtlich und unverkennbar ſich in den Geſichtsminen überhaupt und vorzüglich im Auge das eigene Bewußtſeyn ausdrukt; er mögte das ſeinige ſo äußerſt ungern verrathen: und ſo muß er Geſicht und Auge vor jedem Blik des Andren zu verwahren, muß ſeine eigenen Blicke, deren anziehende Kraft er fühlt, ſo viel möglich zurükzuhalten ſuchen. Iſt die entdeckte Schwachheit zu ſichtbar, das Urtheil des Andren zu ſehr auſſer Zweifel geſezt; ſo heftet ſich nun plözlich der Blik gegen den Boden, und das Verlangen

gen nach Rechtfertigung hat nun nicht mehr die Kraft, ihn wieder bis zum Geſichte des Andren, am wenigſten bis zu ſeinem Auge, hinaufzuheben: denn wie groß auch immer dieſes Verlangen ſey; ſo iſt doch die Furcht, ſich ganz zu verrathen, noch größer, und vollends iſt der Abſcheu unüberwindlich, von den Gedanken und Empfindungen des Andern die ganze ſchnelle vollſtändige Kenntnis zu erlangen, die ſein Mienenſpiel ſo ſicher gewähren würde. Man mag in ein Geſicht, worin man ſich ſeine Mängel ſo unverkennbar vorgehalten glaubt, in ein Auge, worin man ſeine eigene Geſtalt unter ſo ungünſtigen Umſtänden nicht nur deutlich abgebildet, ſondern zugleich von dem Andern ſo unmittelbar erkannt ſehen würde, noch weit weniger einen Blik thun, als das eitle aber häßliche Mädchen in einen Spiegel. Nichts iſt daher auch dem völlig Beſchämten empfindlicher, als wenn man ſein Auge ausdrüklich ſucht; er drükt das Geſicht, ſo viel

viel er kann, gegen den Busen, steift den Nacken gegen jede Bemühung, ihm den Kopf in die Höhe zu heben, und verwendet entweder oder versteckt auch den scheuen Lichtleeren Blik hinter dem Liede. — Alle diese Bemerkungen überzeugen uns, wie vollkommen wahr der Ausspruch des Aristoteles sey: die Scham ist im Auge. *) —

Von dem noch übrigen physiologischen Ausdrucke der Scham, dem Erröthen der Wange, sage ich nichts: Sie mögen selbst die ebenangeführte Stelle im Aristoteles nachsehn, wenn Sie Lust haben, über eine mißlungne Erklärung den Kopf zu schütteln. Was die Physiologen von gewissen Nervenschlingen vorbringen, die bald so bald anders die Pulsadern des Kopfes afficiren, bald das Blut in den Gefäßen anhäufen, bald es davon

*) Problemat. Sect. XXXI. Quaest. 3.

den zurükhalten; das mag an ſich völlig wahr ſeyn: aber zur Beantwortung der eigentlichen Frage iſt damit noch wenig gewonnen. Denn nicht das will man wiſſen: ob und wie durch den Mechanismus des Körpers Erblaſſen und Erröthen möglich ſey? ſondern: warum dieſer Mechanismus bey den Leidenſchaften ins Spiel gerathe, und bey der einen ſo, bey der andern anders ins Spiel gerathe? Ich bin froh, durch die Abſicht unſres Briefwechſels und durch meine einmal gethane Erklärung der ganzen Unterſuchung überhoben zu ſeyn: denn ſo leicht es iſt, ſich darauf einzulaſſen, ſo ſchwer iſt es bey der Dunkelheit der Materie, ſich wieder herauszufinden.

Drey und zwanzigſter Brief.

Man kann verachten und zugleich haſſen, ſich ſchämen und zugleich Reue fühlen; aber man kann auch ohne Haß verachten und ohne Reue ſich ſchämen: jenes, wenn man die fremde Unvollkommenheit als unſchädlich für ſich ſelbſt und für Alles, was man liebt, betrachtet; dieſes, wenn man in der eigenen Schwachheit nichts als Schwachheit erkennt, deren Mangel vielleicht gröſſere Unvollkommenheit wäre, und wovon man nur dem Andren nicht die zu klare, lebhafte Idee gönnt. Diejenigen unangenehmen Affekten, zu denen ich jezt übergehe, ſind von einer andren Natur; ſie entſtehen aus Vorſtellung wirklicher, unſre Glückſeligkeit einſchränkender, vielleicht ſie zerſtöhrender Uebel. Ich finde, für den Gebrauch der Mimik, ihrer nur viere zu unter-

terſcheiden. Zwey davon beziehen ſich auf die Urſache, zwey auf die Empfindung des Uebels.

Die beyden erſtern, die ſich auf die Urſache des Uebels beziehen, ſind nichts als ſtumme, gehaltene, in ihrer Wirkſamkeit gehemmte, vielleicht auch nur ganz dunkel empfundene Begierden, entweder anzugreifen, oder ſich loszureißen; das lezte nicht immer aus eigentlich ſogenannter Furcht, bey der man ſich gern eine Art von Achtung gegen den Beleidiger oder eine unmittelbare Rükſicht auf ſich ſelbſt denkt; oft aus ganz andren, entweder auf Verachtung oder auf ſonſtige Liebe und Hochſchäzung des Beleidigers ſich gründenden, Bedenklichkeiten. Wenn der Gatte von einer geliebten Gattinn gekränkt, der vornehme Mann von einem Elenden aus dem Pöbel beſchimpft wird, mit welchem ſich einzulaſſen Schande wäre: ſo halten beyde ihren vielleicht ſchon gährenden, aufbrauſen-

den

den Zorn; der eine, um des Gegenſtandes ſeiner Liebe; der andre, um ſeiner eignen Ehre zu ſchonen, und beyde können, bey dieſem Kampfe mit ihrem Zorn, bey dieſem Zurükziehen deſſelben in ihr Innres, nicht anders als ob ſie wirkliche Furcht empfänden, erblaſſen und zittern. Man nennt dieſe Empfindung gemeiniglich Aergernis und drukt damit die Miſchung von Zorn und von eben dem aus, wofür ich den allgemeinen Namen ſuche, aber in der Sprache nicht finde. Die nähere Beſchreibung von den äuſſren Zeichen dieſes Affekts haben Sie in meinem ſiebzehnten Briefe, und zwar in der Stelle geleſen, die ich aus einem unſrer beſten Philoſophen und Schriftſteller entlehnte. Hier hieß die Empfindung Unluſt über eine empfangene Beleidigung; eine Benennung, mit der ich nur darum mich nicht begnüge, weil ſie mir das Weſen des Affekts und ſeinen Unterſchied von den übrigen ihm entgegenſtehenden Affekten nicht ſo genau angiebt,

ich es hier wünſchte. Sie druke nicht ſo, wie Verdruß, die Beziehung deſſelben auf die Urſache der unangenehmen Empfindung aus, da wir vor ihr uns furchtſam oder ſcheuend zurükziehen, ſtatt daß wir beym Verdruß uns ihr zu nähern und ſie anzugreifen geneigt ſind. — Verdruß, erinnre ich noch, wird Haß, wenn man ein moraliſches Weſen als Urſache ſeines unglüklichen Zuſtandes klar erkennt: es findet ſich aber in dem Gebehrdenſpiel dieſes Haſſes nichts Eignes, auſſer daß in der Gegenwart des Gehaßten, der zürnende Blik vielleicht auf ihn hingerichtet und der Körper unwillig von ihm verwandt wird.

Ueber die beyden andren Arten unangenehmer Affekten, die ſich auf die Empfindung des Uebels ſelbſt beziehen, muß ich weitläuftiger ſeyn. Ich nenne ſie Leiden und Schwermuth. Leiden iſt ein unruhiger, thätiger Affekt, der ſich durch Spannung der Muſkeln

äuſſert;

äuſſert; es iſt innerer Kampf der Seele gegen die ſchmerzhafte Empfindung, inneres Beſtreben ſie zu überwinden und ihrer los zu werden: Schwermuth dagegen iſt matt, unthätig, ſchlaff; ſie iſt völlige Abſpannung der Kräfte, völliges ruhiges Hingeben, ohne Widerſtand weder gegen die Urſache, noch gegen die Empfindung des Uebels. Jene, die Urſache des Uebels, iſt entweder ganz über uns erhaben oder doch jezt nicht mehr zurükzuhalten; auch wollen wir entweder oder können doch nicht an Rache denken: dieſe, die Empfindung, hat unſren Widerſtand ſchon ermüdet, unſre Kraft ſchon geſchwächt und eben dadurch von ihrer Heftigkeit ſchon verloren. Das erſte Gefühl der ihrer Kinder beraubten Niobe war Betäubung; das zweyte wütender Schmerz; erſt das dritte war Schwermuth: denn nicht eher, als bis ſie in ihr Vaterland ſchon zurükgekehrt war, erzeigten ihr die Götter die Gnade, ſie in Fels zu verwandeln.

Cicero glaubt, man habe durch dieſe Dichtung von der Verwandlung der Niobe das ewige Verſtummen der Traurigkeit andeuten wollen; *) und allerdings iſt dieſe Erklärung natürlich genug, um ſie anzunehmen. Urtheilen Sie indeſſen, ob nicht eine andre, die mehr mimiſch iſt, noch natürlicher ſeyn ſollte. Unbeweglichkeit, deucht mir, iſt eine Eigenſchaft, die man ſich bey dem Bilde des Felſens noch leichter als das Verſtummen vorſtellt, und volle tiefe Traurigkeit, wie man ſich die einer ſo ganz und ſo ſchrecklich beraubten Mutter denken kann, iſt in der That unbeweglich; ſie iſt ganz in die Vorſtellung ihres unglüklichen Schikſals verſenkt: und ſo wie die Seele nur dieſe Eine Idee anſtarrt; ſo behält auch, nach einer ſchon oft bemerkten Analogie, der

*) Tuſcul. Quaeſt. L. III. c. 26. Niobe fingitur lapidea, propter aeternum, credo, in luctu ſilentium.

der ganze Körper nur Eine Lage *). Noch ein andrer Vergleichungspunkt, der mir nicht minder richtig ſcheint, iſt Fühlloſigkeit: denn tiefe, in ihre düſtren Ideen vergrabne, Schwermuth iſt gleichgültig gegen Alles, was um ſie vorgeht: ſie achtet auf keine Handlungen, keine Reden der Andren; ſie hebt um keines neuen anlockenden Gegenſtandes willen den geſenkten Blik von der Erde. Einige der ſo durchgängig ſchönen Situationen in Richardſons Geſchichte der Clementine werden Ihnen dieſes beſſer als alle die Beyſpiele erläutern, die ich von der Bühne entlehnen könnte. Wie dringend muß einmal der General die ſonſt ſo

*) Vergl. Ovid. Metamorph. L. VI. Fab. 3. v. 303 - 309, wo die Verwandlung der Niobe ebenfalls durch Unbeweglichkeit, aber durch die der erſten Betäubung, erklärt wird.

Dirigiturque malis. — —
— — Lumina mœſtis
Stant immota genis: nihil eſt in imagine vivi. —
Nec flecti cervix, nec brachia reddere geſtus.
Nec pes ire poteſt. — —

gefällige Schweſter bitten: „Verſchmähen Sie „uns nicht! Verachten Sie uns nicht! Wenn „Sie uns lieben, ſo ſehen Sie uns freundlich „an!“ *) Und da ſie ihm willfahret und gerne lächeln mögte — — Aber ich glaube, ich will das Ihnen, einem ſo fleißigen Leſer Grandiſons, erzehlen, der gewiß die Epiſode auswendig weiß?

Von dieſer, in den höchſten Graden der Schwermuth ſich äuſſernden, Unbeweglichkeit und Fühlloſigkeit zeigt ſich, in geringern Graden, ſchon der Anfang in Trägheit und Kälte. Alles hängt an dem Traurigen und ſinkt ein; der Kopf fällt, matt und ſchwer, gegen die Seite des Herzens; alle Junkturen, des Rückens, des Nackens, der Arme, der Finger, der Kniee, ſind ſchlaff; die Wangen welk, die

*) Geſchichte Herrn Carl Grandiſon. D. Ueberſ. Th. V. Br. 1.

die Augen auf den traurigen Gegenſtand hingeheftet, oder wo dieſer abweſend iſt, zu Boden geſchlagen; der ganze Körper hat einen Hang gegen die Erde:

ad humum mœror gravis deducit; *)

jede Bewegung der Glieder iſt langſam, ohne Kraft, ohne Leben; der Gang gehindert, ſchwerfallig, ſich ſo nahe am Boden fortſchleppend, als ob an den Füßen Gewichte hingen; alle Ausdrücke anderer, vorzüglich auch der ſympathetiſchen, Empfindungen verlieren ihr Feuer; die Sorge zu gefallen hört zugleich mit der Theilnehmung auf; das Aeuſſerliche wird nachläſſig, wie der Anzug Hamlets, wenn er mit aufgeriſſenem Wamms, ohne Hut auf dem Kopf, mit ſchmutzigen Strümpfen, die ohne Kniebänder auf den Knöchel fallen, zu Ophelien kommt, **) oder wie die Kleidung An-

*) Horat. de arte poët. v. 110.

**) Zweyt. Akt, erſt. Auftr.

tiphilene, nach dem Gemälde, das Syrus von ihr giebt:

— — — Offendimus
Mediocriter veſtitam veſte lugubri —
Sine auro ornatam, ut quae ornantur ſibi,
Nulla mala eſſe re expolitam muliebri:
Capillus paſſus, prolixus, circum caput
Rejectus negligenter. — *)

Sehen Sie zu dieſen Zügen noch die Bläſſe der Farbe, das oft in der Gegend der Stirne von der Hand ſanft und loſe umſpannte Haupt, die von den Fingern bey dieſer Attitüde gern beſchatteten Augen, den Hang zur Einſamkeit und

*) Terent. Heautontim. Act. II. Sc. 3. v. 44-50. Ich finde, indem ich die Stelle wieder nachſehe, daß Syrus mit dieſer Erzehlung dem Klinias eigentlich nur bedeuten will: ſeine Geliebte habe gewiß, während ſeiner Abweſenheit, nicht an andre Eroberungen gedacht; weil ſie ſonſt ihren Putz nicht ſo ganz würde vernachläſſiget haben: aber der Zuſam-

men-

und Abſonderung, den offenen Mund, den langſamen, leiſen, nur zuweilen durch laute Seufzer die Bruſt hebenden Athem: und Sie haben der Züge genug, um ſich das Bild der Schwermuth, unter mancherley kleinen Abänderungen, obgleich im Ganzen immer übereinſtimmend, zu denken. — Die Erklärung dieſer Züge werden Sie mir gerne erlaſſen; man begreift ſie alle ſo leicht aus dem Weſen dieſes Affekts, beſonders aus der Analogie mit dem Seelenzuſtande des Traurigen, der ſo ganz an Einer Vorſtellung haftet, ſo langſam mit ſeinen Ideen von Merkmal zu Merkmal

menhang zeigt denn doch bald, daß an dieſer Vernachläſſigung die Niedergeſchlagenheit des Mädchens großen Antheil hatte. Denn man höre nur v. 61-66.

Cl. — — Quid ait, ubi me nominas?
Syr. Ubi dicimus, rediſſe te & rogare, uti
Veniret ad te: mulier telam deſerit
Continuo & lacrumis oppler os totum ſibi:
Ut facile ſcires, deſiderio id fieri tuo.

fortſchleicht, ſo völlig, und um der beygemiſchten Süßigkeit willen auch ſo freywillig und gern, allen Widerſtand gegen die Empfindung des Uebels aufgiebt. (Fig. 33.)

Im Affekte des Leidens finden Sie, bis auf wenige Aehnlichkeiten, alles dieſes ganz anders. Minen und Bewegungen zeugen hier einhellig von der innren Beunruhigung, dem innren Kampf der Seele gegen die ſchmerzhafte Empfindung des Uebels. Der Leidende iſt nicht mehr, wie der Schwermuthsvolle, matt und niedergeſchlagen an Kräften; er bangt, er arbeitet in Wehen. Die Augenbraunen ziehen ihre innren Spitzen gegen die Mitte der gekränſten Stirne hinauf, dem empörten angeſtrengten Gehirn gleichſam entgegen; in allen Geſichtsmuſkeln iſt Bewegung und Spannung; in den Augen viel, aber zitterndes unſtättes Licht; die Bruſt hebt ſich ſchneller und höher; der Gang tritt ſtärker und

ge-

gewichtiger auf; der ganze Körper dehnt und rekt und verdreht ſich, als ob er einem allgemeinen Krampf widerſtünde; das zurükgebogene Haupt wendet ſich ſeitwärts, den flehenden Blik gen Himmel richtend; die Achſeln werden in die Höhe gezuckt — eine leichte und daher auch bey ſchwächern Graden des Leidens, beym Mitleiden und beym ſpöttiſchen ironiſchen Bedauren, am meiſten gewöhnliche Bewegung; — alle Muſkeln der Arme und Füße ſind ſtraff; die Hände, die mit Macht in einander greifen, werden gebrochen, oft auch mit in einander geſchrobenen Fingern verwandt und vorne vom Körper weg oder gerade niedergekehrt. (Fig. 34.) — Wenn die Thräne hervorbricht; ſo iſt es nicht mehr die einzelne, volle, gedrängte Thräne, die oft dem unbefriedigten Zorn über die Wangen zittert; nicht die ſtille, leiſe, die dem Schwermüthigen, wie von ſelbſt, aus überfüllten und erſchlafften Gefäßen entrinnt: es iſt ein Strom,

der

der den Drüſen, unter ſichtbarer Erſchütterung des ganzen Körpers und convulſiviſchen Zuckungen aller Geſichtsmuſkeln, entpreßt wird.

Da Leiden, ſeiner Natur nach, ſo thätig, ſo unruhig iſt; ſo erkennen Sie leicht, daß, bey nur etwas heftigern Anfällen deſſelben, der Menſch in allerhand unbeſtimmte Bewegungen ausbrechen, ſich auf ſeinem Sitze hin und her werfen, auffahren, in allerhand unordentlichen Richtungen, mit allerhand ängſtlichen Bewegungen, umhertreiben werde. Der Leidende iſt wie ein Kranker, der in jeder Lage Schmerzen und Unbehäglichkeit fühlt, immer eine bequemere ſucht, ſie mit allem Herumwerfen nicht findet und immer ſucht und ſich immer herumwirft. Steigt das Leiden bis zur Verzweiflung; ſo werden dieſe ängſtlichunordentlichen Bewegungen gewaltſam: der Menſch wirft ſich zur Erde nieder, wälzt ſich im Staube,

be, rauft ſich das Haar aus, verwundet ſich Stirne und Buſen. — Ich erinnre mich, Ihnen der Beyſpiele zu dieſer Beobachtung ſchon in einem frühern Briefe gegeben und zugleich eine Erklärung hingeworfen zu haben, wie ſie auf das erſte flüchtige Nachdenken ohngefähr einem jeden einfällt. Kleopatra und Oedip waren beyde Urheber ihres eigenen Unglüks; ſie handelten beyde gegen ſich ſelbſt, wie der Zorn gegen einen Beleidiger handelt: und was anders alſo, kann man denken, als Zorn über eigene Thorheiten, ſollte ihre Hände gegen ſie ſelbſt bewafnet haben? Aber auch da, haben wir geſehen, wo kein Gedanke an Reue Statt findet, wo die ganze Seele auf Angrif und Vertilgung des Beleidigers, mit völliger Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der eigenen Sache, gerichtet iſt; auch da wütet der Menſch gegen ſich ſelbſt, wenn er des eigentlichen Gegenſtandes ſeiner Rachgier ermangelt. Und nun endlich zeigt

ſich,

ſich, daß auch bey glühendem, unerträglichen Leiden die nehmliche Wirkung erfolgt, ohne daß dem Menſchen weder Zorn gegen ſich ſelbſt, der überhaupt keine recht denkbare Idee iſt, noch Zorn gegen Andre im Herzen koche. Auf wen ſollte wohl die unglückliche, in ihren Affekten ſtürmiſche Gattinn zürnen, wenn ſie am Grabe des Geliebten, in dem erſten ſchmerzlichen Gefühl ihres Verluſtes, ſich ſelbſt ins Haar fällt? Aber doch ſezt eine gewiſſe Einheit in den Wirkungen auch eine ihr gemäße Einheit in der Urſache voraus: und welcher gemeinſchaftlichen Urſache alſo werden wir dieſe Selbſtanfälle der Reue, der Rachgier, des Schmerzens beymeſſen können? Meines Erachtens ſind ſie in jedem Falle nichts, als Ausbrüche des Leidens, als Beſtrebungen der Seele, ſich der unerträglichen Idee eines Uebels und der unangenehmen Empfindung von den phyſiſchen Wirkungen dieſer Idee zu entledigen. Dieſes Leztere, wie mir deucht, iſt

aus

aus dem Umſtande klar: daß der Angrif vorzüglich auf Haupt, Stirne, Buſen, Wangen, Seiten, alſo gerade auf diejenigen Theile geſchicht, in welchen das Blut bey den Leidenſchaften am meiſten ſtürmt und die Nerven am gewaltſamſten erſchüttert werden. Die Seele, ſcheint es, will dem innren Aufruhr des Blutes Luft machen: und wenn ſie auch dieſes zu raſch, zu ungeſtüm thut; wenn auch ihr Beſtreben nach Erleichterung einen anderweitigen lebhaften Schmerz hervorbringt: ſo iſt doch dieſer Schmerz eben dadurch wohlthätig, daß er auf eine Weile die Aufmerkſamkeit von dem jezt am meiſten verabſcheuten Uebel abzieht und ſie auf ein andres verſchiedenartiges heftet. Bion hätte alſo einen mehr witzigen als gründlichen Einfall gehabt, da er das Haarausraufen des Homeriſchen Agamemnons ſo lächerlich und abgeſchmakt fand. Freylich wird nicht, wie es Bion nahm, durch einen kahlen Kopf, aber ſicher wird

da-

dadurch, daß man einen haarichten Kopf in einen kahlen verwandelt, der Kummer erleichtert. *) Bey Gewiſſensbiſſen kommt dann noch der feinere Grund hinzu, auf welchen der römiſche Weltweiſe ſo viel Gewicht legt: daß in dem Gedanken der an ſich ſelbſt geübten Gerechtigkeit eine Art von Troſt, von Beruhigung liegt. Auch muß, bey gleichem Grade der Heftigkeit, der Affekt der Reue immer leichter, als der Affekt des Zorns, gegen den Menſchen ſelbſt toben, weil bey jenem der Menſch ſein eigenes Ich zum unmittelbaren Gegenſtande hat, dahingegen er bey dieſem zunächſt den Beleidiger denkt, und nur

*) Cic. l. c. — Hinc ille Agamemno Homericus & idem Accianus

Scindens dolore identidem intonſam comam.

In quo facetum illud Bionis, perinde ſtultiſſimum regem in luctu capillum ſibi evellere, quaſi calvitio moeror levaretur.

nur erſt die Unmöglichkeit, ſeiner Rachgier Genüge zu leiſten, ihn auf die Vorſtellung ſeiner ſelbſt, ſeines unvollkommnen moraliſchen und phyſiſchen Zuſtandes, zurükwirft.

Aber welchen möglichen Grund, kann man hier fragen, hat denn das: daß es auf O-Taheiti der beſte Beweis einer lebhaften Freude über die Widerkehr eines Geliebten iſt, wenn man ſich die Bruſt zerſchlägt, das Haar zerrauft, und Kopf Hand und Leib verwundet? Welchen möglichen Grund, daß ſich Omai's Mutter, beym erſten Wiederſehen ihres Sohnes, mit einem Häyfiſchzahn auf eine ſo raſende Art zerfleiſchte, daß auf allen Seiten das Blut herablief? *) — Ich denke, das Anfallen ſeiner ſelbſt iſt auch hier, eben wie im Zorne, nichts

*) S. das von Forſter überſezte Tagebuch einer Entdeckungsreiſe nach der Südſee in den Jahren 1766-1780. S. 131. 138.

nichts als Beſtreben, einer widrigen unerträglichen Empfindung Luft zu machen. Wird nicht ſchon dem gebildetern Europäer, bey ſeinen ruhigern Leidenſchaften, ſeinem kühlern Blute, eine übermäßige Freude zu einer Art von Pein, und kann ſie nicht ſchon ihn durch den Aufruhr, den ſie in ſeinem Innern anſtiftet, ohnmächtig zu Boden werfen? Wenn man ſich nun die Gluth der Affekten bey jenem noch halb wilden Volke, unter einem Himmelsſtriche denkt, wo die moraliſche Natur eben ſo ungeſtüm in ihren Wirkungen als die phyſiſche iſt, und die Leidenſchaften, wie jähe Windſtöße, die Kürze ihrer Dauer durch den Grad ihrer Heftigkeit erſetzen: welchen noch ſo gewaltſamen Ausbruch der Freude ſollte man da nicht begreiflich finden? In den Minen dieſes Volks, ſagen die Reiſebeſchreiber, iſt ein unnennbar ſtärkerer Ausdruk der Affekten, als unter uns, und ſo wird auch in ihrem Blute ein ungleich größerer Sturm, in ihren leidenſchaft-

ſchaftlichen Handlungen eine uns kaum denkbare Heftigkeit ſeyn. — —

Ich habe, wie Sie leicht wahrnehmen, die unangenehmen Affekten auf eben die Art, wie die angenehmen, behandelt; ich habe ſie in ihren höhern Graden genommen, wo ihr Ausdruk redender und kräftiger iſt; auch habe ich ſie als rein und einfach, nicht nach den verſchiednen Nüancen gezeichnet, die ſie einer von dem andern ſo häufig anzunehmen pflegen. Die Betrachtung dieſer Nüancen, wenn ich ſie nöthig fände, würde erſt in die nun folgende Lehre von der Zuſammenſetzung des Ausdruckes kommen: allein ich denke, ich will ſie aus Gründen, denen ich Ihren Beyfall verſpreche, lieber ganz überhüpfen.

Vier und zwanzigſter Brief.

Nur erſt eine kleine Anmerkung, mein Freund, die ich nirgends als eben hier einzuſchalten weiß: und es wird dann noch immer Zeit ſeyn, den Vorwurf der Unvollſtändigkeit, den Sie mir machen, entweder einzuräumen oder auch von mir abzulehnen — wie ich es finde.

Eigentlich hat meine Anmerkung ſchon Garrik und wer nicht ſchon ſonſt gemacht, der für richtiges Spiel Empfindung, und für fehlerhaftes, Auge hatte? Aber allgemein wüßte ich ſie nirgends vorgetragen, und doch finde ich, je länger ich die Bühne beſuche, immer mehr, daß ſie in tauſend Fällen anwendbar iſt und daß ſie alſo, in eine allgemeine Warnung verwandelt, von Nutzen ſeyn könnte. — „Sie „haben, ſoll einſt Garrik zu einem franzöſi-

ſchen

ſchen Schauſpieler geſagt haben, der ihn nach geendigtem Stük um ſein Urtheil fragte; Sie „haben die Rolle des Trunknen mit viel Wahr„heit, und was in ſolchen Rollen mit Wahr„heit ſchwer zu vereinigen iſt, auch mit viel „Anſtand geſpielt; nur — wenn Sie mir die„ſen kleinen Tadel verzeyhen wollen — Ihr „linker Fuß war zu nüchtern.“ Etwas Aehnliches mögte ich in ſo manchen Fällen und zu ſo manchem Schauſpieler ſagen: „Mein Herr! „Sie haben nach meiner wenigen Kenntnis, „die und die Stelle, die und die Scene — denn von dem Ganzen der Rolle mögte ich ſelten reden dürfen — „bis zur Täuſchung vor„getragen; Sie haben die ganze Trunkenheit „der Leidenſchaft, wovon Sie erfüllt ſeyn ſoll„ten, vortreflich nachgeahmt: nur Ihr Fuß, „Ihre Hand, Ihr Auge, Ihr Nacken, Ihr „Mund — oder an was ſonſt für einem Thei„le ich den Mangel bemerkt haben mögte — „waren zu nüchtern.“

Meynen Sie nicht, daß eine ſolche Anwendung und Ausdehnung der Garrikſchen Kritik in der That guten Grund haben ſollte? Ich denke: wie die phyſiſche Trunkenheit das ganze Nervenſyſtem vom Wirbel bis zur Fußzähe angreift; ſo auch die ſittliche Trunkenheit der Affekten: denn der Menſch hat ja nur Eine Seele, die auf den ganzen Körper einwirkt; und wenn alſo ein einfacher Affekt die ganze Kraft dieſer Seele auf Einen Punkt richtet, ſie ganz mit allen ihren Ideen und Empfindungen auf Einen Ton ſtimmt, ſo muß auch der ganze Körper an dem Ausdrucke dieſes Affektes Theil nehmen und jede Bewegung jedes Gliedes zu ſeiner Darſtellung mitwirken. Wenn, wie ich glaube, dieſer Grundſatz einleuchtend iſt und ihn jede aufmerkſamere Beobachtung der Art und Weiſe, wie ſich wirkliche Affekten ausdrucken, beſtättigt: was ſollen wir da zu ſo mancher Schauſpielerinn ſagen, die mit vorliegendem Körper dringend zu bitten ſcheint, indeſ-

ſen ſie die Arme mit dem gewöhnlichen Ausdruk der Ruhe ſanft in einander geſchlagen läßt? Was zu ſo mancher andren, die oft mit von ſich geſtrekten Armen auf einen ſehnlich gewünſchten Gegenſtand eifrig zueilt, ohne daß der Körper von ſeinem ruhigen vertikalen Stande nur im mindeſten abwiche? Was zu dem Spiele eines Ihnen bekannten Azore, der, voll Kummers über ſeine häßliche, zurükſchreckende Bildung, Haupt und Arme traurig hängen läßt, indeſſen ſein Gang nicht etwa nur ruhig, nicht etwa nur munter, ſondern muthig, trotzig, herausfordernd iſt? Was zu der Stellung eines gewiſſen, ſonſt nicht ganz zu verachtenden, Beaumarchais, der bey den wütenden Worten: „Ja, Sie ſollens! ſollen mich ins Gefängnis „ſchleppen! Aber von ſeinem Leichname weg; „von der Stätte weg, wo ich mich in ſeinem „Blute werde gelegt haben;“ *) der, ſage ich,

*) Göthens Schriften B. 2. S. 299.

bey dieſen wütenden Worten das ganze Geſicht zum Grimm verzerrt, die geballte Rechte weit von ſich ſtrekt, mit dem ganzen Körper vorliegt, und — was Sie ſchon glauben müſſen, weil Sies mit Augen geſehen haben — den linken Arm völlig ſchlaff läßt und die Hand im Buſen behält?

Ich denke, ich könnte mit Beyſpielen eines ſolchen mangelhaften Spiels ganze Briefe füllen; aber ich mögte ungerne durch Tadel kränken und noch ungerner zu Mißdeutungen Anlaß geben. Lieber will ich, auf Veranlaſſung des obigen Azoro, die gegebene allgemeinere Warnung noch mit einer ſpeciellern begleiten. Der getadelte Gang dieſes Schauſpielers ſcheint mir ſein natürlicher, ſein gewöhnlicher Gang; er hätte nur ſich ſelbſt beobachten dürfen, und er würde gefunden haben, daß er ſich in Anſehung des Ganges am wenigſten ſich ſelbſt überlaſſen, daß er über dieſen durch Angewöh-

gewöhnung fehlerhaften Theil ſeines Aeuſſren gerade am meiſten wachen müſſe. Andere haben durch Angewöhnung einen trägen, ſchleppenden Gang; und ich erinnre mich noch ſehr wohl eines gewiſſen Herrore Gonzaga, der, ſelbſt im Zorne und in der lebhafteſten Unruhe, den Gang zwar ein wenig vergeſchwinderte, aber die Füße ſo wenig hob, daß man die Sohlen bey jedem Schritt gegen den Boden ſchleifen hörte. Wieder andere haben den natürlichen Fehler eines zu gebükten Nackens, eines ſeitwärts hängenden Kopfes, und verderben, weil ſie auf dieſen Fehler nicht merken, den Ausdruk aller der Leidenſchaften, die ein gerades frey emporgetragenes Haupt erfodern. Ihre lebhafteſte Freude, z. B. ſcheint darüber nur eine matte, verſchämte, wohl gar nur erdichtete Freude. Möglich zwar immer, daß ſie ſelbſt dieſen oder jenen Affekt in der Wirklichkeit nicht anders ausdrucken würden, als ſie auf der Bühne ihn nachahmen: aber was for-

dert man denn von dem Schauſpieler? Daß er ſich ſelbſt ſo gut oder ſo übel ſpiele, wie ihn Natur und Gewohnheit gemacht haben? oder daß er nach der höchſten Vollkommenheit, dem höchſten Ideale des Ausdruckes hinſtrebe? Und wenn man das Leztere fordert: worinn beſteht dieſes Ideal? Doch wohl in der völligſten, abgemeſſenſten Harmonie; in derjenigen Art, wie ein von allen natürlichen und angewöhnten Fehlern völlig freyer Körper von jeder gegebenen Leidenſchaft modificirt werden würde? — Der Schauſpieler ſinne alſo, während des Studiums ſeiner Rolle, nicht nur überhaupt auf den wahren Ausdruk jeder Leidenſchaft, ſondern er frage auch noch beſonders, was für eigenen Antheil daran derjenige Theil ſeines Körpers nehme, von dem er es, mit ein wenig Selbſtbeobachtung oder mit ein wenig Aufmerkſamkeit auf das Urtheil ſeiner Freunde, doch am Ende erfahren muß, daß er damit am öfterſten fehle: er wende ſeine meiſte Uebung

gerade

gerade dahin, daß er den richtigen Gebrauch dieſes Theils habituell mache, und bey der wirklichen Vorſtellung wache er mit aller der Beſonnenheit, welche ihm die Leidenſchaft übrig läßt, eben über ihn am meiſten. — Ekhoff, ſo gekrümmt er ſchon vor Alter war, vergaß in ſtolzen Rollen keinen Augenblik, was ſein Charakter erforderte; er trug bis zum lezten Blicke, der ihm in die Couliſſe nachſpähte, ſeinen ſteifen unbiegſamen Nacken empor, und erſt dann ward er auf einmal wieder das gebükte, in ſich zuſammengeſchrumpfte Männchen, das man eher für alles Andre, als einen Schauſpieler, gehalten hätte.

Nicht genug aber, daß wirklich alle Glieder und Geſichtsminen zum Ausdruk Einer Empfindung harmoniren müſſen; ſie müſſen es auch in dem Maaß, in dem Grade dieſer Empfindung. Wenn die Begierde mit den Armen zu viel und mit den Füßen zu wenig

aus-

ausgreift; wenn das Schrecken, gegen den weit übergebogenen Körper und die hoch emporstarrenden Arme, Mund und Auge zu wenig aufreißt; wenn der Zorn die Stirne zu wenig runzelt, die Lippe zu ruhig verzieht, indessen die Füße wütend gegen die Erde stampfen, u. s. w.: so geht bey dem, der diesen Mangel der Harmonie gewahr wird, alle Täuschung, alle Wirkung verloren; er wird auch hier wieder an den Schauspieler erinnert, und er sollte doch bloß die Person in Gedanken haben. Beyspiele von solchen Disproportionen im Ausdruk müssen Sie oft genug, besonders auf gewissen zu jugendlichschönen, zu Runzellosen Gesichtern beobachtet haben. Es giebt Stirnen, die sich nicht falten, Lippen, die sich nicht niederziehen, Augen, die nicht hervorstarren wollen; kurz, es giebt Gesichtsbildungen, auf denen sich gewisse Affekten nur mit so leichten, in der Ferne so unmerklichen Schattirungen malen, daß man höchstens nur einen

An-

Anfang, eine ſchwache Anwandlung davon zu erkennen glaubt: und wenn dann der übrige Körper die ganze Heftigkeit des Affektes ausdrucke; ſo iſt das — wenigſtens für mich — von einer ſo widrigen Wirkung, daß ich lieber auch in dem ganzen übrigen Spiel den wahren Grad nicht erreicht ſehen mögte. — Indeſſen, wie keine Regel ohne Ausnahme iſt, ſo auch nicht dieſe Regel. Denn wo geheuchelte Affekten eines Menſchen ausgedrukt werden ſollen, der in der Heucheley noch nicht Meiſter iſt; da tritt der ſonderbare Fall ein, wo der gute Schauſpieler es wie der ſchlechte machen und in ſein Spiel ausdrüklich etwas Mißheiliges, Falſches, Verfehltes hineinlegen muß. Jenes lebendige Principium, das aus der Seele in den ganzen Körper hinauswirkt, fehlt hier ſelbſt in der Rolle, und unſrer Vorausſetzung nach auch jene Stärke der Phantaſie, jene geübte Verſtellungskunſt, welche den Mangel eines ſolchen Principiums erſetzen und

der

der Lüge einen täuschenden Firniß von Wahrheit geben könnte. Bey dem kalten todten Vorsatze, der dann noch übrig bleibt, wird der Ausdruk fast einzig in diejenigen Glieder, in diejenigen Theile des Gesichts gelegt, von denen man aus Erfahrung weiß, daß eine solche und solche Modifikation derselben einen Affekt ganz vorzüglich ausdruckt; die übrigen Glieder und Theile bleiben zurük. Der Falschfreundliche z. B. hat die dunkle Bemerkung gemacht, daß Freundlichkeit und Güte sich ganz besonders im Munde und den umliegenden Theilen zeigen; in dieser Gegend also druke er alles das Liebreiche, vielleicht sogar mit Carikatur aus, das er mit Stirne und Augen und seinem übrigen Wesen verläugnet.

Bemerken muß ich hier noch, daß zuweilen die Composition mehrerer Ausdrücke eine Gebehrde, eine Stellung hervorbringen kann, die, weil sie streitende Empfindungen

mit

mit einander zu vereinigen hat, durch Widerſpruch fehlerhaft ſcheint, aber nicht iſt. Das Erſtaunen, wiſſen Sie, zieht zurük; die Freundſchaft nähert. Wenn alſo plözlich ein ganz unerwarteter, aber willkommner Freund, wenn **Otto von Wittelsbach** zu **Friedrich von Reuß** hereintritt; *) ſo wird es ein ganz wahres, oder vielmehr das einzige wahre Spiel ſeyn, daß der Fuß einen Schritt zurükthue, wenigſtens der Körper ſich vor Erſtaunen rükwärts überlege, indeſſen die Arme ſchon anfangen, ſich zu herzlicher Bewillkommung dem Gaſt entgegenzuſtrecken. Wirklich iſt auch dieſes die Attitüde, die der hieſige Hr. v. Reuß bey dieſer Stelle allemal annimmt. (Fig. 35.) — Ob übrigens der alte Ritter den Pfalzgrafen feſten Fußes in dieſer Stellung erwarten, oder mehrere Schritte vor ihm zurükweichen, oder ſo halb erſtaunt und

*) Dritter Akt, dritt. Auftr. S. 100.

und halb froh, wie er iſt, ihm langſam entgegengehen ſoll; das wird darauf ankommen, wie nah oder wie entfernt von dem Greiſe der Pfalzgraf in dem erſten Augenblik war, wo er erſchien, und ob nicht dieſer ſelbſt vielleicht im Hereintreten ſtillſtand, um dem Erſtaunen des Ritters Zeit zu laſſen und ſich an dem Anblicke davon zu ergötzen.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Wahr genug, was Sie ſagen: daß die Erinnerungen über die durchgängige Harmonie des Gebehrdenſpiels, ſo wenig irgend ein Schauſpieler ihrer bedürfen ſollte, doch den meiſten ſo noth thun! Und gleich wahr, was Sie hinzuſetzen: daß Schauſpieler, nicht etwa nur von der unterſten, ſondern von einer höhern und in ihren eigenen Augen wohl gar von der erſten Klaſſe, noch weit ärgere, gröbere Fehler nicht nur dann und wann aus Zerſtreuung begehen, ſondern recht ausdrüklich zu ihren Rollen ſcheinen ſtudirt zu haben. — Ich denke umher, wen Sie mit dieſer Anmerkung doch wohl vorzüglich gemeint haben mögten? Etwa jenen Capellet, der regelmäßig jedesmal, wo er Julien in vollem Zorne verſtößt, auf ſie zugeht, um ihre Hand zu

nehmen, und wenn das arme Geschöpf, vor Schrecken über den väterlichen Zorn, einen Schritt zurükthut, sich den Schritt mehr nicht reuen läßt, um nur ja seinen Fehler nicht ungemacht zu lassen? Oder jenen Grafen Wenzel, der gleich seine erste gleißnerische Anrede an den Pfalzgrafen, mit zurükgeschlagenem Kopfe und in gerader stolzer Stellung, hoch von der Brust herabspricht? Oder jenen verfehlten strotzenden Otto, der die bitterlaunigte Stelle: „ich will meine Waffenstüke in Küchengeräthe verwandeln" — eine Stelle, die so offenbar nur ganz leicht sollte hingeworfen werden — mit weit von sich gestrektem, steifem, gehaltenem Arme so laut und so pathetisch daherprahlt, als ob er Kayserlicher Majestät eine höchst unangenehme, aber feste und unabänderliche Entschließung zu erklären hätte? Oder jenen Vater Semirens, der, bey Entschuldigung wegen der gepflükten bezauberten Rose, dem zurükschreckenden Ungeheuer so

sorg-

ſorglos auf den Leib rükt, als ob er recht wohl wüßte, daß in der gräßlichen Maſke ganz und gar kein Ungeheuer, ſondern ſein lieber Freund und Mitbruder ſtecke? — Wahrlich, mein Freund! wir ſind nicht bloß weit, wir ſind noch unendlich zurük, wenn ſo auffallende Fehler von der einen Seite können begangen werden, ohne daß man ſie von der andern beachtete; und ich zweifle gar ſehr, ob Künſtler, die ſo ganz den Ausdruk zu vergreifen, ſo ganz die wahre Empfindung zu verkennen fähig ſind, je den Ehrennamen der Künſtler, auch wenn ſie ſich darum Mühe gäben, werden verdienen können. Wenigſtens ſcheint ihnen ein gewiſſer, für ihre Kunſt unentbehrlicher, Sinn zu fehlen, und dieſer Sinn läßt ſich durch keine Vorſchriften, keine Theorieen erſetzen. Kunſtregeln überhaupt werden nicht, wie die moraliſchen Geſetze, nur den Schlechten; ſie werden nur den Guten geſchrieben.

Doch ich gerathe, wie ich ſehe, in neue Abſchweifungen, und ich ſollte doch das um ſo weniger, da ſchon Sie mit Ihren Erinnerungen und Einwürfen mich oft genug von dem geraden Wege abziehn. Mit derjenigen Erinnerung indeſſen, worauf ich in meinem Vorigen die Antwort ſchuldig blieb, werden Sie meinen Gang eben nicht unterbrochen haben: was ich darauf zu erwidern finde, iſt vielleicht der ſchiklichſte Anfang der Lehre von der Zuſammenſetzung des Ausdruks.

„Dankbarkeit, ſagen Sie, Hofnung, Mitleiden, Argwohn, Neid, Schadenfreude, Gnade, und noch ſo viel andere Empfindungen mehr, die doch gewiß ihres eigenthümlichen Ausdruks nicht entbehren können, wenn anders die Gebehrdenſprache nicht das ſchwankendſte und ungewiſſeſte Ding auf Erden ſeyn ſoll; — alle dieſe Affekten ſind noch mit keiner Sylbe von Ihnen charakteriſirt; und Sie können die Lehre

vom

vom Ausdrucke als schon geendiget ansehn?“ — Ich denke, ich kann das mit Recht, aber freylich nur die Lehre von dem einfachen Ausdruk. — „Und sind denn, werden Sie fortfahren, jene Empfindungen in ihrem Ausdrucke nicht einfach?“ — Dem Namen nach freylich sollten sies seyn; aber Sie wissen schon: der Name stimmt nicht immer zur Sache. Frohes Erstaunen, zärtliche Wehmuth, ehrerbietige Liebe; wenn Sie diese und ähnliche Empfindungen nennen hören: so läßt sie schon das Zusammengesezte des wörtlichen Ausdruks auf das Mannichfaltige des mimischen schliessen: hingegen, wenn Sie hören: Dankbarkeit, Mitleiden, Hohn; so verführt Sie der einfache Name, sich auch die Sache als einfach zu denken, und doch braucht es nur einen ganz kleinen flüchtigen Blik von jenem auf diese, um sogleich den Irrthum gewahr zu werden. — Dankbarkeit; wenn sie nicht bloß als Liebe oder Verehrung erscheinen soll: wie anders, als

durch eine mittlere aus beyden vermiſchte Mine kann ſie erſcheinen? Mitleiden; was für einen eignen ſichtbaren Ausdruk kann es annehmen, als den zuſammengeſezten von Leiden und Güte? Neid; wie kann er ſich anders von Leiden und Haß unterſcheiden, als durch einen Zuſaz von Begierde ſich zu verheimlichen, durch unter ſich gekehrten, verſtohlnen Blik der Scham, der ſich in jeder nur noch etwas empfindlichen Seele einer ſo kleinen Leidenſchaft anhängen muß? Argwohn; wodurch ſonſt kann er ſich verrathen, als indem er zur Gebehrde des Verdruſſes die Erforſchungsbegierde im ſcharfen Seitenblik, im ängſtlichſtillen Hinhorchen hinzuſezt? Gnade; auf welche andere Art kann ſie ſichtbar werden, als wenn ſie Freundlichkeit der Güte durch Kälte des Stolzes mildert und, um ſich nähern zu können, ſich gleichſam erſt von der Höhe herabläßt? Schadenfreude; was iſt ſie ſchon, ihrer Natur nach, anders, als Freude des Haſſes, und was für einen andren

Ausdruk alſo, als eben dieſen, kann man ihr geben? Endlich Hofnung, die das Gute nur noch in der Zukunft ſieht und nie ganz ohne Furcht iſt; wie ſonſt als durch Begierde und Miſchung von Freude und Furcht kann ſie ſich in den Geſichtszügen malen? — Laufen Sie ſo alle noch übrigen Affekten mit allen den mannichfaltigen Nüancen durch, die Wateler davon angiebt, und Sie werden finden, daß immer ihre Namen entweder, wie die obigen, nur Zuſammenſetzungen, oder nur höhere und geringere Grade, oder nur philoſophiſche Abſtraktionen bezeichnen; das heißt: Einheiten und Verſchiedenheiten, die nur das Nachdenken in dem Innern der Seele, nicht das Auge in dem Gebehrdenſpiel findet.

Indeſſen, wenn es Ihnen wehe thut, mit allen Ihren Beyſpielen, und vielleicht in der ganzen Sache, Unrecht zu haben; ſo geben Sie Ihrem Tadel nur eine kleine Wendung:

Sagen Sie, daß allenfalls meine Enumeration der Affekten selbst, deren Ausdruk eigenthümlich und rein ist, noch so ziemlich vollständig seyn mögte; daß aber meine Schilderung ihres Gebehrdenspiels desto mangelhafter und dürftiger sey. Einen solchen Tadel, mein Freund, nehme ich an und sage zu meiner Rechtfertigung nur das Einzige: daß ich die Schuld mit der Sprache wenigstens theile und daß ein Schriftsteller nicht leisten kann, was ein Maler leistet; aus der ganz einfältigen Ursache: weil Worte keine Farben und Umrisse sind. — Wenn Apulejus eine zu Rom gesehene pantomimische Vorstellung des Paris auf Ida beschreibt und von der Göttinn der Liebe sagt: sie habe oft bloß mit dem Auge getanzt *): so fühlt ein jeder, der redende Augen gesehn hat, den ganzen Sinn dieser Stelle; aber beschreiben

*) Apulej. Metam. L. X. Sensim annutante capite coepit incedere — & *nonnunquam saltare solis oculis.*

ben kann eine ſolche Pantomime niemand: ſie will mit einem kleinen flüchtigen Zuge bloß angedeutet, nicht ausgeführt ſeyn. — —

Um nach ſo vielen Vorerinnerungen endlich zur Sache zu kommen; ſo laſſen Sie uns vor allen Dingen einen Blik auf das ganze weite Feld werfen, das wir jezt zu durchwandern haben! Laſſen Sie uns zuſehen, wie vielerley Zuſammenſetzungen von Gebehrden im Allgemeinen möglich ſeyn mögten! Die Erkenntnistriebe und die übrigen Affekten des Verſtandes können zuerſt unter einander ſelbſt, und dann mit Affekten des Herzens; Begierden können mit Begierden und mit Affekten des Anſchauens, dieſe leztern wieder unter einander ſelbſt, und mit allen dieſen Ausdrücken innrer geiſtiger die Ausdrücke mannichfaltiger körperlicher Empfindungen, endlich wieder mit den ſämmtlichen ausdruckenden Gebehrden die ganze Menge der malenden und deutenden ver-

binden werden. Nehmen Sie hiezu noch die verſchiednen möglichen Grade jedes Affekts, die verſchiedenen möglichen Verbindungen und Proportionen in ihrer Miſchung, da bald die eine, bald die andre Empfindung die lebhaftere, die mehr hervorſtechende iſt; und ſagen Sie mir: ob Ihnen nicht ein wenig vor dem Ende unſres Briefwechſels bange wird? ob Sie bey der unendlichen Fülle der Materie eine Möglichkeit, ſie je zu erſchöpfen, abſehn? — Doch wozu auch, werden Sie ſagen, ein ſo unermeßliches, ermüdendes Detail, wenn wir nur die allgemeine ſichre Regel zu finden wüßten, worunter ſich alle jene Mannichfaltigkeit ſammlen lieſſe? Dieſe allgemeine Regel aber iſt mit Einem Worte die: daß der Ausdruk Präciſion haben muß. Und dieſe Präciſion wird er haben, wenn in der Zuſammenſetzung nichts weder zu wenig noch zu viel, der Grad im Ganzen der jetzigen Stimmung der Seele gemäß, die Hauptempfindung herrſchend und die un-

tergeordnete auch im Ausdruk nur die Nüance; endlich, wenn in der Miſchung jede ſo gehalten, ſo gemäßigt iſt, wie es ihr beſtimmtes Verhältniß zu allen andren erfordert. Wer die Wirkungen jedes Affekts auf Geſicht und Körper kennt; wer bemerkt hat, durch welche Theile von jenem ſich jede Leidenſchaft vorzüglich ausdrukt; der wird leicht einſehen, wie mannichfaltige Empfindungen in Einen Ausdruk können verbunden, wie z. B. das Leiden eines Liebhabers, der in die wohllüſtig traurige Vorſtellung der entfernten Geliebten vertieft iſt, im Mienenſpiel könne abgebildet werden. Das Leiden nimmt vorzüglich den obern, das wohllüſtige Gefühl der Liebe mehr den untern Theil des Geſichts ein: iſt alſo jenes nur Nüance; ſo ziehen ſich die innren Spitzen der Augenbraunen nur ſehr wenig, nur unmerklich hinauf, und werfen auf die Stirne nur einen ganz geringen Schatten, mehr von einer Falte als einer Runzel; hingegen um Mund

und

und Wangen ſieht man faſt das volle ſüße Lächeln der Liebe ſpielen, indeſſen mit ſchmachtendem Blik das Auge, zweydeutig zwiſchen beyden Empfindungen, vor ſich hinſchaut. Iſt das Vergnügen nur Nüance und Leiden herrſchend; ſo liegt der Hauptausdruk auf der Stirne und das Lächeln um Lippen und Wangen iſt ſchwächer. Auch iſt bey dieſer lezterm Miſchung in dem ganzen übrigen Körper ein wenig mehr Spannung; bey jener erſtern mehr Schlaffheit und Weichheit.

Um ein ausgeführteres Beyſpiel und von einem mehr zuſammengeſetzten Ausdrucke zu geben, erinnere ich Sie an die Worte Admets, wo er, nach den erſten inbrünſtigen Umarmungen der geretteten Gattinn und einigen neugierigen Fragen des Erſtaunens an ſeinen muthigen Freund, ſich mit demüthigem Dank an die Götter wendet. *) Das Deutende in

der

*) S. Wielands Alceſte, S. 84.

der Gebehrde, die Richtung der Augen, des Hauptes, der Hände, insoferne auch diese mitreden sollen, ist sogleich durch das erste Wort bestimmt: Allgütge Mächte! denn wo anders als im Himmel wird sich Admet den Sitz dieser Mächte denken? Wenn er fortfährt:

— — Seht mit Wohlgefallen
Die Freudenthränen an, die meinem Aug
entströmen!

so liegt der Gesichtsausdruk, der wehmüthige Freude seyn soll, schon in den Worten: aber auch den Ausdruk des übrigen Körpers zu finden, ist leicht. Das sanfte Verlangen nach der Aufmerksamkeit der Götter hebt beyde Hände mäßig empor; nicht zusammengefaltet, denn in der Seele herrscht Freude, und Freude öfnet; sondern jede sich an ihrer Seite so gemach und sanft erhebend, daß der Ellbogen seine ganze leichte Krümmung behalte. Eben so sanft erhebt sich auch der übrige Körper und

hängt,

hängt, um so mehr da die Deutung nach oben geht, nur um ein ganz Weniges vorwärts; der vorgreifende rechte Fuß hat einen festen Stand; der linke, nur in mäßiger Entfernung hinter ihm, weil ein zu weiter Schritt mit den mäßig erhobnen Händen und leichtgekrümmten Armen nicht zusammenstimmen würde, erscheint schwebend, wie zu einem neuen Schritte vorwärts gefaßt; die Ehrerbietung, die mit dem Gedanken an die Mächte des Himmels so unmittelbar verknüpft ist, erlaubt dem Haupte weniger sich zurükzulegen, hält es dem vertikalen Stande näher und verstekt von dem Augapfel noch ein wenig mehr hinter das Lied, als es durch die bloße Richtung nach oben geschehen würde. Zugleich aber vermischt das dankbare Gefühl der Seele diese Ehrerbietung mit Liebe: und diese Liebe, die sich schon durch das Sanfte, Weiche und Graziöse, das wir von allen Bewegungen forderten, ankündigt, muß noch dem Haupte eine kleine Wendung zur

Seite

Seite geben; am liebſten gegen die Seite des Herzens. (Fig. 36) Admet fährt fort:

Was hat ein Sterblicher, um euch zu danken,
Als Freudenthränen? —

und was nun hier für ein Ausdruk? Sie ſehen, daß die ganze Miſchung von Empfindungen bleibt; daß keiner der zuſammenverbundenen Affekten aufhört, keiner, der noch nicht da war, hinzukommt: allein das innere Verhältniß, die Proportion dieſer Empfindungen iſt verändert. Das Verlangen, ſeine Freudenthränen von den Göttern beachtet zu ſehn, ſinkt beynahe völlig vor dem Gefühl der Ohnmacht zurük, durch mehr als durch ſie die überſtrömende Dankbarkeit der Seele auszudrucken; fur jezt alſo herrſcht der Gedanke an die Erhabenheit der Götter und das Empfindnis der Verehrung hat den Ueberſchwung; eben dieſe Verehrung alſo wird jezt den ſtärkern; Freude, Verlangen, Liebe den ſchwächern Ausdruk

druk fordern. Die Verehrung aber, wissen wir, zieht die Muskeln des Angesichts nieder, läßt die Glieder des Körpers hängen, tritt in die Entfernung. Alles dieses also wird jezt in die Gebehrde Admets, doch mit derjenigen Mäßigung kommen müssen, daß man das noch fortdaurende Daseyn der andren Affekten erkenne. Also bleibe noch immer ein merklicher Rest von Vergnügen im Angesichte; der Körper sey noch immer von den Händen unbedekt und krümme sich nicht in sich selbst zusammen: aber dafür erscheine das Haupt ein wenig gesenkter; das Weisse des Auges werde sichtbarer, als zuvor; Arm und Hand ziehe sich, ohne gleichwohl wie welk am Körper niederzuhangen, gegen die Erde; der linke Fuß stehe nun fest, und der rechte, wie in der Bereitschaft zurükzutreten, schwebend; der Körper sey um eben so eine Kleinigkeit zurük, als vorher vorwärts gebeugt. (Fig. 37) So wenigstens die Stellung während

der

der langſamen, gezogenen, gedämpften Deklamation der Worte:

Was hat ein Sterblicher, um euch zu danken –

denn bey dem Folgenden:

Als Freudenthränen?

würd ichs ſehr wohl zufrieden ſeyn, wenn das in der Seele herrſchende, nur unterbrochne Verlangen, von den Göttern beachtet zu werden, wieder Leben erhielte, und indem die ganze übrige Stellung bliebe, auch die linke ofne Hand noch gegen die Erde geſenkt erſchiene, die rechte, auf die Freudenthränen des Auges gleichſam hindeutend und ſie als Opfer dem Himmel gleichſam darbringend, ſich mit der vorigen ſanften Beugung des Arms, nur freylich dem Geſichte näher, wieder erhübe. Zugleich aber mußte dann auch das Haupt ſich ſchon ein wenig wieder zurüklegen, und der Ernſt der Verehrung durch eine ſtärkere Nüance der Liebe ſchon mehr gemildert werden. — —

Ich mag in dieſer Entwiklung, ſo leicht ſie wäre, nicht weiter fortfahren; denn ich fürchte, daß ich Ihnen vielleicht ſchon jezt zu ausführlich, zu ängſtlichſorgfältig ſcheine. So viel indeſſen wird Ihnen ſogleich Ihr Gefühl ſagen: daß bloßer reiner Ausdruk, es ſey der Freude oder der Wehmuth oder der Begierde oder der Verehrung, durchaus verfehlt ſeyn würde. Und wenn Sie dann nur einräumen, daß die Miſchung und die Proportion in der Miſchung richtig von mir beſtimmt ſey; ſo wird Sie, denk ich, Ihre eigene Einbildungskraft auf die Stellungen, die ich angab, ſo ziemlich wieder zurükführen, wenn Sie auch von dem Schauſpieler nicht immer eine ſo genaue Ausarbeitung aller der kleinſten Nüancen fordern ſollten. Die Strenge des Theoretikers ſoll freylich nicht der Beurtheiler, aber auch eben ſo wenig die Nachſicht des Beurtheilers der Theoretiker haben.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Indem ich aus jeder Klaſſe möglicher Zuſammenſetzungen von Gebehrden gewiſſe Beyſpiele ausſuche, um ſie zur Probe weiter ausführen zu können, finde ich das ganze Geſchäft, einer beſtimmten Miſchung von Empfindungen den ihr zukommenden Ausdruk anzuweiſen, ſo leicht, daß ich es lieber aufgeben will. Das freylich iſt oft ſehr ſchwer, für jeden gegebenen Fall die wahre Miſchung von Empfindungen und in der Miſchung die wahre Proportion zu finden: aber das iſt denn auch nicht die Sache des Mimikers, der nur gegebenen Empfindungen ihren Ausdruk beſtimmt: es iſt die Sache des Schauſpielers ſelbſt, der ſich ſorgfältig in das Eigenthümliche ſeiner Rolle hineinſtudiren, und des Seelenlehrers, der ihm, zur Erleichterung dieſes Studiums,

die allgemeinen leitenden Ideen an die Hand geben soll. — Der Schauspieler, wenn er seine Kunst nicht bloß als Naturalist, sondern als Kenner ausüben will, hat freylich noch etwas mehr als Mimik zu lernen. —

Lassen Sie die Aufgabe lauten: zwey in der Seele zusammentreffende mit einander streitende Begierden im Ausdruk zu vereinigen; so, behaupte ich, darf man nur beyde Begierden, darf nur den Ausdruk kennen, der jeder einzeln genommen zukommt, darf nur wissen, ob sie einander das Gleichgewicht halten, oder ob eine und welche den Ueberschwung habe? darf nur den Grad, in welchem die eine mächtiger als die andere ist, wohl gefaßt haben: und es kann durchaus keine Mühe kosten, den wahren, treffenden, die ganze Empfindung der Seele erschöpfenden Ausdruk zu finden. Bey Zemiren, wenn sie vor dem magischen Spiegel steht, herrschen Furcht und Verlan-

gen

gen in gleicher Stärke; Furcht, durch Annäherung der Erscheinung ein Ende zu machen, und Verlangen, an die Brust eines traurigen, zärtlich geliebten Vaters zu fliehen: also schwanke sie mit dem ganzen Körper hin und her, strecke jezt Sehnsuchtsvoll beyde Hände gegen die Erscheinung hin und ziehe sie jezt, zusammengefaltet, mit Ausdruk des Leidens wieder zurük; lege das Gewicht des Körpers bald auf den einen Fuß, bald auf den andren, und komme, so unaufhörlich sie in Bewegung ist, keinen Schritt aus der Stelle. Bey Hamlet, wenn er dem Geist seines Vaters folgt, hat die Sehnsucht nach der gehofften Entdeckung eines schreklichen Familiengeheimnisses bey weitem das Uebergewicht, aber geschwächt wird diese Sehnsucht durch die Furcht vor dem unbekannten Wesen einer fremden Welt, und immer mehr geschwächt, je näher der Prinz dem Gespenste und je weiter er von seinen Gefährten abkommt: also sey nur da seine Bewe-

gung lebhaft, wo er sich drohend von diesen Gefährten losreißt; sobald er zu gehen anfängt, geschehe es ohne Eile und Hitze, obgleich noch mit Festigkeit und Entschluß; nach und nach werde sein Schritt behutsamer, leiser, übermesse weniger Raum; die ganze Bewegung werde gehemmter und der Körper ziehe sich mehr gegen die vertikale Stellung zurük. Bey Hüon, wenn ihm der Feenkönig das lehte Geschenk des Myrthenkranzes darbeut, vereinige sich das Verlangen, es zu besitzen, mit dem Erkenntnisse seiner Unwürdigkeit und dem daher entspringenden Triebe, so gehäufte und unverdiente Wohlthaten nicht länger anzunehmen: *) also erscheine er voll Ehrfurcht gegen Oberon hingebeugt; der ernste liebevolle Blik sey auf den Wohlthäter geheftet, die mäßig ausgestrekte, dankende, zur

Annah-

*) Nach Oesers Idee in der Zeichnung vor Wielands Oberon.

Annahme des Kranzes gleichſam gefaßte rechte Hand ſey ein wenig gegen die Erde geſenkt, die linke verwandt und gleichſam in Bereitſchaft, die dargebotene Gabe zurükzuhalten.

Doch, damit Sie nicht ſagen, daß ich leichtere Beyſpiele ausſuche und ſchwerere übergehe; ſo geben Sie mir ſelbſt irgend eine mögliche Miſchung von Empfindungen, und laſſen Sie mich verſuchen, ob ich den Ausdruk zu Ihrer Befriedigung werde beſtimmen können. Oder wenn Sie das lieber wollen, ſo geben Sie mir irgend eine mögliche Gebehrde, in welcher mehrere Ausdrüke vereiniget ſind, und laſſen Sie mich ſehen, wie die Entzifferung ihrer allgemeinen Bedeutung mir gelingen werde. Ich ſage: ihrer allgemeinen Bedeutung; denn die ſpeciellere läßt ſich aus dem mimiſchen Ausdrucke unmöglich finden, weil dieſer, eben wie der muſikaliſche, nur Arten, nur allgemeine Klaſſen von Empfindungen angiebt.

giebt. Wenn Sie mir einen Menſchen zeigen, der mit Gebehrden, die eben ſo viel Verdruß als Leiden ausdrucken, den gereckten obern Körper von ſeinem Mitunterredner ſchnell hinwegdreht und faſt in demſelben Moment ſich wieder gegen ihn herumwirft, ihm mit beyden ausgeſtrekten, flachen, nahe zuſammengehaltenen, zitternd bewegten Händen, mit weit vorgelegtem obern Körper, mit feurigem, anſtarrendem, unverwandtem Auge eine zernartige Lebhaftigkeit zu erkennen giebt; ſo werde ich ohne Bedenken ſagen: daß dieſer Menſch irgend etwas von ſeinem Mitunterredner wolle, was er auf keine Art zu erlangen wiſſe; daß er über der Vergeblichkeit ſeiner Bemühung einen reichlich mit Schmerz vermiſchten Verdruß empfinde, der ihn geneigt mache, ſich loszureißen; daß aber die fortdaurende ſtärkere Begierde nach ſeinem Zwecke ihn augenbliklich wieder gegen den Mitunterredner hinreiße, und daß die lebhaftbewegten

en Hände ihm die Ideen, wodurch er ihn zu überzeugen, die Motiven, wodurch er ihn zu lenken hofft, gleichsam sichtbar vorhalten, seine ganze Aufmerksamkeit darauf hinziehen sollen. Mehr als das liegt denn aber auch freylich nicht in der Gebehrde: und wenn ich also etwas Bestimmters erkennen sollte; so müsten erst solche willkührliche Zeichen da seyn, wie ihrer die alten Pantomimen wahrscheinlich eingeführt hatten. —

In der Erwartung, ob und was für mimische Probleme Sie mir zur Auflösung vorlegen werden, gehe ich zu einer Untersuchung über, die mit der Lehre von der Zusammensetzung der Gebehrden nahe verwandt und in meinen Augen von Wichtigkeit ist. Es fragt sich nehmlich: ob es in der Gebehrdensprache Synonymen, gleichbedeutende Bewegungen gebe, die sich ohne Nachtheil eine an die Stelle der andern setzen lassen? oder ob vielmehr

jede kleine Abänderung eine andere Seite der Empfindung faſſe, eine beſondere Nüance andeute, die vielleicht nicht von dem Haufen, aber von dem Kenner beachtet werde? ob es nicht mit ſynonymiſchen Gebehrden eben der Fall, wie mit ſynonymiſchen Wörtern ſey, daß ſie zwar alle einerley Hauptidee, aber entweder edler oder unedler, ſtärker oder ſchwächer ſagen, ſie entweder von dieſer oder von jener Seite darſtellen, mit dieſen oder mit jenen Nebenideen in die Seele bringen? Und ob alſo nicht der Schauſpieler, der das höchſte, das lezte Künſtlerverdienſt genauer Richtigkeit ſucht, in der Wahl ſeiner Gebehrden eben die feine, ſorgfältige Unterſcheidung anwenden müſſe, die der gute Schriftſteller in der Wahl ſeiner Wörter beobachtet? — Nach einer bekannten Erzehlung des Macrobius gingen zuweilen Roſcius und Cicero einen kleinen freundſchaftlichen Wettkampf ein, wer von ihnen einen und den nehmlichen Gedanken am

mannichfaltigſten ſagen könne: ob der Schauſpieler mit Gebehrden oder der Redner mit Worten? Roſcius, wenn er vielleicht auch nicht gewann, muſt doch wenigſtens nicht verloren haben: denn er faſte über dieſen Wettkämpfen eine ſo hohe Meynung von ſeiner Kunſt, daſt er ſie in einem eignen Buche gegen die Kunſt des Redners zu meſſen wagte.*) Wenn, wie man annehmen kann, die Variationen des einen ſich auf die des andren bezogen; wenn beyde, ſo zu reden, einer den andren überſezten, Cicero den Roſcius in Worte, Roſcius den Cicero in Gebehrden: ſo gäbe

*) Macrob. Saturnal. L. II. c. 10. Satis conſtat, contendere eum (Ciceronem) cum ipſo hiſtrione (Roſcio) ſolitum, utrum ille ſaepius eamdem ſententiam variis geſtibus efficeret, an ipſe per eloquentiae copiam ſermone diverſo pronunciaret. Quae res ad hanc artis ſuae fiduciam Roſcium abſtraxit, ut librum conſcriberet, quo eloquentiam cum hiſtrionis compararet.

gäbe uns das einen Beweis, daß die Gebehrdensprache nur in eben dem Sinne, wie die Wörtersprache, Synonymen hat, und daß in jener, wie in dieser, mit verschiedenen Ausdrücken zwar oft dieselbe Hauptidee gesagt wird, aber doch immer mit andren Nebenideen; daß es vielleicht in jener, wie in dieser, Fälle giebt, wo die Wahl so gut wie gleichgültig ist; daß sich aber sicher noch mehrere finden, wo ein tiefdenkender, feinempfindender Künstler, der seinen ganzen Charakter, seine ganze Situation, jeden einzelnen Augenblik in der Situation vollkommen gefaßt hat, nicht den einen Ausdruk für den andren würde setzen wollen.

Sie erinnern sich ohne Zweifel noch der Schilderung, die ich Ihnen von der horchenden Julie machte? Ich gab ihr vollen reinen Ausdruk der Sehnsucht des Herzens, ließ sie Augen und Lippen öffnen, die Hände ausbrei-

breiten, den Körper seitwärts, gegen den vermutheten Schall hin, weit überbiegen. (Fig. 22) Aendern Sie irgend etwas in dieser Stellung, und Sie haben die Bedeutung geändert. Anstatt des weitgeöfneten, setzen Sie ein gekniffnes, geschärftes Auge; der ofne Mund werde geschlossen; die Hand, die nach der Seite des Schalls hin ausgestrekt war, werde zurükgezogen und der Zeigefinger vor die Lippen gebracht: (Fig. 38) so ist es nun nicht mehr reiner Ausdruk der plözlich gereizten, herrschenden, vollen Begierde; es ist schon zu viel Erkenntnistrieb in den Ausdruk gemischt; das Geräusch, sieht man, ist entfernt, ungewiß, schwach; es wird viel ruhige Stille erfordert, um es vernehmen und unterscheiden zu können. In der ersten Stellung also war mehr das Herz auf die Erlangung eines Guts; in der zweyten ist mehr der Verstand auf die Unterscheidung einer Idee gerichtet. Nehmen Sie eine noch gröf-

sere

sere Aenderung vor; lassen Sie den Körper nicht mehr so merklich überhängen, sondern stellen Sie, wie man zu reden pflegt, die Figur auf den Sprung; lassen Sie beyde Kniee einsinkend erscheinen, den vorher schwebend gestellten Fuß jezt beynahe eben so fest, wie den andren, auftreten und zum plözlichen Fliehen schon etwas weiter ausgreifen: so ist es nun ganz deutlich, daß sich Furcht mit Begierde vermengt: der Horcher ist sich einer Schamwürdigen oder doch einer gefährlichen Handlung bewußt; denn warum nähme er sonst, mitten in der Befriedigung seiner Begierde, Maaßregeln zu seiner Sicherstellung? (Fig. 39) Sie sehen in diesem einzigen Beyspiel, wie das, was im Allgemeinen gleichgültig scheint: eine solche oder solche Stellung beym Horchen, es durchaus nicht mehr in einer bestimmten einzelnen Situation ist, und wie man fast alles, was Girard in Beziehung auf synonymische Wör-

ter ſagt, von ſynonymiſchen Gebehrden mit vollem Rechte wiederholen kann. *)

Betrachten Sie ein paar andre Beyſpiele, die ich von der dritten Art der Begierde, vom Zorn, entlehne. Laſſen Sie den Beleidigten mit erhabener geballter Fauſt gegen den Beleidiger hingerichtet, auf ihn zueilend erſcheinen, und Sie haben den vollen reinen Ausdruk der Begierde nach Angrif: laſſen Sie ihn die geballte Fauſt gegen die Erde niedergezogen haben; lehnen Sie ihn von dem Gegenſtande um ein Weniges zurük, ſo daß er ſich eher von ihm zu entfernen, als auf ihn zuei-

*) S. Synonymes françois, in der Vorrede. — Es heißt unter andern: S'il n'eſt queſtion, que d'un habit jaune, on peut prendre le ſouci ou le jonquille; mais s'il faut aſſortir, on eſt obligé a conſulter la nuance. Eh! quand eſt-ce, que l'eſprit n'eſt pas dans le cas de l'aſſortiment? Cela eſt rare; puiſque c'eſt en quoi conſiſte l'art d'ecrire.

zueilen zu wollen ſcheine; und Sie haben einen zuſammengeſezten Ausdruk, worinn zurükſtrebende Begierde mit annähernder kämpft und die leztere von der erſtern nur noch kaum kann gehalten werden. Laſſen Sie den Beleidigten mit unruhiger, zitternder Hand an den Kleidern umhergreifen, wütend in dieſen und jenen Winkel ſchauen, in unaufhörlicher Bewegung bald hiehin bald dorthin treten, oder auch irgend etwas zerreißen, zerbrechen, zerſchlagen, zerwirken; und Sie haben die von ihrem eigentlichen Gegenſtande ſchon ſich ableitende, aber noch rege, wirkſame, auf Angrif erhizte Begierde, wie ſie das eine Mal noch ungewiß iſt, ob und wohin ſie ſich ableiten wolle? das andre Mal von dem Beleidiger ſich ſchon wirklich zurükzieht und gegen irgend einen fremden beſtimmten Gegenſtand ausbricht. Laſſen Sie endlich den Zornigen ſeine Angriffe gegen ſich ſelbſt richten, ſich entweder mit vollem Ausdrucke der Wut ins

Haar

Haar ſtürmen, oder mit gemäßigtem Ausdrucke nur dann und wann leicht hineinfahren, oder ſtiller, aber innerlich heftiger, an den Spitzen der Finger nagen; und Sie haben die auf den eignen unvollkommnen Zuſtand ſich hinlenkende Aufmerkſamkeit der Seele, verbunden mit dem Beſtreben, ſich des unangenehmen Selbſtgefühls zu entſchütten. Das eine Mal iſt dieſes Gefühl unerträglich und es iſt kein hinlänglichmächtiger widerſtrebender Trieb da, der die Begierde ihm abzuhelfen milderte; das andre Mal iſt es ſchwächer an ſich ſelbſt oder auch durch andre Triebe zu eingeſchränkt, um ſich mit voller Stärke auslaſſen zu können. Urtheilen Sie, ſchon nach dieſer allgemeinen Angabe der Unterſchiede, ob es bey beſtimmten Charakteren, in beſtimmten Augenblicken, gleichgültig ſeyn könne, welchen Ausdruk man wähle? oder ob nicht vielmehr die eine Art für die andre, der eine Grad für den andren geſetzt, immer Fehler und oft ſehr grober, lä-

cherlicher Fehler seyn würde? Was würden Sie von dem gesitteten, edlen Tellheim sagen, wenn er da, wo er seine Minna wegen einer Verrätherey in Verdacht hat, wirklich Hand an sie legte? Was von einer Bethlehemitischen Mutter, wenn sie ihre Hitze mäßigte, und den Angrif unterließe? Was von jenem, wenn er bey Empfindung seiner verhaßten Lage sich in die Locken stürmte oder die Kleider zerrisse? Und was von dieser, wenn sie beym Anblik ihres ermordeten Kindes das Leiden ihrer Seele nur durch eine eingebissene Lippe verriethe? Wahrlich! durch nichts hätte ein Lessing oder ein Rubens die Richtigkeit seines Gefühls und Geschmaks so verdächtig machen können, als wenn jener ein solches Spiel angegeben, dieser eine solche Stellung gezeichnet hätte.

In den hier aufgeführten Beyspielen sind indessen die Unterschiede noch kräftig, noch auffallend; es giebt dagegen andre schwächre

Nüan-

Nüancen. Betrachten Sie, um ein Beyſpiel aus einer andren Gattung von Affekten zu nehmen, ein paar ſchwermüthige ſtehende Figuren. Die eine habe die niederhangenden Hände, ſo ganz wie ſie von Natur hangen, nur an den Fingerſpitzen matt und loſe in einander gefaltet (Fig. 33); die Andre gebe den gleichfalls niederhangenden Armen nur um ein Wenigs mehr Spannung, falte die Finger etwas tiefer hinein und drehe die Hände halbverwandt gegen die Erde: glauben Sie, daß es Eins ſey, welche von dieſen Variationen man wähle? Oder finden Sie nicht, daß in der einen mehr reine unvermiſchte Schwermuth herrſche? in der andren ſich noch ein Reſt von Leiden finde, der aber auf dem Punkte iſt, in Schwermuth dahinzuſterben? Werden Sie nicht zu der leztern Stellung auch eine kleine Abänderung in den Geſichtsminen fordern? eine noch bleibende ſtärkere Spur von Leiden in den mehr hinaufgezogenen Augenbraunen, einen Reſt von

ängſtlicher Spannung in allen Muſkeln? — Verwechſeln Sie jezt die ſtehende mit einer ſizenden Figur; laſſen Sie dieſe Figur das ſchwere müde Haupt mit der einen Hand unterſtüzen: wird nicht auch da Art und Ort, wie und wo die Hand das Haupt berührt; wird nicht die Stellung des Hauptes ſelbſt, ob es mehr ſchlaff hineinfällt, oder mehr dagegen gepreßt und aus dem Nacken herausgehoben iſt, einen Unterſchied machen? Wenn das matte Haupt in die ofne Hand frey hineinſinkt, die ihrer Länge nach ausgeſtreckten Finger es ſanft umſpannen und leicht ins Haar ſpielen; ſo haben Sie reine, ſtille Schwermuth: wenn die Fauſt geballt, das Haupt ſchon etwas weniger hangend, etwas ſtärker gegen die Fauſt gedrükt iſt; ſo haben Sie einen Zuſaz von Verdruß, der denn freylich auch in der Geſichtsmine eine kleine Abänderung fordert. Wenn die Hand, ſie mag nun ſanft ausgeſpannt oder geballt ſeyn, nicht in der Schläfe, ſon-

ſondern vor der Stirne liegt, ſo daß die Augen durch ſie beſchattet werden; ſo haben Sie die hinzukommende Nüance des Triebes, ſich in ſich ſelbſt zu verſchließen, ſey es aus Ueberdruß vor der Welt, oder um ungeſtörter ſeinen Ideen nachhängen zu können. Wenn die Stirne gegen die Fauſt ein wenig zurükgebeugt, und alſo das Kinn mehr hervorgedrükt iſt, ſo läßt die Gebehrde Sie ſchon einen merklichen Zuſatz von Leiden erkennen. Wenn der Zeigefinger einzeln vor der Stirne ruht und die übrigen Finger, ſammt der innern hohlen Hand, einen Theil des Geſichts überſchatten, ſo iſt das Ausdruk ſchärferen Nachdenkens, der dann wieder durch Ausdrücke des Leidens, des Verdruſſes, der Schwermuth mannichfaltig nüancirt werden kann.

Es iſt ſchwer, von Gebehrden überhaupt und beſonders von feinern Schattirungen derſelben auf eine Art zu reden, daß man ver-

ſtändlich bleibe, und es mag daher mit dieſen wenigen Beyſpielen, die ich aus einer Menge anderer auf gut Glück herausgrif, genug ſeyn. Wenn man in einigen der bemerkten feinern Unterſchiede nichts als Grille, als leere Spitzfindigkeit ſehen ſollte; ſo würde mich das nicht wundern: wir haben noch keinen hinlänglich gebildeten Sinn für die Kunſt, und ſind in Anſehung ihrer noch immer ein wenig das, was in Anſehung der Muſik der Muſulmann iſt. Das liebſte Inſtrument iſt uns, was das meiſte Geröſe macht, und der treflichſte Virtuoſe, wer am luſtigſten und kräftigſten aufſtreicht. Oft, wenn das ganze Haus von lautem Beyfall ertönt, mögte man dem abgehenden Schauſpieler die Worte ins Ohr raunen, die einſt der Flötenſpieler Hippomachus zu einem ſeiner Schüler ſagte: „Kannſt du gut „geſpielt haben, da ſolche Zuhörer dir Beyfall „geben?“*) — Ob die Leidenſchaften nur ohn-

ge-

*) S. Aeliani Var. Hiſtor. L. XIV. c. 8.

gefähr, nur im Ganzen, im Groben angedeutet oder mit genauer Richtigkeit nach allen ihren kleinen Verſchiedenheiten durchgeführt ſind; ob der Vortrag jene Feinheit, jene Delikateſſe hat, die zwar freylich nur aus lauter Kleinigkeiten entſpringt, aber aus Kleinigkeiten, welche zuſammengenommen den ganzen Reiz der Kunſt für den feinern und empfindlichern Kenner ausmachen, das iſt den meiſten unter uns ziemlich Eins: ja ſogar, wenn ein falſches Spiel mehr ins Auge fällt, ſo findet man es eben darum ſchöner und Beyfallswürdiger, als das ſtillere, ſchwächere, obgleich einzig richtige Spiel. Auch ſchäzt man Neuheit höher als Wahrheit, und rechnet es daher dem Schauſpieler zum Verdienſt an, wenn er bey verſchiedenen Vorſtellungen mit Ausdrücken wechſelt; gerade, als ob es Verdienſt wäre, in jeder neuen Abſchrift eines Werks das Beſſere wegzuſtreichen und das Schlechtere dafür hinzuſetzen. Mit Ausdrücken wech-

sein sollte der Künstler, wie der Schriftsteller, nie, als wo er Schwächen und Fehler gewahr wird und die Aenderung zugleich Verbesserung ist.

Sie erinnern sich wohl kaum mehr der Stelle, bey welcher Sie einst mit dem Spiel unsrer hiesigen Agnes Bernauerinn so zufrieden waren. Ich will sie Ihnen mit Kurzem wieder in die Gedanken bringen. — Agnes sieht durch die Reden des Kanzlers alle die schönen Hofnungen vernichtet, die Albrecht ihr eingeflößt hatte; sie hört, daß weder der Herzog, noch Bayern, noch das Reich, ihre Ehe jemals erkennen werde; daß der Herzog diese Ehe zu zerreissen sogar geschworen habe; sie fühlt durch jeden Vorschlag, den ihr der Kanzler thut, entweder ihren Stolz oder ihre Liebe empfindlich gekränkt und erwiedert endlich auf sein mehrmaliges Oder mit einer Art von bittrem Spott:

Spott: „Iſt kein Oder mehr?“ Der Kanzler betheuert ihr feyerlich: nein! Und nun faſſen Sie die ganze Lage der Unglüklichen, die einen ſo mächtigen, ſo feſt entſchloſſenen Feind gegen ſich anrücken ſieht; die, ihrer Seits, durch Liebe und Stolz getrieben, eben ſo feſt entſchloſſen iſt, ihren Albrecht nie zu verlaſſen; was kann ſie, bey ihrer Erbitterung und Empörung, anders, als alle ihre Kräfte zum muthigen Ertragen auch des äußerſten Schikſals zuſammenraffen und ſich gegen jede drohende Gefahr gleichſam ſteifen und härten? Der Dichter hat dieſe hier einzig wahre Empfindung vortreflich gefaßt: „Ich weiß noch „Eins: das Herz ſoll mir im treuen Buſen „zerſpringen; ich will ſterben.“ *) Aber nichts ſchlechter hatte die Schauſpielerinn ſie gefaßt, indem ſie, bey dieſer Aeußerung ihrer Entſchloſſenheit, den ganzen Körper zuſam-

*) Vierter Akt, achter Auftr.

ſammendrängte, die mit Kraft in einander gefalteten Arme bis gegen die Bruſt herauf̃zog, ſie feſt an den Leib preßte und nur einen Augenblik, von dem Kanzler weg, in den treuen ſchwellenden Buſen niederſah, gleichſam auf das Herz hin, das ſie eher wollte zerſpringen als ihrem Albrecht entreiſſen laſſen. Es iſt nicht möglich, deucht mir, einen andren gleich wahren und gleich tiefgeſchöpften Ausdruk, als dieſen ſo ruhigen und ſo ſimplen, zu finden. Und ſoll nun Agnes ein ſo glüklich getroffenes Spiel jemals ändern? Soll ſie etwa mit der Hand oft und ängſtlich gegen das Herz ſchlagen, das Geſicht zur Wehmuth verziehen und mit einer dazu paſſenden gepreßten Stimme die Worte ängſtlich herausſtöhnen? Sie würde mit einer ſolchen Abändrung den ganzen Sinn des Dichters, den ganzen Geiſt ihrer Rolle verfehlen, würde dem Kanzler ihre verſicherte Standhaftigkeit und jedem

Ken-

Kenner ihre Beurtheilung verdächtig machen. Die Worte des Dichters, weil ſie durch keine beſſren zu erſetzen ſind, müſſen bleiben, und die Gebehrde der Schauſpielerinn auch:

Haec ſemel placuit; decies repetita placebit.

Sie

Sieben und zwanzigſter Brief.

Probleme, ſagen Sie, wollen Sie mir keine zur Auflöſung vorlegen; — vermuthlich, weil Sie keine finden, die Ihnen ſchwer genug ſchienen: — aber einen Einwurf, der Ihnen wichtig dünkt, hätten Sie gern beantwortet. Sie meynen: wenn es um die Erfindung des Ausdruks eine ſo leichte Sache wäre; ſo könnten auch die Zeichnungen Ausdrucksvoller Köpfe die Schwierigkeit und das Verdienſt nicht haben, das man doch allgemein ihnen zugeſtünde. Aber haben Sie denn auch bedacht, was es hier für einen wichtigen zwiefachen Unterſchied zwiſchen Maler und Schauſpieler giebt? Der Schauſpieler darf zu ſeinem Geſicht nur den Ausdruk; der Maler muß zu dem Ausdruk noch obendrein das Geſicht, nach Umriſſen und nach Grundphyſiognomie,

gnomie, erfinden: jenem hilft die Natur ſeine in die Imagination gefaßte Empfindung durch die Mine ſichtbar machen; dieſer muß durch Kunſt das unter tauſenden ausgewählte glüklichere Bild der Phantaſie auf einer fremden Fläche entwerfen. Durch dieſen Unterſchied gewinnt der Maler vor dem Schauſpieler einen ſo großen Vorrang, daß die Kunſt des leztern gegen die des erſtern faſt ganz verſchwinden würde, wenn nicht für jenen wieder der Umſtand ſpräche: daß er nicht bloß im Raume, ſondern auch in der Zeit wirkt; daß er nicht bloß Maler, ſondern auch Muſiker iſt. Die weitere Erklärung hierüber künftig, wenn ich erſt eine wichtige Unterſuchung, die ich bis nach geendigter Lehre vom Ausdruk verſchob, werde angeſtellt haben. Sie betrift die Frage: wann im Gebehrdenſpiel die Malerey erlaubt und wann ſie unerlaubt ſey?

Um uns zu dieſer Unterſuchung vorzubereiten, laſſen Sie uns vor allen Dingen ein paar Beyſpiele betrachten! — Das erſte dieſer Beyſpiele wollte ich von der römiſchen Bühne entlehnen; aber beym Nachſchlagen find ich, daß es nur nach falſchen Erklärungen paßt, und daß es nicht ſowohl die Regel von der Malerey, als die von der Vollſtändigkeit und Angemeſſenheit des Ausdruks erläutert. Sie werden mir hoffentlich darinn beypflichten, wenn Sie das Factum, ſo wie es Macrobius ſelbſt erzehlt, nicht wie es neuere Schriftſteller ihm nacherzehlen, betrachten wollen.

Hylas, Schüler des Pylades und von ſeinem Lehrer in der Kunſt ſchon ſo weit gebracht, daß er ihm beynahe den Rang ablief, ſpielte einſt oder tanzte, wie es die Alten nannten, ein Stük, deſſen letzte Worte lauteten: „den großen Agamemnon.“ Hylas, um die

Idee

Idee der Größe auszudrucken, ſtreckte ſeinen ganzen Körper empor, nicht anders als ob er das Maaß eines großen und hohen Mannes hätte angeben wollen. Pylades, welcher ſeinen Sitz unter den Zuſchauern hatte, konnte ſich nicht halten, und ſchrie ihm zu: „Du machſt ihn lang, aber nicht groß.“ Augenblicklich verlangte das Volk, daß Pylades ſelbſt auf die Bühne treten und die nehmliche Rolle ſpielen ſollte. Dieſer gehorchte, und als er auf die getadelte Stelle kam, ſtellte er den Agamemnon denkend vor; denn nichts, glaubte er, zieme einem großen Könige und Heerführer mehr, als für alle zu denken. *) — So wie Du Bos, und beſonders Cahuſac, dieſe Anekdote erzehlen, hätte ſich Hylas eines ſehr läppiſchen

*) Saturnal. L. II. c. 7. Nec Pylades hiſtrio nobis omittendus eſt, qui clarus in opere ſuo fuit temporibus Auguſti & Hylam diſcipulum usque ad aequalitatis contentionem eruditione provexit. Populus deinde inter utriusque

piſchen Fehlers ſchuldig gemacht, wovon ich aber keine Spur im Macrobius finde. Jener läßt den Pantominen alle Bewegungen eines Menſchen machen, der einen andern höhern, als er ſelbſt iſt, ausmeſſen will, *) und dieſer, der überhaupt nicht anders ſpricht, als ob er zugegen geweſen wäre, läßt ihn ſogar auf die Spitzen der Zähen treten, um ſo mit Hülfe des Cothurns eine ungewöhnliche Höhe her-

usque ſuffragia diviſus eſt. Et cum canticum quoddam ſaltaret Hylas, cujus clauſula erat:

τον μεγαν Αγαμεμνονα,

ſublimem ingentemque Hylas velut metiebatur. Non tulit Pylades & exclamavit e cavea:

Συ μαχρον, κ μεγαν ποιεις.

Tunc populus eum coëgit, idem ſaltare canticum. Cumque ad locum veniſſet, quem reprehenderat, expreſſit cogitantem, nihil magis ratus magno duci convenire, quam pro omnibus cogitare.

*) S. Reflexions crit. &c. T. III. p. 268.

herauszubringen. *) Ich gestehe, daß ich nicht wohl begreife, wie ein zu Augusts Zeiten so geschäzter und von einem Mäcen so geliebter Künstler in eine Uebertreibung, wie diese, habe verfallen und eine Metapher bis zu einer so kindischen Spielerey habe ausbilden können. Wahrscheinlich bestand sein Fehler nur darinn, daß er den Ausdruk der Größe in weiter nichts, als in Erhebung des Körpers suchte und auch diesen Ausdruk durch ein zu gezwungenes Ausmessen seiner Länge vielleicht übertrieb. Alsdann hätte auch die Verbesserung des Pylades nur darinn bestanden: daß er sich leicht und ungezwungen erhoben und zugleich in seine Stellung den Adel und die Würde gebracht, auf seine Stirne den denkenden Ernst gelegt, wodurch die Idee der Größe, als einer moralischen und königlichen, näher

*) S. La Danse ancienne & moderne. T. II. p. 24.

näher bestimmt werden mußte. Daß er, wie Du Vos sagt, Stellung und Gebehrde eines Menschen angenommen, der in ein tiefes Nachdenken versenkt ist, will mir nicht ein; denn Erhebung des Körpers ist beym Gefühl moralischer Größe eine zu natürliche, zu leicht sich darbietende Metapher, und Pylades wollte ja nicht bloß als denkend erscheinen, sondern auch als groß und erhaben im Denken. — Doch so völlig sicher läßt sich freylich in der Sache nicht urtheilen; das Stück, wovon die Rede ist, ist verloren, und Macrobius, ohne uns im mindesten den Gang der Ideen und Empfindungen vorzuzeichnen, liefert uns bloß die letzten Worte der Rolle.

Besser, als diese mangelhafte Erzehlung, wird uns eine Stelle im Quintilian belehren, was für ein Unterschied zwischen Malen und Ausdrucken und wie fehlerhaft oft das erstere sey. Der Rhetor untersagt auf das nachdrück-

drücklichſte alle die Bewegungen, womit man die Gegenſtände, von welchen die Rede iſt, nachahmt, und ſetzt hinzu: daß man nicht einmal Schauſpielern, deren ganze Kunſt doch im Nachahmen beſtehe, dergleichen Bewegungen erlaube und daß die beſſern unter ihnen ſich immer mehr bemüheten, den Sinn als die Worte auszudrucken. *) Die Regel, wie ſie Quintilian hier angiebt, iſt freylich nicht zum beſten beſtimmt; allein die Beyſpiele, die er aus einer der Verriniſchen Reden entlehnt, ſind nicht übel gewählt, und eine nähere Betrachtung derſelben wird uns bald auch zu einer beſſern Beſtimmung der Regel verhelfen. Cicero verſpottet mit der bitterſten Verachtung den Verres, daß er, beym Auslaufen der Flotte aus dem Hafen von Syrakus, in der Tracht eines Weichlings und an eine Buhlerinn wohllüſtig hingelehnt,

*) Inſtitut. Orat. L. XI. c. 3.

am Ufer geſtanden. Er wirft ihm, unter den heftigſten Ausrufungen und mit Bezeugung ſeines äuſſerſten Abſcheues vor, daß er auf dem Markt von Meſſina einen römiſchen Bürger, den Gavius, ohne Spruch, ohne Unterſuchung, ohne Verbrechen, öffentlich habe geiſſeln laſſen. *) Es wäre höchſt fehlerhaft, ſagt Quintilian, wenn ein Redner, bey jener erſten Anklage, die Stellung des auf ſeine Buhlerinn hingelehnten verächtlichen Wohllüſtlings annehmen, oder bey dieſer leztern die Handlung des Geiſſelns mit ſeinem Arme, die Töne des Schmerzens mit ſeiner Stimme nachahmen wollte. — Unanſtändige Weichlichkeit, Geiſſelung, Schmerz des Gegeiſſelten waren die Gegenſtände, die Cicero dachte; Verachtung, Unwille, Erſtaunen, Abſcheu waren die Empfindungen, welche dieſe Gegenſtände bey ihm ſelbſt erzeugten. Alſo nicht die

*) In Verrem. Act. II. c. 33. & c. 62.

die äuſſeren ſinnlichen Gegenſtände, wovon die Rede iſt, nicht die fremden Empfindungen, welche unſre eigne erzeugen, ſondern ſelbſt dieſe eigne gegenwärtige Empfindung will Quintilian auf der Redner- wie auf der Schaubühne dargeſtellt, oder anders: nicht die Gegenſtände, die wir denken, will er gemalt; die Empfindungen, womit wir ſie denken, will er ausgedrukt haben. Ob jene Gegenſtände bloſſe körperliche Dinge, oder ob ſie ſelbſt Gemüthsbewegungen ſind, thut nichts; das Schrecken des zur Geißelung fortgeriſſenen Gavius vorzuſtellen, wäre eben ſo falſch, als die Bewegungen des ihn Geißelnden nachzuahmen: die wahre Gebehrde iſt in jedem Falle nur die, welche die jetzige eigne, in der Seele des Redenden herrſchende, Empfindung darſtellt; und da ich dieſe allein Ausdruk, jede andre hingegen Malerey nenne, ſo würde die nun beſtimmtere Regel ſo lauten: daß Schauſpieler und Redner durch ihre Gebehr-

behrden nicht malen, daß sie nur ausdrucken sollen.

Erkennen Sie die Richtigkeit dieser Regel, noch ehe ich sie weiter ausführe, in ein paar Beyspielen, die ich von neuern Bühnen entlehne! — Hamlet, eh er den Horatio um eine ihm sehr wichtige Gefälligkeit anspricht, leitet seine Bitte sehr natürlich durch den Lobspruch ein: „Horatio! du bist ein so rechtschaffner „Mann, als ich in meinem Leben einen ge„funden habe.“ Und da Horatio dieses Lob als eine Schmeicheley scheint verbitten zu wollen, fährt er fort: „Denke nicht, daß ich „dir schmeichle! Denn was könnt ich von „dir für Belohnung hoffen, dessen ganz„zer Reichthum ist, daß du Verstand ge„nug hast, um dir Nahrung und Kleider „zu verschaffen? Die Schmeicheley leckt nur „um die Füße der Großen und beugt die „geschmeidigen Kniee nur da, wo sie Beloh-

„nung

„nung hofft.“ *) — Sie erinnern ſich ohne Zweifel noch eines Schauſpielers, der bey den lezten Worten in der That das Knie beugte und ehrerbietig die eine Hand gegen die Erde ſenkte, nicht anders, als ob er nach dem Saum eines Purpurmantels hätte greifen wollen, um ihn zu küſſen. Das Fehlerhafte dieſes Spiels fiel Ihnen damals auſſerordentlich auf, und jeder Mann von Geſchmack muß es empfinden. Mit dieſer Verachtung, die der Prinz in jedem Worte gegen die kriechende Seele des Schmeichlers zu erkennen giebt; mit dieſer Abſicht, dem Horatio allen Verdacht, als ob er ſelbſt ſich zum Schmeicheln erniedrigen könnte, zu benehmen: wie konnt er ſichs in den Sinn kommen laſſen, dem Schmeichler nachzuahmen? Wenn ja der Schauſpieler die Stelle mit einer auffallenden Gebehrde begleiten wollte; ſo mußt er

*) Dritter Aufz. vierter Auftr.

ſich eher erheben als erniedrigen, eher die Mine des Widerwillens und Ekels, als die ſo ganz entgegengeſetzte der Verehrung annehmen, eher mit der Hand einen verächtlichen Gedanken gleichſam wegwerfen, als ſie demüthig gegen die Erde ſenken. —

Cinna, in dem Corneilliſchen Stück dieſes Namens, bringt Aemilien, der eigentlichen Anſtifterinn ſeiner Verſchwörung wider Auguſt, die Bothſchaft: daß die Verſchwornen alle von dem gröſten Eifer nach Freyheit und Rache glühen. „Wollte Gott, „ſagt er, du wärſt zugegen geweſen!

Au ſeul nom de Céſar, d'Auguſte & d'Empereur
Vous euſſies vu leurs yeux s'allumer de fureur,
Et dans un meme inſtant par un effet contraire
Leur

Leur front palir d'horreur & rougir de colere. *)

Dorat findet dieſe Verſe ſo vortreflich, daß er ſie ſeinen eignen einwebt, und er mag in dieſem Urtheile Recht haben; aber wenn er nun auch den Ausdruk, womit Baron dieſe Verſe herſagte, gleich vortreflich findet; wenn er ſogar den tragiſchen Schauſpieler auf das Beyſpiel dieſes franzöſiſchen Aeſopo ausdrücklich hinweiſt und ihm die Nachahmung deſſelben zur Regel macht: ſo bedaure ich, daß ich ſo durchaus nicht ſeiner Meynung ſeyn kann. „Man war, ſagt Dorat, als Baron nach „einem Privatleben von zwanzig Jahren wie„der auf die Bühne trat, an den Schwulſt „und Unſinn der damaligen Schauſpieler„ſchen verwöhnt, und Baron mit ſeinem ed„len ſimpeln Spiele gefiel nicht. Aber da „er, beym Herſagen jener Verſe, wirklich hin„ter-

*) Act. I. Sc. 3.

„einander bleich und roth ward; so riß er „alle Zuschauer zur Bewunderung hin, und „die Cabale verstummte.“ *) — Sie mußte wenig Kritik haben, diese Cabale; denn gerade da, wo sie verstummte, hätte sie losbrechen sollen. Allein ich glaube, man thut dem guten Baron Unrecht, und die ganze Erzehlung ist eine Fabel. Denn gesezt auch, daß Baron wirklich die Stärke der Phantasie gehabt hätte, jene so entgegengesezten, durch Phantasie kaum zu erzwingenden physiologischen Ausdrücke in einer so schnellen Folge hintereinander hervorzubringen; so waren doch wohl auch seine Wangen, wie jedes andern Schauspielers, geschminkt: und wie er unter der Schminke so merklich habe erblassen und erröthen können, daß die Zuschauer es bemerkt und darüber in Erstaunen gerathen, ist mir ein

*) La Declamation theatrale, Chant I. p. 71. die Note.

ein Räthſel. Indeſſen, wenn er es wirklich gethan; ſo hat er, nach meinem ganzen Gefühl, einen Fehler begangen: denn bringt er nicht in dieſer Scene ſeiner Geliebten eine fröhliche Nachricht? Will er ihr nicht Hofnung und Muth einflößen, und iſt er nicht ſelbſt voll Hofnung und Muth? Dieſe Empfindungen aber; wie können ſie in ſeiner Seele die ſo entgegengeſetzten des Zorns und des Schreckens zu einer Stärke kommen laſſen, daß ſie ſich ſo raſch und ſo ganz in ihren heftigſten Wirkungen äuſſern?

Ein noch anderes Beyſpiel giebt mir die Präſidentinn in Gottero Mariane, oder vielmehr eine ſonſt vortrefliche Schauſpielerinn, von der ich ſie hier vorſtellen ſah. Die unglükliche Mutter erhält die ſchrekliche Nachricht: daß ihr Sohn, der ſchon ſeiner Schweſter das Leben gekoſtet, nun auch Wallers Mörder geworden, und bricht gegen ihren Gemahl,

mahl, von Schmerz und Wut übermannt, in die fürchterlichen Worte aus: „Daß man ihn „einholte, diesen hofnungsvollen, diesen an„gebeteten Sohn! daß man ihn gefesselt vor „dem Hause seines Vaters, seiner Braut vor„überführte! daß ich das schadenfrohe Gebrül„le des Volks hörte! daß sein Vater auf dem „Richtplaz stehn und ihn bluten sehen müß„te!“ *) Ich hatte, da ich diese Stelle las, das empörteste und das empörendste aller Geschöpfe vor mir; ich sah den höchsten Ausdruk der Wut, einen zurükliegenden Körper, starrende, weit auseinander fahrende, mehr in die Höhe als nach unten strebende Arme, und überdem noch im Gesichte jeden wilden verzerrten Zug der Verzweiflung. So fand ich auch in der That die Schauspielerinn bey dem ersten Ausrufe: Daß man ihn einholte! Aber bey dem zweyten, wo sie unglücklicher Weise auf die

*) Dritter Aufz. lezter Auftr.

die Malerey des Fesselns fiel, war das Alles verschwunden. Der Körper nahm plözlich einen geraden Stand an, die Arme wurden niedergezogen und die Hände an den Gelenken kreuzweis über einander gelegt; der ganze Ausdruk der Wut, der eine so unnatürliche Rede allein entschuldigen konnte, war weg, und mit ihm Wahrheit und Täuschung. —

Lassen Sie es für dießmal mit diesen bloß vorbereitenden Anmerkungen genug seyn, da ohnehin die Materie allzu reichhaltig ist, als daß sie in diesem Einem Briefe erschöpft werden könnte.

S. 328. Z. 13. lese man statt: zu Rom — zu Korinth.

Nachricht.

Zu diesem ersten Theile gehören 23 Kupfertafeln.

Der zweyte Theil nebst den übrigen Kupfertafeln wird nachgeliefert.

Ideen

zu einer

Mimik

von

J. J. Engel.

Zweyter Theil.

Ficta voluptatis causa sint proxima veris.

HORATIUS.

Mit erläuternden Kupfertafeln.

Berlin 1786.

Auf Kosten des Verfassers und in Commission
bey August Mylius.

Ideen
zu
einer Mimik.

Acht und zwanzigſter Brief.

Ohne Zweifel haben Sie den Inhalt von manchem meiner vorigen Briefe vergeſſen, weil Sie ſonſt unmöglich die Frage aufwerfen könnten: warum ich denn überhaupt der Malerey in der Mimik erwähnt, warum ich von möglicher Zuſammenſetzung malender und ausdruckender Gebehrden geſprochen, wenn ich doch, wie es jezt das Anſehen habe, alles Nachahmen der vorgeſtellten Gegenſtände verwerfe und immer nur Ausdruk der Empfindungen der Seele wolle? — Müſſen denn, frage ich dagegen, Ausdruk und Malerey immer unvereinbar, immer im Streit

seyn? Kann es nicht Fälle geben, wo beyde sich entweder vollständig oder doch einigermaßen verbinden lassen, und andere Fälle, wo sie völlig in Eins verfliessen? Und hab ich nicht schon selbst mehr als einmal gesucht, Sie auf solche Fälle aufmerksam zu machen?

Ich sagte in meinem zwölften Briefe, wo von dem Spiel der Bewunderung die Rede war, ausdrüklich: daß hier die Malerey des vorgestellten Objects mit dem Ausdruk der innern Empfindung zusammenfalle, weil bey der Bewunderung die Seele sich so ganz der Vorstellung ihres Objectes hingebe, sich so ganz ihm ähnlich zu machen suche, und daß also der analoge Ausdruk ihres innern Zustandes hier, wie von selbst, zur Nachahmung, zur Malerey des Objectes werde. Eben daraus erklärte ich Ihnen, warum, bey Bewunderung des Großen, sich der ganze Körper, Auge, Mund, Brust, erweitert, und bey Bewun-

wunderung des Erhabnen ſich die ganze Figur des Menſchen emporſtrekt. In meinem achten Briefe warf ich die Anmerkung hin: daß zuweilen der ſehr intereſſirte, in die Vorſtellung eines Stücks ganz vertiefte, Zuſchauer, ſo lange keine eigenen widerſprechenden Empfindungen die von auſſen kommenden Eindrücke durchkreuzen, alle Minen der Schauſpieler und ſogar manche ihrer Bewegungen nachahme und mit dem Ernſthaften ernſthaft, mit dem Fröhlichen frölich werde. Endlich in meinem zwanzigſten Briefe erinnerte ich über die moraliſche Sympathie mit erhabnen, edlen, feſten Charakteren, mit kühnen, großen, menſchenfreundlichen Handlungen: daß man hier in ſich ſelbſt den Stolz, den Troz, die Herzenswärme, das ſanfte Gefühl ſeines Helden erwecke und eben die Gebehrden annehme, eben die Bewegungen mache, die man ſich an ihm, dem geliebten oder bewunderten Gegenſtande, verſtelle. — Da ich nicht glaube, Ihnen die

Richtigkeit dieſer Beobachtungen, die Sie mir einmal haben gelten laſſen, erſt beweiſen zu dürfen; ſo ſetze ich hier ſogleich die Regel feſt: daß da, wo die Seele ſich wirklich ganz im Object befindet und ihr eigenes Selbſt von der Vorſtellung dieſes Objects nicht unterſcheidet, oder kürzer: daß bey allen homogenen Empfindungen die Malerey eben deßwegen erlaubt iſt, weil ſie ſich nicht vom Ausdrucke trennen läßt, weil eben durch ſie der Ausdruk geſchieht.

Dieſe Regel, wie Sie ſehen, bezieht ſich auf die erſte Urſache des nachahmenden Spiels, auf die Lebhaftigkeit der eigenen Vorſtellung. Ich nannte Ihnen, als eine zweyte Urſache dieſes Spiels, die Abſicht: bey dem Mitunterredner eine lebhafte anſchauliche Idee zu erzeugen. Wenn dieſe Abſicht, wie oft bey Erzehlungen oder beym Unterrichte, ruhiger kalter Vorſatz, oder wenn auch ſie es allein iſt, welche die Seele in dem gegenwärtigen Augenblicke

blicke füllt und erwärmt; ſo iſt, ſchon wegen der obigen Regel, die malende Gebehrde erlaubt: denn es findet hier keine Colliſion zwiſchen ihr und dem Ausdrucke Statt. Das eine Mal iſt gar keine Empfindung da, die nach Ausdruk ſtrebte; das andre Mal iſt es eine homogene, mithin eine ſolche Empfindung, die eben durch die Nachahmung ſich zu befriedigen ſucht. Doch wenn auch wirklich die Seele des Redenden von einer eignen, ſelbſt von einer ſolchen Empfindung eingenommen iſt, deren Ausdruk die Maleren, wo nicht aufheben, doch bis zur Unkenntlichkeit verändern würde: ſo kann noch immer die volle Maleren ein ganz richtiges Spiel geben; vorausgeſezt: daß die Empfindung ſelbſt nicht zu lebhaft iſt und daß ſie ſich, ihres eigenen Vortheils wegen, gern der Abſicht, den Gegenſtand darzuſtellen, unterordnet. So iſt Ausdruk des Unwillens und Hohns über ein einfältiges Daſitzen mit offnem niederhangenden Maule nicht wohl vereinbar

mit der Nachahmung der Attitude selbst: aber wenn der Unwille nur nicht zu lebhaft, zu heftig ist; so wird der hofmeisternde Lehrer sich gern ein wenig Gewalt thun; er wird dem Jünglinge, so getreu als möglich, die getadelte Gebehrde vormachen und eben in dieser beschämenden Nachäffung die Befriedigung seines Unwillens finden. Ziehen Sie sich hieraus selbst die zweyte Regel: daß überall die malende Gebehrde entweder einzig richtig oder doch untadelhaft ist, wo die Absicht, lebhaftere Ideen von gewissen Gegenständen zu erwecken, herrscht, oder wo auch die eigene Empfindung des Redenden willig zurükksteht, weil sie nicht besser, als eben durch Erreichung jener Absicht, befriediget werden kann. — Zuweilen trift es sich, daß das Spiel, welches die Absicht, mit demjenigen, welches die Empfindung fordert, ganz genau übereinstimmt und daß also eine eben so getreue vollständige Darstellung erfolgt, als ob die Empfindung homogen und die ganz

je Seele des Redenden, ohne Unterſcheidung des eigenen Selbſt, in die Idee des Gegenſtandes ergoſſen wäre. So bey dem erhizten Kläger, der vor dem Richter die erlittne Kränkung ſeiner Ehre erzehlt; er ahmt den Troz, den Zorn, die höhnende Verachtung des Beleidigers mit der möglichſten Lebhaftigeit nach; nicht bloß, wie es ſcheinen könnte, um dem Richter eine Idee des Vorfalls zu geben und ihn von der Gerechtigkeit ſeiner Klage zu überzeugen, ſondern vornehmlich auch wegen der Befriedigung, die ihm eine ſolche Nachahmung für ſeine eigenen Leidenſchaften gewährt. Er ſelbſt wird durch den Troz, den Zorn, die höhnende Verachtung des andern, zum Troz, zum Zorn, zur höhnenden Verachtung gereizt.

Mit der Zuſammenſetzung der Malerey und des Ausdruks iſt es oft, wie mit der Malerey ſelbſt: ſie ſcheint, was ſie im Grunde nicht iſt, und wenn man ſie wohl unterſucht, ſo findet

man nur Zuſammenſetzung mehrerer Ausdrücke, wovon der eine, weil er einer homogenen Empfindung gehört, Malerey ſcheint. Dieß iſt der Fall mit dem Verliebten, der jezt eben von dem königlichen Wuchs, dem edlen Anſtand, dem ſtolzen Blick ſeiner Gebieterinn zu ſchwärmeriſch eingenommen, zu ſehr in die Vorſtellung davon verſenkt iſt, als daß er nicht etwas von ihren Eigenſchaften, ihren Empfindungen in ſich ſelbſt hinübernehmen ſollte. Er ahmt ihren Adel und Stolz in Mine und Art ſich zu tragen nach; aber mitten in dieſem malendſcheinenden Ausdrucke wird man an dem ſtillen Schmachten im Auge, an dem ſanften Voneinanderziehen des Mundes, an dem flüchtigen zärtlichen Lächeln um Wangen und Lippen den gerührten Liebhaber inne: und ſo entſteht denn eine Art von Zwittergebehrde, ein Ausdruk, faſt wie der Ausdruk der Gnade, weil ſich nehmlich Würde und Stolz der Geliebten mit Zärtlichkeit

feit und Anbetung des Liebhabers darinn vereinigt.

Eine Zuſammenſetzung eigentlicher Malerey mit dem Ausdrucke findet Statt, wenn jene durch die Abſicht bewirkt wird, bey dem Mitunterredner irgend eine anſchauliche Idee zu erwecken; wenn dieſe Abſicht ein ganz andres Spiel erfodert, als die Empfindung, und gleichwohl beyde, die Abſicht und die Empfindung, von ohngefähr gleicher Lebhaftigkeit ſind. Hier nun ſind beyde, Ausdruk und Malerey, entweder vereinbar in der Gebehrde oder nicht vereinbar. Das leztere, wenn ſie durch einerley Werkzeuge geſchehen ſollen; das erſtere, wenn die Werkzeuge des Ausdruks nicht eben diejenigen ſind, die zur Nachahmung des Gegenſtandes dienen. Laſſen Sie einen Spötter über den ungeheuren Umfang eines Bauchs, über einen unbehülflichen gewatſchelten Gang, über das zur Seite Fallen

eines Hinkenden oder über irgend ſonſt einen körperlichen Fehler ſich luſtig machen, bey deſſen Nachäffung die Werkzeuge des Lachens ſelbſt ohne Gebrauch ſind: warum ſollt er nicht beydes mit einander verbinden; warum nicht in eben dem Augenblicke laut auflachen können, wo er die Dicke und Unbehülflichkeit eines Fallſtaffs durch eigene Vorſtreckung des Bauchs und der Hände, durch weites Auseinanderſperren der einwärtsgekehrten Füße, anzeigt? (Fig. 40) — Anders, ſehen Sie wohl, iſt der Fall bey unſerm obigen hofmeiſternden Lehrer, wenn er ſich über das öftere Wiederkommen des Fehlers ſchon zu unwillig fühlt, als daß er das einfältige Daſitzen des Zöglings noch getreu ſollte nachahmen können, und gleichwohl auch von dem Wunſche noch zu eingenommen iſt, durch anſchauliche Darſtellung des Fehlers ſelbſt zu beſchämen und Beſſerung zu bewirken. Eine volle Vereinigung der Nachahmung mit dem Ausdrucke des Unwillens iſt

hier

hier unmöglich; denn die Werkzeuge sind für beyde die nehmlichen: es muß daher von beyden etwas aufgeopfert, beyde müssen zu einer gewissen mittlern Gebehrde verstümmelt werden, die weder so recht das Eine, noch so recht das Andere ist. Und so wird bey unsrem Erzieher der Mund nun zwar geöfnet, aber zugleich verzerrt seyn; die Unterlippe wird hangen, aber zugleich sich zur Seite ziehen; der Kopf wird vorfallen, aber viel zu weit sich herausstrecken; die Augen werden blinzeln, aber die zusammengezogenen Augenbraunen und die gerunzelte Stirne zugleich den Zorn verrathen. Kurz, das ganze Gesicht wird zur Carricatur werden, in welcher man neben der Nachäffung einer fremden Gebehrde zugleich den eignen Hohn und Unwillen des Redenden deutlich gewahr wird.

Wo keiner der hier angegebenen Fälle Statt findet; wo weder die Seele so in die Vorstellung eines Gegenstandes versenkt ist, daß Ma-

leren und Ausdruk zu Eins werden, noch die Abſicht einen Gegenſtand anſchaulich zu machen herrſcht, noch dieſe Abſicht neben der Empfindung in einem merklichen Grade von Lebhaftigkeit beſteht: da iſt ſowohl die reine Malerey, als die Verbindung einer malenden mit einer ausdruckenden Gebehrde verwerflich; ſie iſt im Widerſpruch mit dem Zuſtande der Seele; ſie iſt weder abſichtlich, noch analog, noch phyſiologiſch. Und nun beurtheilen Sie nach den hier feſtgeſtellten Grundſätzen, ob ich in meinem Vorigen Unrecht hatte, wenn ich das Spiel des dort angeführten Hamlets, des Schauſpielers Baron und der Präſidentinn in der Mariane verwarf. Es brauchte in den Stellen, wovon die Rede war, keines mimiſchen Commentars, um die Worte verſtändlich zu machen; die Perſonen konnten nicht die Abſicht haben, die mitzutheilende Idee von den Gegenſtänden ihrer Empfindungen bis zur möglichſten Anſchaulichkeit zu beleben; auch

erlaubte ihnen das die Natur dieſer Empfindungen nicht; der Ausdruk derſelben war von der malenden Gebehrde zu ſehr verſchieden, er war ihr völlig entgegengeſezt.

Aber welches ſind denn nun die Fälle, wo die Seele wirklich ganz im Objekt iſt? Welches die andern Fälle, wo die Abſicht, eine lebhafte Idee deſſelben mitzutheilen, entweder herrſcht, oder doch neben der Empfindung in einem ohngefähr gleichen Grade der Stärke beſteht? — Wer ſo fragt, liebſter Freund, der verlangt von der Theorie mehr, als ſie leiſten kann; er will ſo beſtimmte, ſo genaue Vorſchriften, daß der Künſtler alles eigenen Nachdenkens überhoben und eben dadurch vom Range des Künſtlers bis zum Range des bloß mechaniſchen Arbeiters erniedrigt werde. Die Regel kann weiter nichts, als das ohnehin ſchon verhandne richtige Gefühl zu deutlichen Begriffen entwikeln, das dann und wann

ſchla-

ſchlafende oder irrende Genie des Künſtlers wecken und warnen, und in zweifelhaften Fällen ihm zu einer ſchnellern oder gewiſſern Entſcheidung verhelfen. Einige mehr ſpecielle Vorſchriften lieſſen ſich indeſſen noch geben, z. B. die: daß der Schauſpieler keine Ideen und Empfindungen ausdrucken muß, die er zu haben in der Rede verneint; ferner, daß er ſich, beſonders bey metaphoriſchen Ausdrücken, hüten muß, ja keine ſolchen Prädicate zu faſſen, die auſſer der Vergleichung liegen und auf die jetzige Idee oder Empfindung der Seele keine Beziehung haben. Wenn Freeport zu Lindanen ſagt: „Mademoiſelle, ich liebe Sie ganz „und gar nicht“ *); wie abgeſchmakt wäre es, wenn er in ſeine Mine den Ausdruk eines ſtillen zärtlichen Schmachtens legte? Oder wenn Antonius dem römiſchen Volke ſagt, er habe dem Cäſar eine Krone geboten und Cäſar ſie ausgeſchlagen; wie lächerlich wäre ſein Spiel, wenn

*) S. l'Ecoſſaiſe Act. II. Sc. 6.

wenn er bey dem Worte Krone den Zeigefinger gegen die Erde kehrte und durch einen in der Luft beſchriebenen Kreis die Ründe der Krone malte? wie weit lächerlicher noch, wenn er Cäſarn ſelbſt die Krone der Helden nennte und eben eine ſolche Malerey dabey anbrächte? — Fehler dieſer Art ſcheinen vielleicht zu abgeſchmakt, als daß es einer Warnung davor bedürfte; aber welches iſt wohl der Fehler, der nicht in der That begangen, und oft von Leuten begangen würde, die ſich Wunder wie viel mit ihrem Geſchmak und ihrer Beurtheilung dünken? Sollten Sie nie einem Rhapſoden zugehört haben, der zu ſeiner Declamation in einem weg Gebehrden macht und jedes Wort, jeden bildlichen Ausdruk, oft ſo poſſierlich malt, daß auch ein Craſſus oder ein Cato alle Runzeln darüber verlieren könnte?

Es iſt ſo ſichtbar, daß Odoardo in der äuſſerſten Ungeduld der Begierde iſt, wenn er

zu Orsina sagt: „Schütten Sie nicht Ihren „Tropfen Gift in einen Eymer!“ *) Es ist so sichtbar, daß sein Spiel nur diese Ungeduld auszudrucken hat; daß er sich unmöglich Zeit lassen kann, der Gräfinn durch sorgfältige Ausmalung der Metapher das, was ihm an ihr so verhaßt ist, noch lange vorzubilden. Und doch habe ich selbst — freylich nur in einer Bude, in die ich mich einst aus Neugier schlich — einen Odoardo gesehen, der jene bildliche Redensart, was meynen Sie wie? zu geben suchte. Erst erhob er, ganz nach der Regel des Riccoboni, den rechten Arm, legte den Zeigefinger an den Daumen und senkte beyde gegen die Erde, als ob er etwas von ihnen herabfliessen liesse: das war der Tropfen! (Fig. 41.) Dann hielt er beyde Hände ziemlich weit von einander, spreizte alle Finger und schien etwas von nicht geringem Umfange damit zu um-

*) Emilia Galotti 4. Aufzug, 7. Auftritt.

umſpannen: das war der Eimer! (Fig. 42) — Denken Sie nur nicht, daß ich dieſes Beyſpiel aus meinem eigenen Kopf erdichte, um Sie lachen zu machen; Sie kennen ja ſelbſt einen, Odoardo, der jedesmal beym Ausſprechen des Wortes Eimer ſich mit voller Fauſt auf den Wanſt ſchlägt: und iſt denn dieſer Fehler weniger lächerlich, weniger unglaublich, als jener? —

Das Bisherige, mein Freund, mag zur Ausführung der Quintilianiſchen Regel und zur Beantwortung Ihrer erſten Frage genug ſeyn: ob nicht durch dieſe Regel alle Malerey von der Schaubühne verbannt werde? Ihre zweyte Frage, das pantomimiſche Schauſpiel betreffend, beantworte ich in meinem folgenden Briefe.

Neun und zwanzigster Brief.

Zwar, meynen Sie, sey ich der Pantomime, wie es aus dem Anfang unsres Briefwechsels erhelle, nicht sonderlich hold: aber einmal sey es doch eine eigne mögliche Gattung von Schauspiel, eine Gattung, die gleich Anfangs bey ihrem Ursprunge, und noch unlängst bey ihrer Wiedererneuerung durch den berühmten Noverre, den ausgezeichnetsten Beyfall erhalten. Uebergehen könne ich sie um so weniger, da sie von der Hülfe der Rede so ganz entblößt, so ganz von der einzigen Kunst der Gebehrde abhängig sey, und ausdehnen könne ich die Regel, die ich für den Schauspieler festgesetzt, auf den Pantomimen unmöglich: denn dieser, wie ich selbst gestanden, könne gewisser malender Zeichen für die Objecte seiner Empfindungen nicht entbehren.

Ich

Ich hätte, glaub ich, hinzufügen ſollen: wenn er ſich in die Nothwendigkeit ſetzt, dieſe Objekte erſt bezeichnen zu müſſen; wenn er ſelbſt den Dichter ſpielen und eigene Verwicklungen erfinden will. Denn allerdings laſſen ſich Pantomimen denken, in denen er alle dem Ausdruck hinderliche Malereyen vermeiden kann; und ob er einen Stoff, bey dem er ſie nicht vermeiden kann, jemals wählen ſollte? iſt noch die Frage.

Es giebt Vorfälle im Leben, die nach allen dabey vorkommenden Umſtänden und Symptomen ſo allgemein bekannt ſind und die zugleich ſo viel Eigenes haben, daß bey ihrer pantomimiſchen Vorſtellung keine Frage über den Gegenſtand ſeyn kann, der hier ſoll nachgeahmt werden. Sie erinnern ſich wohl des pantomimiſchen Poſſenſpiels, welchem einſt auf einer der Societätsinſeln die Engländer zuſahen *),

*) S. Forſters Reiſe um die Welt. D. Ueberſ. Zweyter Band, S. 107.

und welches freylich nur unter einem ſolchen, noch ſo wenig geſitteten oder ſo wenig verderbten, Volke konnte gegeben werden. Oder Sie erinnern ſich auch der Kriegestänze der wilden Amerikaner, worinn ſie ihren Zuſchauern alle die bekannten Vorfälle eines Feldzuges, den Ausmarſch, den Angriff, die Gefangennehmung, das Morden, den Rückzug, pantomimiſch darſtellen. *) — In dieſem ganzen Tanze hat der Krieger die fortdaurende Abſicht, die dann und wann auch der Schauſpieler

in

*) Charlevoix Hiſt. de la Nouv France T. III. p. 297. Il (le danſeur) repreſente le depart des Guerriers, la marche, les campemens; il va a la decouverte, il fait les approches, il s'arrête, comme pour prendre haleine, puis tout-a-coup il entre en fureur & on diroit, qu'il veut tuer tout le monde; revenu de cet accès il va prendre quelqu'un de l'Aſſemblée, comme s'il le faiſoit priſonnier de Guerre; il fait ſemblant de caſſer la tête a un autre, il couche un troiſieme en joue; enfin

il

in Erzehlungen, in Beſchreibungen hat; er will die Bilder gewiſſer Gegenſtände ſo lebendig, ſo anſchauend erwecken als möglich: und ſo malt er denn zwar, aber mit eben der Befugnis, womit der Schauſpieler malt, und malt völlig deutlich, weil alle wiſſen, was er vorſtellen will und weil das, was er vorſtellen will, eben dieſe ſeine körperlichen Bewegungen ſind, die er als natürliche Zeichen gerade ſo gebraucht, wie der Maler ſeine Umriſſe und Farben. Willkührlicher Zeichen würd es erſt dann bedürfen, wenn er Gegenſtände oder Vorfälle bezeichnen wollte, die etwas von ſeinen körperlichen Stellungen und Bewegungen

 ſelbſt

il ſe met a couvir de toute ſa force. Il s'arrête enſuite & reprend ſes ſens: c'eſt la retraite, d'abord precipitée, puis plus tranquille. Alors il exprime par divers cris les differentes ſituations, ou s'eſt trouvé ſon eſprit pendant ſa derniere campagne & finit par le recit de toutes les belles actions, qu'il a faites a la guerre.

selbst Verschiedenes wären, aber wenn seine Zuschauer von der Bedeutung und dem Gebrauch dieser Stellungen und Bewegungen noch durchaus keine Kenntnis hätten.

Die komischpantomimischen Ballets, womit man die Vorstellungen auf unsern Bühnen zu beschliessen pflegt, sind guten Theils ähnliche Darstellungen von ganz gewöhnlichen und bekannten Vorfällen, die man ohne Dolmetscher durch den blossen Anblick versteht. Wer kennt nicht die Freuden eines Aerntefestes, die mancherley Scenen eines Jahrmarkts, einer Schenke, eines Coventgartens? Auch solche Stücke, die nach Art der Lust- und Trauerspiele eine eigne Verwicklung anspinnen, den Knoten schürzen und auflösen, lassen sich pantomimisch aufführen, ohne daß zur Verständigung des Zuschauers mehr als selbst der richtige Ausdruk der Empfindungen nöthig wäre. — Lassen Sie einen Schäfer

bey

bey dem Anblick einer jungen reizenden Schäferinn plötzlich gerührt werden; er nähere sich ihr zärtlich und ehrerbietig: Sie, voll schüchterner Schamhaftigkeit, wende sich ab und verlasse die Bühne; nach wenig Augenblicken komme sie, dem Schein nach betroffen, aber im Grunde froh, ihn noch wiederzufinden, zurück; er verstehe ihr Wiederkommen, lege ein Band, einen Blumenstrauß, was Sie sonst wollen, als ein Opfer der Liebe zu ihren Füßen: noch sey sein Glück unentschieden, da ein anderer Liebhaber hinzukomme und sie belausche; es falle eine Scene der Eyfersucht vor; das ganze Betragen der Schäferinn zeige, daß sie nie diesem Andern Erwartung der Gegenliebe und also auch kein Recht zur Eifersucht gab: nun erscheine die, die auf das Herz dieses zweyten Liebhabers die frühern Ansprüche hat, und ihr Anblick, ihr Unwille, ihre Niedergeschlagenheit vermöge ihn, reuig und beschämt zu der ersten Liebe zurückzukehren: die

Vermittelung jenes erſten Paars bewege endlich die Zürnende zur Verſöhnung, und erkenntlich dafür helfe nun wieder der zweyte Liebhaber jenem erſten zu ſeinem Glücke: was iſt hier Dunkles und Unverſtändliches in der ganzen Art, wie die Handlung anfängt, fortgeht, endigt? Wer lieſt hier nicht in dem bloßen Spiel der Minen, in Bewegungen und Stellungen der Perſonen, alle ihre ſo natürlichen, der ganzen Menſchheit und jedem Geſchlecht insbeſondere ſo gemeinen Empfindungen? Wer wird über einen Knoten, der faſt in jeder Liebesgeſchichte wiederkommt, über eine ſo gewöhnliche, ſo alltägliche Entwickelung dieſes Knotens Erklärung fodern? Das Auge eines jeden macht hier die Expoſition und das Herz die Erzehlung. —

Doch auch das iſt ſo nothwendig nicht, daß die Begebenheiten und Handlungen die gewöhnlichen, die alltäglichen ſind. Laſ-

kau erzehlt uns *), daß eſt nach einem glücklich geendigten Feldzuge der Irokeſiſche Anführer unter ſeinen Landesleuten auftritt und ihnen dieſen Feldzug nach allen ſeinen Verfällen beſchreibt. Kaum hat er geendigt, ſo ſpringen alle Anweſenden auf und bringen die ganze Erzehlung in einen pantomimiſchen Tanz. Hier, ſehen Sie wohl, dürfen nun die Begebenheiten nicht mehr die gewöhnlichen, die in jedem Feldzuge wiederkommenden ſeyn: ſie

*) Mœurs de Sauvages. T. I. p. 523. Pluſieurs de ceux, qui ont vecu parmi les Iroquois, m'ont aſſuré, que ſouvent, après qu'un chef de Guerre a expoſé a ſon retour tout ce qui s'eſt paſſé dans ſon expedition & dans les combats, qu'il a livrés ou ſoutenus contre les ennemis, ſans en omettre aucune circonſtance, alors tous ceux, qui ſont préſens a ce récit, ſe levent tout d'un coup pour danſer, & repréſentent ces actions avec beaucoup de vivacité, comme s'ils y avoient aſſiſté, ſans néanmoins s'y être preparés & ſans avoir concerté enſemble.

können so viel Eignes und Besondres haben, als man nur will: sobald sie nur mit den wahren, den bedeutendsten Stellungen und Gesten angedeutet werden; so wird ein jeder, der mit Aufmerksamkeit die Erzehlung gehört und die Begebenheiten nach ihrer ganzen Folge wohl ins Gedächtnis gefaßt hat, den Tanz von Anfang bis zu Ende verstehen und bey jeder neuen Scene den hier ausgeführten Punkt der Erzehlung angeben können.

Eben so auch bey uns, wenn zwar keine ganz gemeine Begebenheiten, keine ganz alltägliche Handlungen, aber doch solche vorgestellt werden, von deren Beschaffenheit, Entstehung, Verlauf wir schon zum voraus hinlänglich unterrichtet sind. Wir dürfen alsdann nur den Anschlagzettel sehen, nur den Namen der Pantomime hören, und wir finden keine Schwierigkeit mehr, den Bewegungen und dem Spiel der Tänzer vom ersten bis

zum

zum letzten Augenblicke zu folgen. Oft auch können wir des Anſchlagzettels, des Namens der Pantomime entbehren: denn die Gruppe der Perſonen ſelbſt, und vielleicht irgend ein Beſondres, wovon wir wiſſen, daß es gerade bey dieſer Handlung vorkommt, bringt uns ſogleich die ganze vorzuſtellende Begebenheit in Gedanken. — Dieß war der Fall auf der alten Bühne mit dem Schäfer auf Ida. Man durfte nur die drey in ihrem Character ſich ſo ſehr unterſcheidenden und nach dieſem Charakter ſo allgemein bekannten Göttinnen; durfte nur den Schäfer und das Gebirge und vor allem nur den goldenen Zankapfel erblicken: ſo war ein jeder von Allem, was er zu erwarten hatte, unterrichtet; nichts konnte in den Mienen und Bewegungen der Juno, der Minerva, der Venus, nichts in den Ausdrücken des bewundernden, zweifelnden, zuletzt von der Venus hingeriſſenen Paris mehr unverſtändlich und zweydeutig bleiben. Dieß würde

auch

auch auf den neuern Bühnen der Fall seyn, wenn wir es uns erlaubten, die sogenannten Mysterien oder die Erzehlungen der biblischen Geschichte in Pantomimen zu verwandeln. Jedermann kennt diese Erzehlungen aus dem ersten Unterricht; und wer nur einen Baum, mit einer Schlange umwunden, wer nur unter dem Baume Mann und Weib erblickte, der würde sogleich alles folgende bis auf den Cherub mit dem flammenden Schwerte verstehen. Verstand doch **Clarke**, so wenig er auch des Spanischen mächtig war, die ganze zu Madrit vorgestellte heilige Leidensgeschichte *).

Ein nur flüchtiges Nachdenken muß Sie sogleich überzeugen, daß bey solchen Gegenständen, wie hier beschrieben worden, durch-

*) S. Letters concerning the Spanish Nation by the Rev. Edward Clarke. L. 6.

aus keine Nothwendigkeit für den Pantomimen iſt, von der Regel des Schauſpielers abzuweichen. Entweder herrſcht offenbar in ſeiner Seele die Abſicht, die Idee gewiſſer Gegenſtände bis zur möglichſten Anſchaulichkeit zu beleben; eine Bedingung, unter welcher die volle Malerey auch dem Schauſpieler erlaubt iſt: oder das ganze Stück iſt durch den Ausdruck der Empfindungen ſelbſt völlig verſtändlich; oder es iſt ſchon zum voraus nach ſeiner ganzen Verwicklung, dem ganzen Gange der Handlung bekannt; der bloße Anblick und die Folge der Empfindungen macht die Erzehlung oder ſcheint ſie vielmehr zu machen — denn im Grunde macht ſie der Zuſchauer ſich ſelbſt. Und wenn alſo, in den hier angenommenen Fällen, der Pantomime für die Verſtändigung des Zuſchauers ſo gar nicht zu ſorgen oder doch ſo wenig ängſtlich zu ſorgen hat: warum ſoll er nicht das zu ſeinem Hauptgeſchäft machen, daß er den Empfin-

pfindungen seiner Seele den vollsten, kräftigsten, lebendigsten Ausdruk gebe? Warum soll er bezeichnen wollen, was er doch nie deutlich oder hinlänglich bezeichnen kann, und darüber das, was er so völlig kann, die Darstellung der Affekten seiner Seele, entweder ganz zurücksetzen, oder doch vernachlässigen und schwächen? — —

Wenn ich die Nachrichten, die wir von den Gegenständen der alten Pantomime übrig haben, vergleiche und besonders, wenn ich das lange Verzeichnis derselben beym Lucian lese; so finde ich, daß diese Kunst sich nie mit eignen Erfindungen, immer mit den durch Tradition und Schauspiele schon längst bekannten Fabeln der Mythologie oder der ältern Geschichte abgab: und dann wird mir auf einmal das viele Wunderbare, das man uns von der Geschicklichkeit eines Pylades, eines Bathyllo und anderer späterer Pantomimen

erklär

erzehlt und das mir sonst durchaus unbegreiflich wäre, recht sehr begreiflich. Die Zuschauer, wenigstens die Meisten unter ihnen, wußten schon alles, was die Pantomimen andeuteten und ausdruckten: und wie leicht also konnten sie zu dem Trugschlusse verleitet werden: daß ihnen wirklich das Gebehrdenspiel alle die Ideen mitgetheilt, die doch schon längst in ihrem Gedächtnisse schlummerten und so leise schlummerten, daß sie zur Wiedererweckung nur eines ganz geringen Anstoßes bedurften. So erkläre ich mir den Ausruf des Cynikers Demetrius beym Lucian *): so die Anekdote von dem königlichen Prinzen aus Pontus, der sich vom Nero einen Pantomimen zum Geschenk erbat, um ihn in Unterredungen mit Fremden gebrauchen

*) Περι Ορχηστεως. Ed. Reiz. T. II. p. 302. Ακκω, ανθρωπε, ά ποιεις, ουχ ὁρω μονον, αλλα μοι δοκεις ταις χερσιν αυταις λαλειν.

chen und der Dollmetſcher entrathen zu kön-
nen *).

Vorausgeſetzt: die Pantomime, welcher dieſer Fremde zuſah, habe keine der ganz gemeinen, keine derjenigen Handlungen ausgeführt, die aus den erſten Trieben der menſchlichen Natur und den alltäglichen Vorfällen des Lebens von jedem begriffen werden; ſo ſehe ich ſchlechterdings nicht ab, wie man die Anekdote auf eine andre Art erklären könne, ohne von Schwierigkeiten in Schwierigkeiten zu gerathen. Das vollkommenſte Gebehrdenſpiel, wenn es nicht im eigentlichen Sinne Sprache war, konnte den Prinzen unmöglich über eine ihm unbekannte Handlung verſtändigen; es konnte ihn nur auf ſo oder ſo eine Situation herumrathen, aber nichts mit Deutlichkeit, nichts mit Gewißheit erkennen laſſen. Und war das Gebehrdenſpiel des Pantomimen nicht-

*) Ebendaſelbſt.

wirklich Sprache: so läßt sich wiederum nicht begreifen, wie der Prinz, ohne Unterricht und Uebung darinn, sie habe verstehen können. Freylich würde eine jede Sprache keine Sammlung von ganz willkührlichen, ganz aus der Luft gegriffenen Zeichen seyn, die durchaus keinen objectiven Grund hätten; denn das war noch nie eine Sprache und das kann keine seyn: aber sie würde dennoch, wie jede Sprache in der Welt, sich mit gewissen gemeinsamen Merkmalen, mit Aehnlichkeiten beziehen müssen, die auf eine ganze Menge von Objecten gleich gut und also im Grunde auf keines hinwiesen; mit Zeichen, von denen man unmöglich die festgesetzte Bedeutung errathen könnte, wenn man nicht schon vorher darüber verständiget worden. Die Sprache, in welcher, beym Rabelais, Panurg und der Engländer sich unterhalten *), könnte aus ganz be-

que-

*) S. Oeuvres de Rabelais T. I. Ch. XVI. Comment

quemen, ganz wohlgewählten Zeichen bestehen: für mich wäre sie dennoch bedeutungsleser Unsinn, und würde es bleiben, wenn ich der altfranzösischen Redensarten und Wendungen auch noch so mächtig wäre.

Etwas Anders, aber doch etwas Aehnliches, hat über diese Sache schon der heilige Augustin gesagt *) und zugleich durch das Beyspiel der Carthaginenser bewiesen, wie wenig sich ohne Unterricht eine Zeichensprache verstehen lasse. Er erzehlt nehmlich, daß Anfangs zu Carthago ein eigener Dollmetscher die Zeichen der Pantomimen den Zuschauern habe

ment Panurge fit quinault l'Anglois, qui arguoit par fignes. — Beym Fischart fehlt dieſes Hauptſtück.

*) De Doctr. Chriſt. L. II. c. 25. Quia multis modis ſimile aliquid alicui poteſt eſſe, non conſtant talia ſigna inter homines, niſi conſenſus accedat.

habe erklären müssen. Indessen steht es dahin, ob nicht im Grunde diese Erklärung mehr darauf hinausgelaufen, daß die Zuschauer mit den Fabeln und Geschichten selbst, welche man auf der Bühne vorstellte, bekannter gemacht wurden, und ob nicht mehr die Zeichen durch die Sache, als die Sache durch die Zeichen, verstanden worden. Denn eine hinlänglich vollständige Sammlung von solchen allgemeinen Zeichen, wie es unsre Sprache ist, durch deren andre und andre Zusammensetzungen immer neue unbekannte Gedankenreyhen verständlich können ausgeführt und mitgetheilt werden, so eine Sammlung kann ich mir unter den Zeichen der alten Pantomimen nun einmal nicht denken. Eine solche vollkommnere Sprache ist wahrlich so leicht nicht erfunden und wahrlich auch so leicht nicht erlernt.

Dreyſſigſter Brief.

Der Pantomime der neuern Zeiten hat kein Vorrecht vor dem Pantomimen der ältern: wenn er nicht ganz gemeine oder ſchon ganz bekannte Handlungen ausführen, wenn er neue und eigne Verwickelungen erfinden will; ſo muß er Eins von beyden: entweder malen, Zeichen erfinden, ſo bedeutend er kann, und es dem guten Glück überlaſſen, wie viel die Zuſchauer von dieſen ſchwankenden ungewiſſen Zeichen werden enträthſeln können, oder er muß den Erklärer zu Hülfe rufen, der das durch Rede verſtändlich mache, was ſich durch Gebehrde nie vollſtändig angeben läßt. Das letztere aber will Noverre durchaus nicht; er ſagt von der Kunſt, die zu ſolchen Hülfsmitteln ihre Zuflucht nimmt, daß ſie nur noch in der Kindheit ſey, nur noch ſtamm-

le.

le *). Eben ſo wenig will er, daß man ſich jener malenden ungewiſſen Zeichen bediene: denn ob er gleich nicht, ſo viel ich mich erinnre, ausdrücklich auf dieſe Materie kommt; ſo läßt es ſich doch leicht aus dem, was er ſonſt ſagt, entwickeln.

Zuerſt geſteht er, die Kunſt der Pantomime könne zu unſren Zeiten das nicht mehr leiſten, was ſie zu den Zeiten Auguſts geleiſtet — ich ſetze hinzu: nach den großen, vielleicht übertriebnen Ideen, die wir uns von ihr aus den redneriſchen Lobſprüchen der Alten machen; — es gebe, fährt er fort, eine Men-

*) Lettres ſur la danſe & ſur les ballets. p. 106. Sous le regne de Louis XIV les récits, les dialogues & les monologues ſervoient d'interpretes a la danſe. Elle ne faiſoit que bégayer. Ses ſons foibles & inarticulés avoient beſoin d'etre ſoutenus par la Muſique & d'etre expliqués par la Poëſie, cet.

ge Dinge, die sich durch das Gebehrdenspiel nicht mehr verständlich bezeichnen liessen; aller ruhige Dialog finde keinen Platz in der Pantomime *). Das heißt, denk ich, sehr deutlich sagen: die Pantomime habe keine andre Sprache, als die der Empfindung, und was wir also von ihr durch den Ausdruck dieser Empfindung, verbunden mit dem ganzen Anblik der Personen und ihrer sichtbaren Lage, nicht begriffen; darüber uns zu verständigen, geb' es kein Mittel. — An einem andren Orte, wo er gegen den Gebrauch der Rede zur Erklärung der Pantomimen eyfert, und Stücke, die deren bedürfen, mit jenen alten Gemälden vergleicht, unter welche die ungeschickten Maler die Namen der vorgestellten Personen schrieben, giebt er die Mittel an, wie ein Ballet so einzurichten sey, daß es dieser Hülfe entbehren könne; und unter allen diesen Mitteln ist durchaus kei-

ne

*) Ebendas. S. 19.

ne Malerey der Objekte, ſind durchaus keine verabredeten Zeichen, deren Verbindung eine Art von eigentlicher Sprache gäbe *).

*) S. 112. 113. Lorsque les Danseurs, animés par le sentiment, se transformeront sous mille formes differentes avec les traits variés des passions; lorsqu'ils seront des Prothées & que leur physiognomie & leurs regards traceront tous les mouvements de leur ame; lorsque leurs bras sortiront de ce chemin etroit, que l'ecole leur a prescrit, & que parcourant avec autant de grace que de vérité un espace plus considérable, ils decriront par des positions justes les mouvements successifs des passions; lorsqu'enfin ils associeront l'esprit & le genie a leur Art: ils se distingueront, les récits dèslors deviendront inutiles; tout parlera; chaque mouvement dictera une phrase; chaque attitude peindra une situation; chaque geste dévoilera une pensée; chaque regard annoncera un nouveau sentiment; tout sera seduisant parceque tout sera vrai et que l'imitation sera prise dans la nature.

Aus diesen Stellen — und ich könnte ihrer mehrere von gleichem Tone anführen, — erhellet meines Erachtens ganz deutlich, daß der Meister in der Kunst und der beste Schriftsteller, den wir darüber haben, nichts auf seiner Bühne dulden will, was nicht durch den Ausdruck der Empfindungen selbst verständlich ist. Aber was für Gegenstände können das seyn, sobald es nicht mehr jene gemeinen und alltäglichen Handlungen seyn sollen? Die Geschichten der Religion zu behandeln, war dem alten Pantomimen erlaubt und ist es dem unsrigen nicht; Vorstellungen dieser Art beleidigen den Ungläubigen, wie den Gläubigen, und den erstern oft mehr als den letztern; es bleibt also nichts als das zweyte Hülfsmittel der Alten übrig: der Pantomime muß die bekanntesten Werke der Dichtkunst zum Grunde legen und wegen der Exposition sich größtentheils auf das Gedächtniß seiner Zuschauer verlassen. Hiermit stimmt denn auch völlig

das

das Verfahren derjenigen überein, welche die neuere Pantomime zu dem Glanze jener alten haben emporheben wollen.

Du Vos, aus deſſen vortreflichem Werke ich Ihnen die Stellen nicht erſt herſetzen will, worinn er die Nothwendigkeit, ſchon bekannte Sujets für die Pantomime auszuwählen, behauptet *), erzehlt uns den erſten Verſuch, den man in Paris mit Wiederherſtellung jener alten Pantomime gemacht hat. „Eine „Prinzeſſinn, ſagt er, die viel natürliches Ta„lent mit viel erworbenen Kenntniſſen vereinigt und eine große Liebhaberinn der Bühne „iſt, verlangte vor ohngefähr zwanzig Jahren, einen Verſuch zu ſehen, aus welchem ſie „ſich von den Vorſtellungen der alten Pante„mimen einen beſſern Begrif machen könnte, „als ihr die Leſung der alten Schriftſteller gab.

*) Reflex. critiq. T. III. p. 176.

„Es fehlte an Schauſpielern, die ſich hinläng-
„lich auf dieſe Kunſt verſtanden hätten, und
„ſie wählte alſo einen Tänzer und eine Tänze-
„rinn von ſehr ausgezeichneter Geſchicklichkeit
„und ſelbſt von Erfindungsgeiſte. Dieſe ließ
„ſie durch bloße Gebehrden die Scene aus
„dem vierten Act der Horazier des Corneille
„ausführen, wo der junge Horaz ſeine Schwe-
„ſter Camilla tödtet; mehrere Inſtrumente
„ſpielten dazu eine Muſik, die ein geſchickter
„Tonkünſtler, Herr Mouret, zu den Wor-
„ten dieſer Scene, als ob ſie hätten ſollen ge-
„ſungen werden, ausdrücklich geſetzt hatte.
„Unſre beyden Anfänger in dieſer Kunſt rühr-
„ten einander ſelbſt, durch ihre Gebehrden
„und Bewegungen, bis zu Thränen, und man
„wird wohl nicht erſt fragen, ob ſie auch ihre
„Zuſchauer rührten? *)"

Was

*) Ebendaſ. S. 185. ff.

Was hier mit einer einzelnen Scene versucht ward, das hat nachher **Noverre** mit dem ganzen Schauspiele des **Corneille** ausgeführt, und hat es mit mehrern gleichbekannten Schauspielen eben aus dem Grunde auszuführen gerathen, weil sonst die Pantomimen nicht genug möchten verstanden werden. — „Die Stücke, sagt er, in welchen ein **Pylades** und **Bathyll** auftraten, waren durchaus bekannt; der bloße Name diente den Zuschauern statt eines erklärenden Programms; sie hatten die ganze Geschichte schon im Gedächtniß und folgten nicht allein dem Tänzer ohne Mühe, sondern liefen ihm auch mit ihrer Erwartung zuvor. — Und werden denn nicht wir, fährt er fort, den nehmlichen Vortheil haben, wenn wir die am meisten geschätzten Stücke unsres Theaters in Pantomime setzen? Sind wir etwa weniger gut organisirt, als die Tänzer von Rom, und ist etwa das, was zu Augusto Zeiten

„mög-

„möglich war, zu den unſrigen nicht mehr „möglich? Es wäre Erniedrigung der Menſch„heit und Ungerechtigkeit gegen Geiſt und Ge„ſchmack unſres Jahrhunderts, ſo etwas den„ken zu wollen *)."

Ich habe Ihnen das, was ſchon aus der Natur der Sache erhellt, auch durch das Urtheil und die eigene Praxis des beſten Meiſters beweiſen wollen; nehmlich: daß zu Pantomimen kein unbekannter Stoff, mithin kein ſolcher gewählt werden muß, bey welchem Malereyen und Zeichen zur Expoſition der ganzen Lage der Perſonen und des ganzen Ganges der Handlung durchaus unentbehrlich ſind. Ich ſage, daß dieſes nehmliche ſchon aus der Natur der Sache erhellt: denn wenn, wie es ſichtbar der Fall iſt, die Zeichen für abweſende oder unſinnliche Gegenſtände doch immer höchſt

*) A. angef. O. S. 76.

dunkel bleiben, wenn ſie faſt aus lauter allgemeinen, ſchwankenden, vieldeutigen Malereyen beſtehen; ſo kann unmöglich durch ſie ein Werk recht verſtanden werden: und was nicht verſtanden wird, kann nicht gefallen, nicht rühren, kann keine der äſthetiſchen Wirkungen hervorbringen, die man ſich bey Werken ſchöner Künſte zum Zweck ſetzt. Nur der Reiz des äuſſren Anblicks der Bühne und der Perſonen, das Geſchmackvolle der Verzierungen, der Pomp der Aufzüge, die Anmuth und Mannichfaltigkeit der Bewegungen, verbunden mit der vielleicht ſchönen Begleitung der Inſtrumente; nur dieſe Dinge können dann noch Zuſchauer locken: das Stück ſelbſt, als Stück, als Entwickelung von Begebenheiten, als Handlung, kann unmöglich mehr intereſſiren. Und ſo bleibt es denn, auch in Anſehung des Pantomimen, ganz bey der Regel des Ausdrucks, die dem Schauſpieler gegeben ward; denn noch einmal: bey einem Stoffe,

wo er der Malereyen entbehren kann, soll er sich ihrer auch wirklich, unter den festgesetzten Ausnahmen, enthalten, und einen Stoff, wo er ihrer nicht entbehren kann und den Ausdruck um ihrentwillen zerstören müßte, soll er gar nicht behandeln.

Freylich aber kommt, auch bey der Behandlung schon bekannter Stücke, alles auf die Art und Weise an, wie der Pantomime verfährt. Denn wenn er nicht den Rath, den ihm Noverre in Beziehung auf den Plan des Ganzen giebt, auch in Ausführung jeder einzelnen Scene befolgt; wenn er nicht die Begebenheiten einander näher rückt, die zerstreuten Gemälde mehr vereinigt, die ganze Handlung mehr zusammendrängt *); wenn

er

*) S. Noverre p. 74. Resserrés l'action, retranchés tout dialogue tranquille, rapprochés les incidens, reunissés tous les tableaux epars, & vous réussirez.

er dem Dichter Schritt vor Schritt durch ſeine ganze Ideenreyhe folgt und jede Redensart, jedes Bild, jede Wendung durch ſein Spiel zu geben ſucht: ſo verliert er auf der einen Seite den ganzen Vortheil wieder, den er auf der andren gewann; das Spiel wird langweilig oder wird Theilweiſe unverſtändlich — denn wer hat alle Reden des Dichters ſo genau im Gedächtnis? — es beſteht entweder aus Wiederholungen einförmiger, wenigſtens ſehr ähnlicher Ausdrücke, oder es verwickelt ſich in allerhand ſeltſame, unzureichende, den Ausdruck zerſtörende, oft vielleicht höchſt unanſtändige Malereyen. In höchſtunanſtändige, ſag ich: denn ein Bild, das für die Imagination groß, edel, ſchrecklich ſeyn kann, muß, mimiſch dargeſtellt, nicht ſelten klein, niedrig, poſſenhaft werden. Ich weiß nicht, ob Sie bey der pantomimiſchen Vorſtellung der Horazier zugegen waren, die man einmal hier dem Noverre nachzuſtümpern

pern wagte. Welch wunderliches Zeug kam da in der Stelle vor, wo **Camilla** ihren Bruder, ihr Vaterland, jeden einzelnen Römer verwünscht! Schon die Art, wie die Zeilen gegeben wurden:

Qu'elle (Rome) ſur ſoi même renverſe
ſes murailles
Et de ſes propres mains dechire ſes
entrailles *);

wie Geſchmacklos, wie nichtsſagend war ſie! Aber wie weit Geſchmackloſer noch die Malerey eines Gedankens, den der Verfertiger der Pantomime aus der Fülle ſeines eignen Genies hinzugethan hatte, und der vermuthlich der war: Möchte Rom von der Erde verſchlungen werden! Für die Phantaſie iſt dieſes Bild nicht blos edel und groß, ſondern ſchrecklich: man ſieht die Erde einen weiten Schlund, fürchterlicher als der Rachen eines Meerungeheuers, auf-

*) Horace Act. IV. Sc. 5.

aufreiſſen, um in ihrem Bauche ein ganzes mächtiges Volk zu begraben: aber in der mimiſchen Malerey? — wie niedrig, wie lächerlich, ſelbſt wie eckelhaft ward die Vorſtellung! Erſt wies die Tänzerinn nach hinten, vermuthlich auf die Gegend hin, wo man ſich Rom denken ſollte; dann bewegte ſie die Hand mit Heftigkeit gegen die Erde; dann riß ſie Fratzenweit — nicht den Rachen eines Ungeheuers, ſondern ihren eigenen kleinen zierlichen Mund auf und warf mehrmalen hintereinander ihre geballte Fauſt dagegen hin, als ob ſie mitten im gierigſten Schlingen begriffen wäre. (Fig. 43.) Ein Theil der Zuſchauer lachte, ein anderer ſchien wegen der Bedeutung verlegen. Und in der That; wie nur errathen, wie nur muthmaßlich iſt der Sinn, den ich oben dieſer Grimaſſe gegeben habe! wie eine ganz andre, ganz verſchiedne Erklärung des nehmlichen Spiels iſt noch möglich! —

Wenn einmal wirklich eine Gebehrdenſprache, die dieſen Namen verdiente, ſollte erfunden werden; ſo würden dergleichen ſclaviſche Uebertragungen aus der Wörterſprache als höchſtſteife, höchſtelende Ueberſetzungen erſcheinen, in welchen das Genie beyder Sprachen völlig aus der Acht gelaſſen und dadurch zugleich die ganze Farbe des Stols verändert worden. Ich fürchte ſehr, daß auch die aus dem Dubos von mir angeführte Vorſtellung in dieſer Rückſicht der Kritik manche Blößen gegeben: wenigſtens iſt mir der Umſtand verdächtig, daß Mouret nicht die Bewegungen der Tänzer, ſondern die Worte des Corneille, als ob ſie hätten ſollen geſungen werden, in Muſik ſetzte. — Indeſſen, da es eine Prinzeſſinn war, welche zu dieſer Vorſtellung die Idee gab, ſo tritt hier die Kritik beſcheiden zurück: eine Prinzeſſinn, mein Freund, hat niemals Unrecht.

Ein und dreyſſigſter Brief.

Nicht, wie Sie ſagen, aus meinen Grundſätzen; aus den Grundſätzen des Noverre ſelbſt, dem ich Schritt vor Schritt gefolgt bin, müßte der geringe Werth der Pantomime erhellen, den Sie aus meinem Räſonnement haben ſchlieſſen wollen. Ich will nicht fragen, ob der Geſichtspunkt, aus welchem Sie den Werth eines Schauſpiels einzig zu beurtheilen ſcheinen, nicht vielleicht zu eingeſchränkt iſt; ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich alle die Folgerungen, durch die Sie mich ſcheinen eintreiben und verwirren zu wollen, ohne Bedenken für wahr erkenne. Wenn der Pantomime, ſobald er über die gemeinen alltäglichen Vorfälle hinausgeht, lauter ſchon vorhin bekannte Fabeln bearbeiten muß; ſo iſt ſeine Kunſt in der That eine unvermögende,

abhängige Kunst, die der Hülfe der Rede nur zu entbehren scheint, ohne ihrer wirklich entbehren zu können: wenn ferner die wenigsten tragischen und komischen Meisterstücke den Zuschauern so durchaus nach allen einzelnen Scenen bekannt sind; so bleibt freylich das pantomimische Spiel theilweise noch immer räthselhaft, so daß in der Einsicht des ganzen genauen Zusammenhanges der Begebenheiten sich hie und da beträchtliche Lücken finden: wenn endlich aller ruhige Dialog hinwegfallen und sich immer Begebenheit an Begebenheit drängen soll; so geht allerdings gerade das verloren, was den feinern Kenner im Schauspiel am meisten reizt: die vollständige Darstellung der Charaktere nach der ganzen Mischung und gegenseitigen Proportion der Neigungen und Kräfte; die Entwickelung des ganzen oft so feinen Spiels der Leidenschaften, der verborgensten Triebfedern und Bewegungsgründe. — Darum kann denn doch immer die Pantomime noch

sehr

ſehr viel Anziehendes haben: was der Geiſt verliert, können die Sinne gewinnen; und bey den Römern, deren großen Enthuſiasmus für dieſe Art des Schauſpiels Sie mir entgegenſetzen, gewannen wahrlich nicht bloß die feinern Sinne.

Aber, fahren Sie fort, ſollte denn das, was vielleicht nur verloren ging, nicht wieder können hergeſtellt; ſollte das, was vielleicht noch niemals war, nicht mit der Zeit können erfunden werden? Sollte eine Sprache durch Minen und körperliche Bewegungen nicht eine eben ſo mögliche Sache ſeyn, als eine Sprache durch Laute?

Eben ſo möglich, mein Freund? es ſey! ſo würden doch gegenwärtig alle die Bedingungen fehlen, unter welchen ſie wirklich werden könnte. Jede Sprache, ſoviel ich weiß, geht aus einer kleinen Geſellſchaft von Menſchen

aus, koſtet, ehe ſie von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern fortſchreitet, unglaublich viele Anſtrengungen des Genies, wird durch das Bedürfnis, die Mutter aller großen Erfindungen, beydes hervorgebracht und vollendet. Jetzt aber ſind die großen Geſellſchaften bereits errichtet; das Genie, wie kühn und feurig es ſey, wird durch die Unmöglichkeit, das ſchon Geleiſtete zu erreichen, von allen Verſuchen abgeſchreckt; und auch das Bedürfnis iſt durch Erfindung und Vervollkommnung der Wörterſprache, die zu allen Zwecken ſchon ſo völlig hinreicht, vernichtet. Wenn nicht in irgend einem abgeſonderten Winkel der Erde ein Menſchengeſchlecht entſteht, das gleich Anfangs auf den Gebrauch von ſichtbaren Zeichen verfällt; wenn nicht auch dieſes Geſchlecht durch eine Verbindung glücklicher Umſtände zu höhern Graden der Cultur emporklimmt; wenn es nicht ganze Jahrhunderte hindurch ſeine Bemühungen, ſich durch körperliche Bewegun-

wegungen zu verſtändigen, unabläſſig fortſetzt: ſo mögte wohl nie eine Gebehrdenſprache, die ſich nur einigermaſſen mit der Wörterſprache vergleichen lieſſe, zu Stande kommen. Denn daß ein ſitzen redendes Volk, wie es alle uns bekannten Völker der Erde ſind, ſich einmüthig, mit voller Anſtrengung und ganze Menſchenalter hindurch, um etwas ganz Entbehrliches, ganz Unnützes bemühen ſollte; das läßt ſich doch wahrlich, bey aller übrigen Thorheit der Menſchen, nicht denken. Auch ſcheint es mir zweifelhaft, ob dadurch, daß die Wörterſprache bereits vorhanden iſt, die Erfindung einer Gebehrdenſprache um ein vieles würde erleichtert werden. Eher wohl gar erſchwert: denn höchſt wahrſcheinlich würde man die neue Sprache nach dem Muſter der alten modeln wollen; und es wäre noch ſehr die Frage: ob die natürliche Form der einen die gleich natürliche der andern ſeyn würde?

Doch auch das muß ich zurücknehmen, was ich Ihnen nur vorläufig gelten ließ: daß die Erfindung einer Gebehrdensprache eben so möglich, eben so leicht sey, als die einer Wörtersprache. Ich beziehe mich, was die mancherley Vorzüge der hörbaren vor den sichtbaren Zeichen betrift, auf die so bekannte Herderische Schrift *) und werfe hier nur einen einzelnen flüchtigen Gedanken her, der mir aus den bisherigen Betrachtungen wie von selbst entgegenspringt, und den ich gerne näher geprüft sähe.

Der Mensch hat mit der Sprache zweyerley Absicht; er will die Ideen von den Objecten mittheilen, die ihn beschäftigen, und will die Art und Weise mittheilen, wie er von diesen Objecten gerührt wird. Das letztere, wenn es auch nicht Absicht wäre, ist doch in-

neres

*) Ueber den Ursprung der Sprache. S. 100. fgg.

neres dringendes Bedürfnis seiner Natur, dessen Befriedigung er, im Zustande der Leidenschaft, sich nie zu versagen weiß. Die Wördersprache hat zu diesem Behufe ihre Interjectionen; die Pantomime ihre ausdruckenden Gebehrden: und diese letztern, wenn sie auch nichts kräftiger, nichts lebendiger als jene erstern wären, sind doch vielleicht klärer, mannichfaltiger, bestimmter; lassen sich vielleicht durch Willkühr noch weniger als jene Laute zurückhalten. Der träge Wilde, dessen Thätigkeit immer nur durch gegenwärtiges dringendes Bedürfnis geweckt wird und daher immer leidenschaftlich ist, konnte vielleicht schon deswegen zu keiner Gebehrdensprache kommen, weil es ihm so oft bey der Lebhaftigkeit seiner Rührung unmöglich fiel, den so genugthuenden, so vollen, so natürlichen Ausdruck, den ihm das Gebehrdenspiel darbot, zur Erreichung irgend einer andern Absicht, entweder aufzuopfern oder doch wenigstens einzuschränken.

Zu dem erstern Behuf, zur Bezeichnung der Objecte des Denkens, waren in der Wörtersprache die ersten Elemente die Töne, womit der Mensch wirklich hörbare Gegenstände nachahmte. In der Gebehrdensprache würden es, oder vielmehr müßten es die Nachbildungen sichtbarer Gegenstände seyn: denn ganz willkührliche, ganz grundlose Zeichen können, wie schon einmal gesagt, keiner Sprache den Ursprung geben. Aus diesen anfänglichen Zeichen müßten dann, durch alle die mannichfaltigen Sprachfiguren hindurch, die Zeichen für die ganze übrige Menge unsrer Begriffe geprägt werden: und warum sollte das bey Gebehrden nicht eben sowohl als bey Tönen geschehen können? Warum sollten nicht auch die mancherley Verknüpfungen und Trennungen, welche Witz und Phantasie und Verstand mit den Ideen vornehmen, durch sichtbare Bilder können bezeichnet werden?

Bis hieher alſo ſcheint eine Gebehrdenſprache noch ohngefähr eben ſo möglich, als eine Wörterſprache; aber ein nun noch übriger wichtiger Umſtand iſt: daß in der Seele die Vorſtellung des Objects und die der Rührung, welche das Object hervorbringt, ſo ganz unzertrennt, ſo innig verſchmolzen, ſo Eins ſind, und daß der Menſch dieſe Vorſtellungen, auch in ihrer Bezeichnung, gleich innig will verſchmelzt, gleich genau will vereinigt wiſſen. Ein einziges Zeichen, welches in einem Nu beyden Zwecken und gleich vollkommen Genüge thut, muß ihm daher ohne alle Vergleichung lieber ſeyn, als mehrere abgeſetzte Zeichen, die dasjenige zerreiſſen und vereinzeln, was er in ſeiner Seele ſelbſt ſo gar nicht zu ſondern, ſo gar nicht aus einander zu finden weiß. Und in Rückſicht dieſer Vereinigung nun, dieſer innigen Verſchmelzung des ausdruckenden mit dem vorbildenden Zeichen; wie, wenn da die Wörter vor der Gebehrdenſprache einigen Vorzug hätte?

In der Wörtersprache ist die Interjection, ist der Ausdruck der Empfindung immer nur Laut, nur Anhauch; in der Pantomime ist es eine eigene, vollständige, ausgeführte Gebehrde. In jener kann der nachahmende Schall, welcher die Idee des Objectes enthält, mit dem Laute, dem Anhauche, der die Empfindung befriedigt, auf das genauste verbunden werden; in dieser ist die Verschmelzung der Malerey mit dem Ausdrucke in jedem Falle unmöglich, wo beyde durch einerley Theil des Körpers geschehen sollen, und doch jedes einen ganz verschiednen Gebrauch desselben erfordert. Das Wort Liebe ist freylich auch ausdruckend, so gut wie Mine oder Stellung der Liebe; es malt das Sanfte, Weiche, Angenehme dieser Empfindung: allein, wenn das Wort nun einmal da ist, so können Sie es nicht bloß sanft und angenehm; Sie können es auch klagend und traurig, Sie können es wild und zornig, Sie können es bitter und höhnisch

nisch aussprechen, ohne daß irgend eine Sylbe undeutlich und ohne also daß die Idee des Objects im mindesten verwirrt oder verdunkelt würde. Alles liegt hier lediglich in der andern und andern Modification des Organs oder des Athems, in dem leisern oder Stärkern, Sanftern oder Rauhern, Höhern oder Tiefern, Gezogenern oder Gestoßenern, Bebendern oder Festern der Stimme. — Versuchen Sie dagegen, an die malende Gebehrde der Liebe eben so mannichfaltige mimische Ausdrücke und eben so innig zu knüpfen, ohne daß jene dadurch zerstört oder doch dunkel, unkenntlich, zweydeutig würde: und Sie werden überall die Unmöglichkeit oder die Schwierigkeit fühlen. Das eine Mal wird ein voller Widerspruch die Zusammensetzung hindern; das schmachtende ersterbende Auge, die matte, sanftgebogene, hangende Stellung der Liebe (Fig. 44) wird mit dem feurigen, rollenden Blicke, den straffen, angespannten Mus-

keln

keln des Zorns (Fig. 45) eben so wenig zusammengehen, als der sich bückende, ins Knie sinkende, ehrerbietigfreundliche Schmeichler (Fig. 46) mit dem sich erhebenden, verachtenden, unwilligen Hamlet (Fig. 47). Das andre Mal, wenn die Verbindung an sich nicht unmöglich ist, wird die Ungewißheit entstehen: ob die ganze Gebehrde ausdrucken, eine Mischempfindung bezeichnen; oder ob sie nur zum Theil ausdrucken, zum Theil den Gegenstand der Empfindung vorbilden soll? Wenn ich ein zärtliches, stilles Lächeln um Mund und Wangen, bey etwas hinaufgezognen innern Spitzen der Augenbraunen, sehe; wie soll ich da die Frage beantworten: ob beyde Empfindungen, Traurigkeit und Liebe, sich in der Seele dessen vereinigen, der die Gebehrde macht? oder ob von diesen Empfindungen nur die eine in seiner eigenen Seele, die andere bloß der Gegenstand sey, welcher jene veranlaßt? Und in dem leztern Falle; wie soll ichs

ent-

Pl. 96

97

entſcheiden: welche von beyden die ausdrückende, welche die vorbildende ſey? Denn es iſt ja beydes gleich möglich: Liebe kann Traurigkeit, und Traurigkeit kann Liebe erwecken. — Ich weiß zwar, daß hier der Zuſammenhang manches würde aufklären können: nur zu viel muß er nicht aufklären ſollen, oder es geht am Ende ſein eigenes Licht verloren.

Zwey und dreyſſigſter Brief.

Die Gedanken, die ich zu Ende meines vorigen Briefes hinwarf und die ich nicht mit noch andern vermehren will, um weder zu weitläuftig noch für meinen bisherigen Ton zu ſpitzfindig zu werden; dieſe Gedanken, ſag ich, mögen wahr oder falſch ſeyn: ſo bleibt doch immer, aus den angeführten übrigen Gründen, die Erfindung einer pantomimiſchen Sprache eine der ſchwierigſten Aufgaben. Und da nicht erſt jetzt dieſe Gründe zu gelten angefangen; da ſie in ihrer vollen Kraft ſchon zu den Zeiten **Auguſts** beſtanden: ſo kann ich unmöglich in den Ton mit einſtimmen, in welchem ſo Manche von den Wundern der alten Tanzkunſt reden. Einzelne Zeichen haben freylich, nach dem Zeugniſſe der Schriftſteller, die alten Pantomimen gehabt;

habt; ich will zugeben: sie haben ihr viele gehabt; sie haben es zum Geschäft ihres Lebens gemacht, die eigenthümlichsten sprechendsten Merkmale an den Dingen zu fassen; haben der Wörtersprache manches brauchbare Bild, manche glückliche Anspielung abgewonnen; haben Alles mit einer Kraft, einer Wahrheit, einem Leben dargestellt, wovon wir in unserm kalten Norden uns kaum die Idee machen können; haben noch überdieß die Kunst des Ausdrucks bis auf den höchsten Grad getrieben, bis in die feinsten Schattierungen ausgebildet: aber mit alle dem, — wie weit konnten sie hinter der Wörtersprache zurück bleiben! Ein Pylades und Bathyll werden doch wahrlich nicht das Genie ganzer Menschengeschlechter in sich vereinigt; Rom wird sich doch nicht auf einmal, durch einen wunderbaren Instinct, einer neuen, zu jeder andren Absicht entbehrlichen, ihrer Originalität wegen gewiß nicht leichten, Sprache beflissen haben; und so

kann ich mir keine pantomimische, durch sich selbst verständliche, Ausführung ruhiger räsonnirender Scenen, keine deutliche, von der Rede unabhängige, Behandlung seiner künstlicher Verwicklungen denken. Die Zeichensammlung jener Tänzer möchte höchstens das seyn, was die Wörtersammlung eines noch rohen Volks auf den untersten Stufen seiner Cultur ist: hinreichend für einen engen Kreis von sinnlichen gemeinen Begriffen, aber noch viel zu arm an Abstractionen, viel zu arm an Beziehungs- und Verbindungsideen, als daß sich irgend ein Stück eines Euripides, oder nur irgend eine Scene eines solchen Stücks, in sie übersetzen liesse.

Ich hoffe nicht, daß Sie mir hier die Gebehrdensprache der Sicilianer entgegensetzen werden, wovon der Graf v. Borch in seinen Briefen über Sicilien und Malta mit so viel Be-

Bewunderung ſpricht *). Geben Sie, bitt ich, in der Erzehlung des Grafen nur auf die Umſtände acht: daß jede einzelne Perſon ihre eigene Sprache, mit jeder eine andere und alſo eine Vielheit von Sprachen hat, und daß alle dieſe Sprachen original, alle von der eigenen Erfindung deſſen ſind, der ſie ge-

 braucht:

*) Tom II. Lettre XX. p. 236. Une autre particularité non moins ſinguliere (es war vorher von dem Eigenthümlichen der Sicilianiſchen Sprache die Rede geweſen) eſt l'uſage des geſtes & des ſignes, dont on ſe ſert ici communement & dont le langage eſt ſi expreſſif pour les nationaux, qu' à une diſtance conſidérable, au milieu d' une compagnie nombreuſe, deux perſonnes, ſans ouvrir la bouche, ſe comprennent mutuellement & ſe communiquent leurs penſées l'une a l'autre. Ces ſignes & ces geſtes ne ſont point généraux; une femme en a de différente eſpece, les uns deſtinés à ſon mari, d'autres à ſon amant, enfin d'autres pour ſes amis: cette différence d'alphabet produit trois langues différentes, pour ainſi dire, dont la même perſonne ſe ſert avec toute

brauchte. Werden Sie da noch auf etwas anders, als auf eine nur geringe Anzahl von Zeichen für einen sehr engen Kreis von Ideen schliessen?

Aber

toute l'aisance possible. On remarque la même habilité dans les enfans, qui dès l'âge le plus tendre commencent déjà a composer avec leurs camarades une suite de signes propres à eux seuls. Cela provient du penchant, qu'a la Nation pour les gestes. un Sicilien ne peut pas dire la parole la plus indifférente, sans l'accompagner tout de suite d'un geste expressif. On croit, que ces gestes & ces signes datent du tems encore de Dénis le vieux, dont la tyrannie, defendant l'usage de la parole à ses sujets, les obligea d'inventer de nouveaux moyens pour se communiquer leurs pensées & pour se consoler dans leur malheur. Je ne Vous garantis pas la vérité de cette origine; mais de quelle source que provienne cet usage, je ne puis que l'admirer & Vous dire, que je le regarde comme la plus sublime pantomime, que j'ai vu de ma vie.

Aber — könnten Sie mir noch einwenden — wenn denn wirklich durch die Zeichen der Pantomimen selbst ein Stück so wenig verständlich ward; wenn wirklich alles dabey auf vorläufige Kenntnis der vorzustellenden Begebenheit und auf gutes Gedächtnis der Zuschauer ankam: wozu denn überhaupt alle Zeichen? Warum wollten jene Künstler das, was sie so gut entbehren konnten, nicht auch wirklich entbehren? — Vielleicht, weil sie die Entbehrlichkeit desselben nicht einsahen; weil sie das Mangelhafte ihrer Kunst weder sich selbst, noch den Zuschauern, gestehen wollten; weil sie mit diesen zugleich den Trugschluß machten: daß das, was so wohl verstanden werde, seine Deutlichkeit eben von dem Gebrauch der Zeichen erhalte. Oder, was wahrscheinlich die noch frühere, die eigentlich erste Ursache war, weil sie sich des so natürlichen Triebes, mit den Empfindungen auch die Ursachen und Gegenstände derselben zu bezeich-

nen, nicht zu erwehren wußten, und weil sie also, bey dem Mangel der Rede, wenigstens die Hauptideen so oder anders durch Gebehrden mußten zu geben suchen. Endlich vielleicht auch deßwegen: weil sie in der That von dem Gebrauch dieser Zeichen manche gute Wirkung erfuhren, indem sie dadurch dem stockenden Gedächtnisse der Zuschauer hie und da eine Hülfe gaben und durch Erneuerung einer einzigen wichtigen Idee oft die ganze Reyhe, wovon diese Idee ein Glied war, wieder hervorriefen. — Uebrigens klage ich die Pantomimen wegen des Gebrauchs dieser Zeichen nicht an: es steht dahin, wie verschwenderisch oder wie sparsam sie damit mögen umgegangen seyn und wie wenig oder wie sehr sie über der Malerey den Ausdruck mögen vernachlässiget haben. Die alten Schriftsteller reden von dieser ganzen Sache zu selten, und auch dann, wie es mir vorkommt, entweder zu kurz,

oder

oder zu unbeſtimmt, oder zu hyperboliſch. *) — —

Und nun endlich genug, mein Freund, von einer Materie, der ich hier ohnehin kein Genüge thun kann, und die ich, ohne Ihre Fragen und Einwendungen, nur ganz leicht berührt haben würde! Genug überhaupt von der Schauſpielkunſt, in ſo fern ſie Aehnlichkeit mit der Malerey hat und einen einzelnen Anblick im Raume darſtellt! Jezt noch von eben dieſer Kunſt, in ſo fern ſie ihre Wirkung in der Zeit hervorbringt, oder mit Einem Worte, in ſofern ſie Muſik iſt! — Ich nehme hier, wie Sie ſehen, das Wort Muſik, ſo wie es die ältern Griechen nahmen: in dem

*) Man ſehe, wenn man will, dieſe Stellen geſammelt in dem oftangeführten Werke von Dubos, oder auch in Octav. Ferrarii Diſſert. de Panromimis et Mimis.

weitern allgemeinern Sinne, wo es mehrere urſprünglich verbundene Künſte begriff, die erſt ſpäterhin getrennt wurden und, bey dieſer Trennung — ich weiß nicht, ob mehr gewonnen oder verloren? Dieſe Künſte waren: für das Auge, die Kunſt der Bewegungen und Gebehrden, mit ihrem lyriſchen Theile, dem Tanze; für das Ohr, die Kunſt der Declamation, ebenfalls mit ihrem lyriſchen Theile, dem Geſange und der begleitenden Muſik der Inſtrumente. Die Dichtkunſt gehörte dazu nur in Hinſicht auf ihren mechaniſchen Theil, auf die dem Ohre gefallende Kunſt des Versbaues, des Rhythmiſirens. Den Beweis, daß in der That unter dem Worte Muſik alle jene Künſte, aber auch keine mehreren, begriffen worden, werden Sie mir hoffentlich ſchenken: Sie können ihn ſich ſelbſt aus den Stellen führen, die Brown *) und Du-

boo

*) S. deſſelben Betrachtung über die Poeſie und Muſik (Eſchenb. Ueberſ.) Abſch. V. 1.

boo aus dem Platon, Athenäus, Porphyr, Augustin, dem griechischen und dem römischen Quintilian gesammelt haben. Wenn Sie die obenangegebenen schönen Künste vergleichen; so erkennen sie sogleich, daß in dem alten Begriffe der Musik die zwey wesentlichen Merkmale verbunden waren: das Energische oder in der Zeit wirkende und das Sinnliche. Durch jenes wurden alle bildenden, alle im Raum wirkenden, Künste ausgeschlossen; durch dieses die Dichtkunst, in so fern sie sich nicht an die Sinne, sondern an die Phantasie und die übrigen innern Kräfte der Seele wendet.

Zwar könnten Sie gegen das letztere Merkmal einwenden: daß doch Sokrates, beym Platon, selbst die Philosophie nicht allein Musik, sondern die größte Musik nenne, und daß doch Philosophie so ganz mit keinem äussren Sinne, sondern bloß mit Verstand

und Vernunft zu schaffen habe. Aber wenn wirklich Philosophie zur Musik wäre gerechnet worden: warum hätte denn Sokrates, da es jezt zum Sterben gieng, sich mit dem Zweifel beunruhigt: ob er auch durch sein Studium derselben den Befehl der Gottheit, sich der Musik zu befleissigen, erfüllt haben mögte? Warum hätte er auf den Fall, daß die Gottheit die Musik in dem gewöhnlichen, in dem Volkssinne (δημωδη μουσικην) gemeynt, noch im Gefängnisse Verse gemacht? *) Wer nur etwas mit dem Platon bekannt ist, der muß es in seiner schriftstellerischen Manier als einen wesentlichen Zug bemerkt haben, daß er die ernsthaften und wissenschaftlichen Dinge immer gern mit Gegenständen der Künste zusammenbringt; daß er immer gern für das Wissenschaftliche Reiz vom Schönen, und für das Schöne Ernst und Würde vom Wissen-

*) In Phaed. Ed. Frest. p. 46.

ſenſchäftlichen borgt. So wie er hier die Philoſophie die gröſte Muſik nennt; ſo nennt er anderswo eine vortrefliche Staatsverfaſſung die wahrhafteſte Tragödie *) und betrachtet den Staatsmann als einen Mitgenoſſen und Nebenbuhler des tragiſchen Dichters. Wollten Sie darum die alten Staatsverfaſſungen wirklich unter die Schauſpiele und die alten berühmten Staatsmänner, einen Solon, einen Lykurg, einen Perikles, unter die tragiſchen Dichter ſetzen? — Uebrigens erhellt noch aus der Stelle im Phädon, daß nicht die ganze Dichtkunſt, ſondern nur die Kunſt des Versbaues, zur Muſik gezählt worden: denn wie

hätte

*) De Legib. L. VII. Ed. Feſt. p. 898. ἡμεις εσμεν τραγωδιας αυτοι ποιηται κατα δυναμιν καλλιστης και αριστης· πασα γαρ ἡμιν ἡ πολιτεια ξυνεστηκε μιμησις της καλλιστου και αριστου βιου. ὁ δη φαμεν ἡμεις γε οντως ειναι τραγωδιαν την αληθεστατην &c.

hätte, sonst Sokrates glauben können, den im Traume ihm gewordenen Befehl dadurch zu erfüllen, daß er die schon längst vorhandnen und dem ganzen Griechenlande bekannten Fabeln Aesopo bloß in Verse brächte? *) —

Es ist nicht bloß Ausschweifung, mein Freund, daß ich, bey Gelegenheit des Ueberganges von dem einen Theile der Mimik zum andern, auf den alten Begriff der Musik zu reden komme. Ich glaube vorherzusehen, daß es bey gewissen Punkten der nachfolgenden Untersuchungen vortheilhaft seyn wird, die Betrachtung allgemein zu machen und sie aus dem eingeschränktern Felde der Mimik in das weitere der Musik hinüberzuspielen. Brown beklagt es, daß man die verschiednen energischen Künste in der Ausübung getrennt hat: ich

*) Εντεινας τους του Αισωπου λογους, wie es Sokrates ausdruckt.

meines Theils beklag es nicht weniger, daß man sie in jenem sie alle umfassenden Begriff von einander gerissen. Wenn durch jene erstere Trennung die Wirkung der Künste, so hat durch diese letztere ihre Theorie verloren: denn mit dem gemeinsamen Worte hat der Anlaß zur Untersuchung ihrer gemeinsamen Grundsätze gefehlt; und gleichwohl wäre diese Untersuchung höchst wichtig für die Aesthetik, höchst wichtig für die Seelen- und vielleicht selbst für die Sittenlehre gewesen. Die Folge, hoff ich, soll Ihnen zeigen, daß wirklich allen musikalischen Künsten einerley Hauptbegriffe und Regeln zum Grunde liegen: auch könnten Sie dieses schon jezt erkennen, wenn Sie die bisher entwickelten Grundsätze der einen Hauptkunst, der Mimik, auf die andre Hauptkunst, die Declamation, wollten anzuwenden und überzutragen suchen.

Drey und dreyſſigſter Brief.

Sie ſagen ganz recht, daß, um die Aehnlichkeit der Grundbegriffe in den beyden Künſten, des Gebehrdenſpiels und der Declamation, zu beurtheilen, Sie von der Theorie dieſer letztern wenigſtens einen Entwurf haben müßten. Und ſollten Sie denn wirklich eines ſolchen Entwurfs wegen in Verlegenheit ſeyn? Sollten Sie keinen der vielen Schriftſteller kennen, die in ältern und neuern Zeiten dieſe Theorie bearbeitet haben? Vielleicht keinen Francius, keinen Le Faucheur, keinen Grimareſt; aber doch gewiß einen Cicero, *) einen Quintilian, **) und die frü-

*) S. de Orat. L. III. c. 57. Was in den ihm zugeſchriebenen Büchern ad Herenn. III. c. 11. 15, vorkommt, iſt weniger hieher gehörig.

**) Inſtitut. Orat. L. XI. c. 3.

frühere griechiſche Quelle, aus welcher beyde geſchöpft haben, den Stagiriten. Der lezte re iſt zwar freylich, nach ſeiner gewöhnlichen Art, nur ſehr kurz über dieſe Materie; er wirft, ſtatt der Theorie ſelbſt, nur das unentwickelte Samenkorn hin, aus welchem ſie werden könnte: aber im Grunde iſt denn doch die ganze künftige Pflanze in dem organiſirten Stoff ſchon enthalten; und wenn der vortrefliche Mann dieſen Stoff nicht ſelbſt entwickelt, ſo liegt das bloß an ſeinem zu großen Reichthume, der es ihm, eben wie der Natur, unmöglich macht, jede der unendlich vielen Anlagen zu verfolgen und auszubilden.

Mehrere Schriftſteller, ſagt Ariſtoteles, und unter andern Glaukon, der Teſier, haben Regeln gegeben, wie man Gedichte; aber noch keiner, wie man Reden declamiren müſſe. Die Kunſt der Declamation

tion, fährt er fort *), beruht auf dem richtigen Gebrauch der Stimme zum Ausdruck der mancherley Leidenschaften, und bey diesem Gebrauche kommt dreyerley in Betrachtung: die Stärke der Stimme, da man entweder lauter oder leiser, rauher oder sanfter; die Höhe und Tiefe nebst der Modulation, da man entweder in feinern oder in gröbern Tönen, mit mehr oder mit weniger Abwechselung; die Bewegung, da man entweder schneller oder langsamer, in kürzern oder in längern Absätzen, gebundener oder gestoßener spricht. — Sie werden, hoff ich, mit der Art

*) Rhetor. L. III. c. 1. Ed. Lips. p. 162. Εστι δε αυτη μεν (ἡ ὑποκρισις) εν τῃ Φονῃ, πως αυτῃ δετ' χρῆσθαι πρὸς ἑκαστον παθος· οἱον ποτε μεγαλη και ποτε μικρα, και ποτε μεσῃ. Και πως, τοις τονοις· οἱον οξεια, και βαρεια, και μεσῃ. Και ῥυθμοις τισι προς εκαστα. Τρια γαρ εστι, περι ων σκοπουσι· ταυτα δ' εστι μεγεθος, ἁρμονια, ῥυθμος.

Art, wie ich hier den Ariſtoteles halb commentire halb überſetze, nicht unzufrieden ſeyn: ich mögte Sie gerne urtheilen laſſen, in wie fern auf die drey von ihm angegebenen Puncte auch die plura ab his delapſa genera, wie ſie Cicero nennt,*) das laeve, aſperum u. ſ. f. könnten zurückgebracht werden. In der Erklärung des zweyten Puncts weiche ich freylich von den Auslegern ab; allein ich denke, mit ſehr ſichtbarem Recht: denn unmöglich kann hier, wie Majoragius will, **) von dem bloßen Accentuiren der Sylben die Rede ſeyn; der Philoſoph ſpricht ja nicht vom richtigen leſen,

*) S. l. c. n. 216.

**) S. deſſelben Explanat. in Rhetor. Ariſtot. p. 743. Vergl. P. Victor. Comment. p. 616. — Wie viel beſſer hier Quintilian, der zwar auch des richtigen Recitirens, aber nur nebenher und als einer Sache erwähnt, die bey der Declamation ſchon vorausgeſetzt werde. Utendi voce, ſagt er, multiplex ratio. Nam praeter illam differentiam, quae eſt tripartita,

lesen, sondern vom Ausdruksvollen, der Natur jeder Leidenschaft angemessenen, Declamiren. Und wenn gleich dieses leztere jenes erstere allerdings voraussezt, so kann doch jenes erstere sehr wohl ohne dieses leztere seyn. Es giebt der Redner und der Schauspieler so Viele, die fast nie den rechten Accent, weder in Ansehung der Sylben noch der Wörter, aber desto öfter den rechten Ton des Affects verfehlen.

Bringen Sie nun die wahre Art der Declamation, für was für Leidenschaften Sie wollen, unter die drey vom Aristoteles festgestellten Gesichtspunkte: und wenn Sie die Gründe entwickeln, warum die eine Leidenschaft lauter, die andre leiser, die eine schneller,

acutae, gravis, flexae: tum intentis, tum remissis, *tum elatis, tum inferioribus modis* opus est, spatiis quoque lentioribus aut citatioribus. l. c. Ed. Burm. p. 1000.

ler, die andre langſamer, die eine höher, die andre tiefer ſpricht, u. ſ. w.; ſo werden Sie überall, wie in der Mimik, auf Analogie, auf Abſicht, auf Veränderung des körperlichen Zuſtandes treffen. — Eben der langſame, bey jedem Merkmal verweilende Ideengang, welcher Schritt und Händeſpiel im Affect der Bewunderung ſo gehalten, ſo feyerlich macht; eben dieſer Ideengang zieht und dehnt auch jeden einzelnen Ton und ſchleift und bindet Wort an Wort, Sylbe an Sylbe. Der Athem wird zum Aushalten tiefer geſchöpft; die Abſätze der Rede ſind lang, der Einſchnitte wenig: nur wo die Fülle der auf einmal ſich darbietenden Ideen die Beſonnenheit der Seele, die zum wörtlichen Ausdruk ihrer Empfindungen nöthig iſt, ſchwächt; da verliert ſich mit dem Gedanken die Rede, und die Pauſe wird um ſo feyerlicher und anhaltender, je langſamer ſich, ſo zu reden, die Denkkraft aus dem Meer von Ideen, worinn ſie ſich verlo-

ren hatte, wieder heraufhebt. — Freude hat, wie sich schon in ihren Gebehrden verrieth, einen zwar raschen und lebhaften, aber doch sanften und leichten Ideengang: und dieser Analogie gemäß — wie anmuthig gleiten und rollen ihr, wenn sie in Worte ausbricht, die Töne! wie viel muntere Kraft ohne Mühe und Anstrengung zeigt sich in der gemäßigten Stärke der Stimme und in dem längern Aushalten des Athems! — Zorn hat, wegen innerlicher Erhitzung, nur einen sehr kurzen Athem; aber wie schnell wird dieser Athem, so oft er verhaucht, wieder ersezt, um die Worte mit eben der Geschwindigkeit hinzuströmen, womit die Seele ihre Gedanken entwickelt! Wie sehr verräth sich das Wilde und Unbändige dieser Leidenschaft, selbst in dem Stammeln und Stottern, wo sie lebhafter, und in dem gänzlichen Verstummen, wo sie auf ihrem höchsten Punct ist! Das eine Mal ist die Seele schon zu weit voraus, als daß sie Al-

les,

les, was zwiſchen der erſt geſprochnen und der ſchon gedachten Idee mitten inne liegt, ſollte nachzuholen wiſſen; das andere Mal verzweifelt ſie völlig, die allzugroße Menge ihrer Ideen mit Worten faſſen, oder der übermäſſigen Geſchwindigkeit derſelben mit der Stimme folgen zu können.

Aus eben der Analogie mit der Ideenfolge, aus welcher ich hier den Gang der Stimme erklärt habe, läßt ſich auch die Wahl der einzelnen Laute erklären. Die Bewunderung, werden Sie finden, ſpricht nie in höhern, immer in tiefern Tönen; warum? Weil ſie ihre Ideen nur ſo langſam entwickelt und weil bey tiefern Tönen der Schwingungen, die auf jede Secunde fallen, ſo viel weniger ſind. Ich ſehe Sie, deucht mir, zu dieſem Gedanken ein wenig lächeln; aber verſuchen Sie, wenn Sie ihn allgemeiner machen, ob er ſich nicht durch alle Leidenſchaften durchführen läßt? ob nicht

jede, mit je mehr Schnelligkeit sie ihre Gedanken entwickelt, um so mehr in die Höhe steigt, und je einen gemäßigtern Gang sie hält, um so tiefer herabsinkt? Eben der Zorn, dessen Rede in einem so heftigen reissenden Strome einherbrauft; wie gerne pfeift er in die höhern Töne hinein! wie greift er die höchsten und schneidendsten gerade da, wo er am wildesten, am gefährlichsten, zum Führen des Streichs am aufgelegtesten ist! Und wenn er seinen Gegenstand durch Verachtung kränken will; wenn er ein höhnend Gelächter aufschlägt: wie ganz von jedem andren verschieden, wie durchdringend und kreischend und fistulirend ist dieses Gelächter! Wie oft versagt ihm mitten im lachen die Stimme und bricht, wenn sie zu einer Höhe über ihr Vermögen soll angestrengt werden! Dahingegen die sanfte Freude; wie leicht und schön und wohlklingend weiß sie zu lachen! wie modulirt sie immer, bey ihrem nur schnellen und lebhaften, nicht wil-

wilden ungeſtümen Ideengange, zwiſchen den höchſten und den tiefern Tönen umher! Wie weiß ſie, nach den mancherley Graden ihrer Lebhaftigkeit, bald zu ſteigen und bald zu ſinken, ohne doch je den kreiſchenden Fiſtelton des Zorns, noch den vollen feyerlichen der Bewundrung zu greifen! Immer weilt bey ihr die Stimme in der Mitte des Umfangs; und eben dieß iſt eine der Urſachen, warum die Sprache keines Affects ſo wohlklingend und anmuthig und hold iſt, als die der Freude. Denn ſo wenig es auch, nach der Ausübung unſrer heutigen Tonſetzer und Virtuoſen, ſo ſcheinen mag; ſo ſind doch immer die mittlern gemäßigtern Töne die eigentlich ſchönen gefälligen Töne. —

Mit dieſen Bemerkungen hängen andre über gewiſſe abſichtliche Modificationen der Stimme, wenn man dem Verſtande Hülfen geben oder Affecten erregen und dämpfen will,

innigſt zuſammen. Wer ſich ſelbſt oder andern einen wichtigen, aber ſchweren, noch nicht genug gefaßten Gedanken zu beſſerer Ergründung und Beherzigung vorſagt, der ſpricht nicht bloß langſam, ſondern auch in einem geſenktern, tiefern Tone; darum: weil, nach ſeinem Gefühle, ein ſolcher Ton zum Feſthalten der Aufmerkſamkeit einladet; weil er die Seele zu jener Ruhe, jenem gemäßigtern Gange der Ideen herabſtimmt, der zum vollern Erkennen der Wahrheit ſo vortheilhaft iſt. Wer mehrere Gedanken auf einander häuft, die das Gemüth in immer größere Ehrfurcht verſetzen, es zu immer tieferer Anbetung bewegen ſollen, der ſteigt bey jedem Worte mit der Stimme mehr nieder; dahingegen der, welcher Affecten, wie die der Angſt, des Zornes, der Freude anſchwellen will, ſie Wort vor Wort mehr erhebt. — Die Leidenſchaften haben überhaupt, um dieß hier beyläufig zu ſagen, jede ihre eigene Gradation, die nicht

ſo

ſo ſchlechthin nur in Erhebung und Verſtärkung der Stimme, ſondern in gröſſrer Vollendung des beſondren einer jeden zukommenden Tons liegt. — Wer die Hitze eines Zornigen dämpfen, das heißt, wer den raſchen ungeſtümen Gang ſeiner Vorſtellungen in einen ſtillern langſamern verwandeln will, der hütet ſich eben ſo ſorgfältig vor dem zu Hohen, als vor dem zu lauten oder zu Schnellen: denn wie vortrefliche Bewegungsgründe er ihm auch vorhalten mögte; ſo würde doch der ſinnliche Eindruk eines zu hohen Tons ſicher mehr den Ideengang zu beſchleunigen, mithin den Zorn zu verſtärken, als jene Bewegungsgründe, ihn anzuhalten und zu beſänftigen, dienen. Das bekannte Tonarion des C. Gracchus *) gab ihm wohl nicht ſo eigentlich den Ton an, in welchen er einfallen ſollte; es warnte ihn wohl

*) S. Cicero l. c. III. 60. 61. Vergl. Quintil. L. I. c. 10.

nur überhaupt vor den Extremen und ſprach ihm durch tiefere Töne gleichſam zu, wenn er zu hitzig, oder trieb ihn durch höhere an, wenn er zu kalt war. —

Es wäre ſo leicht, Ihnen die Fruchtbarkeit des Grundſatzes der Analogie durch Beyſpiele von mehrern Leidenſchaften zu zeigen, den Gebrauch der Stimme für jede dieſer Leidenſchaften nach Stärke und Schwäche, Höhe und Tiefe, Modulation und Bewegung anzugeben und die ganze Kunſtſprache der Tonſetzer, die doch ſo wenig für alle Begriffe und Nüancirungen hinreicht, dabey zu erſchöpfen. Es wäre ſo leicht, Ihnen zu zeigen, wie bey jeder kleinen Abänderung eines Affects, bey jeder Miſchung deſſelben mit andern, auch der Ton der Stimme ſich abändert; wie z. B. die Verehrung, wenn ſie nicht mehr reine Bewunderung moraliſcher Vortreflichkeit, ſondern ſchon mit Furcht oder mit Scham vermengt

mengt iſt, von der Tiefe und Fülle und Gleichheit der Stimme verliert; wie ſich ihr Athem ſchon merklich zu verkürzen anfängt und alſo Einſchnitte und Abſätze häufiger werden u. ſ. f. Allein ich begnüge mich, Sie auf den Weg der eigenen Unterſuchung geführt und Ihnen die Möglichkeit einer allgemeinen Theorie der energiſchen Künſte nur an einigen Beyſpielen gezeigt zu haben. Vielleicht finden Sie, daß Einiges oder auch Alles, was ich zur Analogie gezogen, ſich eben ſo gut aus phyſiologiſchen Gründen herleiten lieſſe: und in der That könnten Sie aus der Erweiterung des Sprachorgans den tiefern Ton der Bewunderung; aus ſeiner Verengerung, wegen des ſtürmenden die Gefäße auftreibenden Bluts, den ſchneidenden hohen des Zorns erklären. Sie hätten dann hier eine neue, obgleich nicht ſehr angenehme, Aehnlichkeit zwiſchen Mimik und Theorie der Declamation; dieſe: daß man wegen ſo mancher Erſcheinungen in Verlegenheit

heit iſt, ob man ſie lieber aus dem einen oder dem andren Erkenntnisgrunde herleiten ſoll? Am beſten zwar immer, man bleibt bey demjenigen Erkenntnisgrunde, welcher die leichteſte deutlichſte Einſicht gewährt, indem er zugleich, wo nicht ganz, doch am weiteſten durchführt: und dieſen Vorzug hat, meines Erachtens, in Anſehung der oben bemerkten und anderer ihnen ähnlichen Erſcheinungen, offenbar die Analogie. Auch iſt ſo gar keine Schwierigkeit, das Fach des Phyſiologiſchen mit andren ſonſt nicht zu erklärenden Modificationen der Stimme zu füllen, wovon ich Ihnen als Beyſpiele nur die Heiſerkeit der Wut, das Seufzen der Traurigkeit und der Liebe, die ſchwankende, ſchluchzende, gebrochne Stimme der Wehmuth nenne. Als abſichtlich führe ich noch das Hinaufziehen der Stimme an, das bey den lezten Worten einer Frage gewöhnlich iſt. Es giebt auch beym Reden ſo etwas, das dem Grundton beym Singen

entſpricht; das Ohr bleibt unbefriedigt, wenn die Stimme nicht in dieſen Grundton zurückfällt: der Fragende zwingt alſo gleichſam den Gefragten, vermittelſt des unangenehmen Gefühls der ermangelnden Vollendung, daß er durch die Antwort den Satz ſchlieſſen und mit der Wißbegierde des Andren zugleich ſein eigenes Ohr befriedigen muß. —

Das Einzige, worauf ich Sie noch beſonders aufmerkſam mache, iſt der Punct vom ausdruckenden und malenden Declamiren. Auch mit der Stimme kann man beydes: den Gegenſtand ſeiner Empfindung und die Empfindung ſelbſt bezeichnen; auch bey ihr kann Malerey und Ausdruk innigſt mit einander verbunden oder in Widerſpruch ſeyn; auch für ſie gelten, wenn ſie malt, die beyden Gründe: lebhaftigkeit der eigenen Vorſtellung, und Abſicht, bey andren eine mehr anſchauende Idee zu erwecken; auch ſie hat alle die Re-

geln

geln und kann in alle die lächerlichen Fehler verfallen, von welchen oben gesprochen worden. Die höhere lyrische Declamation ist der Gesang; für den Gesang ist die Regel vom Ausdruk schon lange festgesezt, obgleich noch nicht mit so vielen Beyspielen, als zu wünschen wäre, erläutert worden. Setzen Sie nun, statt der nähern Bestimmung: lyrische Declamation, das Allgemeinere: Declamation überhaupt; und Sie werden, denk ich, wegen der ganzen Lehre noch weniger in Verlegenheit seyn, als es schon die in unsrer Mimik angestellten völlig ähnlichen Untersuchungen und Entwickelungen Sie würden bleiben lassen.

Vier und dreyſſigſter Brief.

Alles, was in Anſehung des fortgehenden Gebehrdenſpiels zu bemerken iſt, bezieht ſich entweder im Allgemeinen auf die Natur der Gattung, zu welcher ein Kunſtwerk gehört, oder auf die Beſchaffenheit eines gegebenen Kunſtwerks inſonderheit; und auch hier wieder entweder auf die Verbindung ſeiner ſämintlichen oder auf den Zuſammenhang gewiſſer einzelner Theile. — Sie glauben es, nach dieſem ſo einfältig, ſo leicht ſcheinenden Entwurfe wohl ſchwerlich, was für verwickelte, feine, mit der Sprache kaum zu bearbeitende Materien er befaßt, und in welcher Verlegenheit ich gleich in Anſehung des erſten Punctes bin, meinen Gedanken einen hinlänglich lichten, ſcharfen, anſchaulichen Ausdruk zu geben. Glüklicher Weiſe ſind die hier vorkommen-

menden Begriffe und Regeln von den allgemeinern, die für sämmtliche musikalische Künste gelten: was man für die eine derselben festsezt und beweist, das ist für alle festgesezt und bewiesen; und was sich von der einen nicht ohne Dunkelheit und Schwierigkeit sagen läßt, das läßt sich vielleicht von der andren mit mehr Klarheit, mehr Leichtigkeit sagen. —

Ziehen Sie, bitt ich, Ihre Aufmerksamkeit einen Augenblik von dem Gebehrdenspiel ab und wenden Sie sie auf den Rhythmus der Rede. Sie haben dreyerley Arten desselben: das bestimmte Sylbenmaaß des lyrischen, des epischen, des schildernden Gedichts; den höhern sehr merkbaren Numerus der feyerlichen erhabnen Rede, der poetischen Prose; endlich den leichten unbestimmten Numerus des Gesprächs, des Briefs und überhaupt jeder gemeinern Schreibart. Was ich hier Arten

des

des Rhythmus nenne, sind wohl nicht so eigentlich Arten; es sind die am deutlichsten unterschiedenen Hauptgrade, zwischen denen eine unbestimmbare Menge anderer mittlerer Grade liegt, die aber schon zu schwach schattirt sind, schon zu sehr in einander fliessen, als daß sie noch mit einiger Schärfe gefaßt werden könnten. Diesen verschiednen Arten des Rhythmus entsprechen eben so viele verschiedene Arten der Declamation. Die höchste lyrische, ganz bestimmt im Tact und im einzelnen Laut, der hier Ton wird, ist der Gesang; weniger bestimmt, aber doch schon von unverkennbarem Hauptcharakter, ist die Declamation des leidenschaftlichen Redners, des lyrische oder epische Werke hersagenden Rhapsoden; am wenigsten bestimmt, bald völlig ruhig, bald Gemüthsbewegungen nur mehr oder minder andeutend, nie aber ausbildend, nie den Ton von irgend einer ganz vollendend oder durchführend, ist die gewöhnliche Sprechart.

Und auch hier giebt es wieder, wie bey dem Numerus, unzählig viel mittlere Stufen, da sich die gemeine Sprechart der höhern Declamation und diese dem Gesange mehr oder weniger nähert.

Jede der hier angegebenen verschiednen Arten nun hat ihren bestimmten Gebrauch. Nur in einigen Fällen ist das Sylbenmaaß schicklich, in andern höchst unschicklich; nur beym Ausdruck gewisser Gemüthslagen dient es die Wirkung zu erhöhen, beym Ausdruck anderer würd es sie schwächen oder vernichten. Eine ruhige Untersuchung des Denkers, eine kaltblütige Erzehlung des Geschichtschreibers in Versen! ein leichtes, in mancherley schwache Töne der Empfindung ausweichendes, Gespräch in bestimmten Strophen! eine, wenn gleich schon Empfindungsvolle, Rede, ein gewöhnlicher, wenn auch freundschaftlicher, herzlicher Brief, eine Erzehlung alltäglicher Vorfälle

fälle in lyriſchen Sylbenmaaßen von charakteriſtiſchem Fall und Klang! jedermann verwirft das als unſchicklich, als unnatürlich; warum? Nicht, wie man auch wohl langſame ſchleppende Füße verwirft, wo ein fröhlicher Gemüthszuſtand, oder muntre hüpfende, wo ein trauriger Gemüthszuſtand ſoll ausgedruckt werden; nicht wegen der im Ganzen verfehlten Art, ſondern wegen des zu Beſtimmten, zu Erhöhten, zu Vollendeten der Empfindung. Man fühlt, daß nach dem ganzen Inhalt der Rede, nach dem ganzen Ideengange des Redenden, und ſchon nach der Wahl ſeiner Ausdrücke, Wendungen, Bilder, ſeine Gemüthsfaſſung nicht ſo entſchieden, ſeine Empfindung weder von der Fülle, noch von der Gleichheit und Einförmigkeit iſt, daß der beſtimmte, entſchiedne, unveränderliche Charakter des Sylbenmaaßes damit zuſammenſtimmte. Ehemals, als die Geſchichte noch Ueberlieferung großer Begebenheiten und Tha-

ten war, die eine lebhaft gerührte Einbildung oder ein begeisterter Patriotismus zu verewigen suchte, als die Philosophie noch in phantasiereichen kühnen Dichtungen von Erzeugung der Götter und Ursprung der Welt bestand; da vertrugen noch beyde, mit dem übrigen Schmucke der Poesie, auch ihre Sylbenmaaße: aber als die Geschichte sich in ruhige unpartheyische Erzehlung zu verwandeln, die Philosophie sich der kaltblütigen abstracten Untersuchung zu nähern anfing; da führte in jener den Herodot, in dieser den Pherecydeo *) ihr richtiges Gefühl auf die Prose. Und auch der Ton dieser Prose würde noch falsch

*) S. Apulej. Flor. 2. Pherecydes primus, versuum nexu repudiato, conscribere ausus est passis verbis, soluto locutu, libera ratione. Pherecydes hatte allerdings noch eine sehr allegorische und dichterische Sprache; aber er war doch schon nicht mehr bloßer Mythologe. S. Aristot. Metaph. L. XII. (nach Du Val.) c. 4.

falsch gewesen seyn, wenn er da, wo er sich mit seinem Gegenstande nur mäßig hätte erheben sollen, sogleich in die prächtigen Rhythmen, in den hohen stolzen Numerus des begeisterten Redners gefallen wäre. Denn es hat mit diesem Numerus vollends eben die Bewandnis, wie mit dem Sylbenmaaße des Verses. Wie falsch z. B. würde der Ton eines gewöhnlichen freundschaftlichen Briefes seyn, wenn er die volle Weichheit, die volle hinschmelzende Süßigkeit eines Idyllions erreichte? Freylich soll auch er einen gewissen Grad von Zärtlichkeit, von Weichheit des Tones haben; Klang und Fall sollen auch in ihm der Natur der Empfindung entsprechen: aber bis zu dem so merklich Cadenzirten, dem schon halb Gebundnen, aus den sanftesten Tonmaaßen so sorgfältig Zusammengefügten einer Geßnerischen Prose muß es nicht kommen, oder der Brief wird geziert, ekelhaft, unausstehlich.

Die Anwendung dieser Bemerkung auf die verschiednen Arten der Declamation macht sich von selbst. Das Empfindungsvolle Lied, von welchem Charakter es sey, will nicht bloß hergesagt, es will gesungen seyn; wie richtig, wie Gefühlvoll es declamirt werde, so deucht uns doch, daß ihm noch nicht sein volles Recht widerfahre: erst dann sind wir befriedigt, wenn der schlichte Laut zum musikalischen Ton und der noch schwankende Rhythmus zum Tact wird. Hingegen ein gesungener Brief, wie man ihn hie und da in französischen Opern findet; wer kann ihn, wenigstens das erste Mal, ohne Lächeln oder Kopfschütteln hören? Die Abgeschmacktheit wird freylich größer, wenn die Person nicht schon öfter den Brief durchlas, nicht vielleicht selbst ihn schrieb, sondern ihn eben jezt erst erhielt; aber auch ohne diesen Umstand nimmt überhaupt kein Brief Gesang an, oder er ist nicht mehr Brief; er ist Lied, Elegie, Romanze, was sonst man will, an eine

gewisse

gewiſſe einzelne Perſon gerichtet. Wiederum eine höhere Declamation, eine mehr charakteriſirte, mehr aushaltende Stimme, wo man den leichten Geſprächston wollte, oder dieſer leichte Geſprächston, wo die volle Pracht der höhern Declamation an ihrer Stelle wäre; eine Scene aus Minna, geleſen wie eine der herrlichſten Schilderungen der Meſſiade, oder dieſe Schilderung, wie eine Scene aus Minna: wer würde hier, wenn die Natur ihm einen Kopf und ein Herz gab, nicht alle Geduld verlieren? Darum dürfte denn doch der Ton nicht völlig vergriffen, nicht die ganze Art der Empfindung verfehlt ſeyn: ſie wäre nur das eine Mal nicht erreicht, das andre Mal überſpannt; dort fiele der Vorleſer in den Fehler der Kälte, hier in den Fehler des falſchen Pathos, des Schwulſtes, der Ziererey. —

Und nun, mein Freund, von dieſer ſcheinbaren Ausſchweifung zurück zu dem eigentli-

chen Gegenstande, worauf es hier ankommt! Auch bey dem Gebehrdenspiel finden sich eben die Arten, oder wenn Sie wollen, eben die Grade, die wir bey Numerus und Declamation unterschieden. Alle die Ausdrücke der verschiedenen Seelenzustände, die wir halen kennen lernen, erheben sich durch unnennbar viele Stufen von dem ersten Anfange, dem ersten Verdacht eines Affekts bis zu seiner gänzlichen Ausbildung, seiner Vollendung. — Sie erinnern sich doch des Gemäldes, das ich Ihnen von der Freude, unter der Gestalt des Entzückens, entwarf? (Fig. 28.) Betrachten Sie noch einmal ihr lachendes weitgeöfnetes Auge, ihre der ganzen länge nach ausgebreiteten Arme, ihre gleichsam in der Luft schwebende, auf die Spitze des Fußes gestellte Figur: und Sie haben den entschiedensten, den vollendtesten Ausdruck dieses Affects; einen Ausdruck, den Sie mehr als zwiefach mildern können, ohne ihn aufzuheben oder

auch

auch nur ihn unkenntlich zu machen. Die zu gerade Linie der Arme beuge sich in eine sanfte Krümmung herab; sie bleiben darum noch immer ausgebreitet: der eine Fuß stehe weniger auf der Spitze und der andre schwebe weniger hoch, weniger von jenem ersten entfernt; der Körper wird darum noch immer emporgetragen und der Schritt bleibt schwebend und leicht: Auge und Mund verenge sich um ein Weniges und jenes glänze, dieser athme gelinder; beyde sind darum noch immer offen und der Blick bleibt heller, der Athem voller. (Fig. 48.) Nehmen Sie eine zweyte gröſsere Aenderung vor: ziehen Sie die Arme an beyden Seiten noch tiefer nieder; geben Sie den Muskeln weniger Kraft, so daß sich die Figur nur noch unmerklich erhebe; lassen Sie beyde Füße auf den Boden leicht auftreten und nur eine flüchtige schwache Dehnung des Mundes den äussersten Rand der Vorderzähne entblößen: so ist das immer noch mehr als

Ausdruck bloßer Zufriedenheit; es ist Freude, aber fast nur in ihrem Entstehen oder Verschwinden, fast nur auf jenem äussersten Puncte, wo sie gleich bereit ist, zu höhern Graden emporzuschwellen oder zu sanfter stiller Ruhe hinabzusinken. (Fig. 49.) Schwächen Sie eben so die Ausdrücke anderer Affecten, z. B. des ergrimmten, kaum sich haltenden, Zähneflatschenden Zorns (Fig. 44.) oder der tiefgebeugten, gegen die Erde starrenden, bald ganz unbeweglichen, bald nur träge und mühsam sich fortschleppenden Schwermuth; erhalten Sie dort wie hier die ganze Art, aber nicht die ganze Stärke des Ausdrucks; lassen Sie jenen mit dem Arm weniger ausgreifen, den Körper weniger rückwärts beugen, die Faust mit weniger Spannung der Muskeln ballen (Fig. 50.); diese das Haupt weniger tief gegen den Busen senken, nicht mit ohnmächtig niederhangenden Armen dastehn, vielleicht sie noch in einander schlagen, vielleicht noch die

Hände

Hände in der Kleidung, aber nur nicht in der höhern Gegend des Buſens, bergen (Fig. 51): und Sie haben, denk ich, der Beyſpiele genug, um im Allgemeinen den Unterſchied, den ich im Sinne habe, zu faſſen; den Unterſchied des ganz entſchiednen, vollendeten, gehaltenen, und des weniger ausgeführten, weniger bleibenden Ausdrucks, bey dem noch höhere Grade möglich ſind, der eben deſswegen auch leichter verſchwinden, leichter Nüancen annehmen, ſich miſchen, ſich in verſchiedenartige Ausdrücke umwandeln kann.

Mit dem Gebrauch dieſer verſchiednen Ausdrücke iſt es, eben wie in den Künſten der Declamation und des Rhythmus. Auch die Mimik hat ihre lyriſchen, ihre enthuſiaſtiſchen Werke, in welchen ſie auf das Höchſte und Vollkommenſte geht, und die vollendteſten, abgemeſſenſten, dem Charakter jeder Leidenſchaft entſprechendſten, Bewegungen wählt. Sie

hat

hat hier die ganz bestimmten Füße, den völlig entschiednen Numerus des Sylbenmaaßes; sie ist hier gleichsam Musik für das Auge, so wie diese gleichsam Tanz für das Ohr. Denken Sie sich nun einen Tänzer mit den leichtern, weniger entschiednen Minen und Stellungen, mit den ungebundnern, nachlässigern Bewegungen des Schauspielers; und es ist Ihnen, wie bey einem matten, prosaischen Odendichter: seine Bewegungen dünken Ihnen faul, seine Ausdrücke ohne Kraft, ohne Seele. Von ihm wollen Sie den Affect, der ihn beleben soll, mit Begeisterung dargestellt: je leichter die Freude daherhüpft, je mehr sie gleichsam in der Luft schwebt, in je wenigern Puncten sie den Boden berührt; oder wenn Liebe soll geschildert werden: je zärtlicher und süßer diese Liebe auf ihren Gegenstand blickt, mit je schmachtenderm Verlangen sie auf ihn zuwallt, je inniger und entzückter sie die Arme um ihn herumschlingt; oder wenn Stolz die aus-

zubil-

zubildende Empfindung iſt: je kühner dieſer Stolz in die Höhe ſchwillt, je ſelbſtzufriedner und verachtender er um ſich her ſchaut, je einen weitern Raum ſein verweilender feyerlicher Schritt übermißt; deſto mehr finden Sie Ihre Forderungen befriedigt, deſto lauter und herzlicher geben Sie Beyfall. Nur die Geſetze der Schönheit und des Anſtandes wollen Sie nicht übertreten haben; die Erhebung des Körpers ſoll leicht, nicht ſteif geſchehen; die Arme ſollen ſich nicht zu ſehr der geraden Linie nähern; Auge und Mund ſollen ſich nicht bis zu der ungebührlichen Weite einer Fratze öfnen; das Schmachten der Liebe ſoll nicht Ohnmacht, ihre Entzückung nicht Contorſion, Verachtung ſoll nicht wirklicher Ekel werden; ſonſt iſt aller Enthuſiasmus, alle Schwärmerey des Ausdrucks Ihnen willkommen. In nicht lyriſchen Werken hingegen, in ſolchen, wo nicht mehr Geſang ſondern bloß eine höhere Declamation an ihrer Stelle wäre, bey dem

Affect-

Affectvollen Redner, bey dem begeisterten Vorleser; wie widrig und unnatürlich würden Ihnen da jene tänzermäßigen Bewegungen dünken! Gleichwohl dürfen beyde, der Rhapsod und der Redner, nach Maaßgabe des mehr oder minder Affectvollen der Rede sich schon dem Entschiednen und Vollendeten des Ausdruckes nähern; ihre Stellungen und Bewegungen dürfen schon ausgeführter, voller, gehaltner, als die des bloßen Schauspielers seyn. Denn diesem leztern geziemt durchaus kein andres als ein freyes und leichtes Spiel, eine Gesticulation, die den höhern vollern Ausdruck der Affecten nur dann und wann und immer nur auf Augenblicke greift, ohne auch in diesen Augenblicken ihn je bis aufs höchste zu treiben. Freylich sind Rollen möglich, in welchen der Schauspieler Stellenweise lyriker, Redner, Rhapsod wird, und in solchen Stellen mag dann auch Er, eben wie jene, gesticuliren: aber während des eigentlichen

chen Dialogs, während der eigentlichen Handlung, muß er leicht, ungebunden, natürlich spielen, den Ausdruck immer nur auf einen gewissen Grad treiben, oft ihn nur andeuten, nie in seinen Bewegungen Redner, noch vielweniger Tänzer werden.

Nach der Parallele, worinn ich das Gebehrdenspiel mit Numerus der Rede und Declamation gestellt habe, errathen Sie schon von selbst, daß ich auch von versificirten Theaterstücken kein Freund bin. Ich weiß, daß ich hier große Beyspiele, selbst das Urtheil ganzer Nationen und obendrein noch Räsonnements bedeutender Kunstrichter wider mich habe: aber den bey weitem größten Theil derjenigen Nation, zu welcher ich selbst zu gehören mich freue, hab ich dagegen für mich: und so darf ich ja wohl meinen Geschmack nicht verheimlichen — was ich zwar auch mitten in Paris, mitten unter den Bewunderern der französischen Tragiker,

giker, ſchwerlich würde. In Deutſchland hat man das verſificirte Trauerſpiel längſt begraben; wenn es noch hie und da, und gemeiniglich nur auf Befehl, gegeben wird, ſo hat es wenig Zuſchauer mehr; man iſt Feind jener Declamationen und Tiraden, welche die Verſification ſo natürlich mit ſich brachte; Feind jenes geſpannten, ſtrotzenden, übertriebenen Spiels, welches wiederum eine Folge von beydem, von Verſification und redneriſcher Ausbildung der Empfindungen, war. Ein **Le Kain**, mit ſeiner Ueberſpannung aller edlen und ſeiner Verfälſchung — nicht bloß Milderung — aller unedlen, aller auch nur gemeinen Ausdrücke, macht ſein Glück nur noch an Deutſchlands undeutſchen Höfen, aber ſchwerlich in Deutſchland. Indeſſen ſind wir noch nicht ſo glücklich geweſen, daß wir unſer Urtheil hätten entwickeln, unſre Vorliebe für die Proſe durch Gründe hätten rechtfertigen können. Damit, daß wir ſo ſchlechthin

vom

vom Falſchen, Gekünſtelten, Unnatürlichen reden, iſt ſehr wenig gethan; das iſt noch immer mehr der zu beweiſende Ausſpruch, als ſelbſt der Beweis: und doch wäre, meines Erachtens, dieſer Beweis ſehr möglich, wenn man die Natur des Drama weiter entwickeln und ſie mit der Natur des Sylbenmaaßes vergleichen wollte.

Fünf und dreyssigster Brief.

Tadeln Sie mich doch nicht als ungerecht gegen die französische und partheyisch für die brittische Bühne: ich bin wahrlich keines von beydem, und ich habe der Engländer bloß darum nicht erwähnt, weil ich an sie nicht gedacht, oder weil ich in Ansehung ihrer mich so ganz auf fremdes Urtheil hätte verlassen müssen. Mag es seyn, wie Sie sagen, daß zu London so gut wie zu Paris übertrieben wird und daß Rasen den guten Geschmack noch mehr als Stroßen beleidigt; ich kann jenes nicht widerlegen und dieses nicht läugnen: aber Fehler bleiben doch Fehler, sie mögen von Wenigern oder von Mehrern begangen werden, und damit, daß vielleicht auch ein Quin sündigt, ist doch wahrlich ein Le Kain nicht gerechtfertigt. Die wahre und einzige Rechtfer-

fertigung für den leztern, wenn er, vor lauter Begierde edel zu seyn, beydes überspannt und verfälscht, hab ich schon angegeben; er wählt sich die Stelzen, worauf wir ihn einherschreiten sehen, nicht selbst; sie werden von fremder Hand ihm angeschroben. Seine Dichter strotzen und er muß mit ihnen strotzen. —

Nach den Gründen, die ich wider die Versification im Drama zu haben glaube, sind Sie, wie ich merke, begierig; Sie hätten, sagen Sie, diese Materie schon für erschöpft gehalten; und wenn es nur keine Ausschweifung wäre — — Aber es ist keine Ausschweifung, mein Freund; es ist ganz Eins, ob ich den eigentlichen geraden Weg oder einen nahe liegenden, völlig gleichlaufenden Nebenweg gehe; ob ich zeige, daß ein Drama in schlichter Prose geschrieben oder daß es leicht und frey gespielt werden muß. Die Gründe

sind für beyde Sätze dieselbigen; und ich habe, wenn ich jenen ersten Satz wähle, den Vortheil, daß ich mich leichter und faßlicher ausdrucken kann. Lassen Sie mich also, statt vom Spiele, lieber vom Numerus reden, immer die Anwendung von diesem auf jenes machen und vor allen Dingen die Gründe prüfen, womit bisher die Versification bestritten und womit sie vertheidiget worden.

Einer der Hauptgründe, auf welchen die Vertheidiger immer zurückkommen, ist das Beyspiel der alten Griechen und Römer. Ich bin so scheu, wie nur irgend einer, dieses sonst so gerechte Vorurtheil für die Alten geradezu als Vorurtheil zu behandeln; allein ich denke, man könnt es in diesem einzigen Puncte entkräften und es in allen übrigen schonen. Die Wendung, die man hier zu nehmen hätte, würde etwa folgende seyn. Wenn die Griechen in jeder Gattung der Dichtkunst so vortreflich,

treflich; wenn ſie, um das Höchſte zu ſagen, ſo unerreichbar ſind: ſo rührt das vorzüglich auch daher, weil eben ſie die Erfinder waren. Was die Gattungen und in den Gattungen die einzelnen Werke verderbt, iſt die Künſteley, iſt das Streben nach Schönheiten, die entweder im Allgemeinen mit der Natur der Ideenfolge, mit der Form, mit der vorgeſetzten Wirkung, oder insbeſondre mit der Natur des gewählten einzelnen Gegenſtandes nicht verträglich ſind. Dieſe Künſteley aber iſt nur Sache der Nachahmer: dieſe verderben die Gattungen, weil ſie neu ſeyn; weil ſie ſich eine Mine von Originalität geben, weil ſie ihre Vorgänger übertreffen wollen: ſie verderben den einzelnen Stoff, weil ſie ſich ſclaviſch an ihre Muſter binden und mit jeder Abweichung, wie nothwendig ſie immer ſey, zu fehlen glauben. Auch das wirkliche Genie, wenn es ſchon große Muſter vor ſich hat, wird leicht durch Rückſicht auf dieſe Muſter zer-

streut, geblendet, auf Abwege geführt. Nichts von diesem allen fand bey jenen Griechen Statt, die zuerst den Künsten ihr Daseyn gaben; sie waren als Erfinder neu, auch wenn sie die Gattungen in ihrer ganzen Wahrheit und Einfalt schufen; sie strebten nach keinen unvereinbaren Vollkommenheiten und konnten daher auch keine Wirkung verfehlen, keine minder erreichen; sie gaben sich, ohne Rücksicht auf große Vorgänger, deren noch keine vorhanden waren, mit vollem Geist und Herzen ihrem jedesmaligen Gegenstande hin, suchten keine Schönheit hinein, sondern nur diejenige herauszuarbeiten, die schon in ihm lag, suchten nur diejenige Wirkung zu erreichen, wovon sie selbst, während der Arbeit, sich ganz durchglüht fühlten. Sie ließen das Werk Alles werden, was es durch sich selbst werden wollte, und kamen der Natur in der Vortreflichkeit ihrer Zeugungen nahe, weil sie ihr in der Einfalt und Freyheit und Kraft ihrer

ihrer Wirkungsart nachahmten. In spätern Zeiten, wo schon Muster vorhanden, schon gewisse Ideen von Vollkommenheiten und Wirkungen festgesetzt waren, fiel dieser Vortheil hinweg; und eben daher vielleicht die Erscheinung, daß bey den Griechen die frühern Werke, soviel wir urtheilen können, auch die vortreflichern sind. Nur ihr **Aeschylus** ist noch nicht das, was ihr **Sophokles** ist; nur ihr Drama entstand nicht so, wie ihre andren Dichtungsarten entstanden; nur dieses wuchs nicht aus sich selbst, nicht völlig frey und ungehindert empor; es ward gleich Anfangs auf eine andre, auf die lyrische, Gattung gepfropft und nahm von dieser Gattung einen gewissen fremden Geschmack an, der sich mit der Zeit zwar etwas, aber nie ganz wieder verlor. Unter andern war in den frühern Werken die Sprache noch viel zu geschmückt, zu episch, zu hoch*);

*) S. Aristot. Rhet. L. III. c. 3. Οἱ τας ἀρχαιωδιας

vollends das Sylbenmaaß schickte sich durchaus nicht zum Dialog, war viel zu hüpfend und lyrisch *). Hier also mußten die Griechen die Vollkommenheit, die sie nicht gleich gefunden hatten, erst lange und mühsam suchen; sie mußten bessern und bessern, bis sie endlich statt des epischen einen leichtern weniger geschmückten Ausdruck und statt des zu lyrischen Verses den Jamben wählten. Der Vorzug dieses Jamben war, nach Angabe des Aristoteles der, daß er der Prose näher kam **); und so war denn, nach diesem Weltweisen

γωδιας ποιουντες, ὥσπερ εκ των τετραμετρων εις το ιαμβειον μετεβησαν, δια το τῳ λογῳ τουτο των μετρων ὁμοιοτατον ειναι των αλλων· ὑτω και των ονοματων αφηκασιν, ὁσα παρα την διαλεκτον εστιν· οἱς δ' οἱ πρωτον εκοσμουν, και ετι νυν οἱ τα ἑξαμετρα ποιουντες, αφηκασι.

*) S. auch de Poët c. 4.

**) Arist. ll. cc.

weiſen ſelbſt, das eigentlich Beſte und Schicklichſte für das Drama die Proſe. Wären die Griechen in der Verbeſſerung fortgegangen; ſo läßt ſich annehmen, daß ſie endlich, ſtatt des nur Beſſern, das Beſte, ſtatt des mehr proſaiſchen Sylbenmaaßes, die Proſa ſelbſt würden genommen haben. So aber wirkte bey ihnen ein ähnliches Vorurtheil, wie bey unſren Nachbarn; niemand hatte das Herz, die Verſification, die er von Alters her in Beſitz fand, ganz zu verbannen; auch ſchien die Kunſt durch einen **Sophokles** ſchon vollendet, ſchon auf ihren Gipfel gebracht; man hielt nach ſo vortreflichen Werken, als dieſer große Mann hervorgebracht hatte, noch vortreflichere für unmöglich. Die Tragödie, ſagt **Ariſtoteles** ſelbſt *), hatte nach einer

*) De Poët. l. c. πολλας μεταβολας μεταβαλυσα ἡ τραγῳδια ἐστησατο, ἐπει εσχε την ἑαυτης φυσιν.

Menge Umwandlungen endlich ihr Wesen erreicht und stand stille.

Doch fand sich, was hier nicht zu übersehen ist, bey den Griechen ein Umstand, der die Einführung der Prose, auch wenn man die größere Schicklichkeit derselben endlich erkannt hätte, schwerlich würde erlaubt haben. Dieser Umstand war die ausserordentliche Größe ihrer Theater und die ungeheure Menge der Zuschauer. Sehen Sie hierüber eine Stelle von Diderot, die in jeder Betrachtung zu merkwürdig ist, als daß ich sie nur anziehen, nicht hersetzen sollte. „Ist es nicht wahr„scheinlich, sagt er *), daß die große Menge „der Zuschauer, die alle hören sollten, ohnge„achtet des verwirrten Getöses, welches sie bestäu-

*) Theater des Herrn Diderot. Neuste deutsche Ausg. Th. 1. S. 191 fg. Vergl. Mercier du Theatre ou Nouvel Essai sur l'art dramatique. p. 301. not. b.

„beſtändig, auch wenn ſie am aufmerkſamſten „ſind, machen; daß eben dieſes vornehmlich „Anlaß gegeben, die Stimme zu erheben, die „Sylben abzuſetzen, die Ausſprache zu unter„ſtützen und die Nüzlichkeit der Verſification „zu merken? Horaz ſagt von dem dramati„ſchen Vers:

„Vincentem ſtrepitus et natum rebus agendis: *)

„Er ſchikt ſich ſehr wohl zur Hize der Hand„lung und man kann ihn, troz allem Geräuſch, „deutlich hören. Mußte ſich aber die Ueber„treibung nicht nothwendig zu gleicher Zeit „und aus der nehmlichen Urſache auf den Gang, „auf die Gebehrden und auf die übrigen Thei„le der Handlung erſtrecken? Und daher ent„ſtand dann die Kunſt, die man Declamation „hieß."

„Dem

*) Ad Pisones. v. 82.

„Dem sey nun wie ihm wolle, die Poesie „mag die theatralische Declamation veranlaßt „haben, oder die Nothwendigkeit dieser De„clamation mag die Poesie und das Empha„tische auf der Bühne eingeführt haben; oder „das ganze System mag nach und nach ent„standen seyn und sich durch die Ersprießlich„keit seiner Theile erhalten haben: so ist doch „soviel gewiß, daß Alles, was die dramati„sche Action Ungeheuers hat, zugleich mit ein„ander entsteht und zugleich mit einander ver„schwindet. Der Schauspieler muß auf der „Scene entweder nichts oder er muß alles „übertreiben.

Nehmen Sie von diesen Vorstellungsarten an, welche Sie wollen; die meinige oder die des Diderot oder beyde zugleich: so wird in jedem Falle der Grund, den man von dem Beyspiel der Alten hernimmt, entkräftet. Hatten die Alten noch nicht das wahre volle

Ide-

Ideal eines Drama; so folgt, daß wir uns weniger bestreben müssen, sie zu erreichen, als zu übertreffen: und hing bey ihnen die Versification nur von gewissen äussern Umständen ab; so folgt, daß wenn diese wegfallen, auch jene wegfallen muß. Ohne Noth noch beyzubehalten, was nur Noth erfand und nur Noth entschuldigte, wäre ja thöricht. Und so kann denn auch die Spielart der Alten, wenn diese wirklich dem übrigen System entsprach und von der höhern feyerlichern Art war, für die heutigen Schauspieler nicht mehr Gesetz seyn. Der Ton der Werke selbst darf sich ändern, und mit ihm darf nicht nur, sondern muß sich der ganze Vortrag ändern. —

Wie viel mit diesem ganzen Räsonnement gewonnen sey, sehen Sie leicht: bewiesen ist eigentlich für die Prose noch nichts; man zeigt nur, daß auch nichts wider sie bewiesen ist: und so wären denn noch beyde Partheyen einander

ander gleich, wenn nicht diejenige, die sich der Verse annimmt, gerade den Hauptbeweis für die Prose ganz danieder gerissen hätte. Schon vor vierzig Jahren und mehr, griff ein Freund des ältern Schlegels die Versification im Lustspiel als unwahrscheinlich, als unnatürlich an: denn, sagte er, Menschen, die ihre Gedanken ohne Vorbereitung entwickeln, können nicht Sylben zählen, nicht ihre Wörter metrisch ordnen, können unmöglich in Versen reden *). Schlegel, selbst versificirender komischer Dichter, verfocht die Sache des Verses und seine eigne mit großer Lebhaftigkeit; er gab die Unwahrscheinlichkeit zu, läugnete aber durchaus, daß deswegen ein Lustspiel in Versen schlechter sey, als ein Lustspiel in Prose. Er glaubte, daß man dem Grundsatze von

*) S. Kritische Beyträge, 23stes Stück vom J. 1740. Beweis, daß eine gereimte Komödie nicht gut seyn könne.

von der Nachahmung eine zu weite Ausdehnung gäbe; und in der That: wenn man diesen Grundsatz durch keine nähern Bestimmungen einschränkt, so läßt sich eben mit ihm die ganze Dichtkunst zu Grunde richten. Es giebt kein Kunstwerk von keiner Gattung, sagt **Schlegel**, das nicht die eine oder die andre Unwahrscheinlichkeit hätte; selbst das Lustspiel hat, ausser der Versification, noch ganz andre, die man doch nicht bloß duldet, die man ausdrücklich verlangt. Volle Wahrheit der Natur fodert niemand; sogar beleidiget sie den guten Geschmack: es ist Regel für jeden Künstler, nie die Nachahmung dem Vorbilde so gleich zu machen, daß sich beyde durch nichts Merklichs mehr unterscheiden. Im Lustspiele nun ist eben die Versification ein Mittel, die Nachahmung des lebens gegen das wirkliche leben abzusetzen: Sitten, Handlungen, Reden, alles nimmt man aus der Natur; man läßt die Wahrheit der Nachahmung im We-

ſentlichen durchaus ungekränkt: aber man erinnert ſich, daß man Dichter iſt, daß man, als Dichter, die Verbindlichkeit hat, auf das höchſte Vergnügen, mithin auf die Vereinigung aller nur verträglichen Schönheiten zu arbeiten: man bringt daher in die Rede harmoniſchen Klang und erfüllt mit der allgemeinen Pflicht des Künſtlers zugleich die beſondre des Dichters; man unterſcheidet die Nachahmung vom Vorbilde und ergötzt durch eben dieſes Mittel das Ohr *).

Beſſere Gründe, als hier Schlegel, hat keiner der nachfolgenden Vertheidiger des Verſes, und Hurd nicht einmal ſo feine, ſo triftige vorgebracht **); auch ſind, meines Wiſſens,

*) S. Joh. Elias Schlegels Werke, dritt. Theil. In dem 4ten Stück: Schreiben über die Komödie in Verſen.

**) S. Horazens Epiſteln an die Piſonen und an den Auguſtus. Zweyt. Th. Erſte Abhandl.

ſens, dieſe Gründe noch von niemanden umgeſtoſſen worden. Vielmehr ſcheint noch immer das Räſonnement der Kunſtrichter den Verſen eben ſo günſtig, als die Empfindung der Liebhaber ihnen abhold zu ſeyn. Wenn man ja der Proſe den Vorzug giebt, ſo iſt es nur darum: weil Verſe entweder vollkommen gut oder gar nicht gemacht werden müſſen, weil die weſentlichern Vollkommenheiten des Drama ſich ſo äuſſerſt ſchwer mit einer leichten flieſſenden Verſification vereinigen laſſen, und weil am Ende das bloße Vergnügen des Ohrs weder die Aufopferung der höhern Schönheiten, noch die unendliche Mühe des Dichters werth iſt. — Sie ſehen, daß bey dieſer Art von Vergleich die Verſification eigentlich alles gewinnt und die Proſe alles verliert: jene bleibt im Beſitze des Ideals und dieſe erſcheint als bloßer Nothbehelf für den, der das Ideal nicht zu erreichen weiß. Aber ſollt es denn wirklich um die Sache der Proſe ſo mißlich

ſtehen, daß man nöthig hätte, zu einem ſo ſchimpflichen Vergleich zu ſchreiten? Man beweiſe entweder, daß auch im Ideal des Drama die Proſe und nicht die Verſification liege; daß, nach Molierens Tode, nicht ſein Geiziger hätte ſollen in Verſe gebracht, daß ganz im Gegentheil ſein Menſchenfeind hätte ſollen in Proſe aufgelöſt werden; daß ſelbſt das Trauerſpiel, verſificirt, ein ſchwächeres Gedicht ſey, als inverſificirt; — ein ſchwächeres! weil es ja nicht auf Rhythmus und Klang, ſondern auf die höchſte Wirkung ankommt, und weil noch gar ſehr die Frage iſt: ob die Wirkung durch Rhythmus und Klang immer vermehrt, nicht auch zuweilen vermindert werde? — man beweiſe, ſag ich, entweder dieß, oder man laſſe den ganzen Streit lieber fahren. Ihn durch ein großmüthiges Nachgeben der Gegenparthey, mehr als durch eigenes Recht, zu gewinnen, wäre beſchämend.

Ob ich im Stande seyn werde, den hier angegebenen Beweis wirklich zu führen? das wird Ihnen die Folge zeigen. Für jetzt nur noch die Erinnerung: daß mit dem Vorwurf des Unnatürlichen wider die erhöhtere Action eben so wenig gethan ist, als wider den erhöhten Rhythmus der Rede. Auch sie, könnte man sagen, ist ein Mittel, die Nachahmung von der Natur zu unterscheiden; auch sie hat mehr Anmuth, mehr Schönheit, mehr Reiz, als die gemeine alltägliche Gesticulation; auch sie also ist dem Schauspieler nicht allein erlaubt, sondern für ihn Gesetz: denn ihm, so gut als jedem andern Künstler, liegt die Verbindlichkeit ob, auf das höchste Vergnügen, mithin auf die Vereinigung aller nur verträglichen Schönheiten, zu arbeiten. Wenn er Ausdrücke gewisser Empfindungen verfälscht, so mag das freylich Fehler seyn; diese Untersuchung ist hier nicht hergehörig: aber daß er sie erhöht, sie über die Natur treibt, ist

keiner; denn dieſes darf er und ſoll er. — Sie erkennen, was ich gleich anfangs erinnerte, daß beyde Fragen, die vom Numerus und die von der Spielart, im Grunde die nehmlichen ſind, und daß es ſo gut wie Eins iſt, ob man jene oder ob man dieſe beantwortet.

Sechs

Sechs und dreyſſigſter Brief.

Richtiger freylich, als die meiſten ſeiner Vorgänger, hat Herr Eberhard über den Grundſatz der Nachahmung geurtheilt, und ich danke Ihnen, daß Sie mir eine Schrift ins Gedächtniß gebracht, aus der ich von neuem gelernt habe *). Es ſollte mir, denk ich, nicht ſchwer geworden ſeyn, an die Ideen dieſes Weltweiſen die meinigen anzuknüpfen, ſo ſehr es auch in einer gewiſſen Stelle ſcheint, als ob er den Vers begünſtigen wolle; aber einmal hab ich nun mein eignes Gewebe ſchon völlig fertig, und es Faden vor Faden wieder aufzutrennen und umzuweben, wäre ſo mühſam. Ich werfe lieber meine Gedanken ganz

*) Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens, S. 144 fg.

so hin, wie sie entstanden, und spare Ihnen selbst das Vergnügen auf, sie mit denen meines Freundes zusammenzuhalten. —

Daß der Dichter nicht nachahmt, bloß um nachzuahmen; daß nicht die vollkommenste Aehnlichkeit mit der Natur, sondern die vollkommenste Wirkung das höchste Verdienst seines Werks ist, und daß nur um dieser Wirkung willen die vorsezlichen, nicht schon in den wesentlichen Schranken der Kunst gegründeten, Abweichungen des Nachbildes vom Vorbilde zulässig sind; darüber, glaub ich, sind wir jezt alle einig. Was die Wirkung schwächt oder hindert, wollen wir weggeschnitten; was sie erhöht und befördert, wollen wir hinzugethan wissen. Nur fürcht ich, wir denken uns diese Wirkung oft zu allgemein und halten manches, in Beziehung auf sie, für gleichgültiger und unbedeutender, als wir sollten. Vergnügen ist allerdings der Zweck jedes Dichters;

ters; aber wie vielfach und mancherley sind die Arten dieses Vergnügens! Und das, was sich mit der einen Art desselben so wohl verträgt; wie wenig verträgt es sich oft mit der andern! Wie sehr kann eben der Beysatz, der den Wohlgeschmack der einen Speise erhöht, dem Wohlgeschmacke der andern schaden! wie fade, wie widrig, wie eckelhaft kann er sie machen! Schönheiten, die mit dem Begriff eines Gedichts überhaupt sehr verträglich sind, können doch in Widerspruch mit einer besondern Dichtungsart seyn, wo das Vergnügen der Seele aus einer bestimmten Art der Beschäftigung entspringen soll und alles, was diese stört, nothwendig auch jenes hindert. Man schliesse also ja nicht zu voreilig: weil Vergnügen der Zweck des Dichters ist und auch Versification Vergnügen gewährt, so darf oder so muß jeder Dichter versificiren; man frage zuvor: ob nicht vielleicht die Versification irgend etwas Eignes habe, wodurch

ſie die eine Art von angenehmer Seelenbeſchäftigung eben ſo erſchwert, wie ſie die andre erleichtert?

Die Verſification iſt nicht, wie man glaubt, eine bloße allgemeine Annehmlichkeit; ſie iſt nicht wie ein bloßes glückliches Organ zu betrachten, das nur mit runderm, vollerm, reinerm Tone ausſpricht und dadurch für jede Art von Declamation erwünſcht iſt; ſie iſt ſelbſt ſchon Anlage, Hülfe, Einladung zur Declamation; eine Verſtärkung der innern ſpecifiſchen Kraft der Rede, ein Mittel zur Hervorhebung des Sinnes und der Empfindung. Jedes Sylbenmaaß iſt Nachahmung eines gewiſſen eignen Ideenganges, entſpricht alſo einer gewiſſen beſondren Art von Empfindung, von Stimmung der Seele; erhält dadurch ſeinen ihm eigenthümlichen, bald hervorſtechendern, bald verborgnern Charakter. An dem einen iſt Weichheit und Sanftheit, an

einem

einem andren Feuer und Kraft, an einem dritten Feyerlichkeit und Ernſt unverkennbar: wenn das eine hüpft, ſchleppt das andre; wenn jenes die Seele hebt, ſchlägt dieſes ſie nieder; wenn das eine eine wallende, ſo hat das andre eine geſloßne Bewegung. Daher iſt auch keinem Dichter die Wahl des Sylbenmaaßes gleichgültig; er lieſt es ſorgfältig nach der beſondern Wirkung aus, die er hervorbringen will: und wählt er unglücklich, ſo kann er an ſeinem Werke viel, wo nicht alles, verderben.

Denken Sie ſich nun ein einförmiges, aus lauter gleichen Füßen, vielleicht auch aus lauter gleichen Rhythmen beſtehendes Sylbenmaaß: und Sie begreifen ſehr bald, daß die Wirkung eines lyriſchen, eines malenden, eines didaktiſchen Werks ungemein dadurch verſtärkt werden könne. Aber auch die eines dramatiſchen Werks? — In der Seele des ly-

rischen Dichters herrscht eine einzige Hauptempfindung, die sie ganz durchdrungen, die sich aller ihrer verborgensten Kräfte und Neigungen bemächtigt und sie alle, so zu reden, auf Einen Ton gestimmt hat; diese Empfindung sey Freude, Liebe, Stolz; kurz, es sey eine von denen, die einen ebnen, gleichförmigen, regelmäßigen Gang halten: was wird da besser der Natur derselben entsprechen; was wird fähiger seyn, die Seele des Zuhörers in die nehmliche Empfindung hineinzuzaubern, als eine eben so gleichförmige, dem Gange der Empfindung richtig angemessene Folge von Füßen? Längere gleichgemessene Zeilen von trägen, weichen Trochäen, oder diese längern Zeilen regelmäßig mit kürzern abwechselnd, in welchen der bis dahin ausgehaltne gezogene Athem sanft verhaucht: wie sehr können sie der wehmüthigen schmelzenden Empfindung des elegischen Dichters gemäß seyn! einer Empfindung, die sich von Anfang bis zu Ende,

ohne

ohne wilde Sprünge, ohne raſche Ausbeugungen und Uebergänge, in einerley langſamen Fortgleiten erhält! Wie ſehr kann bey dem Zuhörer der nehmliche Ideengang durch die ihm ſo ähnliche, ſo entſprechende Folge der ſinnlichen Eindrücke begünſtigt werden! Und bey dem malenden Dichter: wenn dieſer von dem Ganzen, das er durch Theile und Merkmale verfolgt, einen entſchiednen, bleibenden Haupteindruck des Erſtaunens, der Zufriedenheit, der ſympathetiſchen Rührung erhalten; bey dem didaktiſchen: wenn der raſche bittre Unwille über die Laſter, die er ſchilt, wenn feyerliches Gefühl der Größe, der Wichtigkeit, der Erhabenheit ſeiner Wahrheiten ihm die ganze Seele ergriffen, alle ihre Kräfte in ein einziges herrſchendes Intereſſe verſchlungen hat: wie ſehr kann das wohlgewählte, wohlbearbeitete Sylbenmaaß, bey jenem die Kraft des Gemäldes, bey dieſem den Nachdruck der gepredigten Wahrheiten, verſtärken! Finden

ſich kleine Miſchungen, Abſtufungen, Ausbeugungen; wie leicht ſind auch dieſe durch Klang und Maaß der einzelnen Wörter, durch Verlegung der Einſchnitte, durch vorſezliche kleine Unregelmäßigkeiten, durch andre und andre Anordnung der Perioden herauszubringen! Sey es immer nicht in der Natur, immer nicht der Wahrſcheinlichkeit gemäß, daß ein von Empfindung geſchwelltes Herz, ein über wichtigen Wahrheiten arbeitender Verſtand, auch das Mechaniſche der Rede ſo höchſt anpaſſend wähle: dieſes Mechaniſche, wenn nur die Mühe, die es gekoſtet, geſchickt verborgen wird, trägt zur Verſtärkung der abgezielten Wirkung bey, und das erſte, höchſte Geſetz des Dichters iſt Wirkung.

Ganz verſchieden iſt der Fall bey dem dramatiſchen, ſowohl tragiſchen als komiſchen, Dichter. Ohne noch tiefer in das eigentliche Weſen der dramatiſchen Gattung einzudrin-

gen,

gen, erkennt man doch so viel beym ersten Blicke: daß hier die Seele nicht in eine einzige Empfindung soll eingewiegt, daß sie durch eine ganze Mannichfaltigkeit von Empfindungen soll durchgeführt werden, und daß eben auf dieser wohlverbundenen Mannichfaltigkeit die ganze Schönheit und Wirkung dramatischer Arbeiten beruht. Zu so einem Entzwecke aber; wie kann es vortheilhaft seyn, wenn sich der Dichter durchaus an einerley festes unverändertes Sylbenmaaß bindet? wenn er den Ausdruck so mancher Empfindungen, durch Mißstimmung des Mechanischen mit dem innern Sinne der Rede, schwächt und in eben den Trochäen, worinn das sanftgerührte Mitleiden spricht, auch den heftigen gewaltsamen Zorn; in eben den Jamben, worinn sich der Zorn ergießt, auch das sanftgerührte Mitleiden reden läßt? Die Alten, die diese Unschicklichkeit besser, als wir, scheinen gefühlt zu haben, enthielten sich daher in ihren theatrali-

schen

ſchen Werken durchaus der einförmigen Sylbenmaaße; ſie wechſelten mit den Füßen ohne Bedenken, wo die veränderte Natur der Leidenſchaft es zu erfodern ſchien; und es wäre vielleicht eine nicht ſo ganz undankbare Arbeit, wenn irgend ein neuer Demetrius Triklinius die griechiſchen Tragiker ausdrücklich in der Abſicht durchlaufen wollte, um den jedesmaligen Grund der Abänderungen zu prüfen. — Am Terenz hat es zwar Quinctilian getadelt, daß er nicht durchaus bey den ſechsfüßigen Jamben geblieben *); aber welchen bittern, höhnenden Widerſpruch hat er darüber von Bentley erfahren **)! Ich glaube,

*) Inſtit Orat. L. X. c. 1, In Comoedia maxime claudicamus — — Circ Terentii ſcripta ad Scipionem Africanum referantur: quae tamen ſunt in hoc genere elegantiſſima et *plus adhuc habitura gratiae, ſi inter verſus trimetros ſtetiſſent.*

**) In Praefat. ad Terent. — Mirificum ſane mag; ni Rhetoris judicium! — — Crederes profecto,

be, Quintilian lieſſe ſich retten; allein inſofer-ne hat doch Bentley unſtreitig Recht, daß es widerſinnig und unſchicklich iſt, den Ausdruck von

ſecto, hominem nunquam ſcaenam vidiſſe nunquam Comoedum partes ſuas agentem ſpectaviſſe. Quid voluit? quod nec Menander nec ullus Graecorum fecit, Terentius ut faceret? *ut ira, metus, exultatio, dolor, gaudium, et quietae res et turbatae, eodem vultu lente agerentur?* ut tibicen paribus tonis perpetuoque cantico ſpectantium aures vel delaſſaret vel offenderet? Tantum abeſt, ut eo pacto *plus gratiae habitura eſſet fabula*, ut quantumvis bene morata, quantumvis belle ſcripta, gratiam prorſus omnem perdidiſſet. Id primi artis inventores pulchre videbant, delectabant ergo varietate ipſa diverſaque ἠθη καὶ παθη diverſo carmine repraeſentabant. Marius Victorinus p. 2500: *nam et Menander in comoediis frequenter a continuatis jambicis verſibus ad trochaicos tranſit et vicſim ad jambicos redit.* Non ita tamen agebant veteres, ut ab uno in aliud plane contrarium repente exilirent, ab jambicis in dactylicos, ſed in propinquos trochaicos, ipſo tranſitu paene fallente.

von allerley oft ganz entgegengesetzten Affekten in einerley festes Sylbenmaaß einzukerkern. Freylich kann die Declamation bey gewissen Sylbenmaaßen — bey Alexandrinern schon weniger als bey zehnfüßigen Jamben — den Fehler vermindern, vielleicht auch hie und da ihn unmerklich machen; aber größer würde doch immer die Wirkung seyn, wenn man dem Schauspieler durch schickliche Anordnung der Füße lieber zu Hülfe käme, ihn vermittelst des Numerus zu der wahren Art der Declamation einlüde, ihn darauf hinwiese, ihm seinen Ton gleichsam vorschriebe; kurz, wenn man, statt ihm Mühe zu machen, ihm lieber Mühe ersparte.

Die neuern Dichter, beydes die unsrigen und die Ausländer, scheinen mehr auf das Urtheil Quintilians, als auf das Beyspiel eines Sophokles und Menander, gegeben zu haben. Sie haben alle, so viel ich mich ihrer

jezt

jezt erinnre, die einförmigen Sylbenmaaße den gemiſchten abwechſelnden vorgezogen; auch haben die meiſten ſich noch überdieß dem Zwange des Reims unterworfen und auf die Gründe nicht geachtet, womit verſchiedene Kunſtrichter, vorzüglich Iſaac Voß, *) gegen dieſen zwiefachen Mißbrauch geeifert haben. Vielleicht war es die Macht der einmal angenommenen Gewohnheit; vielleicht auch ein

*) De Poëmatum cantu & viribus Rhythmi. p. 79. ſq. — — Antiqui jambicos verſus trochaicis & anapaeſticis ſoliti fuere alternare, cum varietas delectet & ſimilitudo mater ſit ſatietatis. *Huc accedit, quod, cum in omni dramatum genere diverſorum affectuum & perſonarum habenda ſit ratio, abſurdum omnino ſit, ſi omnia eodem metro peragantur, a quo tamen vitio hodierni comici & tragici non ſibi cavent, utpote quorum integra dramata eodem carminis genere abſolvantur.* Multo etiamnum magis id ipſum offenderet, ſi in hodierna poëſi quantitas metrica obſervaretur. *Nam cum ſinguli affectus peculiares habeant motus, unum ipſi naturae vis infertur, ſi contrarios affectus iisdem exprimamus motibus?*

ein gewisses dunkles Gefühl von der größern Schönheit einförmiger Sylbenmaaße, was sie gegen die Gründe der Kritik so hartnäckig machte. Wahr und unwiderleglich scheinen mir diese Gründe immer; indessen sind sie für mich noch unzulänglich, der ich überhaupt alle Versification aus echten dramatischen Werken verbannen und statt ihrer die Prose einführen mögte. Sie lassen noch jene Mischung der Sylbenmaaße nach Art der Alten; lassen noch die — wie soll ich sie nennen? — bildsamen Sylbenmaaße übrig, die, wie der Hexameter, mehrerley Füße aufnehmen und dadurch eines mannichfaltigern Ausdruks empfänglich werden. Wenn ich auch diese fortschaffen will, so sehe ich wohl, daß ich noch ganz andere Gründe der Entscheidung aus der Natur des Drama werde entwickeln müssen.

Sie

Sieben und dreyſſigſter Brief.

Es iſt eine ſo alte, aber nach ihren wichtigen Folgen noch zu wenig erwogne Bemerkung: daß der erzehlende Dichter in ſeiner eignen Perſon erſcheint, hingegen der dramatiſche ſich verbirgt. Was man ſich unter dieſer Bemerkung eigentlich denkt, läßt ſich vielleicht noch beſſer ſo faſſen: in der Erzehlung tritt nur Eine Perſon auf, die für den gegenwärtigen Augenblik Muße hat; die ſchon vor der Mittheilung ihre Ideen empfing, ausbildete, nährte; die jezt mit nichts als eben mit dieſen Ideen beſchäftiget iſt: im Drama erſcheinen Perſonen, die ſich in wirklicher gegenwärtiger Unruhe befinden; Perſonen, die ihre Gefühle ſelbſt im Augenblicke des Eindruks, ihre Ideen ſelbſt im Augenblicke des Entſtehens mittheilen; die nie mit der Ausbildung dieſer Gefühle

und Ideen allein zu ſchaffen haben, ſondern immer Abſichten erreichen wollen, immer mit ihren Gedanken vorwärts in die Zukunft ſtreben, immer Veränderungen und Umwälzungen ihres innern oder äuſſern Zuſtandes bald ſelbſt bewirken, bald von andern erfahren. In der Erzehlung hören wir einen Zeugen, der ſchon die Begebenheiten nach allen ihren Folgen, die Theile nach allen ihren Beziehungen überſieht; der uns überdieß in ſeinen eigenen Geſichtspunkt ſtellen, uns den Eindruk mittheilen will, den eine ſchon völlig vergangene, nur noch für die Phantaſie intereſſante, Folge von Begebenheiten auf ihn ſelbſt gemacht hat: dieſer darf das weniger Wichtige überhüpfen, zuſammendrängen; darf von ganzen Reden, ganzen Reihen abwechſelnder Empfindungen, ganzen langen unruhvollen Ueberlegungen nur die Reſultate hinwerfen; darf auch da, wo er die Perſonen ſelbſtredend einführt, ihre Reden nur in Auszug bringen,

und,

und, wenn er nur im Weſentlichen den Inhalt nicht verfälſcht, ihre Ideen in Verbindungen ſtellen, die ſie im Augenblicke des Werdens noch nicht hatten, nicht haben konnten; darf, als Zeuge, der ſich mehr der Sachen als der Worte erinnert, ihnen ſeine eigenen Ausdrücke leihen, und ihrer Sprache nur den Ton der jedesmaligen Hauptempfindung geben. Im Drama hören wir die Perſonen ſelbſt, für die nur die Gegenwart wirklich und die Zukunft noch Zukunft iſt; ſie ſtellen ſich uns, Situation vor Situation, nach der ganzen Individualität ihrer Charakter dar, mit jeder der kleinſten Veränderungen ihrer Seele, mit jedem ſchwachen abwechſelnden Eindrucke, den ſie, während ihrer gegenſeitigen ununterbrochenen Einwirkung, Augenblik vor Augenblik, auf einander machen, mit jeder entſtehenden, bekämpften, halbverſchwindenden, ſeitwärts ausbeugenden, wiederkehrenden, zulezt ſich verlierenden Empfindung, mit

jedem kaum gefaßten schon wieder verworfnen, nach den Umständen abgeänderten, aufgegebnen, festgesezten Entschlusse.

Alles, was ich hier angegeben, läßt sich auf den Einen Begriff der Vergegenwärtigung bringen; und eben diese Vergegenwärtigung ist es, wovon die ganze specielle Wirkung des Drama abhängt. Das Vergnügen beruht hier so sichtbar auf dieser vollständigen Erkenntnis der Art, wie sich eine Handlung, Moment vor Moment, entspinnt, verwickelt, umwälzt, endigt; auf dieser genauern Bekanntschaft mit der ganzen Natur der nach aller ihrer Individualität sich Augenblik vor Augenblik uns enthüllenden Charaktere; auf dieser innigsten Theilnehmung an dem Schiksal der interessirenden Personen; einer Theilnehmung, die so ganz und so lebhaft nur bey der vollständigen Kenntnis ihrer geheimsten Denkungsart und der ganzen Beschaf-

ſchaffenheit ihrer äuſſern und innern Lage Statt finden kann.

Dieſes vorausgeſezt, erinnern Sie ſich nun des Grundſatzes: daß der Dichter alles, was die Wirkung ſchwächt, vermeiden, alles, was ihr vortheilhaft iſt, aufs ſorgfältigſte beobachten ſoll. Auf den dramatiſchen Dichter angewandt, ergiebt ſich hieraus die Regel: daß er nichts in ſeine Nachahmung bringen muß, was die Idee der Gegenwart nur im mindeſten erſchweren, und noch viel weniger, was ſie aufheben könnte. Alle die Aenderungen, die er mit einem gegebenen Stoffe zur Verſtärkung der Rührung, zur Vermeidung eines langweiligen ermüdenden Detail, zur beſſern Hervorhebung der Charaktere und Situationen vornimmt, müſſen doch nie der Darſtellung ſchaden; müſſen der Vorausſezung des gegenwärtigen Augenbliks, der eben jezt ſich entwikelnden Ideen, Empfindungen,

Absichten schonen. Die Seele des Menschen hat ein untrügliches Gefühl ihrer selbst; sie sucht ihre eigne Natur in andern, kann sich nur insoferne in diese andern versetzen, als sie ihre eigene Natur in ihnen wiederfindet. Eine völlige Abweichung von dem, was nach ihrem Selbstgefühl einzig wahr ist, muß unfehlbar den Eindruk zerstören; eine geringere muß ihn wenigstens schwächen, aufhalten, verwirren. Weg also aus dem Drama mit allem, worinn die Seele nur den mindesten Widerspruch, nur die kleinste Mißstimmung mit ihrem eigenen Wesen fühlt; was sie nicht, beym Plazwechsel mit den handelnden Personen, gerade so wie es vorgestellt wird, in sich selbst hervorbringen kann; wogegen ihre eigene Natur sich beym Nachempfinden sträubt; wobey sie irgend ein Hindernis, irgend eine Schwierigkeit, in den Gesetzen ihrer eigenen Kräfte findet.

Und nun, mein Freund, erlauben Sie mir, einigen mir unentbehrlichen Erfahrungen eben dadurch die Kraft des Beweises zu geben, daß ich sie in eben so viele Fragen an Sie verwandle. Denn wie sonst, als durch Beziehung auf das sichre untrügliche Selbstgefühl eines jeden, lassen Erfahrungen von dem Innern der Seele sich außer Zweifel setzen?

Zuerst also: Finden Sie nicht, daß, wie jede Wirkung ohne Ursache, so auch jeder Ton der Empfindung Ihnen anstößig ist, wo offenbar keine Empfindung Statt hat, vielleicht auch nie Statt haben kann? Finden Sie nicht, daß eben so auch jede Ueberspannung des Tons Sie beleidigt, wo beydes der Charakter und die Lage der Personen Sie auf einen geringern, als den angegebenen, Grad der Empfindung hinführen? Und wenn nun im Drama unter die Augenblicke der Unruhe

sich so oft auch Augenblicke der Ruhe mischen; wenn nicht selten die kältesten gleichgültigsten Dinge nicht bloß von den Nebenpersonen, sondern selbst von den Hauptpersonen gesagt werden müssen: wird nicht da jeder unpassende leidenschaftliche Ton, statt Sie zu vergnügen, vielmehr die Bedingung Ihres Vergnügens, die Täuschung, aufheben? Wird nicht jede zu große Gleichheit des Tons gerade das Hauptverdienst dramatischer Werke, die richtige schöne Folge und Abstufung der Empfindungen, und eben dadurch Ihren Glauben und Ihr Vergnügen, kränken?

Zweytens: Sagt Ihnen nicht Ihr Selbstgefühl, daß kein Gegenstand sich auf den ersten Augenblik der Seele genug bemächtigen kann, um den bis dahin regellosen, nachläßigen Gang ihrer Ideen plözlich nach einer ganz bestimmten Regel zu ordnen; so daß sie augenbliklich mit allen ihren Ideen und Empfindungen

dungen nur auf Einen Ton gestimmt sey? Finden Sie nicht, daß es aus dem Zustande der Ruhe und Gleichgültigkeit in den Zustand eines ganz entschiednen Affects keinen Uebergang giebt? daß, so zu sagen, mehrere Stöße, mehrere auf einander folgende Schwünge, nöthig sind, um die Seele in eine bestimmte gleichförmige Bewegung irgend einer Art zu setzen? Und wenn nun so oft im Drama die Empfindungen eben jezt erst zu entstehen anfangen; wenn sie, bey diesem ihrem Entstehen, gemeiniglich noch so unentschieden, so zweydeutig sind; wenn sich manche derselben kaum auf Augenblicke verweilt haben, da sie schon wieder verschwinden, sich umwandeln, sich mit verschiedenartigen mischen: muß nicht auch da wieder Alles, was auf jenen Einen Ton, auf jene entschiedne Stimmung und Empfindung der Seele hinweist, der Täuschung Abbruch thun und den Plazwechsel mit den spielenden Personen er-

erſchweren? Oder glauben Sie, daß man wider jene allgemeine Regel der Natur, wider das Geſez der Stetigkeit, zwar nicht für ſich ſelbſt, aber wohl für andre empfinden könne? —

Drittens: Erkennen Sie nicht, bey nur etwas ſchärferer Beobachtung Ihrer ſelbſt: daß jener ganz entſchiedne Ideengang nur da in der Seele Statt findet, wo ſie ganz bey dem Einen intereſſanten Gegenſtande mit ihrer Empfindung verweilt und über keinen ganz andren Ideen mit ganz andern Kräften arbeitet? daß die Empfindung nie ſo ganz des Herzens mächtig werden kann, wenn zugleich der Kopf von Anſchlägen völl iſt? wenn zugleich die Vernunft über Entwürfen zur Erreichung von Abſichten brütet? Nicht bloß wird durch dieſe Theilung die Kraft der Seele geſchwächt: auch die Empfindungen, womit uns der gute oder ſchlechte Anſchein des

Ge-

Gelingens, womit uns die Natur so manches Mittels, die Möglichkeit so mancher Folgen, das Verhältnis gegen so manche Hülfsperson einnimmt; auch diese vermindern die Kraft der Hauptempfindung, verursachen tausenderley Mischungen, führen in tausenderley Ausbeugungen, die mit jenem ganz entschiednen Gang und Tact der Ideen nicht zu vereinigen sind. Und wenn nun in der That die Personen des Drama nur so selten Muße haben, sich ganz den Eindrücken, die sie erhalten, zu überlassen; wenn bey ihnen jeder empfangene Eindruk vielmehr die Thätigkeit weckt, ihren Kopf mit Entwürfen, ihr Herz, beym Durchdenken und Ausführen dieser Entwürfe, mit mancherley Empfindungen füllt: muß nicht auch da wieder alles, was jener Theilung und Zerstreuung der Seelenkraft entgegen ist, was auf freyes müßiges Spiel der Phantasie oder doch auf einseitige Beschäftigung der Aufmerksamkeit hindeutet, der Täuschung gefährlich wer-

werden? Und wenn diese Täuschung, dieser Glaube an Wahrheit und Gegenwart leidet; muß da nicht nothwendig auch die Rührung und das Vergnügen leiden? —

Viertens: liegt es nicht in Ihrem innersten Bewußtseyn: daß plözlicher Uebergang aus einer entschiednen Empfindung in eine andre oft noch weit falscher, der Natur der Seele noch weit weniger gemäß ist, als plözlicher Uebergang aus der Ruhe? daß es Ihnen z. B. unmöglich ist, aus heftigem Zorn sich sogleich in sanfte Liebe oder aus tiefer Schwermuth in muntre Freude zu versetzen? daß es Zeit gebraucht, ehe sich ein ganz umzogener Himmel wieder bis zu reiner Bläue erheitert? oder ehe die aufgewühlte schäumende Fluth des Meers sich wieder bis zur Glätte des Spiegels ebnet? Wird mithin nicht nothwendig, bey dem Wechsel der Empfindungen im Drama, Alles was dem Allmähligen

ligen der Natur entgegen ist, aller Sprung, aller plözliche Uebergang, eben darum weil es nicht kann nachempfunden werden, die Täuschung und mit der Täuschung die Wirkung hindern? —

Ich kann mir nicht denken, daß Sie irgend eine dieser Fragen verneinen, irgend eine der hier angeführten Erfahrungen nicht als wahr und treffend zugeben sollten. Nehmen Sie jezt aus meinem vorigen Briefe die Bemerkung hinzu, die schon in den ältesten Zeiten gemacht worden: daß Numerus der Rede und Stimmung der Seele in dem genausten Zusammenhange stehn; daß eine gewisse bestimmte Folge von Füßen auf eine gewisse bestimmte Empfindung hinführt und daß diese Empfindung mit derjenigen, welche eigentlich soll angedeutet und erweckt werden, nicht in Streit seyn kann, ohne diese letztere zu schwächen und zu verwirren; nehmen

Sie,

Sie, ſag ich, dieſe Bemerkung hinzu, und die Frage: ob der dramatiſche Dichter verſificiren ſoll oder nicht? iſt entſchieden. Verſificirt er durchaus; ſo wird er ſo oft durch bedeutenden Ton bey unbedeutendem Inhalt beleidigen; er wird an einer von beyden Klippen hangen bleiben: an Reden, die für den Vers zu gemein, oder an Reden, die für den Inhalt zu hoch ſind; er wird durch zu gleiche Spannung des Numerus auf zu gleiche Beſtimmtheit und Entſchiedenheit der Empfindungen hinweiſen und ſich dadurch ein Groſſes an dem einzig ſchönen, einzig wahren dramatiſchen Gemälde entſtehender, anwachſender, mannichfaltig ſich miſchender, abnehmender, wieder verſchwindender Empfindungen verderben. Verſificirt er nicht durchaus; ſo wird doch immer von der Proſe bis zu den Verſen ein Sprung ſeyn; und faſt überall wird das Sylbenmaaß eine Beſtimmtheit des Ideenganges angeben, die jezt die Perſon noch nicht

haben,

haben, die sie einen Augenblik darauf nicht mehr behalten kann; eine Bestimmtheit, die allemal falsch ist, wenn man bey der Empfindung zugleich auch denken, Rükſichten nehmen, Entwürfe anlegen, verfolgen, durchsetzen soll. Mitten im Gewirre der Handlung und beym Entstehen, Abwandeln, Verschwinden, sind die Empfindungen der Seele nur Annäherungen; der Numerus, wenn man ihn mit diesen Empfindungen, wie man unstreitig soll, in Harmonie stimmen will, muß also gleichfalls nur in Annäherungen bestehen; diese Annäherungen lassen sich anders nicht herausbringen, als durch freye mannichfaltige Mischung von Füßen und Rhythmen; so eine freye mannichfaltige Mischung aber ist Prose: und so liegt denn, was ich Ihnen beweisen wollte, selbst im Ideal des Drama die Prose. Die Gründe, die ich angegeben, sind allgemein; sie gelten gegen die gleichförmigen bleibenden und gegen die durch einander gemischten verschiedenartigen

Sylbenmaaße. Gegen jene besonders gilt noch der im Vorigen ausgeführte Grund einer zur Mannichfaltigkeit der Empfindungen nicht passenden Einförmigkeit der Füße, so wie gegen diese besonders der Grund einer zur Stetigkeit, zur allmähligen Entwickelung, der Empfindungen nicht passenden Raschheit der Uebergänge. Jede zu plözliche Abänderung des einmal angegebenen Tactes ist widrig, denn sie ist Hemmung und Stöhrung der Seele; man findet die Erwartungen getäuscht, mit welcher man der Rede vorauslief; man verfieht sich, verliest sich; man vermißt jene zwanglose Leichtigkeit, womit man die Ideen verfolgen mögte. Eben dieses, glaube ich, lag in der Empfindung Quintilians, da er sein neulich angeführtes Urtheil schrieb, und eben hieraus würd ich, wenn daran gelegen seyn könnte, seine Vertheidigung gegen Bentley führen.

Was

Was das bildsame Sylbenmaaß betrifft, das nicht nur mehrere Einschnitte, sondern auch mehrere Arten von Füßen annimmt; so frage ich vor allen Dingen: wie man es einzurichten denkt? Will man ein so wenig charakteristisches, ruhiges, der Prose so nahes, als der sechsfüßige Jambe ist, zum Grunde legen und dann dem Dichter verstatten, die Einschnitte ganz und gar nach seiner Willkühr zu ordnen, die Jamben, mit welcher Art von Füßen er will und wie viel er will, zu mischen, auch allenfalls ein paar Füße mehr oder weniger nicht zu achten: so darf diese Freyheit nur bis auf einen gewissen Grad gehn, und man kommt auf Verse, in denen niemand den Vers mehr erkennt; die erst ein **Bentley** gewaltsam verbessern muß, um ihn darinn erkennen zu lassen. Will man ein Sylbenmaaß, das noch immer an eine gewisse Zahl und Beschaffenheit der Füße gebunden ist; so muß ich abermals fragen: wie man es zu bearbeiten denkt? So,

daß man es kaum mehr bemerkt? daß es durch ganz fremde Einschnitte, durch nicht beobachtete Längen und Kürzen, durch gehäuftes Zusammenstoßen von Selbstlautern, durch ganz ungewohnte Verschlingungen so gut als zerstöhrt wird? Eine solche Bearbeitung ist, glaube ich, möglich; aber wie verloren und thöricht wäre die Mühe, Verse zu machen, die mehr nicht als die Wirkung der Prose thäten! Will man ein Sylbenmaaß, das wirklich Sylbenmaaß ist und auch als solches bearbeitet wird; so wird es allemal seinen herrschenden Ton, seinen bleibenden Grundcharakter haben: und nun gebe man Acht, ob nicht die dramatische Darstellung, die Täuschung dadurch verlieren werde? Daß dem epischen Dichter so ein Sylbenmaaß vortheilhaft seyn kann, ist ausser Streit: auf ihn hat das Ganze der Handlung, das er so völlig übersieht, schon einen bestimmten bleibenden Eindruk gemacht: seine Seele befindet sich in einer gewissen allgemei-

nen Stimmung, die ſich in den verſchiednen Theilen ſeiner Rede nur mehr oder minder äuſſert, aber ſich doch immer erhält: und da er den Zuhörer in ſeinen eigenen Geſichtspunct ſtellen, ihn alles nach ſeiner eigenen Art, mit ſeinen eignen Empfindungen, will anſehen laſſen; da er Freyheit hat, durch Zuſammendrängen und Ueberhüpfen alles, was für den Vers zu kalt und zu gleichgültig wäre, zu vermeiden; da er, ſelbſt wo er dramatiſch wird, die Sprache ſeiner Perſonen in gewiſſem Maaße umformen darf: ſo kann dieſer Eine bleibende Grundton des Werks bey ihm ſehr zwekmäßig ſeyn. Aber wie kann er es bey dem dramatiſchen Dichter, da bey dieſem die Perſonen ſelbſt mit ihrem ſo verſchiednen Charakter und Intereſſe auftreten? da für dieſe Perſonen nur die Gegenwart helle und die Zukunft, wenn auch nicht tiefe Nacht, doch nur unſichre Dämmerung iſt? da ſie alſo nie nach dem Eindruk des erſt werdenden Ganzen, immer nur

nach dem Eindruk einzelner Begebenheiten und Lagen empfinden können? da sie auch gewiß, eben wegen ihres so verschiedenen Charakters und Interesse, jede von dem Ganzen sehr verschieden würden gerührt werden? da sie ohnehin — — Doch was soll ich Gründe hier wiederholen, die ich schon im Obigen vortrug und die überhaupt gegen alles Sylbenmaaß, also auch gegen das bildsame, gelten?

Nach diesem Allen glaube ich sagen zu dürfen: daß, bey übriger Gleichheit des Verdienstes, ein versificirtes Drama weniger Gedicht ist, als ein prosaisches: denn wenn, nach der besten Erklärung, das Wesen eines Gedichts in der sinnlichen Vollkommenheit der Rede besteht; so gehört doch wohl unstreitig zu dieser Vollkommenheit: daß alles aufs genauste zusammenstimme? daß mithin auch der Numerus dem Inhalt der Worte und dieser Inhalt der jedesmaligen Fassung der

Seele

Seele höchſtgemäß ſey? — Ich glaube noch weiter gehen und behaupten zu dürfen: daß ein Drama in Proſe ſchreiben, Erſchwerung; es in Verſen ſchreiben, Erleichtrung der Arbeit ſey. Wer ſich an dieſe Gattung gewagt hat, der kennt das unendlich Schwere der Forderung: eine ganze ununterbrochene Folge von Empfindungen durch die Rede ſo zu ſchildern, daß jede ihren wahren Grad der Stärke, ihre gehörige Dauer, ihre richtige Nüance erhalte, und nirgends etwas Grundloſes, nirgends eine Lücke, ein Sprung ſey. Nun aber ſchlüpft mit dem Unnatürlichen des Verſes ſo manches andre Unnatürliche durch; der Mangel gewiſſer Schattirungen, gewiſſer feiner Verſchmelzungen und Vorbereitungen verbirgt ſich; die Sprache wird unmerklich veredelt, und jene auſſerordentliche Schwierigkeit, immer die wahrſten, angemeſſenſten, weder zu hohen noch zu gemeinen, weder zu ſtarken noch zu ſchwachen, Ausdrü-

cke zu finden, wird eben damit vermindert. Auch zerrüttet man in dem Verse weniger auffallend die Ordnung, in welcher die Gedanken am wahrsten aus und auf einander entstehen, sich durchkreuzen, abgerissen werden, zurükkommen; eine Ordnung, die immer nur von dem wahrhaft begeisterten Genie gefunden und nur von einem sehr feinen Gefühl vermißt wird. — —

Ich bin nicht so ungerecht gegen Ihren Scharfsinn, daß ich von diesem Räsonnement über den Numerus eine weitläuftige Anwendung auf das Gebehrdenspiel machen solte. Sie erinnern sich ohne Zweifel der Parallele, in welche ich die sämmtlichen musikalischen Künste stellte; und so werden Sie selbst die allgemeine Gültigkeit der von mir angewandten Grundsätze einsehen; werden erkennen, daß durch diese Grundsätze, zugleich mit dem Numerus, auch Spiel und Declamation so

gut

gut bestimmt werden, als Dinge dieser Art sich bestimmen lassen. Genau läßt sich hier freylich die Grenze nicht angeben; man kann weiter nichts, als vor den schon merklichern Ausschweifungen warnen und das Genie zum Suchen des jedesmaligen Besten und Wahrsten veranlassen. Wo, wie hier, ein so unendlich mannichfaltiges Mehr und Weniger Statt findet, da sind natürlicher Weise alle Versuche zu völlig bestimmten Vorschriften vergeblich.

Acht und dreyssigster Brief.

Ist es ironisches oder ist es ernstliches Lob, daß Sie die Gründe, die ich dem versificirten Drama entgegengesezt, für so fein erklären? Wenn Sie mir nur die Wahrheit dieser Gründe nicht läugnen; so mag immer Feinheit so viel als Schwäche heissen: ich erinnere Sie, daß der Numerus zur ganzen Wirkung des Drama nur ein einzelner Beytrag ist; daß so ein Beytrag schwach scheinen kann, ohne deßwegen unwirksam zu seyn; daß selbst die festeste Schnur nur ein Gewebe von Fasern ist, die die Hand eines Kindes zerpflükt, daß aber eben diese Fasern, in Eins verflochten, einen Herkules fesseln. Wohl untersucht, sind alle unsre mächtigsten Empfindungen, alle unsre lebhaftesten Vergnügungen, nichts als Resultate von Kleinigkeiten, deren

jede

jede an ſich ohne Werth und Bedeutung ſcheint, aber darum nicht iſt. — —

Daß mein Räſonnement wider die Verſe Ihnen für die Oper ſo bange macht; das erklärt mir, was ich bisher nicht begriff: Ihre ſo eifrige, faſt mögt ich ſagen, leidenſchaftliche Vertheidigung des pantomimiſchen Schauſpiels. Die Tonkunſt iſt für Sie die erſte der Künſte, und Sie erklären geradezu Ihre Verachtung gegen eine Kritik, die durch kalte Grübeleyen eine ſo entzückende Kunſt von der Bühne verbannen und Ihnen eine Hauptquelle Ihres Vergnügens verſtopfen wollte. Das wäre nun freylich von der Kritik ſehr liebloß; aber iſt es denn auch von Ihnen liebreich, ihr ſo etwas zuzutrauen? ihr, die doch ſchon gegen die Pantomime ſo nachſichtig war, und von deren Gewandtheit und Gefälligkeit Sie hätten hoffen dürfen, daß ſie, auch für die Oper, irgend eine kleine Diſtine-

ſtinction zur Hand haben würde? — Es iſt wahr: wenn im Drama ſchon die ruhigern Sylbenmaaße und die redneriſche Declamation verwerflich ſeyn ſollen; ſo ſcheint es, daß die ſo charakteriſtiſchen lyriſchen Sylbenmaaße und die höchſtvollendete Declamation, der Geſang, es noch weit mehr ſeyn müſſen. Aber dieſer Geſang, der eben auch jene Sylbenmaaße nothwendig macht, hat ſo unendlich viel Süßes; er feſſelt und bezaubert durch den wohllüſtigſten der feinern Sinne die Seele ſo ſehr, verſenkt ſie ſo tief in den Genuß des Gegenwärtigen, daß man die Mißhelligkeit zwiſchen dem Ausdrucke und der auszudruckenden Seelenfaſſung, die Verwechslung des lyriſchen Affects mit dem dramatiſchen, entweder nicht mehr bemerkt oder ſie doch nicht achtet. Die Wahrheit der Darſtellung wird freylich geſchwächt, und inſofern auch die Wirkung; allein was auf dieſer Seite verlorein geht, wird auf der andren gewonnen;

was

was an Wahrheit mangelt, wird durch Schönheit vergütet. Selbst das Abgeschmakte des Plans, das Uebelzusammenhangende der Begebenheiten, das ganz Verfehlte mancher Empfindungen verbirgt sich; man wird das Grobe und Ungleiche des Fadens über den Perlen nicht inne, die der Tonkünstler an ihm aufgereiht hat. Mit einer so großen, so mächtigen Wirkung ist die, welche das bloße Sylbenmaaß hervorbringt, durchaus nicht in Vergleichung zu setzen. Die vornehmste Kraft, wodurch es wirkt, ist seine Harmonie mit der Fassung der Seele; wo diese, wie im Drama, fehlt, da bleibt nur das sinnliche Vergnügen übrig, welches regelmäßiger Fall und Klang dem Gehöre geben; und dieses Vergnügen ist viel zu matt, viel zu kalt, als daß es Wahrnehmung und Empfindung der mindesten Abweichung von der Wahrheit hindern oder sie wieder gut machen könnte. — Sie werden sagen, daß

es

es gleichwohl verſifizirte Stücke giebt, die eine nicht gemeine Rührung bewirken, und ich räume das ein; allein ich frage: was iſt der Grund dieſer Rührung? Iſt es, wie in der Oper, das Falſche ſelbſt, das an die Stelle des Wahren trat? Oder iſt es nicht vielmehr das, was dieſes Falſche an der übrigen Wahrheit und Güte des Werks nicht hat verderben können? — Nehmen Sie der Oper ihr Falſches, und Sie haben ihre Wirkung vermindert; nehmen Sie es dem geſprochenen Drama, und Sie haben ſeine Wirkung erhöht. Das Ideal von beyden iſt zu verſchieden, um von einem auf das andre ſicher ſchlieſſen zu können. —

Sie waren unzufrieden mit meinem etwas kühnen Urtheil über das Drama der Griechen, und ſuchten die Verſification deſſelben auch aus dem Grunde zu rechtfertigen, weil dieſes Drama eine Art von Oper und ſeine Decla-

ma-

mation eine Art von Geſang geweſen. Ich hätte freylich dieſes Umſtandes erwähnen ſollen, und ich würde mich dann — ob eben richtiger? ſteht dahin, aber doch ſanfter und behutſamer gefaßt; ich würde den Griechen nicht das wahre volle Ideal eines Drama, nur das Ideal eines reinen, mit keiner fremden Kunſt verbundnen, bloß durch ſich ſelbſt wirkenden Drama abgeſprochen haben. Damit wäre denn immer der Satz, auf den es mir einzig ankam, beſtanden: das Beyſpiel der Griechen hätte für uns nicht Geſetz ſeyn können; denn vielleicht war die Verſification nur in ihrem beſondern Ideal gegründet, nur der mitverbundenen Kunſt wegen nothwendig, und ward in dem Augenblicke, da man dieſe abſonderte, nicht bloß überflüßig, ſondern ſelbſt ſchädlich. — Machen Sie mit dieſer ſanftern, beſſern Wendung, was Ihnen gut dünkt; nur ſprechen Sie mich völlig von dem

Ver-

Verdachte frey, als ob ich die Griechen hätte herabwürdigen wollen. —

Gegen die Allgemeinheit der Regel von der Mäßigung der Action machen Sie zwey Erinnerungen, wovon ich die erste sogleich als völlig richtig erkenne. Der Schauspieler muß sich allerdings nach dem Dichter bequemen; und wenn einmal das Stück versificirt ist — ich mögte denn doch bestimmter sagen, wenn es in einem zu charakteristischen Sylbenmaaße versificirt, wenn mit dem Numerus zugleich der ganze Ton der Sprache überspannt ist — so muß freylich auch das Spiel, eben wie die Declamation, über die Wahrheit hinausgehn. Das Nehmliche sagte uns Diderot mit der Anmerkung: daß man auf der Bühne entweder alles übertreiben müsse oder nichts; das Nehmliche hatte auch ich im Sinne, da ich die tragischen Schauspieler der Franzosen durch ihre Dich-

ter

ter rechtfertigte und einen Ekhoff wegen seiner zu großen Natur in gewissen stroßenden Charakteren tadelte. *) Ein Widerspruch entsteht zwar immer durch eine solche Spannung der Action; aber er fällt doch weniger in die Sinne, ist einfacher, und ist aus beyden Ursachen unmerklicher, wenn wenigstens die ganze äussre Bezeichnung der Empfindungen zusammenstimmt, als wenn auch die Mittel zu dieser Bezeichnung, Worte, Rhythmus, Spiel, Declamation, eben so unter einander selbst im Streit sind, wie ein Theil derselben mit der Fassung der Seele. — Sie erkennen hieraus, daß der Gedanke gar nicht unglüklich war, lieber gegen die Versification, mit der so gern auch die übrigen Fehler verbunden sind und zum Theil verbunden seyn müssen, als so geradehin gegen ein gespanntes übertriebenes Spiel zu streiten. Ich habe das Uebel angegriffen,

wo

*) S. oben den 7ten Brief.

wo man es angreifen soll: an der Wurzel, und ich würde gefehlt haben, wenn ich meine Ermahnung nur schlechtweg an den Schauspieler hätte richten wollen, ohne sie zugleich und vorzüglich an den Dichter zu richten.

Ihre zweyte Erinnerung beruht, wie ich glaube, auf einem Mißverstande. Die Beobachtung, daß bey gewissen Völkern eben das Natur ist, was bey uns Ueberspannung und Affectation wäre, trifft entweder nicht zum Ziele, oder wenn sie treffen soll, ist sie falsch. Giebt es denn, frag ich, bey jenen lebhaftern Völkern, die Sie im Sinne haben mögen, keinen Unterschied zwischen Tanz, Rednergesticulation und Spiel des Umgangs? keinen Unterschied zwischen Gesang, feyerlicher Declamation und Ton des Lebens? keinen zwischen Vers, erhöhtem Rhythmus und leichtem gewöhnlichen Numerus des Gesprächs? — denn alle diese Dinge, wie wir gesehen, stehen in

wech-

wechſelſeitiger Beziehung und Verbindung. Wenn es überall, und beſonders bey feinern, policirtern Völkern, jene Unterſchiede giebt und geben muß; ſo folgt aus Ihrer Bemerkung keinesweges, daß nicht immer das wahre dramatiſche Spiel ſich innerhalb gewiſſer Grenzen zu halten habe: es folgt nur, daß dieſe Grenzen nicht für jedes Volk dieſelbigen ſind; daß bey dem einen alles feuriger, kräftiger, erhöhter, bey dem andern alles kälter, ſchwächer, herabgeſtimmter iſt. Und das führt denn zu einer Bemerkung, die ſchon öfter gemacht worden und die, auſſer dem angeführten, auch noch ganz andre Gründe hat: daß nehmlich der ganze Werth eines Schauſpielers nur von denjenigen kann gefühlt und beurtheilt werden, unter denen und nach denen er ſich gebildet hat, und daß er in ſeinem vollen Glanze nur auf vaterländiſchen, nicht auf fremden Bühnen erſcheinen kann. — Ich nehme, wie Sie ſehen, ihre Erinnerung von dem wahren natürlichen Feuer

gewiſſer Völker, nicht von dem falſchen erkünſtelten, das vielleicht in dieſem und jenem Publicum Ton geworden. Was, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eben von der Bühne als Mißnatur ausging, das werden Sie doch nun nicht als wahre Natur der Bühne vorſchreiben wollen? —

Ich ſchließe dieſe Reihe einzelner Erinnerungen mit noch Einer, die zwar Sie nicht veranlaßt haben, die aber hoffentlich Ihnen nicht mißfallen wird. Man hat gefragt: ob der geiſtliche Redner ſich nach dem Schauſpieler bilden, ob er Ton und Bewegung deſſelben nachahmen dürfe? und man hat über dieſe Frage noch neuerlich hin und her geſtritten. Ich antworte darauf ja und nein, wie man will. Nein, inſoferne Gedanken und Charakter in den meiſten Rollen mit Gedanken und Charakter des geiſtlichen Redners durchaus nicht zuſammenſtimmen; und abermals nein,

inſoferne die beyden Gattungen, Drama und Rede, viel zu verſchieden ſind, als daß nicht auch die Action ganz verſchieden ſeyn müßte. Die Perſonen des Drama tragen Gedanken vor, die eben jezt erſt entſtehen; der Volkslehrer Gedanken, die er vorhin ſchon durchdacht hat: jene ſind in wirklicher äuſſrer Unruhe und ſchwanken zwiſchen Ideen und Empfindungen hin und her; dieſer iſt in äuſſrer Ruhe und hat mit ſeinem Einen Gegenſtande auch nur Eine bleibende Hauptempfindung, die er nach Wohlgefallen ausbilden kann. In Hamlets Monolog über den Selbſtmord iſt der Gegenſtand äuſſerſtwichtig; die Stimmung der Seele iſt ernſt; Ton und Gebehrdenſpiel haben Feyerlichkeit und Würde: und warum würde denn gleichwohl dieſer Ton, dieſes Gebehrdenſpiel ſich nicht für den Lehrſtuhl ſchicken? Darum nicht: weil Hamlet ganz in ſich ſelbſt verſenkt iſt, eben jezt erſt nachgrübelt, von Idee auf Idee, von Zweifel auf

Zweifel geräth, und weil dieſe Situation nie die eines öffentlichen Lehrers ſeyn kann. — Allein ich antworte auch ja, inſoferne nehmlich im Schauſpiel ſich Stellen finden können, die vorher ſchon von den Perſonen durchdacht wurden, die ohne Stöhrung und Unterbrechung in ihrem Zuſammenhange vorgetragen werden, die alſo im Grunde eben ſo gut ſind, als Rede; und abermals ja, inſoferne dieſe Stellen voller Würde, die Charaktere der Perſonen ernſthaft, edel, ſelbſt erhaben ſeyn können. Die Ermahnungen, die der Hausvater des **Diderot** im zweyten Acte ſeiner Tochter und ſeinem Sohne giebt, ſind ſolche vorher durchdachte, zuſammenhangende Reden; ſie haben zwar viel und innige Empfindung; aber wer wird auch Ton der Empfindung von den Lehrſtühlen verbannen und den geiſtlichen Redner zum bloßen kalten Moraliſten umſchaffen wollen? Genug, daß die Empfindung, die in jenen Reden herrſcht, von der edelſten

Art,

Art, und daß es ein weiser zärtlicher Vater iſt, der dieſe Empfindung ausdrukt; ein Charakter, der mir unter allen, die ich kenne, der allerehrwürdigſte ſcheint. Was kann alſo hier den geiſtlichen Redner hindern, das Theater zu ſeiner Schule, einen vortreflichen Schauſpieler zum Gegenſtande ſeines Studiums zu machen? Und wenn doch nur Viele einen Aufreone oder einen Ekhoff geſehen hätten! wenn doch nur Viele fähig wären, das, was ſie von einem ſolchen Manne ſähen, zu faſſen und nachzubilden! Ein bloſſes unbedeutendes Händeſpiel bey Ton der Empfindung verlangen, heißt von dem Redner verlangen, daß er ſeinen Ton durch ſeine Bewegungen lügen ſtrafe: ausdrucken ſollen ſeine Bewegungen immer, nur ſollen ſie gemäßigt, geſezt ſeyn; und das waren in dem angegebenen und andren ähnlichen Fällen auch die eines Aufreone und eines Ekhoffs.

Neun und dreyſſigſter Brief.

Die Regel von der Leichtigkeit des Spiels, oder wenn Sie lieber wollen, die Warnung vor Uebertreibung und Spannung, die ich bisher, vielleicht nur zu weitläuftig, vorgetragen, hatte ihren Grund in dem Eigenthümlichen der dramatiſchen Gattung, die uns alles als werdend zeigt und eben daher keine entſchiedne bleibende Stimmung der Seele, kein Verweilen bey einerley Empfindung, kein müſſiges Ausbilden der Gedanken und Leidenſchaften zuläßt. Hoffentlich werden Sie mich entſchuldigen, wenn ich meine Vorſchriften nicht auch auf die Unterarten dieſer Gattung ausdehne, nicht auch davon rede, wie Trauerſpiel, Luſtſpiel, Poſſenſpiel müſſen vorgeſtellt werden. Da ich bis izt mich immer an das Allgemeinere hielt, ſo darf ich dieſe ſchon ſpeciellere Unter-

terſuchung als außer meinem Plane liegend anſehn; auch hätt ich den Unterſchied des Komiſchen und Ernſthaften ſchon bey Betrachtung der einzelnen Ausdrücke mitnehmen, nicht bis zur Betrachtung ihrer Verbindung aufſparen müſſen. Daß ich dieſe Materie gleich vom Anfange vermied; davon iſt die wahre Urſache die: weil ich bey einigem Nachdenken inne ward, daß ich darüber nichts Neues, nichts Eignes, wenigſtens nichts, das der Rede werth wäre, würde vorbringen können. —

Wenn man, ſagte ich, nicht überhaupt auf die Gattung, zu welcher ein Kunſtwerk gehört, ſondern auf ſeine beſondre Beſchaffenheit ſieht; ſo kann man den Zuſammenhang ſeiner ſämmtlichen oder die Verbindung gewiſſer einzelner Theile betrachten. Jene Betrachtung iſt wieder zwiefach; denn das Ganze, worüber man unterrichtet ſeyn will, iſt entweder das Stük oder die Rolle. Dieſes

giebt die zwey Fragen: Was iſt in Anſehung des Verhältniſſes der einzelnen Rolle zur ganzen Anzahl der übrigen, und was in Anſehung des Verhältniſſes einzelner Scenen zur ganzen Rolle zu beobachten? Sie merken wohl, daß ich abermals die Betrachtung nur auf das Theater einſchränke und auf kein anderes mimiſches Kunſtwerk Rükſicht nehme, als auf das Drama.

Auf die erſtere der obigen Fragen antwortete ich: daß der Schauſpieler ſeine einzelne Rolle in die Verbindung aller hineinſtudiren, die vom Dichter abgezielte Wirkung ſowohl des ganzen Stüks, als der einzelnen Situationen faſſen, und hieraus die wahre Haltung für ſeinen einzelnen Charakter finden, es ſich beſtimmen muß, welchen Grad des Ausdruks er ſich erlauben, wie weit er ſich unter die Hauptperſonen hervorwagen dürfe. Ohne dieſen ſorgfältigen Rükblik aufs Ganze, ohne die-

se richtige Schätzung des Antheils, den die einzelne Rolle an dem Totaleindrucke hat, ohne diese freywillige bescheidne Unterordnung, wird die Wirkung, wo nicht ganz vernichtet, doch wenigstens gestört und gehindert. Dieser Erfolg ist schon da sichtbar, wo durch das Spiel der verschiednen Personen keine eigentliche Disharmonie der Empfindungen entstehen, nur der Ausdruk derjenigen geschwächt werden kann, auf die jezt unsre Aufmerksamkeit vorzüglich geheftet seyn sollte. So z. B. kann Horatio, wo er mit Hamlet zugleich das Gespenst erblikt, durch einen zu lebhaften heftigen Ausdruk unser Auge zwischen sich und dem Prinzen theilen, vielleicht auch ganz von diesem zurükziehn: selbst schon vorher, bey der ersten Erscheinung des Gespenstes, kann er den Ausdruk so sehr verstärken, daß er den Prinzen in die Nothwendigkeit sezt, entweder bloß das nehmliche Spiel zu wiederholen oder es auch unnatürlich zu übertreiben. Aber noch

weit

weit sichtbarer ist jener Erfolg, wo ernsthafte mit komischen Charakteren vermengt, muntre und rührende Scenen durcheinander geworfen sind. Auch wenn der Dichter sich noch so sorgfältig vor einer widrigen Mischung dieser Scenen gehütet, den immer unangenehmen Sprung vom edlen Ernsthaften aufs niedrige Possenhafte noch so geschickt vermieden hat, so kann doch der Schauspieler durch unzeitig angebrachte Lazzi ihm alles zu Grunde richten. Eben jezt z. B. geschieht eine rührende Erkennung; wir sind zur sanftesten, zärtlichsten, wohllüstigsten Empfindung gestimmt: plözlich hat eine der komischen Nebenpersonen den unglücklichen Einfall, uns durch eine lächerliche, zwar dem Charakter aber nicht der Scene anpassende, Grimasse zu zerstreuen: und sogleich sind Zärtlichkeit und Rührung bey allen Zuschauern dahin; bey dem gleichgültigern, weil er lacht, und bey dem empfindlichern, weil er sich ärgert. — Wird dieser Fehler in dem

Stü-

Stücke zu oft begangen, oder werden überhaupt die komischen Charaktere mit zu viel, die ernsthaften mit zu wenig Feuer gespielt; so wird die ganze Wirkung, auf die das Stück berechnet war und die allein es vollkommen hervorbringen konnte, vernichtet. Der Dichter hatte das Komische nur hineingeflochten, um dann und wann die Seele zu ermuntern, um rührende Scenen, die er folgen ließ, durch einen sanften Contrast mehr hervorzuheben; und so als leichte Nüancirung thaten die muntern Züge vielleicht die glücklichste Wirkung: aber alles wird Wust und Unsinn, wenn die komischen Charaktere sichs in den Kopf setzen, hervorzuglänzen, wenn die Nebenfiguren sich aus dem halberleuchteten Hintergrunde unter die Hauptfiguren in den Vorgrund drängen, ja wohl gar diese Hauptfiguren in den Hintergrund, in den Schatten zurücktreiben. Man sieht dann und weiß nicht mehr, was man sieht; man hat nur noch Malerey, aber kein

Ge-

Gemälde mehr vor sich: man erblickt einen wilden unordentlichen Haufen von Menschen, der sich zu keinen Gruppen verbindet; kurz, man vermißt das wesentlichste Erfordernis jedes Kunstwerks: Absicht, Einheit, Zusammensetzung.

Was den widrigen Eindruk dieser verfehlten Haltung des Ganzen noch widriger macht, ist die Hinzukunft eines andern Fehlers: wenn nehmlich der Schauspieler, um hervorzuglänzen, seinen Charakter nicht bloß übertreibt, sondern verfälscht. Auf den verschiednen Bühnen, auf welchen ich bisher den Hausvater des Diderot habe vorstellen sehen, ist dieses noch immer mehr oder minder der Fall mit dem Commthur d'Aulnoi gewesen. Die Schauspieler schienen sichs zum Gesetz gemacht zu haben, diesen Charakter schlechterdings auf den Kopf zu stellen: und wenn Diderot einer solchen Vorstellung hätte beywohnen sollen;

er hätte, bey seiner Unkunde des Deutschen, nothwendig glauben müssen, daß man ihm seinen ganzen Commthur herausgeworfen und, zur Belustigung eines geschmackvollen Parterre, eine Art von Possenreisser hineingebracht hätte. Gleich mit dem Anzuge fing man die Umbildung an; statt des simplen Kleides mit einer glatten Dresse, das **Diderot** diesem Charakter allenfalls verstatten will, *) war gleich der erste Schauspieler, den ich in dieser Rolle sah, auf eine lächerliche Art so über und über mit Golde beklebt, daß man kaum hie und da die Scharlachfarbe des Sammts erkannte. Der Mann hatte das volle Ansehen eines Bouffon, und was noch ärger war, auch das Spiel eines Bouffon. Aus dem schleichenden, hämischen, neckenden, schadenfrohen, über seine Tücke sich innerlich kitzelnden, nur dann

*) S. Theater Th. 2. S. 313 der neuen deutsch. Ausg.

dann und wann augenblicklich aufbrauſenden Manne, der die ganze üble Laune eines Müſſiggängers und eines Hageſtolzen in ſich vereinigt, ward ein herumtobender Poltrer, ein pöbelhafter Geſichterſchneider, ein lauter grimaſſirender Lacher; kurz, ein Mann, von dem es unbegreiflich war, wie er in ſo eine Familie, nur in ſo eine Geſellſchaft kam, oder wie ihm irgend jemand mit Achtung begegnen konnte. Durch dieſe unglückliche Umſchaffung verlor nicht allein der Charakter ſelbſt; auch alle die Situationen verloren, in denen er vorkam; und da die in andern Scenen kaum erregten Empfindungen nicht gehörig unterhalten und fortgepflanzt wurden, ſo verlor natürlicher Weiſe das ganze Stük. Nur der Verdruß über den bittern, die Furcht vor dem heimtükiſchen, die Verachtung gegen den eingeſchränkten, der Zorn über den triumphirenden Mann — Empfindungen, die auch da noch fortdauren müßten, wo wir uns des

lä-

lächelns oder selbst des lachens nicht erwehren könnten — nur diese und ähnliche Empfindungen passen in die Harmonie aller übrigen, dienen sie zu heben, zu verstärken, zu unterstützen; lautes Auslachen über Possen muß sie nothwendig sehr unangenehm unterbrechen oder auch gänzlich zerstören.

Ich weiß wohl, daß zu diesem Hineindenken einer Rolle in die Verbindung mit den übrigen, zu diesem Gefühle der höchsten Wirkung des Ganzen, wodurch die Haltung der Theile bestimmt werden muß, zu dieser Erklärung jedes einzelnen Charakters aus der Gesellschaft aller, ein gewisser durchdringender tieferer Blick gehört, den die Natur nicht jedem, auch sonst Talentvollen, Künstler verliehen hat, ja der vielleicht diejenige ihrer Gaben ist, womit sie am sparsamsten haushält. Aber eben das müßte, meines Bedünkens, das Hauptgeschäft jedes Vorstehers einer Bühne

seyn, daß er den weniger einsichtsvollen Schauspieler leitete, ihn aus der Idee des Ganzen belehrte, ihm seine wahre Stelle in jeder Gruppe anwiese, ihn, wo er ausschweifen wollte, in Schranken hielte. — Doch freylich sind das nur Träume, so lange noch auf unsern meisten Bühnen entweder volle Anarchie oder ein unwissender Dictator herrscht, der weiter von keinem Berufe weiß, als für alle zu gewinnen, und nachdem es gut oder übel geht, die Gläubiger sich gedulden oder nicht gedulden, entweder für alle zu verzehren oder sich für alle einsperren zu lassen: Es sind Träume, so lange auch der einsichtsvollste Directeur immer nur für Abwechselung, für Neuigkeiten sorgen, und wenn sichs bey der Probe des Stüks ergiebt, daß jeder seine Rolle nur einigermassen gelernt hat, geschwinde zur Aufführung schreiten muß, freylich nicht um Beyfall, aber um Brod zu haben: Es sind Träume, so lange der Schauspieler, der sich nur

einigermaßen fühlt, sich stolz der Belehrung entzieht und sich einer Unterordnung schämt, ohne die doch unmöglich eine Menge zusammenarbeitender Künstler etwas nur Mittelmäßiges, geschweige denn etwas Vortreffliches, leisten kann; so lange jeder nur für sich glänzen, nur für seine Person beklatscht seyn will, mehr sich auf sein natürliches rohes Talent, als auf seine Ausbildung, seine Beurtheilung, zu Gute thut, und wenn nur die Menge Beyfall giebt, auf das Achselzucken des feinern Kenners nicht Acht hat. —

So wie die einzelne Rolle in das Ganze des Stüks, eben so muß man die einzelnen Scenen in das Ganze der Rolle hineindenken. Auch hier wird die Vergleichung der Theile dem Schauspieler so manches licht, so manchen Aufschluß geben, wird ihn über den wahren Sinn so mancher Stelle und eben dadurch über den wahren Ton, womit sie zu sagen,

über die wahre Nüance, womit sie zu spielen ist, unterrichten. Der wichtigste Vortheil wird aber auch hier wieder seyn, daß der Schauspieler sein Feuer gehörig vertheilen, hier es mäßigen, dort es verstärken und so die wahre Haltung des Charakters herausbringen lernte. Eine Rede kann schon sehr lebhaft, sehr voll Affect seyn; aber in der und jener Scene folgt eine noch lebhaftere, noch affectvollere: und wenn nun da der Schauspieler auf jene allein sieht, sich von seinem Feuer hinreißen läßt und sie mit aller ihm möglichen Stärke vorträgt; woher will er die noch größere Stärke für die folgende Scene nehmen? Er wird entweder die Gradation gänzlich verfehlen, oder alle Gesetze der Schönheit, alle Regeln des Anstands verletzen müssen. Beaumarchais hat schon vor der fürchterlichen Scene des vierten Acts, wo sich ihm Clavigos ganze Verrätherey enthüllt, zu sehr heftigen Ausbrüchen Gelegenheit;

heit; besonders in der gleich vorhergehenden Scene, wo er am Busen Mariens, die er in seinen Armen hält, feyerlich zu Gott und allen Heiligen schwört, daß er sie an ihrem Verräther rächen wolle. Er sage diese Stelle zu wild, mit zu heftigem Feuer; und er wird Mühe haben, die nachfolgenden so viel stärkern, so viel erschütternden Stellen gehörig gegen sie abzusetzen. Er wird Gefahr laufen, wenn er die ganze Erhöhung des Affectes ausdrucken will, eben so Cannibalisch, und also für den feinern gesittetern Zuhörer eben so anstößig, zu spielen, als er in der einen seiner Reden Cannibalisch und anstößig spricht. — Doch muß auch die Furcht, sein Feuer zum voraus zu verschwenden, nicht allzuweit gehn; der Schauspieler muß nicht in allen übrigen Scenen matt bleiben, um die Hauptscene mit desto größerm Nachdruk herauszuheben. Ein solches zu weit getriebnes, zu geiziges Aufsparen des Feuers ist in der That Maxime

gewisser Schauspieler, und ich selbst habe einmal die Rolle des Beaumarchais gar sehr verlieren sehen, weil sich der Schauspieler zu ängstlich auf die Hauptscene nach erhaltenem Briefe schonte. Selbst die obenerwähnte so Empfindungsvolle Stelle an Mariens Busen ward mit einer Kälte des Tons, mit einer Gleichgültigkeit der Mine gesprochen, nach welcher man die gleichfolgende ausserordentliche Hitze des Spiels nimmermehr hätte erwarten sollen. Freylich war nun der Schlag um so heftiger und gewaltsamer, aber er betäubte mehr, als er schmerzte; und ein paar vorbereitende immer stärkere Schläge würden sicher grössere Wirkung gethan haben, als dieser Eine.

Vielleicht, mein Freund, giebt es der practischen Bemerkungen noch viele, die eben hier ihren Platz finden würden; allein nach unserm einmal gemachten Vertrage müssen Sie schon zufrieden seyn, wenn ich nicht alle

Fä-

Fächer, die ich Ihnen baue, auch fülle. In der That fällt mir auch jezt keine Bemerkung bey, die entweder allgemein genug wäre, daß sie zu meinem Plane gehörte, oder wichtig genug, daß ich sie hineinziehen mögte. Indessen wird auch schon das Wenige, was ich gesagt habe, hinreichen, Sie über die Gültigkeit derjenigen Probe urtheilen zu lassen, die man uns als einzig für die Güte eines Stücks entscheidend angiebt, und die doch so äußerst zweifelhaft ist. Diese Probe soll nicht die Lesung, sondern die wirkliche Aufführung seyn. Allerdings die sicherste, die entscheidendste Probe, wenn wir nur erst Bühnen hätten, auf welchen es für jede Art von Charakteren Personen von vollkommnem Talent und vollkommner Beurtheilung gäbe; Bühnen, wo weder Unwissenheit, noch Sorglosigkeit, noch Partheylichkeit die Rollen unrecht vertheilten, und jeder das, was er mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit durchdacht, mit der gewissenhaf-

testen Treue gelernt hätte, in seinem besten, glücklichsten Augenblick spielte. Aber wenn es Bühnen dieser Art nirgends als in Utopien, wenigstens sicher noch nicht bey uns giebt; wenn dem einen Schauspieler alles Talent fehlt, der andre an seinem unrechten Platze steht, wieder der andere nicht genug Gedächtnis oder nicht genug Beurtheilung hat; wenn bald Einer, bald Mehrere, bald Alle die Harmonie des Schauspiels zerreißen, die abgezielte Wirkung des Ganzen verdrehen, vernichten; wenn, nach einer so häufigen Erfahrung, ein und dasselbe Stük auf zwey verschiednen Bühnen sich durchaus nicht mehr ähnlich sieht, oder von eben den Zuschauern, die es vor zehn Jahren nicht ausspielen liessen, jezt mit lautem Beyfall bis in den Himmel erhoben wird: werd ich da Unrecht haben, wenn ich die Probe des lesens der Probe der Aufführung ohne Bedenken vorziehe? Nur muß freylich der leser, dessen Urtheil entscheiden soll, ein

Mann

Mann von eben ſo lebhafter Phantaſie als feinem Gefühl ſeyn; ein Mann, der immer im Geiſt auf der Bühne iſt, die Perſonen ſich nicht bloſs denkt, ſondern ſie vor ſich ſieht und gleichſam in ihrem Namen jede Rolle ſo ſpielt, wie ſie nach der Idee ihrer Vollkommenheit geſpielt werden müſste. Es iſt eine Bemerkung, die ſchon ſonſt gemacht worden: daſs manches Stück nur darum ſowohl ſich ausnimmt, weil ſeine Mittelmäſsigkeit ſich ſo ganz zur Mittelmäſsigkeit der Schauſpieler paſst, manches nur darum zu Grunde geht, weil Garriks oder Ekhofe erfodert würden, um es ganz zu verſtehn und zu fühlen.*) Wär es aber nicht äuſſerſt ungerecht, wegen der Eingeſchränktheit der Schauſpieler, den vortreflichen Dichter hinter den mittelmäſsigen zurückſetzen zu wol-

*) Noch andre Gründe giebt davon Leſſing an. Hamb. Dramat. Th. 1. S. 104.

wollen? Wär es nicht eben so ungerecht, als die göttlichste Composition eines Bach zu verwerfen, weil ein Stümper uns die Ohren damit zerreißt, und ihr irgend ein Alltagsstück vorzuziehen, weil das auch der mittelmäßigste Spieler herausbringt?

Vierzigſter Brief.

So gar leicht, als die Beantwortung der vorigen Fragen, wird uns wohl die Beantwortung der lezten nicht werden: derjenigen, meyn ich, die ſich auf den Zuſammenhang der kleinern Theile einer Rolle, der einzelnen Reden, bezieht.

Die erſte ſich hier darbietende Bemerkung iſt: daß man in Stellen, welche Malerey erlauben, auf die Hauptzüge merken, nur dieſe durch das Gebehrdenſpiel darſtellen, oder vielmehr die andern beſtimmenden Nebenzüge mit jenen Hauptzügen zuſammenfaſſen, nicht ſie trennen, nicht ſie einzeln angeben muß. Ohne Beobachtung dieſer Regel verliert nicht bloß die Wahrheit, ſondern auch die Schönheit des Spiels; es wird nicht nur unnatürlich, ſondern

auch kraus, überladen, verwickelt. Ich machte schon ehemals eine ähnliche Bemerkung für die Composition des Gesangs, *) und ich hätte sie eben so gut auf die ganze Kunst der Declamation erstrecken können. Wenn die Sprache, aus Unvermögen alles zugleich zu sagen, die Gedanken in Theile zerlegt, die Bilder in einzelne Züge auflöst; so faßt dagegen die Imagination auf einmal das Ganze, hält sich an die Hauptidee, in welcher sich alle übrigen sammeln, und sucht nur von dieser das Bild oder den Eindruk durch Ton und Gebehrdenspiel darzustellen. Der Gedanke vom Cäsar, dessen Antlitz den Mörder liebreich straft, wird uns zwar von dem Dichter in mehrern Worten gegeben; aber er ist dennoch nur Einer: das Strafende ist mit dem Liebreichen des Bliks und beydes mit der Richtung desselben auf den Mörder innig verbunden, und muß eben

*) S. Ueber die musik. Malerey. S. 42.

eben ſo verbunden in Ton und Gebehrde ausgedrukt werden. Es wäre lächerlich, oder mehr als lächerlich, läppiſch, jedem dieſer Worte ſeinen eigenen Ausdruk zu geben, die Idee des Mörders mit einem rauhen Mißlaut der Wut, des liebreichen mit einem ſanften leiſen Liſpeln, des Strafens mit einer ernſten Feſtigkeit des Tons zu bezeichnen; erſt die Fauſt, gleichſam zum Dolchſtoße, mit grimmigem Blik zu erheben, dann die Hand mit gerührter liebevoller Mine vorwärts zu ſtrecken, dann ſie wieder ſtrafend emporzuheben und auf der Stirne den ſtrengen Ernſt des unerbittlichen Richters zu zeigen. Eine ſo ſchnelle Folge ſo entgegengeſezter Ausdrücke wäre auch ſchon darum verwerflich, weil die Phantaſie, wie biegſam und mächtig ſie immer ſey, doch weder biegſam noch mächtig genug iſt, um der Seele ſo ganz verſchiedne Faſſungen unmittelbar hinter einander zu geben. Ein ſo plözlich abgeändertes Spiel kann nie etwas mehr als Kunſt, und

zwar

zwar mißverstandne verfehlte Kunst seyn: denn echte vollendete Kunst entfernt sich nie von der Natur; sie stellt sie getreu so dar, wie sie ist, aber freylich in Graden der Vollkommenheit, worinn sie uns nur sehr selten, nur in ihren glüklichsten Augenblicken, erscheint.

Was ich hier sage, berührt schon die Hauptregel von der Continuität des Spiels, und zwar den wichtigsten, merkwürdigsten Punct derselben. Ehe ich diesen ausführe, lassen Sie mich von den mehrern Regeln, die jene Hauptregel befaßt, einige der leichtesten kurz voranschicken.

In der Rede giebt es, wie bekannt, mehrere Unterbrechungen, Stillstände von bald längerer bald kürzerer Dauer, während welcher wir den Gemüthszustand der Personen nur errathen, nicht hören. Im Gebehrdenspiel giebt es dergleichen Stillstände nicht; das

Au-

Auge hat in einem fort, mit den Perſonen ſelbſt, auch den Ausdruk ihrer Geſinnungen, ihrer Empfindungen vor ſich; jeder Anblik in jedem Moment iſt bedeutend, ſey es durch wirklichen Ausdruk eines beſtimmten Affects, oder ſelbſt durch Ruhe, durch Gleichgültigkeit, durch Zerſtreuung. Gleichgültigkeit und Zerſtreuung müſſen alſo nie dem Schauſpieler, immer der vorgeſtellten Perſon gehören: ſind ſie dieſer, nach ihrem Charakter und ihrer Lage, unnatürlich; ſo iſt die kleinſte Pauſe im Ausdruk Pauſe in der Illuſion, und die Illuſion, die das Leben des Stücks iſt, darf nicht zu oft durch Ohnmacht unterbrochen werden, oder es iſt Gefahr, daß ſie hinſtirbt. Der Schauſpieler hüte ſich daher, daß er, nach geſprochener Rede, ſich nicht bis zum nächſten Merkworte vernachläſſige; er bedenke, daß wir mit eben dem Auge, welches wir auf die jezt redende Perſon richten, auch auf ihn einen ſpähenden Seitenblik werfen: und vor allem

hüte

hüte er sich, daß er nicht müßig in Parterre und Logen umhergaffe. Alles Uebrige, was er vornimmt, kann nach Beschaffenheit der Umstände seiner Rolle gemäß, kann dem Charakter natürlich seyn; dieses Einzige ist in keinem Falle natürlich: denn die Zuschauer sind für die handelnden Personen schlechterdings nicht gegenwärtig, nicht in der Welt. „Man muß sich, „sagt Diderot*), an dem Rande der Bühne eine große Mauer vorstellen, durch die „das Parterre abgesondert wird; man muß „spielen, als ob der Vorhang gar nicht aufgezogen würde.“

Mehr noch, als dem zu dreisten Schauspieler, mögt ich die Idee dieser Mauer dem zu furchtsamen wünschen: er würde dadurch vor einer gewissen Steifigkeit der Bewegungen, vor einem gewissen zu Abgesezten, zu Vereinzel-

*) Theater. Angef. Anz. Th. 1. S. 150.

zelten, zu Maſchinenmäßigen des Spiels bewahrt werden, das nicht minder gegen die Wahrheit, als gegen die Grazie iſt. Jede Folge von Veränderungen, die keine merkliche Bewegung der Seele bewirken, muß überall durch gewiſſe mittlere Zuſtände und Veränderungen fortgehen; es mag nun Ruhe auf Thätigkeit, oder Thätigkeit auf Ruhe, oder eine Thätigkeit auf die andere folgen. Um ein Beyſpiel nur von dem leztern Falle zu geben, — denn ich erinnre mich, über dieſe Materie ſchon ſonſt geſprochen zu haben *) — ſo denken Sie ſich einen Menſchen, der das Geſpräch mit ſeinem Mitunterredner abbricht, nicht weil er durch irgend einen äuſſren Vorfall abgerufen, an irgend ein vergeßnes wichtiges Geſchäft plözlich erinnert wird, ſondern weil die Materie des Geſprächs ſich erſchöpft, das Intereſ-

*) S. den zehnten Brief. Th. 1. S. 111.

teresse daran erstirbt: wird dieser Mensch bis zum lezten Worte seine anfängliche Richtung behalten und sich dann auf einmal zum Weggehen umdrehn? Oder wird er nicht vielmehr beyde verschiedene Richtungen durch eine gewisse mittlere Richtung zusammenhängen, verschmelzen? Wird er nicht, vor geendigter Rede, schon Anstalten zum Weggehen machen, die vorlezten Worte in halber Wendung gegen den Mitunterredner hin, die lezten noch mitten im Abgehen sprechen? — Die Seele gleitet hier von der Idee des noch daurenden zur Idee des geendigten Gesprächs, von der Idee des Bleibens zur Idee des Weggehens gemach und Stufenweise hinüber, so daß sie allmählig, wie sie die eine faßt, die andre verläßt; und eben so sanft, eben so allmählig müssen natürlicher Weise auch die zustimmenden körperlichen Veränderungen sich an einander hängen.

So

So ſehr dieſes anders iſt, wo der Menſch durch irgend einen unerwarteten ſinnlichen Eindruk, durch irgend ein der Phantaſie ſich plözlich darbietendes Bild aus ſeiner Ruhe gewekt wird; ſo werden Sie doch nie finden, daß gleich im erſten Augenblicke eine ganz beſtimmte Richtung der Thätigkeit, ein ganz entſchiedner einfacher Affect, der Begierde, des Abſcheues, des Vergnügens, des Mißfallens, entſtünde. Wie der Verſtand, wenn er ſtatt einer Idee, mit der er ſich als Wahrheit beruhigt hatte, die ganz entgegengeſezte annehmen ſoll, nothwendig erſt durch den Zweifel hindurch muß; ſo muß das Herz, wenn es aus ſeiner Ruhe in irgend eine beſtimmte Leidenſchaft plözlich ſoll verſezt werden, nothwendig erſt durch einen Zuſtand der Verwirrung hindurch. Dieſer Zuſtand kann länger oder kürzer anhalten, kann in gewiſſen Fällen ſo ſchwach und unbedeutend ſeyn, daß man ihn kaum bemerkt; aber nach allen Beyſpielen, ſo viel mir

ihrer vorschweben, kann er nie fehlen. Denken Sie sich den Affect, in den die Seele gerathen soll, nur in einem höhern Grade der Stärke, der Lebhaftigkeit: und Sie werden finden, daß allemal der Gegenstand, der ihn bewirkt, in dem ersten Augenblik eine Art von Schrecken erregt; angenehmes oder widriges, nachdem der Affect entweder Zorn oder Furcht oder Freude oder irgend ein anderer ist, das gilt gleich. Schrecken aber ist allemal mit Erstaunen, also mit einer Art von Unglauben, von Unentschiedenheit, von Hin und Herschwanken der Seele verbunden: und wie schnell auch dieser Unglaube sich verlieren, wie bald das Schwanken den Ueberschwung nach dieser oder jener Seite hin gewinnen mag; so muß doch immer, bis es geschieht, ein Augenblick Zeit verstreichen, und eh es geschieht, kann unmöglich in der Seele bloße Rettungsbegierde oder bloßer Zorn oder irgend sonst eine reine Empfindung herrschen. Daher denn auch das erste

augenblikliche Stillſtehen, Anſtarren, Taumeln, Hin und Herwenden jedes Erſchrokenen, das ſich bey geringern Graden in ein unmerkliches Verweilen, nach einem kleinen gleich unmerklichen Zuſammenfahren, verwandelt.

Kehren Sie den Fall, von dem hier die Rede war, um; laſſen Sie Affect den Zuſtand ſeyn, aus welchem ſich die Seele zur Ruhe, zum Gleichgewicht zurükfinden ſoll: und Sie erkennen ſogleich, daß hier der Uebergang anders nicht, als durch ein allmähliges Sinken und Abſchwächen der Empfindung, geſchehen kann. Auf eine nur etwas lebhafte Regung kann nicht ſogleich volle Stille, auf eine heftige Erſchütterung nicht ſogleich ein Zuſtand folgen, der ſich ſchon merklich der Ruhe nähert. — Vermuthlich erinnern Sie ſich noch einer Stelle in Zemire und Azor, wo die Ungeſchicklichkeit des Schauſpielers, der plözlich aus Empfindung in ruhigen kalten Gehorſam über-

ging, Ihnen so ausserordentlich auffiel. Zemirens Vater, der entschlossen ist, dem Ungeheuer lieber sich selbst, als eines seiner Kinder zu übergeben, bereitet sich mit schwerem Muthe zur Abreise und will nur noch seinen Töchtern ein Zeugnis der liebe mit einem kurzen Worte der Ermahnung zurüklassen. Er fodert Feder und Dinte. Ali, der ihm so eben mit der furchtsamsten wehmüthigsten Mine von dem gefahrvollen Entschlusse abrieth, hört kaum den Befehl seines Herrn, der doch so sanft, mit so ruhiger Stimme gesprochen wird; so ist aller Ausdruk von seinem Gesichte wie weggehaucht; er geht mit dem Schalle des Worts, ohne das mindeste Zaudern, ohne das kleinste Achselzucken des leidens, ohne die ersten Schritte nur um ein weniges anzuhalten oder einen Blik nach seinem Herrn zurückzuwerfen, gerade vor sich weg in das Seitenzimmer, um das Befohlne herbeyzuschaffen. Ein so schnelles Aufhören der Empfindung,

ein

ein ſo plözliches Uebergehen zur vollen Gemüthsruhe ſchien Ihnen mit Recht bis zum lächerlichen poſſierlich. Aber eben das, was von der vollen Gemüthsruhe gilt, gilt bey heftigern gewaltſamern Affecten auch von einem ſchon zu merklichen Grade derſelben. Auch wenn dieſer zu plözlich auf den Sturm der Leidenſchaft folgt, vermiſſen wir zu unſrem Verdruſſe das Stetige, das Allmählige, das hier überall Geſetz der Natur iſt.

Laſſen Sie einen ſtolzen edlen Mann auf eine höchſtempfindliche Art an ſeiner Ehre gekränkt und ſeine ganze Seele zu der wildeſten Wut empört ſeyn: ſo ſehr er in dieſer Lage nach Rache dürſtet, ſo augenbliklich er ſie an dem Niederträchtigen nehmen würde, wenn er ihn vor ſich hätte; ſo kann er doch unmöglich, in dem erſten bitterſten Gefühl ſeiner Kränkung, ſchon einen weit ausſehenden Plan oder nur überhaupt einen Plan dazu machen. Die-

ser Plan mögte so leicht und so einfach seyn, als er wollte; er würde dennoch einen Grad von Besonnenheit, von Gemüthsfassung voraussetzen, dessen der Beleidigte jezt noch unfähig ist. Es müssen nothwendig, nach dem ersten Ausbruche seines Affects, wenigstens Augenblicke verstreichen, eh er von der Art, wie er seine Rache ausführen will, nur irgend eine Idee fassen kann. — Otto von Wittelsbach hat jezt eben den verrätherischen Brief Kayser Philipps gehört; der unterschriebene Name des Treulosen tönt ihm kaum in die Ohren, so fährt er wütend auf und bricht in die fürchterlichen Worte aus: „Philipp sey das „Jubelgeschrey der Hölle, wenn ein Undankba„rer verdammt wird!“ *) Die unmittelbar folgenden Worte: „Gieb mir den Brief!„ wenden sich an den ehrwürdigen Friedrich von Reuß und scheinen schon mit Aussicht auf irgend

*) Dritter Act, S. 112.

gend eine mögliche Art von Rache gesprochen zu werden. Fragen Sie nun sich selbst, was Ihnen besser gefallen würde: daß der Schauspieler diese Worte eben so unmittelbar, als sie auf dem Blatte folgen, nach jener Rede herausstieße? daß er sogleich nach der Erschütterung, womit er die schrecklichste Verwünschung aussprach, die Wildheit seiner verzerrten Züge milderte und die Hand zum Hinnehmen des Briefes ausstreckte? Oder daß er vorher eine kleine, wenn auch noch so kurzdaurende, Pause machte, ein paar heftige große Schritte umherginge und dann erst jene Worte sagte, die gleichsam ein kurzes Wiederaufleben der Besonnenheit sind? Diese Besonnenheit selbst mögte dann, so bald sie wollte, wieder verschwinden; ihre längere Fortdauer wäre sogar gegen die Natur, gegen die Wahrheit; es wäre widersinnig, daß die heftigste aller Leidenschaften so gar schnell sollte verbraust seyn, ohne in neuen Gluthströmen wieder hervorzubrechen. — —

Das Bisherige betraf die ununterbrochene Fortsetzung des Spiels, die Verbindung mehrerer ruhiger Thätigkeiten, den Uebergang aus der Ruhe in den Affect und zurük aus dem Affect in die Ruhe. Was wir jezt noch zu untersuchen haben, ist die oben schon berührte Hauptfrage von der Verbindung mehrerer leidenschaftlicher Bewegungen. Ob ich diese Frage deutlich und befriedigend werde beantworten können, das steht dahin; aber davon halte ich mich überzeugt, daß die Antwort, wenn sie sich geben liesse, für den Schauspieler von Nutzen seyn müßte. Sie würde ihn, denk ich, so oft über die wahre Nuance, über den wahren Grad des Ausdruks belehren; würde ihn so oft an die Nothwendigkeit einer Pause erinnern, und ihm mit der Dauer derselben ohngefähr auch die Folge der Bewegungen angeben, womit er sie auszufüllen hätte; würde ihn auf die Erfindung des richtigen Zwischenspiels während der Reden seines Mitspie-

ſpielers führen, da dieſe Reden nicht ſelten ſo lang ſind, oder doch ſo ganz verſchiedne Geſinnungen veranlaſſen, daß unmöglich das Zwiſchenſpiel bloße Fortſetzung des vorhergehenden Ausdrukß ſeyn kann. Dieſer lezte Nuzen würde ſich vorzüglich bey der Aufführung verſificirter Trauerſpiele zeigen, deren Dialog auch dadurch ſo unnatürlich iſt, daß die Reden der Perſonen faſt immer zu viel enthalten, zu weit ausgeſponnen, zu lange fortgeſezt werden.

Ein

Ein und vierzigster Brief.

Es kommt, sagen Sie, bey der Schnelligkeit, womit eine Flamme emporschlagen und wieder verschwinden soll, auf die Beschaffenheit der Materie an, die der Funken ergreift. Die eine ist wenig oder gar nicht brennbar; die andre ist feucht; die dritte ist feuerfangend. Wird es nicht eben so bey der Schnelligkeit, womit eine Leidenschaft sich erzeugen und wieder ersterben soll, auf den Umstand ankommen, wie sehr oder wie wenig die Seele, nach ihrem allgemeinen Charakter oder nach ihrer jedesmaligen besondern Lage, für die Leidenschaft gestimmt ist? — Dieser Gedanke an sich ist sehr einleuchtend wahr; allein ich zweifle, daß Sie damit den möglichen ganz unmittelbaren Uebergang aus Gemüthsruhe in lebhaftere bestimmte Affecten

werden beweisen können. Wenn in den dunklern Gegenden der Seele, uns selbst vielleicht unbewußt und Andern unmerklich, sich schon nahe Dispositionen zur Erzeugung gewisser Affecten finden; wenn der Mensch schon heimlich zur Freude, zur Traurigkeit, zum Verdruß, zu irgend einer andern Empfindung aufgelegt ist; so wird er sie freylich auf den ersten Anlaß, und vielleicht augenblicklich mit einer sichtbaren Lebhaftigkeit äussern. Aber dann ist ja die Bedingung, die ich voraussezte, die völlige Seelenstille, nicht mehr vorhanden; die angenommene Ruhe ist ja nur Täuschung, nur Schein, und der ganze Uebergang geschieht ja nur von einem geringern zu einem höhern Grade.

Doch vielleicht ist es eben dieß, was Sie mit Ihrem Einwurfe sagen wollen. Vielleicht ist der eigentliche Sinn desselben: daß volle Gemüthsruhe, volles Gleichgewicht der Seele,

eine

eine Idee iſt, der kein wirklicher Zuſtand entſpricht; daß lage oder Charakter immer ſchon eine geheime Aufgelegtheit zur Erzeugung gewiſſer Affecten hervorbringen, und daß dieſe Aufgelegtheit anders nichts als das ſchon Vorhandenſeyn gewiſſer unmerklicher Regungen ſeyn kann, die, wenn ſie mehr Nahrung, Leben, Fülle gewinnen, zu eigentlichen wahren Affecten werden. In dieſer Idee, wenn es wirklich die Ihrige iſt, bin ich völlig auf Ihrer Seite; der Zuſtand des ganz unentſchiedenen Gleichgewichts iſt auch mir bloſſer Schein: allein in Unterſuchungen, die ſich ſo ganz vom Scheine nähren, glaubt ich den Schein eben nicht verlaſſen zu dürfen. Indeſſen, wenn es Ihnen ſo beſſer dünkt, ſo ſetzen Sie überall ſtatt Gemüthsruhe: unmerkliche Seelenregung, und ziehen Sie dann das, was von jener geſagt wurde, zu der jezt folgenden Lehre von der Verbindung mehrerer leidenſchaftlicher Bewegungen.

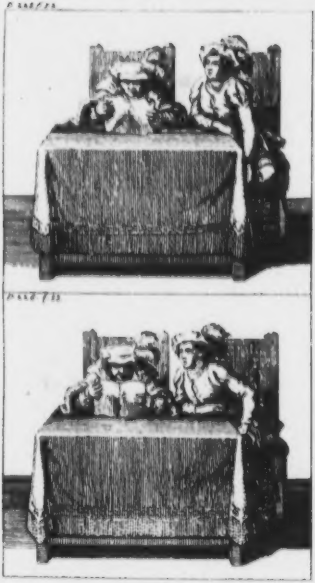
Die-

Diese mehrern Bewegungen können nur eins von beydem seyn: einartig oder verschiedenartig. Sind sie das erstere, so liegt der ganze Unterschied zwischen ihnen bloß in Stärke und Schwäche, und die möglichen Arten ihrer Verbindung sind: Anschwellen und Abnehmen. Das Abnehmen, wenn es durch allmähliges Zurücksinken zur Ruhe geschehen soll, haben wir schon betrachtet; wenn es durch Zwischenkunft anderer Affecten soll bewirkt werden, gehört es in die Lehre von der Verbindung fremdartiger Empfindungen: mithin bleibt hier nichts, als die Betrachtung des Anschwellens, übrig. Soll dieses durch unmerkliche Grade geschehen; so ist die einzige Erinnerung, die man dem Schauspieler geben kann: daß er die wesentlichsten, eigensten Züge jedes Affectes merken und eben durch Verstärkung von diesen die Erhöhung bezeichnen muß: Soll es plözlich, durch Ueberhüpfung mehrerer Mittelgrade, geschehen; so kommt

die

die zweyte Erinnerung hinzu: daß sich hier in der Seele, eben wie bey dem Uebergange aus scheinbarer voller Gemüthsruhe, ein mittlerer Zustand der Verwirrung findet, und daß, in dem Falle einer zu merklichen Entfernung zwischen den Graden, auch das Gebehrdenspiel diesen Zustand durch eine Mine des Erstaunens, durch ein kleines Zurückfahren, durch irgend sonst eine Bewegung, andeuten muß. Ich erläutere Ihnen beydes durch ein Beyspiel, das ich nicht erst erfinden, das ich nur ganz so hinschreiben darf, wie ich es sah, und das Ihnen um so mehr gefallen wird, da es abermals aus Ihrem Lieblingsschauspiel, aus **Otto von Wittelsbach**, ist.

Friederich von Reuß hegt Verdacht gegen die Redlichkeit **Philipps**; **Otto**, so wenig seine eigne Rechtschaffenheit ihn noch Arges muthmaßen läßt, will gleichwohl den **Brief**, den ihm **Philipp** an den Pohlenher-



zog mitgab, gelesen haben. Der Pfalzgraf selbst, wissen Sie, kann nicht lesen, so wenig als sein Stallmeister **Wolf**. Ritter **Friederich** sezt sich hinter einen Tisch, **Otto** zur Seite; das Ohr hat er gegen den Ritter hingebeugt, und sein Blik ist ein wenig geschärft; sonst sind Minen und Stellung noch völlig ruhig. Er hat jezt noch weit mehr Zutrauen, als Verdacht gegen den Kaiser; der Unwille, der sich an den grössern Verdacht bald anhängen würde, kann noch zu keiner Kraft bey ihm kommen; sein Ausdruk ist noch ganz der reine Ausdruk der Neugier, der ernsten Aufmerksamkeit. (Fig. 52.) — Der Ritter liest, und gleich zu Anfange des Briefes kommen Stellen vor, die eben nicht beleidigen, aber befremden: der Kaiser hatte andere Worte, als jezt der Ritter, gelesen; die Aufmerksamkeit wird also natürlicher Weise schon weit höher gespannt. Nach einem sichtbaren Erstaunen, womit **Otto** die Worte begleitet:

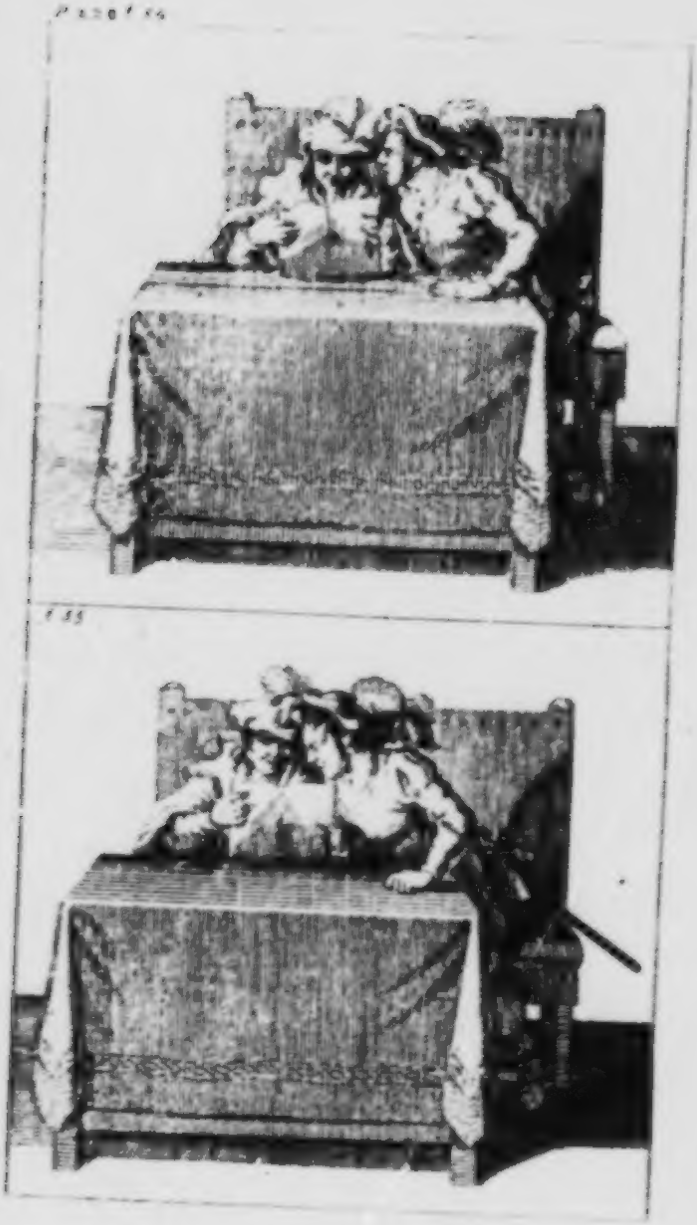
„Was? Stehts so da? Der Kaiser las nicht „so;“ nach einem kleinen Kopfschütteln der Verwunderung, drängt er sich nun schon weiter an den Ritter hinan; bringt sein Ohr dem Munde desselben schon näher, gleichsam um den Tönen ihren Weg zu verkürzen und sie sichrer und schneller zu haschen; zieht die Augenbraunen schon merklicher zusammen und zeigt in allen seinen Muskeln mehr Kraft, mehr Spannung. (Fig. 53.) — Nach noch einem Satze, der in Ansehung der Aufmerksamkeit eben nichts ändert, folgt nun die verrätherische geheime Warnung: daß der Herzog von Pohlen dem Otto keine eigene Macht vertrauen, vielweniger ihn mit der Hand seiner weltberühmten schönen Tochter beglücken solle. Dieser Zug des verworfensten, niederträchtigsten Undanks erschüttert; je minder er sich erwarten ließ, desto tiefer fährt er durchs Herz: das dreymalige Ha! des Pfalzgrafen ist gleich sehr Ausruf wilder Wut, als des höchsten

sten

ſten Erſtaunens; ſein Auge iſt nun weit aufgeriſſen, die Fauſt geballt, die Stirne gerunzelt; es wird ihm ſchwer, ſich auf ſeinem Sitze ruhig zu halten. Was ihn noch einzig daran feſſelt, iſt die jezt unendlich verſtärkte Begierde nach vollem Aufſchluß der Sache; eine Begierde, die kaum dem Ritter zu ſeinem eigenen Erſtaunen Zeit läßt: denn wie hitzig ſpornt ihn der Pfalzgraf durch ſein öfteres: „Weiter! lies weiter!“ zur Eile! Die Nähe des Ohrs an dem Munde des Ritters genügt nun Otto nicht mehr; er blickt dem Alten ſtier und unverwandt ins Geſicht, gleichſam um die Töne unmittelbar von den Lippen wegzuhaſchen oder vielmehr um die Worte, noch ehe ſie geſprochen werden, ſchon aus den Mienen zu leſen. Auch greift er, nach der Bemerkung: daß ein ſehr intereſſirter Zuhörer immer gern den Mitunterredner faßt *), mit

*) S. Th. 1. S. 181.

der einen Hand auf die Schulter des Ritters. (Fig. 54.) — Das Erstaunen Otto's kann nun kaum mehr geschwellt werden; aber seine Wut kann es, selbst seine Begierde zu wissen kann es. Wenn schon die Warnung des Kaisers an sich selbst höchst beleidigend war, so ist es die Ursache, die er angiebt, noch mehr: das zu stolze, zu Aufruhr und Zwietracht geneigte Gemüth des Pfalzgrafen. So wie diese Worte gesprochen werden, ist Otto schon herunter von seinem Sitze; den Ritter bloß an der Schulter zu fassen, ist ihm nun allzuwenig; er schlingt ihm den ganzen rechten Arm um den Hals, indem der linke die geballte Faust auf den Tisch stüzt; auch dünkt ihm jezt der Blik ins Gesicht des Ritters ein noch zu langsames Befriedigungsmittel für seine Neugier: ohne zu bedenken, daß er selbst nicht lesen kann, starrt er, mit dem Ausdruk der höchsten Sehnsucht und der empörtesten Wut, geradezu in den Brief hinunter. (Fig. 55.)



55.) — — Ich weiß nicht, ob für andre diese Beſchreibung klar oder lebhaft genug wäre, um ſie die ganze Richtigkeit der Gradation, die ganze Wahrheit des Fortſchritts durch alle die kleinſten Bewegungen, fühlen zu laſſen: für Sie, hoff ich, ſoll ſie es ſeyn, da Sie durch eigne Wiedererinnerung die Mängel derſelben ſo leicht erſetzen können. —

Eben ſo, wie von niedern zu höhern Graden eines Affects, geht man aus Affecten des Anſchauens in die ihnen verwandten Begierden über: denn auch dieſer Uebergang iſt im Grunde nichts als Wachsthum durch Grade, als Stufenfolge. Der Verdruß kann zu ſchwach ſeyn, um als Zorn in Thätigkeit auszubrechen: die Liebe zu ſehr bloße Rührung, um ein ſichtbares Streben nach Vereinigung zu bewirken: das Leiden noch zu ſtumpf, zu gemäßigt, um entweder raſtlos umherzuſchweifen oder ſich gewaltſam an dem

Menſchen ſelbſt zu vergreifen. Indeſſen iſt doch jeder dieſer Affecten ſchon ein wirklicher innerer Drang der Seele, der nur durch mehr und lebhaftere ſinnliche Eindrücke, durch mehr und lebhaftere Phantaſieideen verſtärkt werden darf, um als Begierde durch Thätigkeit ſichtbar zu werden. Findet ſich gar kein Hindernis, das dieſe Thätigkeit aufhielte, oder hebt auch das etwanige Hindernis ſich von ſelbſt; ſo geſchieht der Uebergang leicht, unmittelbar, ohne Zwiſchenzuſtand: der ſtillſtehende Bach braucht nur Zufluß, und der ſchon angeſchwollne nur Weghebung des Wehrs, um in ſeinem natürlichen Bette fortzuwallen. Muß das Hindernis durch eigene Gewalt der Begierde erſt durchbrochen werden, ſo iſt freylich die Sache anders: hier entſteht ein unruhiger Mittelzuſtand, eine Miſchempfindung, ein vielleicht zweifelhafter Kampf zwiſchen Affecten, von dem ich aber eher nicht reden kann, als bis ich erſt den Uebergang

aus einem verſchiedenartigen Seelenzuſtande in den andern betrachtet habe.

Daß dieſer Uebergang nicht bey allen Affecten gleich leicht ſey; daß er das eine mal mit großer Geſchwindigkeit, das andre mal nur ſehr langſam geſchehe; das müſſen Sie ſogleich, bey dem erſten flüchtigſten Ueberdenken, finden. In ſo ferne dieſe größere Leichtigkeit oder Schwierigkeit von der beſondern Verwickelung der Begebenheiten, von der eigenthümlichen Beſchaffenheit der Charaktere, abhängt, kann die Theorie nichts beſtimmen; die Verſchiedenheiten erſtrecken ſich hier ins Unendliche, und es wäre thöricht, nicht kühn, ſeinen Maaßſtab an das Unermeßliche zu legen. Aber ſelbſt in der allgemeinen Natur der Empfindungen, unabhängig von den Begebenheiten und Ideen, wodurch ſie erweckt, von den Charakteren, worinn ſie erzeugt werden, liegt ein Grund zu dieſer Leichtigkeit oder Schwie-

rigkeit der Folge; und dieſen kann und darf die Theorie in Betrachtung ziehen. Laſſen Sie mich diejenigen Affecten, deren Folge ohne Schwierigkeit iſt, verwandte, die entgegengeſezten entfernte nennen.

Die erſte und wichtigſte Frage iſt nun die: an was für feſten, weſentlichen Merkmalen wir dieſe Verwandſchaft oder Entfernung erkennen wollen? Der Unterſchied fällt ſchlechterdings mit demjenigen, den man zwiſchen angenehmen und unangenehmen Affecten macht, nicht zuſammen. Tiefe Schwermuth, die freywillig alle Kräfte ſinken läßt, alles Beſtreben gegen das Uebel aufgiebt, weil ſie keine Möglichkeit es abzuändern erblickt, iſt doch ſicher ein höchſt unangenehmer, trauriger Affect? Und jene über den Menſchen ſelbſt ſich herwerfende, Haaraustaufende, Bruſt und Wangen zerfleiſchende Wut iſt doch wahrlich auch kein Gefühl, wie wir es den Bewohnern

Ely-

Elyſiums geben? Gleichwohl; wie weit iſt die Entfernung von einem dieſer Affecten zum andern! Wie viel mittlere Zuſtände und von wie langer Dauer müßten wir annehmen, um zwiſchen beyden eine natürliche Verbindung zu finden! Eben ſo: die ſtille, zärtliche, in ſich gekehrte Liebe, die ſo gern mit dem Rauſchen ſanftbewegter Wipfel, mit dem eben und leiſe fortſchleichenden Bache ſympathiſirt, iſt doch gewiß eine der ſüßeſten, ſeligſten Empfindungen der Menſchheit? Und der iſt doch auch in unſern Augen kein Elender, der vor Freude in Tanz, in Händeklatſchen, in Jubel, in lautes Gelächter ausbricht? Aber wie ungerne wird ſich jener von dem Raſen, auf dem er wohllüſtig hingeſtreckt lag, zur Theilnehmung an den wilden ſtürmiſchen Schwärmereyen von dieſem erheben! wie wenig dieſer geſtimmt ſeyn, ſich neben jenem zu gleich ſanften heimlichwohllüſtigen Empfindungen einzuwiegen! Hingegen ſcheint es

auch hier so wahr, daß oft die äusserſten Enden einander berühren: die angenehmen Empfindungen ſind den unangenehmen und dieſe jenen in ſo manchem Punkte verwandt, und die eine ſchleicht ſich in die andre oft ſo leicht, ſo unmerklich hinüber. In dem einen Augenblick iſt die Liebe noch ſanftes wohllüſtiges Schmachten, ſtiller ſüßer Genuß körperlicher oder geiſtiger Schönheit: in dem andern erwacht plözlich eine traurige Phantaſieidee; das Herz nimmt ſie willig auf, und der Glükliche verſinkt auf einmal in Schwermuth. — Sie werden ſagen, daß auch dieſe Schwermuth noch mehr angenehmes als unangenehmes Gefühl iſt; aber eben dieſes, glaube ich, macht die Sache eher ſchlimmer, als beſſer. Es erinnert uns, daß angenehm und unangenehm ſo zweydeutige, ſo unſichere Begriffe ſind; daß ſie ſich unmerklich durch ſo feine, ſo ſchwache Schattirungen in einander verlieren; daß ſie faſt nirgends eine

ne beſtimmte, feſte, ſcharf abgeſchnittene Grenze geben.

Gleich unbrauchbar mögte zu unſrem Entzwecke die Eintheilung ſeyn: in Affecten, die die Seele erheben und die ſie niederſchlagen. Bewunderung und Zorn gehören doch gewiß zu den erſtern; aber wenn nun eben ein groſſer, erhabner Gegenſtand meine Sinne, meine Phantaſie beſchäftigt und gleichſam die ganze Denkungskraft meiner Seele ausfüllt: werd ich aus dieſer Stimmung, auf den erſten ſich darbietenden Anlaß, einen unmittelbaren Uebergang in Zorn, in Begierde nach Rache finden? Werd ich nicht, wie auch immer die Kette der Ideen und Begebenheiten ſeyn mag, erſt Zeit zur Faſſung, zur Erholung bedürfen? Wird nicht zwiſchen beyden Affecten ſich irgend eine mittlere Seelenbewegung finden, durch die ich nothwendig erſt durch muß? — Bange zitternde Furcht und

jenes

jenes ſtille hinſchmachtende Entzücken, das ich Ihnen im neunzehnten Briefe ſchilderte (Fig. 27.), ſchlagen beyde die Kräfte der Seele nieder, ſpannen Sie beyde ab: aber können Sie demungeachtet ſich irgend einen Charakter, irgend eine Ideenfolge denken, welche die unmittelbare Verbindung zwey ſo ganz verſchiedner, ſo wiederſtrebender Empfindungen möglich machte? — Dennoch liegt in der That in dieſer lezten Eintheilung ſchon etwas von dem, was wir ſuchen; ſie bringt uns der Auflöſung der Frage ſchon näher, als jene erſtere, und es wird bloß darauf ankommen, daß wir das Weſentliche derſelben zu faſſen, abzuſondern, aus einander zu ſetzen ſuchen.

Zwey und vierzigſter Brief.

Um den Grund zu erkennen, warum gewiſſe Gemüthsfaſſungen ſo unmittelbar, andre immer nur mittelbar, auf einander folgen, müſſen Sie auf das Eigne in dem Ideengang der verſchiednen Affecten merken. Verwandt ſind Affecten, wenn ſie einander in dieſem Gange ſehr ähnlich; entfernt, wenn ſie einander ſehr unähnlich ſind. Aber dieſe Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit findet in mehr als in einer Beziehung Statt; der Ideengang iſt nicht bloß ſchnell oder langſam; er iſt auch feſt oder leiſe, gebunden oder abgeſezt, gleich oder ungleich: und nun fragt es ſich, auf welche von dieſen Beziehungen es hier ankomme? auf welche man Acht haben müſſe? Ich antworte: auf alle. So wie der Arzt, wenn er den Zuſtand des Körpers erforſchen will, nicht bloß auf

Schnel-

Schnelligkeit oder Trägheit, auch auf Härte oder Weichheit, Fülle oder Schwäche, Gleichheit oder Ungleichheit des Pulses merkt; eben so muß der Psycholog, wenn er den Zustand der Seele schätzen will, nicht bloß auf eins oder das andre, er muß durchaus auf alles merken, was jenen körperlichen Beschaffenheiten in der Seele, in dem Forttriebe ihrer Ideen, analog ist. Wenn Sie den Versuch der Anwendung von diesen Kennzeichen machen; so werden Sie, hoff ich, überall ihre Richtigkeit einsehen, überall erkennen, daß die Folge der Affecten um so leichter ist, je größere Aehnlichkeit und in je mehrern der angegebenen Puncte Statt hat; um so schwieriger, in je wenigern Puncten und in je geringerm Grade man sie antrifft. Der weitere Grund hievon liegt in der Natur der Seele, in dem ihr wesentlichen Hange nach der Fortsetzung ihres jedesmaligen Zustandes; einem Hange, der neben dem gleich wesentlichen

chen Triebe nach unabläſſiger Aenderung und Abwechslung beſteht. So wie dieſer leztere Trieb keine Fortdauer einer und derſelben völlig gleichen Faſſung verſtattet, ſo verſtattet jener erſtere keinen Sprung, keine plözliche Umwälzung, keine unmittelbare Folge ganz entgegengeſezter Zuſtände. Eine geringe Aenderung bringt eine auch nur geringe, vielleicht unmerkliche, Verwirrung, eine gröſsere Aenderung eine gröſsere Verwirrung hervor, und ſo viel jene kürzer währt, währt dieſe länger.

Wenden Sie die Kennzeichen, die ich feſtgeſezt, zuerſt auf diejenigen Affecten an, deren Verwandſchaft oder Entfernung wir aus dem Umſtande, daß beyde angenehm oder unangenehm waren, beyde die Seele erhoben oder niederſchlugen, nicht zu erklären wußten. Warum können tiefe Schwermuth und wütendes Leiden nie in nahe unmittelbare Verbindung kommen? Der Gang jenes erſten

Affects ist Schneckengang, mehr Festhängen, Ansaugen, Stillstehen, als Weiterkommen; der Gang dieses leztern ist schnell, forteilend, rasch; jeder Fortschritt von jenem ist leise, furchtsam, schwach; jeder von diesem stark, reißend, gewaltsam: die Bewegungen des einen sind sanft, gebunden, verstößt, die des andern rauh, unordentlich, abwechselnd. — Warum findet keine Folge Statt von stiller zärtlicher Liebe zu lauter lärmender Freude? Jene schleicht von Reiz zu Reiz, von Schönheit zu Schönheit, so verweilendlangsam fort, hängt alle ihre Ideen so unmerklich und sanft an einander, gleitet so gemach und eben durch sie dahin: diese geht so rasch, mit so festem kühnen Schritte, und zugleich so hüpfend, so viel minder gleichförmig einher. — Warum sind volle anstaunende Bewunderung und heftiger wütender Zorn keine unmittelbar zu verbindende Affecten? Der eine ist so feyerlichlangsam, der andre so ungestüm rasch;

der

der eine hält so gleichen gemeßnen Schritt, der andre iſt so regellosheftig; der eine iſt bey seiner Fülle so gebunden und sanft, der andere bey noch gröſsrer Fülle so rauh, so abgesezt, so erschütternd. — Warum hängt sich stilles hinschmachtendes Entzücken nie unmittelbar an bange zitternde Furcht? Der Gang des einen Affects iſt höchſtlangsam, des andern höchſtſchnell; des einen so ununterbrochen fortwallend, des andern so unſtätt und ungleich; des einen so viel feſter und voller, des andern so viel unſichrer und ſchwächer. Die Seele müßte, wenn eine unmittelbare Verbindung der angegebnen Affecten geſchehen ſollte, ihren Zuſtand bald gröſstentheils bald durchaus, und zwar plözlich, in einem Augenblick, ändern. — Hingegen ſchmachtende Liebe und ſtille wohllüſtige Schwermuth, da ſie in aller Rükſicht einander ſo ähnlich in ihrem Ideengange ſind, in Langſamkeit, Gebundenheit, Gleichheit; da vielleicht nur in Anſehung der

Fülle ſich einiger Unterſchied findet: warum ſollten ſie nicht, eine auf die andre, unmittelbar und ohne Schwierigkeit folgen können?

Es wäre endlos, wenn wir alle die Affecten, die wir unterſchieden haben, einzeln in Betrachtung ziehen, jeden mit jedem nach Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit des Ideenganges vergleichen, und ſo die Grade ihrer Verwandſchaft oder Entfernung beſtimmen wollten. Nur irgend einen einzelnen reinen Affect, etwa den Zorn, laſſen Sie uns noch zum Ueberfluß nach ſeinen nächſten Verwandſchaften durchgehn und die Richtigkeit unſrer Theorie an ihm prüfen! Wenn man fragt: warum die ſtolze Empfindung des-eignen Werthes, des Muthes, der Kraft, den Menſchen ſo viel aufgelegter zum Zorn macht, als jeder andre ruhige Affect des Anſchauens? ſo ergiebt ſich die Antwort augenblicklich aus der Faſſung, in welche bey jener Empfindung die Seele

ver-

verſezt wird: Fülle, Feſtigkeit, Kraft des Ideengangs ſind ſchon da; nur noch die Schnelligkeit darf wachſen, darf bis zur Wildheit anſchwellen, und die Seelenſtimmung iſt ganz, wie ſie zum Zorne ſeyn muß. Wenn man wiſſen will, warum auch die Freude, ſo entgegengeſezt ſie immer dem Zorne ſcheint, in ihrem höchſten Grade doch ſo leicht in ihn übergeht? — eine Bemerkung, deren Wahrheit die ſo gewöhnlichen Händel auf ausſchweifenden Freudengelagen beſtättigen; — ſo giebt auch hierüber der Ideengang Aufſchluß: die zu hoch geſtiegene Freude iſt von einer ſo groſſen, ſo unruhigen Schnelligkeit, ihr Schritt ſchon ſo feſt, ſo weit ausgreifend, daß die Seele zum plözlichen Uebergange in den Zorn nur noch etwas mehr geſpannt werden darf. Wenn man nach der Urſache forſcht, warum leiden mit dem Zorne in ſo naher, ſo inniger Verwandſchaft ſteht, daß aus jenem Affect in dieſen und zurück aus dieſem in jenen nur ein ein-

ziger Schritt ist; so, gebe man nur auf den Ideenstrom Achtung: er ist in beyden Affecten von so gleicher Schnelligkeit, so gleicher Heftigkeit und Fülle, daß unmöglich eine größere Uebereinstimmung zwischen Affecten gedacht werden kann. Wenn man belehrt seyn will, warum die Genußbegierde in ihrer größten Hitze so leicht zu der grimmigsten Wut wird; so erklärt auch das wieder die Seelenfassung: Schnelligkeit, Gedrängtheit, Regellosigkeit des Ideenganges sind der Genußbegierde in ihren höchsten Graden eben so eigenthümlich, so wesentlich, als dem Zorne. — Daß in der That keine dieser Erklärungen zureichend ist; daß sich immer noch andre Gründe, als die hier genannten, angeben lassen, das wird Sie hoffentlich nicht befremden: ich sah hier freylich nur auf die allgemeinste subjective Möglichkeit der Verbindung; aber das war auch, wie Sie sich erinnern werden, die Grenze, die ich gleich Anfangs diesen Untersuchungen vorschrieb.

Wer-

Werfen Sie noch einmal einen prüfenden Blik auf unſre ſämmtlichen Beyſpiele, und Sie werden Gelegenheit zu einigen nicht unwichtigen Bemerkungen finden. Die erſte wird ſeyn: daß Verwandſchaft und Entfernung der Affecten nicht ſowohl von ihrer Natur im Allgemeinen, als vielmehr von dem Grade ihrer Stärke abhängt. Um zu zeigen, daß leiden und Schwermuth entfernte, nicht unmittelbar zu verbindende, Gemüthsfaſſungen ſind, durft ich nicht ſo ſchlechthin dieſe Affecten nur nennen; ich mußte ſie in ihren höhern Graden nehmen, und von tiefer Schwermuth, von wütendem leiden reden. In geringern Graden hat es ſo ganz keine Schwierigkeit, unmittelbar von einem dieſer Affecten zum andern überzugehen. Der Trauernde, der mit niedergeſenktem Blik an dem Grabhügel ſeines Freundes daſizt, fühlt ſich plözlich die laſt ſeines Kummers zu ſchwer, hebt mit einem Seufzer das matte trübe Au-

ge gen Himmel, und ſinkt dann, nach dieſer Erleichterung ſeines Herzens, in die erſte Schwermuth zurück, ſpannt die kaum noch angeſtrengten Muſkeln wieder ab, läßt das kaum gehobene Haupt wieder gegen den Buſen fallen. — Eben ſo mußt ich alle übrigen Affecten näher beſtimmen, wenn ich ihre Entfernung wollte fühlbar machen; mußte die Liebe als ſtill und zärtlich, die Freude als lärmend und laut, die Bewunderung als voll und anſtaunend, den Zorn als heftig und wütend vorausſetzen. In geringern Graden, ſagt' ich ſchon damals, da von der Mäßigung des dramatiſchen Spiels die Rede war*), können die Affecten leichter verſchwinden, leichter Nüancen annehmen, ſich miſchen, ſich in verſchiedenartige umwandeln. Man thut daher, glaub' ich, beſſer, wenn man von der Verwandſchaft mehrerer Seelenbewegungen, mehrerer

*) Br. 54. S. 107.

rerer leidenſchaftlichen Zuſtände, als ſo ſchlechthin von der Verwandſchaft mehrerer Affecten ſpricht: der leztere Ausdruk verführt ſo leicht, nur überhaupt an den Gattungsbegriff, nicht an den ganzen ſpeciellen Zuſtand zu denken, worinn die Seele verſezt wird.

Mit dieſer Bemerkung läßt ſich ſogleich die zweite verbinden: daß man nehmlich, bey Beurtheilung der Verwandſchaft der Seelenbewegungen, nicht auf den gemeinen Sprachgebrauch zu achten hat, der zwar oft auch der philoſophiſche iſt. Dieſer Sprachgebrauch nimmt es mit der Bezeichnung der Leidenſchaften nicht eben genau; bald nennt er, ſtatt eine Miſchung anzugeben, nur den einen Affect, der beſonders darinn hervorſticht, bald belegt er auch die vielleicht ganz verſchiedenartige Gemüthsfaſſung mit dem Nahmen der Quelle, des Grundaffects, von welchem ſie herrührt. So ſagt man in dieſer Sprache ohne Bedenken:

daß oft der Eiferſüchtige plözlich aus der heftigſten Wut in die zärtlichſte Liebe zurükfalle: und doch iſt die unmittelbare, ſelbſt nur nahe, Folge zwey ſo entgegengeſezter Affecten durchaus unmöglich. Sehen Sie **Othello**, dieſes ſo vollkommne, ſo vollendete Gemälde der Eiferſucht an: was finden Sie in der Scene, wo der Mohr ſeine Gattinn ſo ſtürmiſch anfährt und dann plözlich wieder von ihren Reizen ſo angezogen wird? Was ſonſt, als Erſchütterung bis zu Thränen, und dann auf einmal Ausbruch des heftigſten Schmerzens, der zwar freylich aus Liebe quillt, aber von den charakteriſtiſchen Bewegungen dieſes Affects keine Spur, keinen Verdacht zeigt? *) Und ſchon vorher in der Scene mit **Jago**, wo **Othello** nach Erklärung ſeines feſten Entſchluſſes, **Desdemonen** zu morden, ſich auf ein-

*) Viert. Act. Sc. 2. Eſchenb. Ueberſ. Band 12, S. 473.

einmal wieder ihrer Schönheit, ihrer Geiſtesgaben, ihrer gefälligen Sitten, aller ihrer Vortreflichkeiten erinnert; was finden Sie, als innige wehmuthsvolle Erſchütterung? als bittres ſchmerzliches Leiden, aus dem er in die alte Wut der Rachgier immer wieder zurükfallen kann, was er aus wahrhaftzärtlicher, ſanfter Bewegung nicht könnte? *) Liebe iſt freylich der Grundaffect, der dieſe Erſchütterungen bey ihm hervorbringt; aber ſie ſelbſt, dieſe Erſchütterungen, haben nichts von dem Weichen, Süßen, Zärtlichen, Schmachtenden dieſer Empfindung.

Eine dritte Bemerkung wird ſeyn: daß die Leichtigkeit der Verbindung nicht bey allen verwandten Affecten wechſelſeitig iſt. Aus Zorn in Leiden und zurük aus Leiden in Zorn iſt der Fortgang gleich leicht, gleich ſchnell;

*) Ebendaſ. Sc. 1. S. 466 fg.

aber zurück aus Zorn in Freude oder in ſtolzes ruhiges Gefühl ſeiner Größe iſt ein ſchwererer Schritt, als aus den leztern Affecten in jenen. Es iſt hier mit den Bewegungen der Seele, wie mit dem Wogen des Meers: der Sturm, der freylich ſchon eine Zeitlang toben mußte, eh er bis auf die Tiefe drang und die Wellen bis zur Höhe der Wolken trieb, muß noch weit länger geſchwiegen haben, ehe die empörte Fluth ſich wieder bis zum ſanften Wallen oder gar bis zum Gleichgewichte zurückſenkt. Bey Zorn und Leiden, wie Sie leicht inne werden, findet dieſe Vergleichung nicht Statt; der eine dieſer Affecten iſt eben ſo wild, ſo raſch, ſo ungeſtüm, wie der andre, und ſo iſt natürlicher Weiſe der Fortgang gleich leicht von dieſem zu jenem und von jenem zu dieſem. —

Sie ſehen aus dem Bisherigen ſchon von ſelbſt, daß eben das, was ich von völlig ein-

arti-

artigen Seelenbewegungen ſagte, auch auf die verſchiedenartigen, ſowohl verwandten als entfernten, anwendbar iſt. Die Folge der verwandten, wenn ſie nicht völlig einerley Ideengang haben, iſt weiter nichts als eine allmälige unmerkliche Erhöhung oder Abnahme, ſey es der Geſchwindigkeit, oder der Fülle, oder der Feſtigkeit oder der Gleichheit des Ideenganges, oder auch mehrerer dieſer Eigenſchaften zugleich. Die nahe unmittelbare Folge entfernter Seelenbewegungen wäre Sprung; und Sprung iſt, in der geiſtigen wie in der körperlichen Natur, unmöglich: der ſchnellere Fortſtrom der Gedanken läßt ſich nicht auf einmal anhalten, ihr trägerer langſamerer Fluß nicht plözlich beſchleunigen; noch weniger läßt ſich die Proportion der verſchiednen Beſchaffenheiten, die wir in dem Ideengange unterſchieden, augenblicklich umändern, ſo daß bey ungleich weniger Feſtigkeit auf einmal ungleich mehr Geſchwindin-

keit u. ſ. w. entſtünde. Mithin muß auch hier, wie bey entfernten Graden einartiger Seelenbewegungen, eine gewiſſe Verwirrung entſtehen; ein gewiſſes unruhiges Hinundherſchwanken zwiſchen dem einen Zuſtande, der aufhören, und dem andern, der anfangen ſoll. Iſt die Entfernung zwiſchen den Affecten nur klein, ſo iſt es ſo gut als ob ſie verwandt wären; die vielleicht nur augenblickliche, dem Menſchen ſelbſt unmerkliche, Verwirrung bringt gleichſam nur in den innerſten zärteſten Fibern ein kleines Zittern hervor, das ſich kaum bis in Auge und Lippen, vielweniger bis in die minder beweglichen Theile des Körpers fortpflanzt: iſt die Entfernung beträchtlich, ſo wird das Schwanken, das Taumeln, das Ringen der Seele zwiſchen den beyden unverträglichen Empfindungen ſichtbar. Hier bemerkt man, nach Verſchiedenheit der Fälle, bald die Erſchütterungen des lachens, bald die Zuckungen des Weinens, bald den Wechſel

der

der Farbe, bald das Zittern der Glieder, bald das unruhige zweifelmüthige Hinundherwenden, bald noch andre ungewisse, unentschiedne Bewegungen dieser Art. — In der Kunst der Declamation stehen diesen mimischen Veränderungen die verschiednen Schwankungen und Brechungen des Tons gegenüber. —

Sie erwarten vielleicht, daß ich das weite Feld von Beobachtungen, welches sich hier zu öfnen scheint, wo nicht ganz, doch zum Theil, mit Ihnen durchwandern; daß ich wenigstens einen Versuch machen werde, aus dem Eigenthümlichen des Ideenganges in den beyden zu wechselnden Zuständen die jedesmalige äussere Erscheinung zu finden, die aus ihrer Mischung und Verwirrung hervorkommen muß. Aber leyder! ist alles, was ich hier sagen könnte, theils höchstgemein, theils auch höchstunbestimmt, und um das Feinere, das weni-

ger

ger Bekannte mit Genauigkeit und Schärfe anzugeben, dazu fehlt es entweder mir an Geschicklichkeit oder der Sprache an Reichthum. Die Unterschiede in dem Ideengange, die ich nur so im Ganzen angab, und eben so die Unterschiede in den äussern Veränderungen des lachens, des Weinens, des Zitterns u. s. f.; wie genau müßten sie können bestimmt, wie scharf müßte in jenen das Verhältnis der mancherley Beschaffenheiten, in diesen der Grad und die Nuancirung können angegeben werden, wenn nicht überall die Resultate entweder höchst unzuverlässig, oder auch hie und da völlig unrichtig erscheinen sollten! Dennoch war es nicht überflüssig, daß ich Sie in die bisherige Speculation hineinführte; auch so unausgeführt, wie sie ist, kann sie schon ihren Nutzen äussern, kann den Künstler zum Suchen der jedesmaligen wahren Gebehrde veranlassen, und ihm Reiz zu Beobachtungen

gen

gen geben, aus deren Sammlung und Vergleichung, troz allen sich hier findenden Schwierigkeiten, doch am Ende etwas Beſſers und Vollſtändigers mögte erwachſen können.

Drey und vierzigſter Brief.

Hume hat, in ſeiner Abhandlung von den Leidenſchaften, eine Stelle, die mir beydes ſchöner und fruchtbarer, als die von Ihnen angeführte Homiſche, ſcheint. Er vergleicht die Seele mit einem Saiteninſtrument, wo die Schwingungen der angeſchlagenen Töne nach geſchehener Berührung noch fortbeben und ſich nur nach und-nach, nur unmerklich verlieren. *) Die gleich folgenden Töne ſind daher

*) S. Eſſays and Treatiſes on ſeveral Subjects. Vol. III. p. 253. If we conſider the human mind, we ſhall obſerve, that, with regard to the paſſions, it is not like a wind-inſtrument of muſic, which, in running over all the notes, immediately loſes the ſound, when the breath ceaſes; but rather reſembles a ſtring-inſtrument, where, after each ſtroke, the vibrations ſtill retain ſome ſound, which gra-

daher nie völlig rein; die hinzukommenden neuen Schwingungen werden mit den noch fortdaurenden alten zugleich vernommen, und die Töne miſchen und verwirren ſich in einander. Eben ſo können Affecten, die ſchnell hinter einander entſtehen ſollen, nie rein entſtehen; der Zuſtand, in welchen der vorhergehende die Seele verſezt hat, währt noch fort, indem der neue hinzukommt, und ſo geſchieht, bis ſich jener verloren hat, die Verbindung beyder durch eine Miſchempfindung. Home, der

gradually and inſenſibly decays. The imagination is extremely quick and agile; but the paſſions, in compariſon, are ſlow and reſtive: for which reaſon, when any object is preſented, which affords a variety of views to the one and emotions to the other; tho' the fancy may change its views with great celerity; each ſtroke will not produce a clear and diſtinct note of paſſion, but the one paſſion will always be mixed and confounded with the other.

der nur schlechtweg vom Tone der Seele ohne Bestimmungen spricht,*) läßt es ungewiß, ob er sich diesen Ton auf einer Flöte denke, wo er nach dem Einhauch verschwindet, oder auf einer Harfe, wo er nach dem Griffe noch forthallt. —

Sie erinnern mich, nicht eben da mit Beyspielen karg zu seyn, wo sie vielleicht am unentbehrlichsten sind, und in der That war es mein Vorsatz, sie Ihnen zu geben. Aber Sie nennen doch den nicht karg, der nicht gleich Alles giebt, was er besitzt? oder der auch nicht Schätze mittheilt, die er selbst mit langer mühsamer Arbeit erst ergraben müßte, und unmöglich alle ergraben kann? Also nur einige wenige Beyspiele; nur um zu zeigen, daß in der That unsre Betrachtungen von practischem

*) S. Grundl. der Kritik. Th. 1. S. 160 fg. der neuesten D. Ausg.

tischem Nutzen seyn können, und um nachdenkende Künstler zu weiterm Beobachten zu reizen. Allzufein dürfen diese Beyspiele nicht seyn: die zu schwachen Schattirungen der Leidenschaften finden, wie ich schon öfter klagte, in der Sprache keine Ausdrücke mehr, womit man sie bezeichnen, im Räsonnement keine Gründe mehr, woraus man sie herleiten könnte. Nur die geübtere Phantasie ist es, die sich sie denkt, und das zärtere Gefühl, das sie fodert.

Wenn Sie in **Agnes Bernauerinn** gewisse Scenen, etwa die fünfte des ersten, die dritte des vierten Aufzuges, lesen; so finden Sie keine Schwierigkeit, sich in der Rolle **Albrechts** die ganze Folge der Bewegungen zu denken, weil diese Bewegungen, ohnerachtet ihrer Mannichfaltigkeit, alle gemäßigt, alle verwandt sind. In jener erstern Scene herrscht Zurükhaltung und Stolz; in dieser

lezterm Zärtlichkeit und Rührung: dort hat der Hauptaffect Nuancen der Verachtung, des Hohnlächelns, des Trotzes, der muthigen Zuversicht; hier des edlen moralischen Gefühls, der Hofnung, des Vertrauens, der stillen Freude; und alle diese Veränderungen sind so gemäßigt, so leicht, daß sich eine aus der andern wie von selbst und ohne Anstand entwickelt. Ganz verschieden ist der Fall in Auftritten, wie der dritte des zweyten Acts ist, wo plözlich Bewegungen von ganz entgegengeseßter Natur auf einander folgen sollen. Aus dem Erstaunen, worinn der Prinz durch die unerwartete öffentliche Beschimpfung versezt wird, muß sich sehr bald der heftigste Zorn entspinnen; er ist zwiefach und ist eben da verwundet, wo sein Herz am empfindlichsten ist, an seiner Ehre als Ritter, an seiner Liebe als Gatte: und die ihm diese Wunden schlagen, sind seine Vasallen, sind seine Unterthanen. Aber mitten unter diesen erscheint auf einmal Ernst,

ehr-

ehrwürdig als rechtmäßiger Oberherr und gleich ehrwürdig, als Vater. Ohne Zweifel wär es höchstfalsch, höchstwidrig, wenn Albrecht die ganze Scene hindurch einerley Ton behielte; wenn er mit eben so stürmischem Feuer gegen den Herzog, als gegen Marschälle und Ritter und Vicedom, spielte. Gleichwohl muß nothwendig sein Zorn auch Ernst, den wichtigsten, den heftigsten seiner Ankläger, treffen: nur wenn er noch selbst Gefühl hat, wenn er nicht das Gefühl aller Zuschauer auf einmal gegen sich empören will; so muß er mitten in diesem Zorne noch Unterwürfigkeit, Mäßigung, Ehrerbietung beweisen. Wo er den Rittern trozt, darf sein Ton laut; wo er gegen den Herzog eifert, muß er gemäßigter seyn: wo er jene auffodert, darf er, so nah er will, an die Schranken treten; wo er sich gegen diesen rechtfertigt, muß er noch immer entfernt bleiben: gegen jene darf er den Körper weit verlegen; gegen diesen muß er

nur schwach, nur unmerklich sich überbeugen. Gleichwohl kann auch die Ehrerbietung nicht sogleich, nicht unmittelbar, den Zorn bis zu dem gehörigen Grade mildern; noch weniger kann sie das Uebergewicht in dem Maaße erhalten, daß sie in der Mischung als hervorstechender, herrschender Zug erscheine. Jenes macht die zu grose Entfernung der Affecten; dieses die zu heftige, stürmische Natur des Zorns unmöglich. **Albrecht** hat seine Lanze zerbrochen, hat das Thurnier für aufgehoben erklärt, hat jedem, der dennoch thurnieren würde, Rache bis in den Tod geschworen; er hat die Ritter aufgefodert, seinen Arm, sein Schwert, sein Herz zu versuchen; er hat seinen Handschuh gegen jeden hingeworfen, der die Ehre seiner Gebieterinn antasten würde: und unmittelbar nach diesen drey so wilden, so feurigen Ausbrüchen wendet sich die Rede wieder an seinen Vater. Finden Sie nicht, daß hier eine dreyfache Pause durchaus unentbehrlich

lich ist, wenn Albrecht seine Hitze nur einigermaßen, nur bis dahin dämpfen soll, daß er nicht allzulaut, zu heftig, zu stürmisch werde? Sehen Sie nicht, während dieser Pausen, ihn gleichsam mit seiner Hitze ringen, ihn nur mühsam sie in die Gewalt bekommen, ihn besonders da, wo er die Lanze zertreten hat, ein paar unruhige Schritte umhergehen, unschlüssig sich hin und her wenden, den Blick gleichsam ungerne und so, daß es ihm kostet, nach dem Herzoge hinrichten? Und wenn er nun wirklich zu reden anfängt; fühlen Sie nicht, daß er an allen Gliedern zittern, daß seine Farbe wechseln, seine Stimme schwanken muß; daß man noch immer das Uebergewicht des Zorns muß erkennen können, der ihn am Ende, nach dem unglüklichen Schwertschlag, Sohn und Unterthan vergessen macht und ihn über alle Grenzen hinaustreißt?

So, wie dieſes erſte Beyſpiel, darf ich auch das zweyte jezt folgende nicht erſt ſelbſt erfinden; ich darf mich nur deſſen, was ich geſehn habe, erinnern. Alceſte, die ſich zur Rettung ihres Gemahls den Todesgöttern durch eine feyerliche Anrede geweyht hat, wird plözlich von der fürchterlichen Phantaſie ergriffen, als ob ſie die Fittige der unterirdiſchen Schatten ſchon rauſchen hörte, ſchon ſie niederſteigen ſähe, ſchon als beſtimmtes Opfer von ihnen fortgeſchleppt würde. Der Tonſeher, der dieſe Gedanken durch Wiederholungen ausbildet, läßt die Furcht der Unglüklichen von Rede zu Rede ſteigen, den Athem ſich immer mehr verkürzen, die Stimme immer ſchwächer, immer ohnmächtiger niederſinken. Zu dieſer ſo bedeutenden, ſo ausdruckvollen Declamation war die lezte Stellung der Schauſpielerinn einſinkend, halb ſchon fallend; ſie hatte ſich von dem Orte, wo ſie ſich das Phantom dachte, ſeitwärts weggebeugt und warf

mit

mit abgewandtem Geſichte nur noch halbe ſchüchterne Blicke hin; die Arme, die ſich dem Schreckbilde verwandt entgegengeworfen hatten, behielten zwar noch die anfängliche Richtung, aber zu ihrer Erhebung, zur Anſpannung der Muſkeln, waren Muth und Kräfte verſchwunden und ſchon fielen ſie matt und zitternd gegen die Erde. (Fig. 56) Unmittelbar auf dieſe Ohnmacht der Furcht ſollte die zweyte muthige Anrede an die Götter der Hölle, die zweyte entſchloſſne Darbietung des eignen Lebens folgen. Die muſikaliſche Declamation iſt hier feurig, ſelbſt bis zur Wildheit; ſie kündigt eine Seele in einem erhöhtern Zuſtande der Kräfte an; und ſo muß denn auch das Spiel einen ſehr beträchtlichen Grad von Feuer haben, wenn nicht eine höchſt widrige Disharmonie zwiſchen dem muſikaliſchen und dem mimiſchen Ausdruk entſtehn ſoll. Der Blick Alceſtens, weil ſie unterirdiſche Gottheiten aufruft, muß ſich gegen den Boden kehren,

der Körper muß vorwärts hängen, der Schritt muß weit seyn, die Arme müssen sich ausbreiten; das weitofne Auge muß hervorquellen und der Blick etwas Begeistertes, Starres haben. (Fig 57.) Einzeln genommen sind diese beyden Ausdrücke, jeder für die Rede, die er begleiten, für den Gemüthszustand, den er bezeichnen soll, von der abgemessensten Richtigkeit; keiner ist überspannt, keiner zu matt; aber sie in so nahe Verbindung zu bringen, Kraft auf Ohnmacht, entschloßnen Muth auf zitternde Bangigkeit so unmittelbar folgen zu lassen, das würde wider die Kenntnis anstossen, die jeder, auch wenig unterrichtete, Zuschauer von dem menschlichen Herzen, von der Natur der Empfindungen hat. Hier also war eine Pause und selbst eine längere nöthig, um durch mehrere Mittelzustände die beyden so entgegengesezten Empfindungen verbinden zu können. Parthenia griff die sinkende Königinn auf, schloß sie in ihre Arme; Alceste,

an

an dem ſchweſterlichen Buſen ſich bald erho-lend, hob den matten Arm und legte, im Ge-fühl ihrer Verwirrung, die Hand vor die Stirne, indeß Parthenia mit Blicken voll Schmerz und Liebe ihr zuzureden ſchien, daß ſie doch ihrem Vorſatz entſagen, ihr ſchreckli-ches Gelübd widerrufen mögte. (Fig. 58.) So wie Beſonnenheit und Kräfte zurückka-men, erwachte Alceſtens ganze Zärtlichkeit wieder; ihr Vorſatz blieb feſt; Anfangs war nur noch ihr Blick von Parthenien wegge-wandt; gleich darauf ſträubte ſich ſchon ihre Hand in der Hand der ſie haltenden in ſie dringenden Schweſter; jezt machte ſie ſchon ſtärkere Bewegungen ſich loszureißen, Unwil-len und Beharrlichkeit im Auge und auf der Stirne; auf einen noch innigern Blick, eine noch herzlichere Umarmung Parthenieno ent-wand ſich ihr die zu feſt entſchloßene Königinn, (Fig. 59.) und erſt dann folgte, mit der ganzen oben beſchriebenen Stellung, die zwey-

te

te muthige Anrede an die Höllengötter. Nicht allein hatte nun die Wiederholung der Todesweyhe einen begreiflichen Grund; auch der beleidigende Sprung in den Empfindungen war vermieden, und was sonst bloßer müßiger Zierrath, leerer musikalischer Ueberfluß hätte scheinen können, ward bedeutender, reizender Zug im Charakter. —

Um der Verlegenheit auszuweichen, worinn die Wahl mehrerer Beyspiele mich setzen würde, werfe ich einen Blick in unsren so lange vergeßnen Remond von St. Albine. Er hat der Beyspiele zwey, das eine aus Racinens Phädra, das andre aus Voltärens Zayre; aber sein Räsonnement darüber ist wenig gründlich. Phädra, die endlich alle Bedenklichkeiten überwunden und ihre sträfliche Liebe gegen Hippolyt zwar mit Wendungen, aber doch mehr als zu deutlich erklärt hat, *) erhält

*) S. Act. 2. Sc. 5.

erhält von dieſem die beſchämende niederſchlagende Antwort:

Dieux! Qu'eſt ce, que j'entens? Madame, oubliés-Vous,
Que Theſée eſt mon pere & qu'il eſt Votre Epoux?

Er ſcheint das Bittre dieſes Vorwurfs mildern zu wollen, indem er, nach einer Zwiſchenrede der Königinn, fortfährt:

Madame, pardonnés! J'avoue en rougiſſant,
Que j'accuſois à tort un diſcours innocent.
Ma honte ne peut plus ſoutenir Votre vue
Et je vai — —

allein die Unglükliche merkt nur zu wohl, daß er ſie verſtanden, und wenn ſies auch nicht merkte, ſo iſt ihre Leidenſchaft für längere Verſtellung zu heftig. „Hier wird, ſagt Re„mond, die Liebe der Königinn Wut; kein „Augenblik ſcheidet dieſe beyden ſo entgegen„geſezten Empfindungen von einander; der „Uebergang geſchieht ohne Vorbereitung,

„ohne

„ohne Zwischenschattirung. — Nicht im„mer, fährt er fort, dürfen die Uebergän„ge so rasch, so plözlich geschehen; denn „gemeiniglich überwindet die eine leidenschaft „die andre entgegengesezte erst nach einigem „Kampf, und um in solchen Fällen die Wahr„heit der Natur zu treffen, ist dem Schau„spieler die Kunst des Schattirens und Ver„schmelzens höchstnöthig.“ — Es ist fürs erste falsch, daß sich die liebe der Phädra in Wut verwandelt, oder Remond müßte mit diesem Worte einen andern als den gewöhnlichen Sinn verbinden; ihre lange, nur allzulange Rede hebt zwar freylich mit dem Ausrufe an:

— Ah Cruel! tu m'as trop entendue!
Je t'en ai dit assez, pour te tirer d'erreur.
He bien! connois donc Phèdre & toute
sa fureur!

aber in der That ist das nicht Ausbruch des Zorns, sondern des tiefsten Schmerzens, des

bitterſten Leidens, das ſich am Ende zwar allerdings in Wut, aber nicht der Rachgier ſondern der Verzweiflung, verwandelt. Doch wenn auch wirklich Phädra in den ausſchweifendſten Zorn geriethe; wie kann Remond ſagen, daß es ohne Uebergang, ohne Mittelaffect geſchehe? las er denn nicht, was die Königinn dem Hippolyt ſchon vorher auf ſeine erſte Rede antwortet:

Et ſur quoi jugés-Vous, que j'en perds la mémoire?

Prince, aurois-je perdu tout le ſoin de ma gloire?

Oder fühlte er nicht, daß dieſe Worte mit ſichtbarer Verwirrung der Scham müſſen geſprochen werden? daß, während der gleich folgenden mildern Wendung Hippolyts, die unglückliche Königinn mit ſich ſelbſt ringen muß, bis ſie in der Unmöglichkeit, ihre Ehre retten oder ihrer Liebe widerſtehen zu können, in das volle ſchmerzliche Bekenntnis ausbricht?

Wenn Phädra nach den ſchwärmeriſchen verliebten Entzückungen, worinn ſie ſich ſo ganz verloren hatte, augenblicklich und ohne den mindeſten Uebergang in den wildeſten Schmerz geriethe; ſo wäre das überhaupt wider die Natur der Seele: wenn ſie in Zorn geriethe; ſo wäre das noch überdem wider die Beſchaffenheit ihrer Lage. — Die Lage Clorindens beym Cronegk iſt ganz verſchieden; das Liebesbekenntnis, das dieſe ablegt, hat nichts von jenem Schwärmeriſchen, jenem Weichlichwohllüſtigen, welches aus allen Reden der Phädra athmet; ihr enſchloßner, muthiger, ſtolzer Charakter erhält ſich durchaus; und wenn ſie dem Olint mit ihrer Liebe nicht bloß Rettung des Lebens, ſondern auch Krone und Purpur anbeut, ſo iſt das minder Schwäche, als großmüthige Freundſchaft, als Gerechtigkeit gegen das Verdienſt und Erhabenheit über Vorurtheile. Gleichwohl giebt der Dichter auch ihr, ehe ſie ihren

ganzen Unwillen ergieſt, Augenblicke der Scham und Verwirrung:

Verſtumm! Das iſt genug. — Ihr Götter, blizt auf mich!
Verberget meine Schmach! Ich bin verachtet! Ich!
Er haßt mich. Ich verſchmäht! erniedrigt! — Frevler, fliehe!
Flieh, ſag ich! u. ſ. w.*)

Nehmen Sie dieſe Worte hinweg, und ich frage Sie: ob nicht in den Empfindungen eine ſehr merkliche, widrige lücke entſtehe? ob nicht Leſſings Ausſpruch zwiefache Wahrheit erhalte: daß in der Rolle Clorindens alles Widerſpruch ſey und ſie immer von einem Aeuſſerſten auf das andere ſpringe?**)

In den Stellen, die Remond aus der Zayre anführt, findet er die Uebergänge ſehr ſchwer,

*) Olint und Sophron. 3. Aufz. 3. Auftr.
**) S. Hamb. Dramat. Th. 1. St. f.

ſchwer, und gerade hier ſind ſie ſehr leicht. Er redet von Bewegungen; die einander mit größter Geſchwindigkeit zerſtören, und hat dabey ohne Zweifel die beyden Empfindungen im Sinne, die der Eiferſüchtige immer vereinigen will und nie vereinigen kann: Haß und Liebe. *) Remond bedenkt nicht, daß Oros-

*) Ebendaſ. p. 212. L'art de paſſer adroitement d'un mouvement à l'autre eſt difficile. Il l'eſt ſur tout, lorſque ces mouvemens ſe détruiſent l'un l'autre avec une extrême rapidité, ainſi que dans ces endroits de la Tragédie de Zaïre:

— O nuit, mit effroyable!
Peux-tu prêter ton voile à des pareils forfaits?
Zaire! — L'infidele! — Après tant de bienfaits!

J'aurois d'un œil ſerain, d'un front inaltérable,
Contemplé de mon rang la chute épouvantable.
J'aurois ſu dans l'horreur de la captivité
Conſerver mon courage & ma tranquillité.
Mais me voir, à ce point, trompé par ce que j'aime!

Helas! le crime veille, & ſon horreur me ſuit.
A ce coupable excès porter ſa hardieſſe!
Tu ne connoiſſois pas mon cœur & ma tendreſſe,

Cam-

Oroonann nicht erſt eiferſüchtig wird, daß ers ſchon iſt; er bedenkt nicht, daß der ganze Zuſtand der Eiferſucht ein unaufhörliches Ringen, Kämpfen, Schwanken, Leiden iſt; daß ihre mancherley Bewegungen ſich anders nicht, als durch mehr oder minder Neigung nach dieſer oder jener Seite hin, unterſcheiden. Das eine mal iſt Oroonann mehr der zürnende Beleidigte, das andre mal mehr der klagende Unglückliche; jezt hat in ſeinem Herzen Rachgier, jezt wieder Liebe den Ueberſchwung: aber Liebe, in ſo naher Vereinigung mit dem Zor-

Combien je t'adorois; quels feux – Ah Coraſmin,
Un ſeul de ſes regards auroit fait mon deſtin.
Je ne pus être heureux, ni ſouffrir que par elle.
Prens pitié de ma rage! Oui, cours – Ah! la Cruelle!

Voilà les premiers pleurs, qui coulent de mes yeux.
Tu vois mon ſort. Tu vois la honte, ou je me livre.
Mais ces pleurs ſont cruels, & la mort va les ſuivre.
Plains Zaire! Plains – moi! L'heure approche. Ces pleurs
Du Sang, qui va couler, ſont les avant-coureurs.

ne, kann anders nicht, als in der Gestalt des leidens erscheinen; und vom leiden zum Zorne, so wie vom Zorne zurück zum leiden, ist, wie schon mehrmalen gesagt worden, der leichteste Uebergang von der Welt.

Vier

Vier und vierzigster Brief.

Bisher, mein Freund, gingen wir noch immer von reinen, wenigstens scheinbarreinen Empfindungen aus: es ist noch der Fall übrig, wo schon mehrere Affecten in der Seele vorhanden sind und entweder der eine das Uebergewicht erhalten oder auf die Verwirrung aller ein ganz neuer Zustand erfolgen soll. Offenbar sind hier eben die Grundsätze anwendbar, die bey dem Wechsel reiner Empfindungen galten, und so müssen Sie hier nichts Neues, nichts Bedeutendes mehr erwarten. Ist der Affect, der den Ueberschwung erhalten soll, schon in der Mischung der herrschende, so braucht er nur etwas mehr Nahrung, um den mitverbundnen gänzlich zu unterdrücken und in voller Kraft zu erscheinen: ist er der schwächere, so muß er entweder durch langsame

Gradation dem andern immer mehr abgewinnen oder es entſteht auch hier, wie bey allen plözlichen Veränderungen, eine gewiſſe Beunruhigung, ein gewiſſes Schwanken der Seele: iſt er dem mitverbundenen an Kraft ohngefähr gleich, ſo kann er ihn ebenfalls nur nach und nach, nur durch allmälige Zunahme, oder nicht ohne merkliche Verwirrung des Ideengangs, in die Gewalt bekommen. Den erſten Fall kann **Albrecht** erläutern, wenn er ſogleich nach dem Schwertſchlag aller Ehrerbietung vergißt; den zweyten **Alceſte**, wenn mit der Beſonnenheit ihre Liebe und ihr Muth zuerſt wieder aufleben; den dritten **Zemire**, wenn ſie zwiſchen entgegengeſezten Begierden kämpft, deren eine ſie nach dem magiſchen Spiegel hin, die andre davon zurückzieht. — Tritt der oben bemerkte lezte Fall ein, daß ein ganz neuer Affect auf den ſchon zweifelhaften Zuſtand der Seele folgen ſoll; ſo iſt die Verwirrung geringer, wenn dieſer Affect dem

ſchon

schen herrschenden, gröſser, wenn er dem schwächern, am gröſsten, wenn er keinem der vorhandenen Affecten verwandt ist. —

Da ich so ruhig in meiner Materie fortfahre, so denken Sie vielleicht, daß ich Ihre Erinnerungen, von denen ich schon im vorigen Briefe schwieg, ganz übergehen wolle; aber in der That wollt' ich das Fehlende von jener nur erst nachholen, ehe ich mich an die Prüfung von diesen machte. Daß meine Betrachtungen, wie Sie sagen, nur auf das Allgemeinste gerichtet waren; daß ich tausend nähere Bestimmungen, tausend noch zu machende Unterschiede aus der Acht ließ, räume ich ein; aber ungerne mögt' ich, ausser diesem Mangel, mir noch den Fehler zu Schulden kommen lassen, daß ich wirkliche Einschränkungen meiner Grundsätze, wirkliche Ausnahmen davon übersehen und meinen Regeln eine Allgemeinheit gegeben hätte, die ihnen nicht

zukäme. — Ich habe die Schrift, die Sie mir nannten, gelesen, habe sie ihres scharfsinnigen Verfassers würdig und die aufgeworfene Frage völlig darinn gelöst gefunden; der einzige Zweifel, den ich noch habe, betrift den Punkt, auf den es hier ankommt.

„Plözlicher Uebergang, sagt Herr Tiede„mann *), von einem Gegensatze zum an„dern, wenn auf einmal in den Ursachen Aen„derung vorgeht, läßt sich bald erklären. „Zorn und Lachen, nicht das bittere Hohnge„lächter, sondern das Lachen der Freude und „Lustigkeit, schließen einander aus; dennoch „wird der äusserst Aufgebrachte, sobald sein „Gegner den Widerstand fahren läßt und mit „komischen Ausdrücken in Worten oder Stel„lun

*) S. Hessische Beyträge zur Gelehrsamkeit und Kunst. St. 3. No. 4. Vom plözlichen Uebergange der Seele aus einem Entgegengesezten in das andre.

„lungen Furcht oder Unterwerfung zu erken„nen giebt, ſich des lauten Gelächters nicht „erwehren können; ſogar, wenn ihm auch „ſonſt dergleichen kein hinlänglicher Reiz zum „Lachen geweſen wäre. Der gefühlte Con„traſt zwiſchen ſeinem großen Eifer, ſeiner hef„tigen Anſtrengung, und dem geringen Wi„derſtande, der ſonſt weder ſo groß geweſen, „noch ſo lebhaft gefühlt wäre, reißt ihn un„widerſtehlich zum Lachen hin und macht ihn, „nicht allmälig ſondern plözlich, von einem „Gegentheile zum andern übergehen.“ — Wäre hier nicht von dem äuſſerſt Aufgebrachten die Rede, ſo würde ich gegen die Wahrheit der Beobachtung nicht ſtreiten; um ſo weniger, da die Ausdrücke des Gegners komiſch ſeyn ſollen; aber wie auf heftigen entſchiednen Zorn augenbliklich ein lautes luſtiges Gelächter folgen könne? weiß ich mir nicht zu denken. Ich mag die Situation ſo oder anders annehmen; ſo ſcheint es mir immer,

als ob der Zornige eben darüber, daß er von einem so Nichtswürdigen sich so weit treiben ließ, erst den lebhaftesten Unmuth fühlen, diesen Unmuth durch Reden oder Thätlichkeiten auslassen, und wenn er lacht, nothwendig mit Bitterkeit lachen, also hohnlachen müsse. Indessen, wenn auch die Beobachtung selbst völlig wahr ist, so scheint sie nicht das, was sie soll, zu beweisen; nicht die Möglichkeit des plözlichen Ueberganges von einem Entgegengesezten ins andre. Der wahre Gegensatz des Zorns würde eine Empfindung seyn, die statt des raschen einen langsamen, statt des vollen einen schwachen, statt des abgestoßnen einen gebundenen, statt des ungleichförmigern einen gleichförmigern Gang hielte; der vollkommenste Gegensatz eine Empfindung, die alle diese Eigenschaften im höchsten Grade vereinigte. Das aber ist nicht der Fall mit dem lachen: dieses ist Mittelempfindung, ist eine Art von Unentschiedenheit, von Hinundherschwanken der

See-

Seele, welches nur mehr nach den muntern als nach den trägen oder ſtürmiſchen Empfindungen hinzieht. Der Zornige, der aus ſeiner Wut auf einmal in ein luſtiges Lachen fiele, würde damit nicht von einem Aeuſſerſten auf das andere ſpringen; er würde bloß in ein Schwanken gerathen und mit dieſem Schwanken, nur ein wenig zu ſchnell, die Neigung nach dem andern Aeuſſerſten hin gewinnen.

„Auf gleiche Weiſe, fährt Herr Tiede„mann fort, geht heftige Liebe, wenn der „Gegenſtand ihrer auf einmal unwürdig er„funden wird und allmälige Sättigung die „Gleichgültigkeit nicht vorbereitet hat, in hef„tigen Haß über. Die Stärke unſrer Zunei„gung läßt uns des Gegenſtandes Unwürdig„keit und Nichtswürdigkeit ſo viel lebhafter „fühlen und treibt uns, über die Gleichgül„tigkeit hinweg, zum heftigen Haſſe.“ — Ueber die Gleichgültigkeit hinweg, iſt ſehr wahr;

wahr; aber auf einmal zum Hasse? ohne ein zwischenliegendes schreckhaftes Erstaunen? ohne einen verwirrten Tumult von Empfindungen, der zwar endlich mit vollem entschiedenem Haß sich endigen kann, aber es doch schwerlich gleich Anfangs ist? — Ich denke, es ist nur die Schuld der Sprache, die so wenig Ausdrücke für die endlose Mannichfaltigkeit unsrer Seelenbewegungen hat, daß oft auch der Scharfsichtigste seine Beobachtungen für etwas anders nimmt, als sie sind. Doch lassen sich auch noch andere Ursachen angeben: die große Schnelligkeit in der Folge der Empfindungen und die große Feinheit in ihrer Mischung. Jene verbirgt uns die Mittelaffecten und verführt uns, daß wir schnell mit plözlich verwechseln; diese läßt uns in den beyden Zuständen der Seele, in dem, welcher aufhören und in dem, welcher anfangen soll, die schwächern Nuancen nicht inne werden, die beyde in einander verfloßen; sie läßt uns nicht bemerken,

wie

wie zu den Hauptempfindungen ſich gewiſſe leiſe, gleichſam ſtumme, Nebenempfindungen, gewiſſe geheime Launen geſellen, die, wenn man ſie mit in Rechnung brächte, den ſcheinbaren Sprung bald würden erklären können.

Laſſen Sie ſehen, ob nicht auch bey dem zweyten Vorwurfe, den Sie mir machen, ſich irgend ein kleiner Mißverſtand findet. Ich ſoll den Unterſchied zwiſchen Affecten überſehen haben, die in ihren Urſachen verbunden und die in ihren Urſachen getrennt ſind.*) Wenn, meynen Sie, die Seele durch einen gewiſſen Gegenſtand in eine beſtimmte Empfindung verſetzt ſey und nun ein anderer mit jenem nicht verbundner Gegenſtand auf einmal durch eine ungleichartige oder, nach meiner Art zu reden, durch eine entfernte Empfindung den Ton der-

*) Man ſehe darüber Hume und Home an den angeführten Orten.

derſelben zu verändern ſtrebe; ſo möge freylich Anfangs, wegen der Neuheit des zweyten Gegenſtandes, eine Art von Verwirrung entſtehen, eine Art von Schrecken, von kurzem Erſtaunen, während deſſen die neue Empfindung ſich allmälig der Seele bemächtige; aber wenn nun einmal dieſer erſte Eindruk geſchehen ſey, ſo gehe doch die Seele, nachdem ſie den einen oder den andern Gegenſtand denke, von Empfindung zu Empfindung ohne Mittelaffect und ſo über, daß eine von der andern durchaus keinen Abbruch leide und jede, ſo lange ſie da iſt, völlig rein, ohne Verwirrung, ohne fortdaurendes Schwanken, herrſche. — Ich gebe zu, daß der Unterſchied zwiſchen Affecten, die in ihren Urſachen verbunden und die darinn getrennt ſind, von Wichtigkeit iſt, und daß er bey der Frage von der Folge der Empfindungen nicht weniger in Betrachtung kommt, als bey der Frage von ihrer Miſchung. Aber eine wirkliche Einſchränkung

unſres

unſres Grundſatzes, eine wirkliche Ausnahme davon kann ich darin nicht finden; wenigſtens nach dem Beyſpiele nicht, auf das Sie mich hinweiſen und das bey dieſer Gelegenheit auch ſchon Home anführt.*) Shylok fühlt den bitterſten Schmerz, wenn er ſich der Koſtbarkeiten erinnert, die er durch die Flucht ſeiner Tochter verloren; er fühlt die lebhafteſte Freude, wenn er an den Unfall ſeines Handlungsfeindes Antonio denkt, an dem er nun nach Belieben ſich rächen kann. So wie Tubal die Aufmerkſamkeit Shyloks bald auf den einen, bald auf den andern Punct lenkt, wechſeln bey dieſem die beyden ſo entgegengeſetzten Empfindungen ab; Schmerz ſcheint auf Freude und Freude auf Schmerz augenblicklich und ohne Miſchempfindung zu folgen. Ich ſage: ſcheint; denn der Schmerz, wo er auf

*) Gr. d. K. Th. 1. S. 174 fg. — Shakeſpear im Kaufmann von Venedig. 3 Act. 1. Auftr.

auf die Freude folgt, äuſſert ſich ſchon nicht mehr ſo heftig, als Anfangs; auch kann die Freude, wo ſie wieder Meiſter über den Schmerz wird, nicht ſogleich im erſten Augenblicke die ganze Stirne erheitern und ausglätten; ſie lächelt mit mattem Schimmer gleichſam nur hinter einer Wolke hervor und läßt in der erſten Mine, vielleicht auch ſogar im erſten Tone Shyloks, noch etwas Kränkliches, Peinliches übrig. Was aber die Hauptſache iſt; ſo findet ſich in der Freude ein Zuſatz, der zum Vereinigungspuncte mit dem leiden dient; ſie iſt Schadenfreude, alſo Freude des Haſſes, des gemäßigten Zorns, der mit dem leiden eine ſo genaue Verwandſchaft hat. Nicht die beyden abwechſelnden Empfindungen ſind rein, wenn ſies gleich ſcheinen; nur die eine, die erſte iſt es; die andre iſt eine ungewiſſe, ſchwankende Seelenbewegung, die eben ſo leicht nach jener erſtern entſtehen, als in ſie wieder zurückkehren kann.

Wir

Wir fangen an, mein Freund, uns in Feinheiten, in Spizfindigkeiten zu verlieren, die von der Ausübung ſich immer mehr zu entfernen ſcheinen. Es iſt Zeit, denk ich, daß ich die Unterſuchung unſrer Materie, und da ſie in meinem Entwurfe die lezte war, daß ich den ganzen bisherigen Briefwechſel ſchlieſſe. Wenn Sie finden, daß ich nur wenig leiſtete, ſo erinnern Sie ſich, daß ich auch nur wenig verſprach; daß ich gleich Anfangs die Theorie der Mimik nur auf das Allgemeinſte einſchränkte; daß ich über das Ganze dieſer Theorie nur einige zerſtreute Ideen hinwerfen, nur einige ſchwierige Puncte derſelben bemerken und höchſtens einige einzelne Theile bearbeiten wollte. Ich habe, wie ich mir ſchmeichle, noch etwas mehr gethan, als ich, dieſem Verſprechen nach, hätte dürfen: ſtatt nur einige nöthige Materialien zum Baue herbeyzuſchaffen und die meiſten ſo roh zu laſſen, wie ich ſie aufnahm, hab ich dieſe Materialien, ſo weit

sie reichten, schon einigermaßen verbunden, habe daraus schon so ziemlich eine Hütte, wenn gleich eine bey weitem nicht fertige, an vielen Seiten noch offne, hie und da etwas baufällige Hütte zusammengeschlagen. Möglich genug, daß dieser zu unvollkommne, zu übereilte Bau entweder von selbst wieder zusammenstürzt, oder daß auch irgend ein kritischer Verwüster ihn dem Erdboden gleich macht! Aber die Hofnung bleibt mir doch immer, daß künftig vielleicht ein reicherer, einsichtsvollerer Architekt den Ort, wo ich mich anbaute, nicht nur reizend von Aussicht, sondern auch vortheilhaft gelegen zum Gewinn für wissenschaftliche Kenntnisse findet, und daß er dann einer Kunst, die ich liebe, eben da, wo ehemals meine Hütte stand, einen tiefgegründeten, in allen seinen Theilen festverbundnen, Pracht- und Geschmakvollen Tempel aufführt.

In-

Inhalt des Werks.

Einleitung. I. Brief. Leſſings Urtheil über den Schauſpieler des Nemend von St. Albine. Sein Vorſatz, ein Werk über die körperliche Beredſamkeit zu ſchreiben. Züge aus ſeinem ſchriftſtelleriſchen Charakter.

II. Br. Möglichkeit einer Theorie der Schauſpielkunſt. Unzulänglichkeit der bloßen Empfindung. Widerlegung des Einwurfs: daß alles, was nach Regeln gemacht wird, kalt und ängſtlich werde. Abſoluter Werth der Mimik.

III. Br. Möglichkeit einer Mimik. Die auszudruckenden Arten der Empfindungen laſſen ſich überſehen, wenn gleich nicht ihre Objecte. Mannichfaltigkeit der Ausdrücke unter verſchiednen Völkern, Ständen u. ſ. w.

IV. Br. Gemeinschaftliches in allen diesen Verschiedenheiten. Einschränkung der Mimik eben auf dieses Gemeinschaftliche.

V. Br. Unterscheidung bloß mechanischer und solcher körperlichen Veränderungen, die von der Einwirkung der Seele abhangen. Regeln für jene erstern. Eintheilung der leztern in solche, die nur einen ganz allgemeinen unbestimmten, und in solche, die einen speciellern bestimmtern Sinn haben. Regel für jene.

VI. Br. Ueber den Begriff des Worts: Gebehrde. Vorläufige Eintheilung der Gebehrden in malende und ausdruckende. Theile des Körpers, die zu Gebehrden dienen. Schwierigkeit der Beschreibung der Gebehrden, wegen Armuth der Sprache.

VII. Br. Zwei Gesichtspuncte für das Gebehrdenspiel: Wahrheit und Schönheit. Einschränkung der nachfolgenden Untersuchungen auf die Wahrheit.

Erster Theil. Die Gebehrden, einzeln betrachtet.

VIII. Br. Erklärung der beyden Wörter: Malerey und Ausdruk. Was eigentlich mimisch malbar

malbar ſey? Die Urſache einer malenden Gebehrde iſt entweder Lebhaftigkeit der eignen Vorſtellung oder Abſicht, bey andern eine lebhafte Vorſtellung zu erwecken. Ueber das viele Figürliche im Gebehrdenſpiel.

IX. Br. Eintheilung der ausdruckenden Gebehrden in abſichtliche, analoge, phyſiologiſche; der leztern wieder in ſolche, die willkührlich nachgeahmt werden können und die es nicht können. Einziges Mittel, auch die leztern herauszubringen.

X. Br. Ausdruk der unthätigen Ruhe. Verſchiedenheiten in dieſem Ausdruk und Gründe derſelben. Vorläufige Anmerkung über den allmäligen Uebergang aus Ruhe in Thätigkeit.

XI. Br. Ausdruk der Operationen des Verſtandes. Von dem Analogen in dieſem Ausdrucke. Von dem Figürlichen darinn.

XII. Br. Ausdruk der Affecten. Eintheilung derſelben in Begierden und Affecten des Anſchauens. Bemerkung, daß auch der Verſtand Affecten von beyderley Art habe. Von Lachen, Bewunderung, Verwunderung.

XIII. Br. Ausdruk der Affecten des Herzens und zuförderst der Begierden. Eintheilung in Begierde nach Genuß, nach Rettung, nach Wegräumung. Verschiedene Modificationen dieser Begierden.

XIV. Br. Gemeinschaftliches aller nach außen gerichteten Begierden: die schiefe Lage des Körpers, die gerade Linie, die Abänderung nach dem verschiednen Verhältnisse, worinn der Begehrende und der Gegenstand der Begierde stehen.

XV. Br. Spiel der Genußbegierde. Bemerkung über die hier sich äussernde Synergie der Kräfte. Figürliche Ausdrücke. Eigenthümliches in dem Spiel der Begierden, die auf Entschließung freyer Wesen gerichtet sind.

XVI. Br. Spiel der Rettungsbegierde. Wie sie sich fast immer mit Begierde, das Uebel zu kennen und es wegzuräumen, verbindet. In wie ferne auch hier Synergie der Kräfte Statt hat. Figürliches und motivirtes Spiel.

XVII. Br.

XVII. Br. Spiel des Zorns. Zurückschreckende Häßlichkeit desselben. Anmerkung über eine Stelle im Plutarch.

XVIII. Br. Schwierigkeit, die Ausdrücke zu classificiren. Ableitung des Zorns auf fremde und unschuldige Gegenstände. Aehnliche Erscheinungen bey der Rettungs- und Genußbegierde.

XIX. Br. Uebergang zu den Affecten des Anschauens. Verschiedenheit der philosophischen und der mimischen Betrachtungsart. Daraus hergeleitete Einschränkung der folgenden Untersuchungen.

XX. Br. Ausdruk der angenehmen Affecten des Anschauens. Gebehrden der Freude; Handlungen, worinn sie gerne ausbricht. Verschiedene Ausdrücke des ruhigen Selbstgefallens; der moralischen Sympathie.

XXI. Br. Ausdruk der Verehrung; der Liebe. Anmerkung über die Modificationen, welche auch diese Affecten von ihrem Gegenstande annehmen.

XXII. Br. Ausdruk der angebornen Affecten des Anschauens. Solcher, deren Ursache bloß Herabwürdigung im Urtheil ist. Ausdruk der Verachtung; der Scham.

XXIII. Br. Solcher, deren Gegenstand ein wirkliches Uebel ist. Eintheilung dieser Affecten in solche, die sich auf die Ursache, und die sich auf die Empfindung des Uebels beziehen. Ausdruk der Furcht, des Aergernisses, des Verdrusses; Ausdruk der Schwermuth, des Leidens. Rückblick auf die Selbstanfälle des Zorns.

XXIV. Br. Regel von der Vollständigkeit des Ausdruks.

XXV. Br. Ueber zusammengesezte Ausdrücke vermischter Empfindungen. Wie es einige ihrem Namen nach nicht zu seyn scheinen und es doch sind. Allgemeine Regel für solche Ausdrücke. Beyspiele.

XXVI. Br. Fernere Beyspiele. Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit der Gebehrdensprache. Ob es in dieser Sprache Synonymen gebe? Beyspiele feinerer Unterschiede.

Ue-

Ueber die Grille, bey verſchiednen Vorſtellungen deſſelben Stücks mit Ausdrücken zu wechſeln.

XXVII. Br. Verdienſt des Schauſpielers mit Verdienſt des Zeichners verglichen. Wann im Gebehrdenſpiel Malerey erlaubt und wann ſie unerlaubt ſey. Erläuterung einer mißverſtandnen Stelle des Macrobius. Regel, wie Quintilian ſie gefaßt und nähere Beſtimmung derſelben. Beyſpiele falſcher Malerey.

XXVIII. Br. Fälle, wo die Malerey das richtige Spiel iſt. Von der Zuſammenſetzung malender und ausdruckender Gebehrden. Fälle, wo die vollkommne Vereinigung beyder möglich und wo ſie unmöglich iſt. Völlig abgeſchmakte Malereyen. Beyſpiele davon.

XXIX. Br. Ausdehnung dieſer Regel auf die Pantomimen. Wie darinn alle dem Ausdruk hinderliche Malereyen können vermieden werden; auch wenn Handlung der Steff iſt. Steff, den die Alten für ihre Pantomimen wählten. Ueber eine Stelle im Lucian.

XXX. Br. Ideal einer Pantomime nach Noverre. Was für Gegenſtände er will behan-

delt haben, und wie bey diesen alle falsche Manierey entbehrlich sind. Unmöglichkeit, daß pantomimische Vorstellungen solcher Handlungen verstanden werden, die nicht aus den allgemeinen Trieben der Natur, nicht aus den gemeinen Vorfällen des Lebens begreiflich, oder auch nicht schon vorher bekannt sind. Cautel bey Behandlung auch schon bekannter Gegenstände. Beyspiel unverständlicher und zugleich Geschmackloser Malerey.

XXXI. Br. Schwierigkeiten, die sich der Erfindung einer eigentlichen Gebehrdensprache entgegensetzen.

Zweyter Theil. Die Gebehrden, in ihrer Folge betrachtet.

XXXII. Br. Noch einige Anmerkungen über die pantomimischen Schauspieler der Alten. — Gebehrdenkunst, als Musik. Umfang, den das Wort Musik in seinem ursprünglichen Sinne bey den Alten hatte. Bemerkung, daß allen musikalischen Künsten einerley Begriffe und Regeln zum Grunde liegen.

XXXIII. Br.

XXXIII. Br. Blick in die Kunſt der Declamation zum Beweis dieſes Satzes.

XXXIV. Br. Regel, die für den Schauſpieler aus der allgemeinen Natur der dramatiſchen Gattung fließt. Verſchiedene Arten des Rhythmus der Rede. Gebrauch jeder Art. Verſchiedene Arten der Declamation. Gebrauch jeder Art. Entſprechende Arten des Gebehrdenſpiels: Tanz, redneriſche Geſticulation, Spiel des Umgangs. Einſchränkung des Schauſpielers auf das leztere, ſo wie des dramatiſchen Dichters auf die Proſe.

XXXV. Br. Beweis der dem Schauſpieler gegebenen Regel durch Beweis der dem Dichter gegebenen Regel. Gründe, die das Anſehen der Alten im Punct des Drama entkräften. Verſchiednes Bedürfnis ihrer und unſrer Bühnen. Schlegels Gründe für die Verſification und Wichtigkeit dieſer Gründe.

XXXVI. Br. Zweck der Dichtkunſt. Wie man nicht auf das, was überhaupt Vergnügen wirken kann, ſondern auf das zu ſehen hat, was eine beſondre beſtimmte Art des Vergnügens befördert. Kraft der Sylbenmaaße.

Un-

Unschiklichkeit einförmiger Sylbenmaaße für das Drama.

XXXVII. Br. Unschiklichkeit aller Versification überhaupt für das Drama, die Sylbenmaaße mögen einförmig oder gemischt oder bildsam seyn. Beweis dieser Unschiklichkeit aus Natur und Zweck des dramatischen Gedichts, verglichen mit Natur und Zweck der Versification. Anwendung auf das Gebehrdenspiel.

XXXVIII. Br. Rettung des Gesangs in der Oper. Rückblick auf das Drama der Griechen. Pflicht des Schauspielers, sich nach dem Dichter zu bequemen. — Ob der geistliche Redner sich nach dem Schauspieler bilden könne und in wie fern er es könne?

XXXIX. Br. Regeln für den Schauspieler in Beziehung auf das Ganze des vorzustellenden Werks; sowohl in Beziehung auf das Ganze des Stüks, als auf das Ganze der Rolle. Ob der Erfolg der wirklichen Aufführung für die Güte eines Stüks beweise?

XL. Br. Regeln in Beziehung auf den Zusammenhang der kleinern Theile einer Rolle,

der einzelnen Reden. Wie man bey malenden Gebehrden das Ganze faſſen, nicht die verſchiedenen Züge vereinzeln müſſe. Regel von ununterbrochener Fortſetzung des Spiels; von ſanfter Verflößung mehrerer ruhigen Thätigkeiten, vom Uebergange aus der Ruhe in den Affect und zurück aus dem Affect in die Ruhe.

XLI. Br. Verbindung mehrerer leidenſchaftlichen Bewegungen; der einartigen und der verſchiedenartigen. Anſchwellen der Leidenſchaften. Beyſpiel richtiger Gradation. Uebergang aus Affecten des Anſchauens in die ihnen verwandten Begierden. Eintheilung der verſchiedenartigen Affecten in verwandte und entfernte. Unzulängliche Unterſcheidungsmerkmale.

XLII. Br. Wahre Unterſcheidungsmerkmale. Anwendung auf mehrere Beyſpiele; beſonders auf die dem Zorn verwandten Affecten. — Wie Verwandſchaft und Entfernung weniger von der Natur der Affecten im Allgemeinen als von dem Grade ihrer Stärke abhängt. Irrung, die der gemeine Sprachgebrauch hier verurſachen kann. Wie nicht bey allen

allen verwandten Affecten die Leichtigkeit des Ueberganges wechselseitig ist. — Gesetz der Verbindung entfernter Affecten. Schwierigkeit einer weitern Ausführung dieser Materie.

XLIII. Br. Beyspiele richtiger Uebergänge durch Pausen und Zwischenschattirungen. Kritik einiger Beyspiele, die Remond von St. Albine anführt.

XLIV. Br. Fortgang aus Mischempfindungen. Geständnis der großen Unvollständigkeit dieser Theorie. Beantwortung einiger Einwürfe gegen die Allgemeinheit des angegebenen Gesetzes. Beschluß.

Verzeichnis
der Beförderer des Werks.

Amsterdam.

	Exemplar.
Herr Hofmeister Bunsen	1
— Joh. Lublinck der jüngere	1
Madame Mutzenbecher	1

Amerofort.

Herr Benjamin Cohen	2
— A. B. Cohen	1
— E. B. Cohen	2
— D. A. Meyer	1
— J. P. von Santen	1

Baden.

Se. Durchl. der Prinz Friedrich von Baden	1
Die Hochfürstliche Bibliothek	1

Berlin.

Ihro Königl. Hoheit die Prinzeßinn Amalia	1
Herr Geh. Sekretär Bertram	3

Herr

	Exemplar.
Herr von Clermont	1
— Abt Demina	1
— Doctor Flies	2
— David Friedländer	1
— Hofmaler Frisch	1
— Kammergerichtsrath Gause	1
— Schauspieler Grave	1
— Geheime Sekretär Herzberg	1
— Hartung	1
— Hofrath Hasse	1
— Jördens	1
— Musikus Kannegiesser	1
— Assistenzrath Klein	1
— Kunth	1
— Marchese von Luchesini	1
Die Herren Grafen von Medem	2
— Prof. Meierotto	1
— Direktor Merian	1
— Prof. Müller	1
— Buchhändler Nicolai	1
— Geheimerath Ramsleben	1
— Baron von Sacken	1
— Baron und Domherr von Schlabberndorf	1
— Schwa	1
— Referendarius Sievecke	1

	Exemplar.
Herr Freiherr von Seherr und Thoß, Staberittmeister der Garde du Corps	1
— Ein Ungenannter	1
— Meyer Warburg	1
— Kapitain von Weiſe	1
— Aaron Weſſely	1
— Geh. Finanzrath Wlömer	1
Madame Wulf	1
Herr Doctor Zencker	1

Braunſchweig.

Ihro Durchl. die Fr. A. v. G. Pr. zu Br. L.	1
Herr Hofgerichtsaſſeſſor Biel	1
— Geh. Kammerrath von Böttticher	1
— Hofrath Ebert	1
— Prof. Eſchenburg	3
Fräul. von Geuſau, Hofdame bey J. D. der Fr. Aebt. v. G.	1
Herr Land-Commandeur von Hardenberg zu Lucklum	1
— Kammerrath von Schrader	1
— Hofprediger Schultz	1
— Obriſt von Warnſtedt	1

Breslau.

	Exemplar.
Se. Durchl. der Erbprinz von Hohenlohe	1
Herr Münzdirector Lessing	1
— Liebmann Meyer	1
— Stadtgerichtsassessor Pistorius	1
— Graf von Schönaich	1
— Stadtsecretair Schubart	1
— Feldprediger Seifert	1
— Kammersecret. Streit	1

Brieg.

Herr Oberamtsrath Westart	1

Curland.

Ihro Durchl. die regierende Frau Herzoginn von Curland	2
Herr Advokat Hinz	1
— von Kleist	1
— P. von Offenberg	1
— H. von Offenberg	1
Fr. Kammerh. von der Recke	1
Herr Past. Ruprecht	1
— C. von Taube	1
— Ph. von Hahn	1

Dessau.

Dessau.

	Exemplar.
Se. Durchl. der regierende Fürst von Anhalt-Dessau	2
Se. Durchl. der Prinz Albrecht von Anhalt-Dessau	1
Herr Hofrath Le Noi	1

Dresden.

Herr Doctor Behling	1
— Premier-Lieut. Lerche	1
— Hofrath von Lindemann	1
— Prof. Meißner	2
Das Societäts-Theater	1

Emmerdingen.

Herr Hofrath Schlosser	1

Frankfurt an der Oder.

Herr Prof. Löffler	1

Gotha.

Se. Durchl. der reg. Herzog v. Sachsen-Gotha	3
J. D. die reg. Fr. Herzog v. S. G.	1

	Exemplar.
Se. D. der Prinz August v. S. G.	1
Se. Excell. der Hr. Minister von Frankenberg	1
Herr Legationssecret. Gotter	1
— Bibliothekar Reichard	1
— Kammerherr von Thümmel	1

Im Haag.

Se. Durchl. der Erbprinz von Oranien	1
Herr Secret. Chelius	1
— Regierungsrath Euler	1
— Hofrath Gervinus	1
— Kandidat Glaser	1
— Se. Excell. der Russisch Kaiserl. Staatsrath Graf Iwan von Galowkin	1
— Neufner, Königl. Preuß. Legationssecretair	1
— Prediger Rütz	1
— Baron von Thulemeyer, Königl. Preuß. Gesandter	1
— Feldprediger Vogel	1

Halberstadt.

Herr Kanonikus Gleim	1

Halle.

Halle.

	Exemplar.
Herr Prof. Eberhardt	1
— Prof. Wolff	1

Hamburg.

Adreßcomtoir	5
Herr Schauspieldirector Schröder	1

Jena.

Herr Schwarz	1

Kiel.

Herr Graf von Baudissin auf Knoop	1
— Prof. Ehlers	1
Se. Excell. der Herr Geh. Conferenzrath Graf von Holk auf Ekhoff	1
Herr Prof. Heinze	1
— Lorenzen	1
— Nabeck	1
— Vollertsen	1

Königsberg in Preussen.

Herr von Baczko	1
— Wolff Friedländer	1

	Exemplar.
Herr Meyer Friedländer	1
— Bernhard Friedländer	1
— Simon Friedländer	1
— E. S. von Halle	1
— Graf von Kayserling	1
— Marc. Salom. Levi	1
— Wulff Oppenheim	1

Kopenhagen.

Herr Fries	1
— Gramborg	1
— Holm	1
— Kandidat Kierulff	1
— Lausen	1
— Copist Munthe	1
— Prof. Rasbrigh	1
— Kandidat Stabel	1
— Procurator Teld	1
— Wille	1
— Decan. Worm	1

Lüneburg.

Die Rathsbibliothek	1

Magdeburg.

	Exemplar.
Herr Dömherr von Alvensleben	1
Die Bibliothek zu Kloſterbergen	1
Herr Conſiſtorialrath Funck	1
— Oberlehrer Gurlith	1
— Kriegsrath Köpken	1

Mannheim.

Sr. Excell. der Obercämmerer Freiherr von Dalberg	2
— Schauſp. Iffland	1
— Schauſp. Meyer	1

Melldorff.

Herr Juſtizrath Voie	1

Muoka.

Herr Hofgerichtsdirector Benitz	1

Ruppin.

Die Schulbibliothek	1

Schleswig.

	Exemplar.
Herr Kammerherr von Warnſtedt	1

Schwedt.

Herr Kammerrath Lauer	1
— Schauſpieldirekter Müller	1
Mademoiſelle Niclas	1

Schwerin.

Frau Majorinn von Baader	1
— Hofräthin Becker	1
Herr Kammerjunker und Juſtizrath von Brandenſtein	1
— Reviſionsrath Cahns	1
— Stallmeiſter Demmer	1
— Doctor Engel	1
— Doctor Hartwig	1
— Se. Excell. der Geheimerath und Oberhofmarſchall Baron von Lützow	1
— Oberzahlcommiſſair Paull	1
— Hofrath Schildt	1
— Regierungsſekretair Siggelkow	1
— Cand. Stolte	1

Stralſund.

	Exemplar.
Herr Schauſpieldirektor Tilly	1

Thoren.

Herr Pred. Hevelcke	1

Tübingen.

Die Univerſitätsbibliothek	1

Wien.

Herr Generalmajor von Airenhofer	1
Frau Gräfinn Baſſewitz	1
Ihro Excellenz Frau Gräfinn Burgbaus	1
Se. Excell. Hr. Graf Joſeph Dietrichſtein	1
Se. Excell. Hr. Graf Edling	1
Frau Gräfinn von Fekete	1
Herr Graf Fries	1
— Freiherr von Gemmingen	1
— Freiherr von Retzer	1
Se. Excell. Herr General und Kammerherr Graf Roſtitz	1
Se. Durchl. der Fürſt Paar	1
Herr Graf Paar	1

	Exemplar.
Ihro Excellenz die Frau Gräfin Pergen	1
Se. Excell. der Herr Obriſtcämmerer Graf von Roſenberg	1
Herr Kammerherr und Reichshofrath Graf von Sternberg	1
— Präſid. und Biblioth. Freyherr von Switen	1
Se. Excellenz Herr Graf von Trautmannsdorf	1
Ihro Excellenz die Frau Gräfin Waldſtein	1
Se. Excell. Herr Oberhofmarſchall Graf Wrbna	1
Ihro Excell. Frau Gräfin von Zichi	1
Herr Kammerherr Graf von Zichi	1
— Kammerherr und Hofkammerrath Graf von Zichi	1
Se. Excell. Herr Graf von Zinzendorf	1

Wittenberg.

Herr Prof. Ebert	1

Versuch
über
das Licht.

Von

J. J. Engel.

Berlin,
in der Myliusschen Buchhandlung.
1800.

BIBLIOTHEK
des Königl.
DOM-GYMNASIUMS
ZU
MAGDEBURG.

Vorrede.

Man würde die Absicht dieser wenigen Bogen verkennen, wenn man eine neue Theorie des Lichts darin suchte. Bloß die Mißverständnisse, die in dem bekannten Streite zwischen den Anhängern Neutons und Eulers obwalteten, sollten hier aufgedeckt, und das System des Erstern in seinem wahren Zusammenhange vorgetragen werden. Da dieses bisher,

meines Wissens, noch nicht geschehen war, und sich bei dieser Gelegenheit Grundsätze entwickeln ließen, die in der allgemeinen Naturlehre von Nutzen schienen; so hielt ich es der Mühe nicht unwerth, meine Gedanken niederzuschreiben und sie der öffentlichen Beurtheilung zu unterwerfen. Sollte man endlich so weit kommen, daß man eine dritte bessere Hypothese zur Erklärung der Fortpflanzung des Lichtes fände; so hätte ich dann nicht mehr für die Wissenschaft selbst gearbeitet, aber doch noch immer für ihre Geschichte: denn für diese bleibt es wichtig, auch solche Lehrmeynungen, die aus jener schon längst verschwunden sind, nach ihrem wahren Sinne und Zusammenhange, der oft den Urhebern selbst nicht völlig klar war, zu fassen und darzustellen.

Vielleicht hätte ich anstehen sollen, nach so vielen denkenden, kenntnisreichen Männern aufzutreten, die schon vor mir in diesem Felde gearbeitet haben. Allein ich tröstete mich, wie einst Berkeley, mit meiner Kurzsichtigkeit selbst: denn wer genöthiget ist, den Gegenstand seiner Betrachtung sich äußerst nahe zu bringen, der darf eben dieser Nähe wegen hoffen, etwas an ihm gewahr zu werden, worüber ein besseres Auge, das weit in die Ferne trägt und der Gegenstände zu viel umfaßt, leicht hinwegsieht.

Inhalt.

I. Ueber die Vieldeutigkeit des Wortes: Gefühl. S. 1

II. Ueber Eulers Einwürfe gegen das Emanations-System. — 15

III. Ueber eine Regel Neutons. — 47

IV. Ueber die Durchdringlichkeit des Lichts. — 75

V. Ueber den wahren Begriff der Emanation. — 105

I.

Ueber die Vieldeutigkeit des Wortes: Gefühl.

Unter den äußern Sinnen iſt keiner, der von ſo mannichfaltigem Gebrauche wäre, das heißt, der uns ſo mannichfaltige Einwirkungen fremder Körper auf den unſrigen kennen lehrte, als das Gefühl. Eigentlich zwar werden unter dieſem Worte mehrere Sinne zuſammengefaßt, die man weit beſſer gethan hätte, zu unterſcheiden: denn daß man ſie vermengt, giebt dem Worte eine unſichre, ſchwankende Bedeutung, und macht es ſchwer,

oder vielmehr unmöglich, eine für alle die Einwirkungen, die dem Sinne zugeschrieben werden, passende Erklärung davon zu geben.

Eben daher ohne Zweifel rührt es, daß unsre besten Wörterbücher in der Angabe der Bedeutungen des Worts noch so unvollständig sind. Außer dem figürlichen Gebrauche desselben, da auch Eigenschaften und Zustände der Seele damit bezeichnet werden — ein Gebrauch, auf den wir hier keine Rücksicht nehmen — werden zweierlei Verrichtungen des Sinnes angegeben; die erste: daß er uns Begriffe von der Figur solider Körper verschafft; nach einem andern Wörterbuche: von Volumen, Gestalt, Ruhe, Bewegung, Härte, Weichheit, Flüssigkeit der Körper; die andre: daß er uns außerdem noch die Vorstellungen von Wärme und Kälte, von Feuchtigkeit und Trockenheit giebt. Wenn Einige zu den Verrichtungen des Sinnes auch die Wahrnehmungen von dem innern Zustande des eigenen Körpers ziehen, das Gefühl von Hunger und

Durst, von Schmerz und Vergnügen, von Kitzel und Schauer; so kann man zwar nicht sagen, daß sie den Sprachgebrauch gerade wider sich hätten, obgleich das Wort: empfinden hier das bessere seyn mögte: aber sie machen dadurch ohne Noth die Erklärung des Sinnes noch schwerer. Und wenn Andere alle Sinne überhaupt zum Gefühle ziehen; so thun diese dem Sprachgebrauche wirklich Gewalt an, der den Dampf des Weihrauchs nicht will gefühlt, sondern gerochen, die Farben der Blume eben so wenig will gefühlt, sondern gesehen wissen, und der für die weitere, abstractere Idee eines Sinnes überhaupt und seiner Verrichtung die Wörter: Sinn, sinnliche Empfindung hergiebt. Wahrscheinlich setzen sie hiebei voraus, was sie doch nie beweisen können, daß alle Einwirkung, auf welchen Sinn es sey, mechanisch durch einen Stoß geschehe. Am besten, man nimmt das Wort Gefühl nie anders, als daß es nicht Sinn überhaupt, sondern einen gewissen eig-

nen Sinn bezeichne, und läßt zugleich die Wahrnehmung von dem innern Zustande des eignen Körpers weg, so daß weiter nichts übrig bleibe, als äußre Einwirkung von Dingen, deren Beschaffenheiten wir vermittelst dieser Einwirkung kennen lernen. Ob es richtig gedacht sey, daß wir diese Beschaffenheiten in die äußern Dinge selbst verlegen, das geht denjenigen nichts an, der nur die lexikalische Bedeutung des Wortes aufsucht. Dieser bleibt mit Recht um die philosophische Richtigkeit oder Unrichtigkeit des ausgedruckten Seelenurtheils unbekümmert.

Daß, auch nach dieser Beschränkung des Umfanges, dem Sinne noch manches zugehört, was wir in unsren Wörterbüchern nicht finden, können wir aus dem einzigen Worte: Schwere ersehen. Nach dem richtigsten Sprachgebrauche ist diese Eigenschaft der Körper für den Sinn des Gefühls gehörig; auch haben wir kein anderes Wort für das Innewerden derselben, als das Wort: fühlen.

Lexikographen, die ihre Arbeit über das weite, kaum abzusehende Gebiet der ganzen Sprache erstrecken, vernachlässigen eben deßwegen ein einzelnes Wort oder eine einzelne Bedeutung sehr leicht; aber von unserm würdigen Gehler, der seine Aufmerksamkeit auf physikalischen Gegenständen zusammenhielt, durften wir hoffen, daß in seinem so brauchbaren Wörterbuche eine dritte Verrichtung des Sinnes ihm nicht entgehen würde, an die so manche Abschnitte des Buchs ihn erinnern mußten. Außer dem Abschnitt: Schwere, auch noch die: Gewicht, Masse, Kraft, Dichtigkeit, Attraction, und so weiter; Eigenschaften, deren Innewerden man nach gemeinem Sprachgebrauche dem Gefühle zuschreibt, und die, nach seiner Erklärung, diesem Sinne doch so wenig, als irgend einem andern, gehören würden.

Forschen wir dem Ursprunge dieser kleinen Unterlassungssünde nach; so finden wir ihn in der Bestimmung des Organs, in welchem

der Sinn seinen Sitz haben soll. Man zählt überhaupt die Sinne nach den Organen, und zählt sie so, bis auf den Sinn des Gefühls, auch ganz richtig; denn bei diesem hätte man mehrere Organe nothwendig unterscheiden müssen, um nichts zum Sinne Gehöriges vorbeizulassen.

Daß für die oben angegebene erste Verrichtung des Sinnes, da er die Figur der Körper u. s. f. erkennt, nur diejenigen unsrer Glieder Organ sind, die sich um einen festen Körper herumbiegen können, also ganz vorzüglich — und für den Nicht-Verstümmelten fast einzig — die Hand; hingegen für die zweite Verrichtung, da der Sinn Wärme u. s. w. wahrnimmt, die ganze äußre den Körper bedeckende Haut Organ ist; das ist schon an einem andern Orte ausgeführt worden. Es kam damals nur auf Festsetzung des Unterschiedes zwischen gröbern und feinern Sinnen an, und zu dieser Absicht reichte jene Unterscheidung schon hin: aber jetzt, da von

dem ganzen Umfange des Sinnes die Rede iſt, müſſen wir nothwendig, außer jenen beiden Organen, nehmlich der Haut und der Hand mit ihren Nervenwärzchen oder Fühlkörnern, noch ein drittes annehmen; ein Organ, das aber nicht, wie die übrigen, außen am Körper ſichtbar, ſondern unter der Haut verſteckt iſt. Eben von dieſem Umſtande ohne Zweifel rührt es her, daß man es überſehen, und was hievon eine natürliche Folge war, daß man die Erklärung des Worts: Gefühl zu enge gemacht hat.

Wenn man das Gewicht einer Bleimaſſe fühlt, die man auf ſeiner Hand trägt, oder den Zug eines Magnets, dem man Eiſen entgegen hält, oder den Widerſtand der Luft, der man oft nur mit Mühe entgegendringt; ſo hat mit allen dieſen Wahrnehmungen das Organ des Gefühls, wie es Gehler beſchreibt, nichts zu ſchaffen. Die äußre Haut, die den ganzen Körper bedeckt, fühlt hier weder die Schwere des einen Körpers, noch die Anzie-

hungskraft des andern, noch die Gewalt des dritten; eben so wenig betasten sie unsre Finger: wir werden sie nur gewahr durch die Anstrengung, die wir unsren Muskeln geben müssen, um den einen nicht fallen zu lassen, den andern zurückzuhalten, dem dritten entgegenzubringen. Die ganze Haut erhält hauptsächlich nur Eindrücke durch Anhängen und Eindringen gröberer Flüssigkeiten, als des Wassers, oder feinerer Materien, als des Wärmestoffs; überdem noch durch Berührung der Flächen von Körpern, die durch ihre Glätte oder Rauhigkeit, Härte oder Weichheit, bald angenehme, bald widrige Eindrücke auf sie machen: die Haut der Finger und der Hand erhält ihre Eindrücke von den äußern Flächen solider Körper, die dadurch tastbar sind, daß sie bei der Berührung daurenden Widerstand leisten: von den ganzen Massen der Körper erhält nicht die Haut Eindrücke, so wenig die des ganzen Körpers, als die der Hand und der Finger, sondern einzig und

allein die tieferliegenden Muskeln mit ihren Nerven. Dieſes Wenige vorausgeſetzt, wird der ganze Umfang des Gefühlsſinnes, mit Ausſchluß des bloß metaphoriſchen Gebrauchs des Worts, und zugleich mit Ausſchluß der Empfindungen von dem innern Zuſtande des Körpers, ſich vollſtändig und ohne Verwirrung angeben laſſen.

Man hat nun dreierlei Organe, aber nur zweierlei Art der Einwirkung: durch Anziehung und durch widerſtehende Kraft. Die Anziehung ſelbſt wird in keinem Falle gefühlt, ſondern nur daraus geſchloſſen, daß es uns Mühe koſtet, angezogene feſte Körper zurückzuhalten: denn ſie widerſtehen dieſer Bemühung mit eben der Kraft, womit der verwandte Körper ſie anzieht. Die erſtere Art der Einwirkung, die durch Anziehung, geſchieht auf das Organ der ganzen Haut, die dem dunkelſten und inſoferne unterſten Sinne dient; die zweite Art der Einwirkung, die durch widerſtehende Kraft, geſchieht auf alle drei Organe

zugleich, aber mit folgenden Unterschieden. Die Haut und die gegliederte Hand erhalten ihre Eindrücke nur durch Widerstand der Körper an ihren äußern Flächen. Wird die Haut, wo sie einen nicht gegliederten Theil des Körpers bedeckt, von der Fläche eines Solidums berührt; so entsteht nur die dunkle Vorstellung von einer allgemeinen Beschaffenheit der Fläche, als daß sie glatt oder rauh, hart oder weich ist: wird sie an gegliederten Theilen berührt, wie vorzüglich an der Hand, die sich so leicht um den Körper herumbiegt; so entsteht noch überdieß eine klare Vorstellung von Lage und Verhältniß der verschiedenen Theile einer Fläche, und dadurch nicht allein von dem Umfange und der Gestalt der Fläche selbst, sondern, insofern die Berührung ringsumher Statt finden kann, auch von der Größe und Gestalt des ganzen, durch diese Fläche umgrenzten Körpers. Die innern Kräfte der Körper werden wir nur durch Thätigkeit des dritten Organs gewahr, durch Wider-

ſtand und Anſtrengung unſrer eigenen innern Kräfte gegen die innern Kräfte anderer Körper. Mit dieſem leichten Entwurfe von dem Umfange des ganzen Sinnes wird man ausreichen können, ſo daß nun keine Eigenſchaft der Körper, welche der Sprachgebrauch als durch den Sinn des Gefühls erkennbar angiebt, zurückbleiben wird.

Daraus, daß eben die Haut mit ihren Fühlfäden, die den ganzen Körper bedeckt, auch die Hand mit ihren Fingern bekleidet; daß alſo auch dieſes Werkzeug die Eindrücke der ganzen Haut, und wegen der größern Zartheit ſeiner Bekleidung, zum Theil noch genauer und lebhafter inne wird; ferner daraus, daß der Widerſtand der Kräfte fremder Körper auf alle drei Organe zugleich wirkt, obgleich freilich bei zweien nur an der Fläche, bei einem mit ganzer Maſſe; kurz, aus der natürlichen Verbindung und Vermiſchung dieſer Organe ſelbſt iſt es zu erklären, daß der Sprachgebrauch Alles zuſammengeworfen,

und ſo verſchiedenartige Eindrücke alle nur auf Einen Sinn bezogen hat. Aber freilich wäre zu wünſchen, daß man hier den Sprachgebrauch — was zwar bei ſchon gebildeten und feſtgeſtellten Sprachen immer ſehr ſchwer iſt — berichtigen konnte. Wo das Recht der Geſetzgebung, das Horaz dem Sprachgebrauche beilegt, und das man ſonſt ihm gerne läßt, dem Vortheile des richtigen Denkens und des ſcharfen genauen Ausdrucks im Wege ſteht; da räth die Vernunft und würde gewiß auch Horaz rathen, einer ſo unvollkommnen Geſetzgebung ſich zu entziehen, und eigenmächtig ohne allen Anſtand neue, beſtimmtere Wörter zu prägen. Nur daß freilich dieſes Prägen ſelbſt weit leichter iſt, als dem Geprägten Gültigkeit zu verſchaffen, und es in allgemeinen Umlauf zu ſetzen. Dieſes läßt ſich eher nicht hoffen, als bis Viele Andere das Bedürfniß, welches uns zu der vorgenommenen Veränderung bewog, eben ſo lebhaft, als wir ſelbſt, empfinden.

Für den Sinn, dem das zweite Organ, die gegliederte Hand, dient, und wodurch die Figur der Körper erkannt wird, habe ich vorlängst das Wort: Getaſt, vorgeſchlagen, welches der Analogie der Sprache völlig gemäß iſt. Für denjenigen Sinn, der von dem dritten Organe, den Muſkeln, abhängt, würde aus dem Zeitworte: Wägen, das zwar nur Eine, aber deſto wichtigere Verrichtung des Sinns bedeutet, vielleicht noch beſſer aus dem Zeitworte: Streben, eine eben ſo paſſende, analogiſchrichtige Bezeichnung können hergenommen werden. Es giebt der Fälle in Menge, wo es ſehr willkommen ſeyn würde, für dieſen Theil des ganzen Sinnes einen eignen, unterſcheidenden Namen zu haben. — —

In den hier folgenden Aufſätzen wird das Gefühl immer von der Wahrnehmung widerſtehender Kraft verſtanden; das eine Mal in Verbindung mit dem Getaſt, das andre Mal ohne dieſe Verbindung. Jenes zum Wei-

ſpiel, wenn es vom Gefühlsſinne heißt, daß er die dritte Dimenſion erkenne, und uns dadurch den Begriff eines Körpers gebe; dieſes, wenn von nicht ſoliden Körpern die Rede iſt, als von der Luft, deren Widerſtand unſre Muſkeln fühlen, ohne daß unſre Hand ſie betaſten könnte.

II.

Ueber Eulers Einwürfe gegen das Emanations-System.

Eulers Einwendungen gegen das Newtonische Emanations-System beziehen sich, wo nicht alle, doch hauptsächlich, auf die Undurchdringlichkeit der Materie. Denn außerdem, daß, nach seiner Meinung, durch das ewige Strahlen-Auswerfen nach allen Seiten hin, die Sonne erschöpft werden müßte — ein Einwurf, den schon Newton voraussah, und daher den Abgang der Sonne durch Kometen, die er sie von Zeit zu Zeit verschlucken ließ, ersezte — beruft sich Euler auf folgende zwei Gründe:

Zuerſt würde das ſo vielfältige Licht des Himmels, da jeder Stern ſeine eigenen Strahlen auswirft, ſich einander begegnen; der Stoß würde, wegen der ungeheuren Geſchwindigkeit des Lichts, von äußerſter Heftigkeit ſeyn, und dadurch unvermeidlich die gröſte Verwirrung entſtehen.

Zweitens müßten die durchſichtigen Körper, die das Licht von allen Seiten in geraden Linien durchlaſſen, trotz ihrer ſcheinbaren Dichtigkeit, ſo durchlöchert ſeyn, daß faſt alles Solide oder Körperliche an ihnen aufgehoben würde.

Da aber die erſte dieſer Folgen gegen die Erfahrung, die zweite undenkbar ſey; ſo erkenne man, ſagt Euler, daß die Neutoniſche Vorſtellungsart des Lichtes falſch, und irgend eine andre die wahre ſeyn müſſe.

Man hat auf dieſe Einwürfe zu antworten, und den erſten dadurch zu heben geſucht, daß man zwiſchen der Ausſendung zweier in gleicher Richtung fortgehenden Lichttheilchen

eine

eine unmerklich kleine Zeit verſtreichen ließ. Wenn man mit Canton annimmt, daß ein leuchtender Punkt auf der Oberfläche der Sonne hundert und funfzig Lichttheilchen während einer Secunde ausſendet; ſo iſt das mehr als genug, um das Auge ununterbrochen fortſehen zu laſſen, und doch ſind die Lichttheilchen, wegen der ganz undenkbaren Geſchwindigkeit ihres Laufs, über tauſend Meilen von einander entfernt; ſo daß Millionen fremder Lichttheilchen ohne Zuſammenſtoß zwiſchen ihnen durchfahren können.

Um den zweiten Einwurf zu heben, fiel Boſcovich auf den kühnen, aber, wie es ſchien, hier einzig möglichen Ausweg, daß er die Undurchdringlichkeit der Materie, ſo wie man ſie bisher ſich gedacht hatte, aufhob. Er ließ alle Materie aus phyſiſchen Punkten mit Wirkungskreiſen der Anziehung und Zurückſtoßung beſtehen; und nun glaubte er, wenn eine Materie nur hinlängliche Geſchwindigkeit oder genugſames Moment hätte, um

den Widerstand einer andern zu überwältigen; so fahre die erstere durch die leztere hin, ohne daß an dieser die mindeste räumliche Veränderung merklich werde.

Wie sehr diese Boscovichsche Vorstellungsart der Materie und die darauf gegründete Theorie dem berühmten Priestlei eingeleuchtet habe, ist bekannt. — Aber braucht es denn, fragt sich, um die Eulerschen Zweifel zu lösen, dieser ganzen künstlichen Zubereitung, bei der sich übrigens so viel oder so wenig Wahrheit finden mag, als man will? — Wenn man sich die Materie denkt, wie sie nach der Entstehungsart des Begriffs, der uns von ihr beiwohnt, unstreitig gedacht werden soll: als sinnliche Wahrnehmung oder als Summe sinnlicher Wahrnehmungen, die man als Vorgestelltes außer der vorstellenden Seele annimmt; so wird sich vielleicht ohne Mühe zeigen lassen, daß beim Lichte von Undurchdringlichkeit gar nicht die Rede seyn sollte, und daß also die von dieser Undurchdring-

lichkeit hergenommenen Eulerischen Zweifel von gar keinem Gewicht sind.

Bei der Behaupturg, daß Undurchdringlichkeit, als wesentliche Eigenschaft, der Materie zukomme, kann nur von solcher Materie die Rede seyn, die durch ihren Widerstand, welchen sie einer andern Materie mehr oder weniger leistet, wenn diese sie aus ihrem Raume verdrängen will, entweder selbst Wahrnehmung des Gefühls ist, oder doch an eine solche Wahrnehmung erinnert, auf sie bezogen und zurückgebracht wird. Jenes, wenn wir selbst unsre Kraft zur Ueberwindung des Widerstandes anwenden; dieses, wenn wir die Vorstellung unsrer eignen Kraft-Anwendung auf einen fremden Körper, an dem wir ein ähnliches Bestreben wahrzunehmen glauben, übertragen. Will man den Satz, daß Undurchdringlichkeit eine wesentliche Eigenschaft der Materie sey, über diese Einschränkung hinaus erstrecken; so muß man behaupten: daß Alles, was sich irgend einem Sinne

auf irgend eine Weise ankündigt, auch dem Gefühlssinne, insofern er Widerstand gewahr wird, sich entweder wirklich ankündige, oder doch als etwas, das sich ihm ankündigen könnte, gedacht werden müsse. In unserm Falle: daß darum, weil das Licht auf den Sinn des Gesichts Beziehung hat, ihm auch auf den Sinn des Gefühls eine Beziehung zukommen müsse.

Diese Behauptung aber könnte nur einen von beiden Gründen haben: entweder müßte es von allen äußern Sinnen gelten, daß Beziehung auf den einen Beziehung auf alle andern nothwendig mit sich bringe, oder es müßte sich bei dem Sinne des Gefühls irgend etwas Eignes und Unterscheidendes finden, wodurch das, was von andern Sinnen nicht gesagt werden kann, gerade für ihn gültig würde.

Wäre das Erstere; so müßte nicht allein die Behauptung gelten: daß Alles, was sich dem Sinne des Gesichts darbietet, auch als

so etwas gedacht werden müsse, was sich dem Sinne des Gefühls darbiete oder darbieten könne; sondern auch die umgekehrte Behauptung: daß Alles, was den Sinn des Gefühls rührt, eben darum auch als etwas, das den Sinn des Gesichts rühren könne, gedacht werden müsse. Mit andern Worten: nicht allein müßte alles Sichtbare auch als fühlbar, sondern auch alles Fühlbare müßte als sichtbar angenommen werden.

Dieses Leztere anzunehmen, fällt aber niemanden ein; und warum denn das Erstere? Der Widerstand der Luft wird gefühlt, wenn man die Hand mit einiger Geschwindigkeit gegen sie hin bewegt, und noch mehr, wenn sie selbst in Unruhe ist, und ihr verlornes Gleichgewicht wieder herzustellen strebt. Hier empfinden wir die Schwierigkeit, gegen sie anzudringen, oder werden wohl gar aus dem Orte, den wir einnehmen, mit Gewalt hinweggeschleudert. Ist aber darum die Luft auch Gegenstand für das Organ des Getastes,

die Finger, oder für das Organ des Gesichtes, das Auge? Hat sie eine gewisse bestimmte Figur, eine gewisse ihr eigenthümliche Farbe? — Wenn man in neuern Zeiten ihr die leztere eingeräumt und die Bläue des Himmelsgewölbes, so wie sehr entfernter Berge, durch die Voraussetzung erklärt hat, daß die Luft alle andern Lichtstrahlen hindurchlasse, aber die blauen zurückwerfe; so war ehemals den Naturlehrern die Luft völlig farbenlos, und ist es ihnen auch noch, so lange man nicht durch sehr große Massen derselben hindurchsieht. Aber wer hegte darum, weil hiemit der Luft alle Beziehung auf den Gesichtssinn, so wie noch jezt auf den Getastsinn, fehlte, gegen ihre Realität einigen Zweifel? Wer würde nicht auch jezt noch, und wenn er Nollet oder de Saussure selbst wäre, über Einwürfe lächeln, die man gegen bekannte ausgemachte Eigenschaften derselben davon hernehmen wollte, daß sich diese Eigenschaften weder mit der Figur, welche die Luft gar

nicht hat, noch mit der Farbe, welche meistens an ihr nicht erscheint, vereinigen ließen?

Im Allgemeinen also ist der Schluß durchaus nicht gültig: Wo der eine Sinn empfindet, da muß auch ein andrer, oder wohl gar jeder andre, empfinden können. Ob das wirklich der Fall sey, oder nicht? ist ein Problem, das allein von der Erfahrung gelöst werden muß. Niemand fodert, weil er riecht, auch zu hören, weil er sieht, auch zu schmekken: denn einmal sind diese Wahrnehmungen verschiedner Sinne nach der Erfahrung von einander getrennt. Und was haben wir denn für ein Recht, mit dem Sinn des Gefühls einen Unterschied zu machen? Warum soll für diesen, auch gegen die Erfahrung, durchaus und überall Wahrnehmung Statt finden können, wo ein anderer Sinn, und in unsrem Fall der Sinn des Gesichts, eine Wahrnehmung hat? Wenn nicht alles Fühlbare auch sichtbar werden kann; warum soll nothwendig alles Sichtbare fühlbar werden können?

Indeſſen iſt nicht zu läugnen, daß wir bei den Wahrnehmungen aller andern Sinne auf den Sinn des Gefühls zurückzugehen pflegen; daß wir gewohnt ſind, an ſeine Wahrnehmungen, als an den eigentlichen Grund, die lezte Quelle der Erſcheinungen, alles Uebrige, und ſo auch die Erſcheinungen des Geſichts, zu hängen. Man nimmt beſtändig ein Etwas an, das riecht, ſchmeckt, tönt, ſcheint, oder anders: deſſen Modificationen, Ausflüſſe, Thätigkeiten alle die Erſcheinungen der übrigen Sinne bewirken; und unter dieſem Etwas denkt man ſich am Ende immer ein Fühlbares, ein Undurchdringliches, ein phyſiſches Solidum. Das Gegentheil dieſes beſtimmten Etwas nimmt man dann ſo gern für das Gegentheil von Etwas überhaupt, für Nichts. Gleichwohl iſt jenes Solidum nicht weniger Erſcheinung, als es alle übrigen ſind: und wenn die Erſcheinungen insgeſammt einen lezten äußern Grund haben ſollen; ſo ſieht man, daß dieſer Grund über das Gebiet

ſämmtlicher Sinne hinausliegen, und von ihnen allen, von dem Gefühl nicht weniger, als von dem Geſicht und den übrigen Sinnen, unerkennbar ſeyn müſſe.

Daß wirklich die Erſcheinungen des Gefühlsſinns vor denen der übrigen Sinne keinen Vorzug haben, wird durch Unterſuchung der Urſache deutlich werden, warum man gleichwohl einen ſolchen Vorzug ihnen einſtimmig beilegt. Ich ſetze als erwieſen voraus, daß es der Sinn des Getaſtes iſt, der durch die Vorſtellung der dritten Dimenſion, welche das Geſicht eigentlich nur durch das Getaſt erkennen lernt, dem Begriff vom Körper ſeinen erſten Urſprung und ſeine weitere Ausbildung giebt; daß ferner er es iſt, der urſprünglich die Entfernungen ſchätzt und uns lehrt, die vorgeſtellten Gegenſtände auſſer uns hinauszuwerfen, wozu abermals ohne ſeine Beihülfe der Geſichtsſinn allein nicht vermögend wäre; daß bei allen Vorſtellungen, welche uns das Getaſt verſchafft, die beiden Wahr-

nehmungen der Ausdehnung und der Undurchdringlichkeit zum Grunde liegen, die unter vielfältigen Abänderungen in jeder derselben wiederkommen; und daß endlich fast überall, wenn die übrigen Sinne empfinden, auch die beiden hellern und deutlichern Sinne des Getastes und des Gesichts ihre mitverbundnen Empfindungen haben; doch so, daß lezterer bei allen seinen Wahrnehmungen von Körpern heimlich auf erstern zurückgeführt wird, von dem er sie ursprünglich empfing. Kein Wunder demnach, daß wir uns gewöhnen, bei der Vorstellung aller äußern Gegenstände diejenigen Wahrnehmungen, durch die wir sie zuerst als äußre körperliche Dinge erkannten, Ausdehnung und Undurchdringlichkeit, zum Grunde zu legen, und alle andern sinnlichen Erscheinungen in diese, als in die wesentlichsten Beschaffenheiten alles Körperlichen, hineinzudenken. Das Instrument wird als so und so gestalteter Körper gedacht, und der Ton als unter gewissen Bedingungen aus diesem Kör-

per hervorkommend; die Speiſe, als etwas Körperliches von ſo und ſo einem Anſehen, ſo hart oder ſo weich, ſo feſt oder ſo locker ꝛc., und der Geſchmack, als von dieſer ſo ausſehenden, ſo geeigneten Speiſe bewirkt. Ja, wo auch wirklich die beiden Sinne, des Geſichts und Getaſtes, ihre gewohnten Gegenſtände vermiſſen, wie beim Lichte, das weder Widerſtand noch Grenzen der Ausdehnung, und bei der Luft, die zwar Widerſtand, aber auch keine Grenzen der Ausdehnung erkennen läßt; da ſind wir ſogleich bereit, das Fehlende wenigſtens zu den Elementartheilchen, die wir für die Wahrnehmung jener beiden Sinne nur zu fein glauben, hinzuzudichten, und ſie unter einer beſtimmten Figur als undurchdringliche kleine Körperchen in die Einbildung zu faſſen, für die ſie doch ſo gar nicht gehören.

Um dieſe Täuſchung und alle die Schwierigkeiten, worin ſie uns verwickeln kann, zu vermeiden, wird es nicht überflüſſig ſeyn, ſich

über das Verhältnis, worin die Wahrnehmungen der verschiedenen Sinne gegen einander stehen, einige feste allgemeine Grundsätze aus der Erfahrung abzuziehen.

Man wird finden, daß die verschiedenen Sinne, die in ihren Organen getrennt und nicht bloße Modificationen eines und desselbigen Sinnes sind (wie das mit Geruch und Geschmack, nach Le Cat, der Fall seyn mögte); daß also die wirklich verschiedenen Sinne so scharf von einander abgeschnitten, so völlig einander unähnlich sind, daß die Wahrnehmungen des einen mit den Wahrnehmungen des andern in keinem einzigen Punkte zusammentreffen. Vorausgesetzt nehmlich, daß die Rede von objectiven Prädicaten ist, nicht von subjectiven, dergleichen z. B. die Prädicate: angenehm, widrig, deutlich, undeutlich, stark, schwach seyn würden. Wenn Raum und Figur eine Ausnahme zu machen und von den beiden Sinnen, des Gesichts und Gefühls, gleich gut erkennbar scheinen; so darf

man ſich nur der Merianiſchen vortreflichen Vorleſungen über die Aufgabe von Molyneux erinnern, um hieran mehr als zweifelhaft zu werden. Wie ſehr man auch ſeinen Scharfſinn anſtrengen mag; ſo wird man nie dahin kommen, daß man im Sichtbaren Hörbares, im Taſtbaren Riechbares u. ſ. f. entdecke; man wird nie einen Sinn auf den andern in einem nicht bloß ſubjectiven Prädicate zurückbringen können. Nicht allein aber gilt dieß von Wahrnehmungen verſchiedner Sinne, ſondern auch eines und deſſelben Sinnes, wenn dieſe wirklich der Art nach verſchieden ſind. Die Farbe, ſo genau ſie das Geſicht mit der Vorſtellung der Ausdehnung verbindet, hat doch innerlich nichts mit der Vorſtellung der Ausdehnung gemein, ſondern bloß die Natur des Organs ſcheint den Zuſammenhang zwiſchen ihnen zu machen.

Aus dieſer völligen Abſonderung der Sinne in Anſehung der innern Beſchaffenheit ihrer Wahrnehmungen ergiebt ſich ſogleich.

daß daher, weil der eine Sinn empfindet und auf eine gewiſſe beſtimmte Art empfindet, nie aus innern Gründen gefolgert werden kann, weder, daß auch ein anderer Sinn müſſe empfinden können, noch, daß ſeine Empfindung von irgend einer beſtimmten Art ſeyn müſſe. Das ob? und das wie? wird hier in keinem Falle durch Räſonnement, ſondern einzig und allein durch Erfahrung entſchieden. Die gröbern Sinne haben mit den feinern, und dieſe wieder unter ſich ſelbſt, kein einziges Merkmal in ihren Wahrnehmungen gemein, wodurch ein Uebergang von einem auf den andern, ein Schluß aus innrer Verbindung von Daſeyn und Beſchaffenheit der Wahrnehmungen des einen auf Daſeyn und Beſchaffenheit der Wahrnehmungen des andern möglich würde. Ich erinnere hier an die ſo wichtigen und ſo allgemein bekannten Bemerkungen, die man bei Gelegenheit des von Cheſſelden operirten Blindgebohrnen gemacht hat. Man weiß, daß durch dieſe Be-

merkungen auch die ſo ähnlich geglaubten Wahrnehmungen des Geſichts und Getaſtes als ganz verſchiedne, und nur durch ihr ſtetes regelmäßiges Beiſammenſeyn am Ende vermiſchte und verwechſelte, Eindrücke erkannt worden.

Die ganze Verbindung zwiſchen den Wahrnehmungen verſchiedener Sinne iſt, wie ſich hieraus ergiebt, eine nur äußre Verbindung. Daß ſie nicht bloß zufällig iſt, ſondern einen innern weſentlichen Zuſammenhang haben muß, der ſich aber unſrer Erkenntniß entzieht, wird bloß aus ihrem regelmäßigen Beiſammenſeyn oder ihrer regelmäßigen Folge geſchloſſen. Wenn eine ſolche regelmäßige Verbindung von Erſcheinungen zuerſt entdeckt wird; ſo ſtaunt man ſie, ihrer Neuheit wegen, als eine Art von Wunder an; und doch iſt ſie um nichts wunderbarer, als jede der alten, nur durch ihr ununterbrochenes Bei- oder Aufeinanderſeyn uns gewöhnlich gewordnen Verbindungen. Wer in Chladnis

ſo ſchäzbaren Entdeckungen über die Theorie des Klanges die Figuren anſieht, ohne vorher die Schrift zu kennen; der ſollte wohl nimmermehr auf den Gedanken fallen, daß dieſe Figuren mit gewiſſen beſtimmten Tönen in der genaueſten Verbindung ſtehen. Hat er die Schrift geleſen; ſo wird er nun freilich den ſo unerwarteten Zuſammenhang der Geſichts- und Gehörs-Eindrücke zu begreifen glauben: aber bei einiger Aufmerkſamkeit wird er bald inne werden, daß er zu dieſer neuen Verbindung nur durch ältere und bekanntere, die, wenn ſie von einem Sinne auf den andern überſpringen, eben ſo wunderbar ſind, näher hingeführt worden. Aus dem ſichtbaren Phänomen der in gewiſſen Punkten feſtgehaltenen Scheibe und des niederbewegten Bogens würde nimmermehr das Erzittern der Fläche nach gewiſſen Richtungen, noch aus dieſem Erzittern der Ton herausgebracht werden, wenn nicht ſchon frühere Erfahrungen uns belehrten, daß eine ſolche

Ver-

Verbindung zwiſchen den genannten Erſcheinungen wirklich Statt finde.

Eben ſo, wie mit Wahrnehmungen verſchiedner Sinne, verhält es ſich auch mit Wahrnehmungen eines und deſſelbigen Sinns, die, wie Farbe und Figur, nichts mit einander gemein haben. Aus der verſchiedenen Brechbarkeit des Lichts würde die Beſchaffenheit der Farbe, und umgekehrt, nimmer können gefunden werden, wenn nicht Beobachtungen die Verbindung zwiſchen dieſen Erſcheinungen einmal feſtgeſetzt hätten. An ſich laufen dieſe Erſcheinungen in unſrer Erkenntnis ewig parallel, ohne ſich je mit einander zu miſchen oder zu binden.

Für den Naturlehrer fließt aus dieſen Bemerkungen die Regel: daß er ſich bei den Erſcheinungen, die ihm vorkommen, nur an denjenigen Sinn zu halten hat, für den ſie gehören, und daß er ſich nicht mit der Frage martern ſoll: wie die hier bemerkten Eigenſchaften eines Gegenſtandes ſich mit ſolchen, die

demſelben in Rückſicht auf andere Sinne vielleicht zukommen — vielleicht auch nicht zukommen — vereinigen laſſen. Hat der Gegenſtand auch auf dieſe andern Sinne wirklich Beziehung; ſo wird ſich das früher oder ſpäter durch die Erfahrung ergeben, und alsdann wird ſich die Verträglichkeit der verſchiednen Eigenſchaften des Gegenſtandes ſchon finden, ohne daß man erſt mühſam Hypotheſen erſinnen dürfte, die den Zweck, wozu ſie dienen ſollen, doch gemeinhin nur nothdürftig, vielleicht auch gar nicht erreichen.

Um auf unſren Fall mit dem Lichte zurückzukommen; ſo ſagt uns die Erfahrung durchaus nichts von einer Gewalt, womit daſſelbe in andre Materien einzudringen bemüht ſey. Bei der ſo ungeheuren Geſchwindigkeit des Lichts, womit keine andre in der ganzen uns bekannten Natur ſich vergleichen läßt, müßte wirklich dieſe Gewalt, trotz aller Feinheit, die man der Lichtmaterie zuſchreiben mag, ſo groß ſeyn, daß es unbegreiflich wäre, wie es

damit zu ſo gar keiner Empfindung käme. Man abſtrahire alſo von jener Gewalt, und denke ſich das Licht, wie es die Erfahrungen wirklich zu geben ſcheinen, als einen den übrigen Materien, ohne alles gewaltſame Beſtreben zum Eindringen, ſich darbietenden Stoff, der von einigen derſelben, als von Luft und von Glas und noch vielmehr von dem ganz homogenen Stoffe ſelbſt, willigſt angenommen und weiter befördert, von andern, wie es die Lehre von den Farben zeigt, bald ganz, bald theilweiſe, zurückgewieſen wird, wo denn die umgebenden verwandten Stoffe ihn ſogleich wieder aufnehmen und weiter ſenden. Daß dieſes Inſichhineinnehmen des einen Stoffs in den andern, dieſes Durchſichhinlaſſen des einen durch den andern einen Widerſpruch in ſich ſchlieſſe, müßte von dem Gegner erſt bewieſen werden, der wenigſtens dem Naturlehrer den Beweis des Nichtwiderſpruches abzufodern kein Recht hat. — Wollte man ſagen, daß mit der Undurchdringlich-

keit die Materialität des Lichtes aufgehoben werde; so müßte man dieſes von derjenigen Materialität zugeben, die ſich dem Sinne des Gefühls offenbart: eine geiſtige Natur würde darum doch dem Lichte nicht zukommen, da es einen unſrer äußern Sinne rührt, und da alle Gegenſtände der äußern Sinne unter den Begriff der Materie fallen. Seine materielle Beſchaffenheit würde nur anders ſeyn, als die der fühlbaren undurchdringlichen Gegenſtände; aber darum noch nicht einzig in der Natur: denn es könnte leicht an dem Wärmeſtoff, mit dem es ſich ſo gern verbindet, und wenn man dieſe annehmen will, an der magnetiſchen, vielleicht an noch andern Materien, ſeine Mitarten finden. — Indeſſen, wenn man den Ausdruck: Materie, ſchlechterdings nur den Gegenſtänden des Gefühlsſinnes vorbehalten, und nichts ſo nennen will, was nicht mit der Eigenſchaft der Undurchdringlichkeit begabt iſt: ſo nenne man immer, zur Vermeidung alles elenden Wortſtreits, das

Licht und die ihm ähnlichen Naturſtoffe nicht Materie, ſondern, ſo wie hier, Stoffe, Naturſtoffe, oder Kräfte, oder mit irgend ſonſt einem paſſendſcheinenden Namen.

Um allem Mißverſtande, der bei der angegebenen Vorſtellungsart des Lichts noch möglich ſeyn mögte, vorzubeugen, ſind vielleicht ein paar Warnungen nicht überflüſſig. — Zuerſt alſo ſage man nicht: daß durch dieſe Vorſtellungsart alle Wirkſamkeit des Lichtes aufgehoben, und es mithin in ein bloßes Nichts verwandelt werde. Wer dieſe Folge richtig finden ſollte, der müßte erſt zugegeben haben, daß in der körperlichen Natur keine andere Wirkung möglich ſey, als die ſich vermittelſt des Gefühlsſinnes vorſtellen laſſe. Aber eben dieſer Satz wird geleugnet, und um aus ihm eine gültige Einwendung herzunehmen, müßte man ihn zuvor außer Zweifel ſetzen. Je mehr man über ſo manche phyſiſche, chymiſche und phyſiologiſche Erſcheinungen nachdenkt; deſto mehr muß man

davon zurückkommen, das Gefühl als den Sinn der Sinne, oder deutlicher, als die Grundlage aller übrigen, und diese nur als seine Modificationen zu denken. Das Licht hat allerdings seine wirkende Kraft; aber nicht die fremde der fühlbaren, sondern die ihm eigne der sichtbaren oder der sichtbarmachenden Materie.

Ferner hüte man sich, außer diesem Fehler der Voraussetzung des zu Erweisenden, noch vor einem andern, vor dem Erschleichungsfehler. Wenn man sich auf die Brechung und Zurückprallung des Lichts berufen wollte, um die Eigenschaft der Undurchdringlichkeit an ihm darzuthun; so würde man für Erfahrung nehmen, was man doch nur fälschlich zur Erfahrung hinzugedichtet hätte. Die Beschaffenheit der Sprache begünstiget diesen Fehler: denn da sie so sehr für den herrschenden Gefühlssinn gemacht ist; so druckt sie sich, in Ansehung der übrigen Sinne, oft mit Wörtern aus, die ursprünglich nur für jenen ge-

prägt wurden. Allein so unrecht man thun würde, die Veränderungen der Seele als materiell zu denken, weil man nur durch materielle Zeichen von ihnen reden kann; eben so unrecht würde man thun, Gefühlseindrücke den sichtbaren Erscheinungen darum unterzuschieben, weil die Ausdrücke, worin man über diese spricht, von jenen entlehnt sind. — Bierling hatte Leibnizen gegen seine Erklärung der Materie, in welcher die Antitypie als wesentliches Merkmal angegeben ward, den Einwurf gemacht, daß also das Licht, an welchem sich durchaus keine Antitypie verrathe, nicht materiell seyn würde. Leibnitz erinnerte ihn mit kurzen Worten an Brechung und Zurückwerfung der Strahlen, und Bierling, ohne sich hierauf weiter einzulassen, gab nach. Gleichwohl war der Zweifel hier so natürlich, ob das Geworfenwerden, wozu allerdings Antitypie gehören würde, nicht etwa bloß in dem Ausdrucke liege, statt in der Sache? Wenigstens sagt die Erfahrung nur das: daß

sich beim Lichte eine ähnliche Erscheinung, wie bei elastischen, gegen eine harte Fläche getriebenen, Kugeln findet; aber daß wirklich diese Erscheinung durch Elasticität und vermittelst eines Stoßes erfolge, davon enthält die Erfahrung eben so wenig, als von der kugelförmigen Gestalt, die wir bei dieser mechanischen Erklärung den Lichttheilchen würden geben müssen. Hingegen geht aus bekannten Newtonischen Bemerkungen unwidersprechlich hervor, daß unmöglich das Licht von einer Spiegelfläche eben so, wie die elfenbeinerne Kugel von einer Billardbande, abspringen könne. Man würde demnach, zur Verhütung alles Mißverstandes, besser thun, wenn man beim Lichte nie vom Zurückwerfen oder Abprallen, sondern bloß vom Zurückstrahlen spräche, weil in dem letztern Worte die bloße reine Erfahrung angegeben, nicht zugleich, wie in jenem, auf eine problematische, oder vielmehr wirklichfalsche, Erklärung hingedeutet wird.

Nach der obigen, aus unverfälschter Erfahrung gezogenen, und von allem fremden Beisatze gereinigten, Vorstellungsart des Lichts fällt nun sogleich die Sorge hinweg: daß die von verschiedenen Körpern ausfahrenden Lichtstrahlen auf einander stoßen, von ihren Richtungen abweichen und sich verwirren werden. Auch dürfen nun die durchsichtigen Körper nicht mehr nach allen erdenklichen Seiten hin in geraden Linien durchbohrt seyn, so daß alles Körperliche an ihnen wegfalle; noch ist zu fürchten, daß der durch den ganzen Himmelsraum ergossene Lichtstoff die Weltkörper in ihrem Laufe, wenn auch noch so wenig, hindern und aufhalten werde; als wovon am Ende eine merkliche Abschwächung ihrer Kraft, und also Verminderung ihrer Bewegung, allerdings die Folge seyn müßte. Es ist einleuchtend, daß auf Dinge, die selbst keine Undurchdringlichkeit haben, diejenigen, welche sie haben, ihre Kraft zum Widerstande nicht anwenden, und

also auch durch Anwendung dieser Kraft nichts verlieren können.

Mit eben dieser gereinigten Vorstellungsart des Lichts scheint nun auch das Vergebliche der Sorge einzuleuchten, daß die Sonne, durch ihr ewiges Strahlen-Auswerfen, sich am Ende eben so verschreinen werde, wie eine Blume verduftet. Bei dieser Sorge liegt sehr deutlich jene falsche Vorstellungsart durch den Gefühlssinn, die bisher ist bestritten worden, zum Grunde; und eben so auch bei der mitverbundenen Frage: wo denn die ganze undenkbare Menge des ausgeströmten Lichts endlich bleibe? — Ueberhaupt wird man, bei mehrerm Nachdenken, finden, daß, so lange man sich das Licht mit dem Gefühle vorstellt, die Zweifel und Schwierigkeiten kein Ende nehmen, und daß in dem Streite gegen das Neutonische Emayations-System diese Schwierigkeiten nicht einmal alle erschöpft, auch nicht mit aller der Stärke, deren sie fähig wären, vorgetragen worden. Die Hülfs-

hypotheſen, wodurch man ſich herauszuwik-keln ſucht, gründen ſich theils auf ganz will-kührliche Vorausſetzungen, dergleichen man in der Naturlehre immer ſorgfältig vermeiden ſollte; theils verwickeln ſie, indem ſie auf der einen Seite von einigem Nutzen ſcheinen, auf der andern in neue, noch beſchwerlichere Fol-gerungen. Um allen dieſen Unannehmlich-keiten auszuweichen, iſt kein anderer Weg, als daß man von der falſchen Vorſtellungsart des Lichts durch den Gefühlsſinn ablaſſe, und in den bloßen Geſichtsſinn, durch welchen allein das Licht von uns erkannt wird, zu-rückkehre. —

Ob auch Newton in den Fehler verfallen, ſich das Licht mit dem Gefühle zu denken, wie es ſeine Schüler wirklich gethan haben? iſt eine Frage, die ihre eigene Unterſuchung verdient. Wenigſtens ſcheint ſeine Theorie der Optik — abgerechnet, was darin nicht Theorie, ſondern Frage und Anthinaſung iſt — völlig von dieſem Fehler frei: ſie hält

ſich ganz an den Sinn des Geſichts, dem allein das Licht angehört, und ſchweift nicht, wie die Euleriſche, in das Gebiet eines fremden Sinnes hinüber. Eben darum iſt auch Newton, wenn bei ſeiner Theorie noch Schwierigkeiten übrig bleiben, außer Schuld und Verantwortung; denn er nahm die Erſcheinungen, ohne ſie mit Hypothetiſchem zu vermiſchen, ganz, wie der Sinn ſie ihm gab: hingegen Euler muß für ſeine Theorie einſtehen und jeden dagegen erhobenen Zweifel löſen; denn er hat an die Stelle der Beobachtung, mit gutem Wiſſen, etwas ganz Fremdes und Willkührliches geſezt. Bleibt nur irgend eine Schwierigkeit übrig, die er nicht heben kann — als z. B. die: wie die geradlinichte Bewegung des Lichts mit den angenommenen elaſtiſchen Schwingungen zu vereinigen ſey? — ſo wird ein jeder, wie ſehr ihm auch Anfangs das Scharfſinnige der Hypotheſe gefiel, ſich geneigt fühlen, zurückzutreten, und ſich mit der Newtoniſchen Ver-

ſtellungsart, als der leichtern und natürlichern, zu begnügen. Vollends wird er erſt dann ihr den Vorzug geben, wenn er den Urſprung aller gegen ſie aufgeworfenen Zweifel in dem einzigen fremden Zuſatze entdeckt, den der Gefühlsſinn in die Wahrnehmung des Geſichtsſinnes gebracht hat, und wenn er es über ſich gewinnen kann, trotz dem Widerſpruche ſeiner verwöhnten Einbildungskraft, dieſen fremden Zuſatz hinwegzudenken.

Sey es indeſſen, was Euler will, daß die Beleuchtung der Körper nicht unmittelbar von der Sonne herrühre, ſondern daß ſie durch ein Medium erfolge, welches ſich durch den ganzen Himmelsraum zwiſchen der Sonne und den Weltkörpern verbreite; ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß die erleuchtende Kraft dieſes Mediums auf eine uns noch unbekannte Art — denn die Schwingungen werden wir wahrſcheinlich müſſen fahren laſſen — von der Sonne ausgeht. Mit der Sonne verſchwindet das Licht, und ein Körper verliert in eben

dem Augenblicke ſeine Beleuchtung, wo ein zwiſchenliegender undurchſichtiger Körper ihm ſeine Gemeinſchaft mit dieſer Quelle des Lichtes abſchneidet. Da nun aber jenes angenommene Medium, jener Lichtſtoff, nur durch ſeine erleuchtende Kraft für uns Etwas iſt, indem er auf keine andre Weiſe ſich irgend einem unſrer Sinne zu erkennen giebt; ſo iſt es für uns eben ſo viel, als ob der ganze Lichtſtoff ſelbſt ſich, Augenblick für Augenblick, in immer neuen Strömen, aus der Sonne ergöſſe. Und ſo wird die Vorſtellungsart Neutons, auch nach dieſer Vorausſetzung, wenigſtens als ein ſchickliches, bequemes Bild gerechtfertiget, das nicht einmal von unſerm Witz iſt erfunden, ſondern vom Sinnenſcheine ſelbſt unſrer Einbildung gegeben werden.

III.

Ueber eine Regel Newtons.

Es iſt ſchon von Andern bemerkt, daß Newton mit ſeiner gewöhnlichen Vorſicht, nie einen feſten Ausſpruch, ohne Zuſtimmung der Erfahrung, zu thun, die Materialität des Lichts nicht als ausgemachte Wahrheit behauptet hat, und daß jenes Emanations-Syſtem, welches man nach ſeinem Namen nennt, nicht ſowohl von ihm ſelbſt, als erſt ſpäter von ſeinen Nachfolgern, errichtet worden.

Indeſſen iſt es nicht zweifelhaft, wie dieſer große Mann, der Schöpfer der neuern Naturlehre, über das Licht, und beſonders

auch über die Undurchdringlichkeit desſelben, gedacht habe. Das Leztere erhellt aus mehrern ſeiner optiſchen Fragen, und am meiſten vielleicht aus einer der berühmten Regeln, die er den Naturlehrern zu Anfange des dritten Buchs ſeiner unſterblichen Principiorum Philosophiae naturalis vorſchreibt. Er erwähnt hier zwar nicht ausdrücklich des Lichts; aber was er allgemein von allen Körpern behauptet, und ſo behauptet, daß es nicht allein von den ſchon gröſsern Maſſen Materie, die in die Sinne fallen, ſondern auch von den feinſten, nicht mehr wahrzunehmenden, Theilchen derſelben gelten ſoll; das will er gewiß auch vom Lichte, als unter dem Gattungsbegriff des Körperlichen enthalten, verſtanden wiſſen. Hätt' er dieß nicht gewollt; ſo würd' er unfehlbar das Licht von der allgemeinen Regel ausgenommen und ſich über die Gründe dieſer Ausnahme deutlich erklärt haben.

„Eigenſchaften der Körper, ſagt Newton, welche weder gröſser noch kleiner werden können,

können, und welche ſich an allen den Körpern finden, mit denen man Verſuche anſtellen kann, ſind für allgemeine Eigenſchaften aller Körper zu halten. Man erfährt die Eigenſchaften der Körper anders nicht, als durch Verſuche, und muß alſo diejenigen für allgemein halten, die ſich bei den Verſuchen allgemein zeigen: und was nicht kleiner werden kann, kann auch nicht gänzlich hinwegfallen.“ Dieſe allgemeine Regel wendet Neuton zuerſt auf die Eigenſchaft der Ausdehnung, dann auf die der Härte an, die ſich bei allen kleinſten Theilchen nicht nur der fühlbaren, ſondern auch der nicht fühlbaren Körper finden ſoll, und geht alsdann zur Eigenſchaft der Undurchdringlichkeit über. „Daß alle Körper undurchdringlich ſind, ſagt er, erkennen wir nicht durch Vernunftſchlüſſe, ſondern durch das Gefühl. Wir finden diejenigen undurchdringlich, die wir behandeln, und folgern daraus, die Undurchdringlichkeit ſey eine allgemeine Eigenſchaft aller Körper.“

Auch dieſe Undurchdringlichkeit will er, ſo gut wie die Härte und wie alle übrigen von ihm aufgezählten Eigenſchaften, den kleinſten Theilchen der Körper, nicht bloß den ganzen Körpern, zugeſprochen wiſſen.

In dieſer Regel Newtons ſind zwei Punkte unſrer Aufmerkſamkeit vorzüglich würdig; der eine: daß Newton die Undurchdringlichkeit, als allgemeine Eigenſchaft der Materie, nur durch Erfahrung, nicht durch Vernunftſchlüſſe erkannt haben will; der andre: daß er es für erlaubt hält, von ſolchen Körpern, die ſich behandeln laſſen, Eigenſchaften auf ſolche hinüberzutragen, die ſich der Behandlung entziehen. Jenes Erſtere werden wir, bei näherer Unterſuchung, eben ſo richtig gedacht, als dieſes Leztere bedenklich und mißlich finden.

Undurchdringlichkeit, wie bekannt, ſchreibt man den Körpern zu, inſoferne ſie durch keine Gewalt eines andern, auf ſie eindringenden Körpers ſich aus ihrem Raume verdrängen

laſſen. Sie werden, wenn ſie die Uebermacht fühlen, aus dem Raume, den ſie jezt eben einnahmen, in einen andern für ſie noch offenen weichen; ſie werden, wenn ſie elaſtiſch ſind, und alles Ausweichen durch umgebende Körper ihnen verwehrt wird, ſich auf einen engern, als den Anfangs eingenommenen, Raum beſchränken: aber dem ausſchließenden Beſitze irgend eines eigenen Raumes gegen äußre Gewalt entſagen, das heißt, gegen Druck und Stoß eines ihnen nicht chymiſch-verwandten, nicht freundſchaftlich in das eigne Innre ſie aufnehmenden Körpers; das werden ſie ſicher nie, weil ſie's nicht können. Es braucht keiner Verſuche, keiner Induction aus Erfahrung, um die Unmöglichkeit hievon — jedoch immer nur unter Vorausſetzung äußrer Gewalt — für jeden Körper zu beweiſen, der einmal Gegenſtand des Gefühls, oder was hier gleich gilt, der dem Zuſammenſtoße mit andern fremden Körpern ausgeſezt und mit Kraft zum Widerſtande begabt iſt.

So ein Körper wäre, nach geschehener Durchdringung, nun nicht mehr in seinem vorigen Raume; denn diesen nähme der fremde Körper ein, der ihn durchdrang: er wäre auch nicht in irgend einem neuen verschiednen Raume; denn alsdann wär' er, gegen die Voraussetzung, nicht durchdrungen, nur fortgestoßen: er wäre eben so wenig mit dem durchdringenden Körper in einem und demselbigem Raume; denn dieser, wie wir annahmen, war ihm nicht chymisch verwandt, nahm ihn nicht in sein eigenes Innere auf. Er wäre also in überall keinem Raume mehr, oder was Eins ist: er wäre kein Körper mehr; sein Daseyn hätte sich in eine bloße Möglichkeit, einen bloßen Gedanken verwandelt; er wäre vernichtet. Vernichtung aber durch bloß natürliche endliche Kraft ist aus Gründen, die hier zu wiederholen sehr überflüssig wären, unmöglich. Einmal mit der Kraft zum Widerstande begabt, kann kein Körper gegen keine Gewalt sie verlieren; er kann sich in der

Natur hin- und herſtoßen, aber nie ſich aus der Natur hinausſtoßen laſſen. —

Zu dieſer Einſchränkung der Undurchdringlichkeit auf Widerſtand gegen bloße äußre Gewalt, die durch Druck und durch Stoß wirkt, hat den Philoſophen der Chymiker durch die Wahrnehmung vermogt, daß durch innige Miſchung und Bindung zweier Körper ein dritter von einer neuen, ganz eignen Natur erzeugt wird; von einer Natur, die weder die des einen, noch die des andern der erzeugenden Körper iſt, und wo man alſo nicht anders kann, als eine wahre volle Durchdringung annehmen, nach welcher nun beide vereinigt jeden erdenklichen Punkt ihres Raumes zugleich erfüllen. Hätten die beiden Körper weiter nichts gethan, als ihre kleinſten Theilchen, einer in die Zwiſchenräume des andern, geſchoben; dann wäre freilich noch keine Durchdringung geſchehen; ſie wären noch außer einander. — Undurchdringlichkeit wird daher, als Eigenſchaft der Kör-

per, nicht anders mehr verstanden, und nicht anders mehr erwiesen, als insofern von äußern Kräften die Rede ist, womit der eine den andern durch Druck oder durch Stoß zu überwältigen strebt. In dieser Rücksicht, wo sie mechanisch bloß gegen einander wirken, schreibt man ihnen Undurchdringlichkeit zu, und mit Recht: sobald man sie aber nach gewissen Verwandschaften betrachtet, wo sie nicht mehr mechanisch, sondern chymisch, nicht mehr gegen einander, sondern mit einander wirken, und durch völlige Auflösung ganz neue Mischung und Erzeugung hervorbringen; da kann von Undurchdringlichkeit keine Rede mehr seyn: die Erfahrungen widersprechen, und man hat es sich müssen gefallen lassen, Grundsätze erschüttert oder vielmehr umgestürzt zu sehen, denen man, wenn hier ein Witzspiel erlaubt ist, gleiche Undurchdringlichkeit, als den festesten Körpern, zugetraut hatte. Die Chymie hat ihr gewöhnliches Geschäft des Auflösens, über die Kör-

per hinaus, bis auf die Theorieen erſtreckt; wir haben nur noch mechaniſchundurchdringliche, aber chymiſchdurchdringliche Körper. — Die Kraft zum Widerſtande, die den Körpern vor ihrer Miſchung zukam, iſt darum nichts weniger als verloren; ſie äußert ſich, nach wie vor, gegen Alles, was mit Gewalt in den neuen Körper einzudringen ſucht; nur daß vielleicht die Verwandſchaften dieſes neuen Körpers ganz andre geworden, als welche die ihn erzeugenden hatten. — —

Um wieder zurückzukehren; ſo iſt für die fühlbare Materie, aus obigen Gründen und unter obiger Einſchränkung, die Eigenſchaft der Undurchdringlichkeit erwieſen; denn dieſe ergiebt ſich unmittelbar aus der Kraft des Widerſtandes, die eine Bedingung aller Fühlbarkeit iſt. Will man weiter gehen, und der Undurchdringlichkeit eine ſolche Allgemeinheit geben, daß ſie ſich auf alle Materie überhaupt erſtrecke; ſo iſt hiezu kein anderes Mittel, als gleich die Erklärung des Begriffs der Materie

ſo zu faſſen, daß im Grunde dieſer Begriff nur auf die fühlbare paſſe. Statt alſo bloß zu ſagen: Materie iſt im Raume, wirkt im Raume, bewegt ſich im Raume, geht man weiter und ſagt: Materie erfüllt den Raum; und wenn man nun fragt, was unter dieſem Erfüllen verſtanden werde? ſo iſt es gerade jene Kraft, Alles, was einen ſchon eingenommenen Raum in Beſitz nehmen will, von ſich entfernt zu halten. Mit dem Daſeyn dieſer Kraft hat man nun ſogleich auch die Undurchdringlichkeit, das heißt, die Unmöglichkeit, daß jene Kraft ſollte vernichtet werden; und dann freilich hat Newton Unrecht, wenn er die Undurchdringlichkeit bloß aus dem Gefühl oder aus der Erfahrung, nicht durch Vernunftſchlüſſe erkannt haben will. Durch den bündigſten Schluß von der Welt holt man ſie aus einer Erklärung hervor, in welcher man ſie für den künftigen Gebrauch ſchon zurecht gelegt hatte.

Das Unrichtige eines ſolchen Verfahrens

hier weitläuftig aus einander zu ſetzen, wäre ſehr unnütz. Der Menſch hat, außer dem Sinne des Gefühls, ihrer mehrere, auf welche die Einwirkung zum Theil durch ganz andere, als durch ſtoßende, Kräfte erfolgt, und deren Gegenſtände, nach richtigem Sprachgebrauch, doch eben ſo gut, als die des Gefühls, unter den Begriff der Materie fallen. Statt alſo jene Erklärung ohne viele Umſtände anzunehmen, ſollte man ſie vorher gegen Einwürfe ſichern; ſollte entweder die nothwendige Verbindung zwiſchen Seyn im Raume und Erfüllen des Raums, zwiſchen materieller und mechaniſcher Kraft, aus den Begriffen ſelbſt herleiten, oder falls man dieſes nicht könnte, ihr beſtändiges, wenn auch nicht nothwendiges, Zuſammenſeyn aus allgemeiner Erfahrung erhärten. Der Beweis aus Begriffen aber, wie wir oben geſehn haben, läßt ſich nicht führen; von Sinn auf Sinn, von Einwirkung, die der eine erfährt, auf Einwirkung, die der andre erfahren müßte, läßt ſich

nicht ſchließen: und ſo erhellt die volle Wahrheit des Neutoniſchen Ausſpruchs: daß hier mit Vernunftſchlüſſen nichts gethan ſey, ſondern bloß die Erfahrung entſcheiden müſſe.

Wollte man ſpitzfindig ſeyn; ſo mögte man das Einzige wünſchen, daß Neuton ſtatt des Worts: Undurchdringlichkeit, ſich lieber des Worts: Kraft zum Widerſtande, oder des Leibnitziſchen: Antitypie, bedient hätte. Und zwar darum: weil Undurchdringlichkeit eine in dieſer Kraft nothwendig gegründete Folge iſt, zu deren Erkenntniß es mithin keiner Erfahrung bedarf, hingegen ſich nicht erweiſen läßt, daß dieſe Kraft nothwendige Eigenſchaft der Materie ſey, und hier alſo die Erfahrung nicht entbehrt werden kann. Indeſſen wird mit der Folge natürlicher Weiſe zugleich der Grund gedacht, und ſo hatte der große Mann ohne Zweifel den Grund im Sinne, als die innige Verbindung zwiſchen beiden ihn auf den Namen der Folge führte.

So genau wir aber in dieſem erſten Puncte uns an Newton anſchloſſen; ſo weit müſſen wir uns in dem zweiten von ihm entfernen. Newton will, daß wir aus der vorhandenen Erfahrung die ermangelnde ſollen ergänzen dürfen; daß wir befugt ſeyn ſollen, Eigenſchaften, die wir, innerhalb der Grenzen unſerer Beobachtungen und Verſuche, an Gegenſtänden wahrnahmen, auch auf Gegenſtände außerhalb dieſer Grenzen hinüberzutragen. Und allerdings iſt dieſes Verfahren unbedenklich und ſicher, inſoferne die beiden Gegenſtände, der eine, von welchem, und der andre, auf welchen geſchloſſen wird, ganz von einerlei Art ſind. Was wir von aller Luft erfuhren, die ſich uns jemals darbot, als zum Beiſpiel ihre Federkraft — bei welcher nur der Grad, als der Zu- und Abnahme fähig, nach Newtons ausdrücklicher Warnung, nicht mit in Anſchlag kommen darf — das dehnen wir aus auf alle nur erſinnliche Luft, wo ſie ſich auch befinde, ſelbſt auf jene

unerreichbare in den höchſten Regionen der Atmoſphäre. Eben ſo, was wir von allem uns vorkommenden Waſſer erfuhren, das dehnen wir aus auf alles nur erdenkliche Waſſer, es ſtröme auch in den entfernteſten Gegenden, oder ſchwebe in Wolken, oder verſtecke ſich in unterirdiſchen Klüften. Ohne die Freiheit, ſolche Schlüſſe zu bilden, würde unſre Erkenntnis von der Natur äußerſt beſchränkt ſeyn; wir würden keinen einzigen allgemeinen Satz von ihr aufweiſen können. Nicht allein liegt manches, wie aus den angegebenen Beiſpielen erhellt, ganz außer unſrem Beobachtungskreiſe, und iſt für uns ſchlechterdings nicht erreichbar, ſondern auch innerhalb des Kreiſes, wo uns das Beobachten vergönnt iſt, geht die Natur mit faſt allen ihren Erzeugniſſen ſo ins Unendliche, daß wir immer nur einen höchſt unbeträchtlichen, gegen die Allheit faſt gar nicht zu rechnenden Theil überſehen. Wir halten uns alſo an den untrüglichen Grundſatz, daß einerlei Ding überall

einerlei Natur und Eigenschaften haben, einerlei Gründe immer einerlei Folgen erzeugen werden; und so wünschen wir zu den vorhandenen Erfahrungen die ermangelnden nicht einmal hinzu, weil es doch nur Ueberfluß seyn, und uns mehr zur Last als zum Nutzen gereichen würde.

Hingegen, wo dieser Grundsatz keine Anwendung mehr findet, wo die Gegenstände von ganz verschiedener Art sind, oder wohl gar nicht einmal zu einerlei Gattungsbegriff, nicht einmal für einerlei Sinn gehören; da wird das Hinüberschließen von einem aufs andre ein höchstbedenklicher, mißlicher Schritt, von welchem daher auch jede Vernunftlehre abmahnt. Es ist möglich, daß demohnerachtet durch ein glückliches Ohngefähr dieser Schritt zu einer Wahrheit führe, und daß wir dadurch zu eng gefaßte Gattungsbegriffe erweitern, verworrene und vermengte Begriffe von Arten besser unterscheiden und ordnen lernen; aber die Ueberzeugung, daß wir wirk-

lich Wahrheit gefunden, wird ohne Hinzukunft ganz andrer Schritte doch immer fehlen. Luft und Waſſer ſind ſchon ſehr nahe verwandte Dinge, die unter einerlei Gattungsbegriff des Flüſſigen fallen; aber doch wird man, was man von dem einen dieſer Dinge entdeckt hat, nie ſo geradezu auf das andre hinübertragen; man wird fürchten, einen ähnlichen Irrthum zu begehen, als wenn man von der flüſſigen Luft auf den auch flüſſigen Mercur die Eigenſchaft der Durchſichtigkeit hinübertrüge. Lieber alſo wird man ſein Urtheil zurückhalten, bis man durch ſorgfältiges Beobachten die Natur erſt näher befragt, oder wenn ſie mit ihren Antworten zurückhält, ſie durch das Zwangsmittel der Verſuche zum Geſtändnis genöthiget hat. Bleiben alle Antworten aus; ſo wird eben das zu der Vermuthung führen, daß die Eigenſchaft, die in Rede ſteht, der einen Art von Dingen wirklich mangeln, und eben dieſer Mangel zu ihren ſpecifiſchen Unterſchieden gehören müſſe.

Wie falsch es seyn würde, von Dingen, die man behandelt, auf das Licht, das man nicht behandelt, Eigenschaften hinüberzutragen, ist eben hieraus ersichtlich. Wir unterlassen die Behandlung des Lichts, die wir zur Erforschung seiner Undurchdringlichkeit vornehmen müßten, wahrlich nicht aus oben angegebenen Gründen; nicht, weil wir das Licht schon als gleichartig mit den fühlbaren Gegenständen kennten, und weil die ganze Unendlichkeit solcher Gegenstände durchzufühlen und durchzuerforschen unmöglich wäre. Wir erkennen nur zu sehr, daß es von ganz anderer Art ist, und wir würden ja vollkommen zufrieden seyn, wenn wir die Eigenschaft der Undurchdringlichkeit nur erst gewiß von einem einzigen kleinen Lichtstrahle wüßten, wo wir sie dann bald, nach der oben gebilligten Schlußart, auf die ganze Unendlichkeit aller Lichtstrahlen des Universums erstrecken würden. Eben so wenig unterlassen wir diese Behandlung wegen zu großer Entfernung des

Lichts; denn nichts kann uns näher und gegenwärtiger seyn, als dieser in die ganze Atmosphäre ergossene Stoff, der den Sinn, womit wir ihn wahrnehmen, nicht etwa nur berührt, sondern ihn ganz zu erfüllen, sich innigst mit ihm zu vereinigen scheint. Wir unterlassen diese Behandlung einzig darum, weil sie beim Lichte durchaus nicht anwendbar ist; weil das Licht schlechterdings keine Behandlung im ursprünglichen, eigentlichen Sinne des Worts verträgt, da man darunter ein Fassen, Begreifen, Halten, Stoßen, Biegen, Bilden, Zusammendrücken, Ausschöpfen, Einfüllen, kurz ein wirkliches Handhaben, ein Maniiren versteht. Im feinern figürlichen Sinne des Worts unterwirft es sich hingegen der Behandlung eben so willig, als irgend ein anderer Körper; es läßt Versuche in Menge und von großer Mannichfaltigkeit mit sich anstellen; aber nie andre, als solche, die sich auf den Gesichtssinn beziehen, keinen einzigen, der sich auf den Gefühlssinn bezöge.

Der

Der groſse, unſterbliche Mann, mit dem wir es hier zu thun haben, hat die Bereitwilligkeit des Lichts zu jeder Behandlung, die ſeiner Natur gemäſs war, vor allen ſeinen Vorgängern erfahren; er hat den Sonnenſtrahl geſpalten, zerſtreut, vermiſcht, wieder geſammelt; hat durch dieſe eben ſo ſcharfſinnig erdachten, als kunſtvoll ausgeführten Verſuche eine ganze Wiſſenſchaft — nicht etwa nur erweitert, ſondern ihr eine ganz andre Geſtalt gegeben, ſie aus dem Chaos gezogen, erſchaffen. Nur für den Sinn des Gefühls hat auch Er, ſo ein vollendeter Meiſter Er in der groſsen Kunſt war, die Natur zu befragen, nie etwas von dem Lichte herausgebracht; auch in der Folge hat das Licht noch keinen Sterblichen irgend eine Spur von Undurchdringlichkeit ſehen laſſen: und doch ſollten wir ihm eine Eigenſchaft aufdringen wollen, die es zu beſitzen ſo ſtandhaft verneint? ſollten gleichſam mit Gewalt es zu einem Sinne hinzerren wollen, mit dem es nach Allem,

was wir bis izt von ihm wiſſen, ſo durchaus nichts zu thun hat? Wäre es nicht weit natürlicher zu ſchließen, daß das Licht die Kraft, auf das Gefühl zu wirken, oder die Kraft des Widerſtandes, nicht beſitzen, daß eben der Mangel der Undurchdringlichkeit einen ſeiner ſpecifiſchen Unterſchiede von andern Materien ausmachen müſſe?

Da Newton in der Stelle, die hier unterſucht wird, vom Lichte ſchweigt; ſo ſteht dahin, ob er ausdrücklich an daſſelbe gedacht habe: und wenn er daran gedacht, ſo müſſen wir annehmen, daß er, eben wie Andre, den Mangel aller Erfahrung von Undurchdringlichkeit des Lichts auf Rechnung der großen Feinheit deſſelben geſchrieben. Wenn denn aber gleichwohl in jedem kleinſten Theilchen dieſes Stoffs Undurchdringlichkeit da iſt; ſo müſſen wir uns wenigſtens wundern, daß auch bei Sammlung und Concentrirung einer großen Menge von Strahlen ſich ſogar nichts davon verräth. Das Wahre wird am Ende

wohl ſeyn, daß es hier nichts zu verrathen giebt; daß Gröbe und Feinheit Ausdrücke ſind, die auf das Licht gar nicht paſſen, weil es dieſem höchſtwahrſcheinlich an der Grundeigenſchaft fehlt, welche durch jene Ausdrücke nur näher beſtimmt wird. Wer von Gröbe und Feinheit, im eigentlichen Sinne dieſer Wörter, ſpricht, der ſpricht von Gegenſtänden des Gefühls: und das Licht, wie es wenigſtens als nicht unmöglich, ja als wahrſcheinlich gezeigt worden, hat auf dieſen Sinn keine Beziehung.

Auch ein Neuton, wie wir geſehen, dem ſonſt die Erfahrung in der Naturlehre ſo Alles war, konnte ſich einen Augenblick von ihr entfernen, und eine gewagte Hypotheſe an ihre Stelle ſetzen; aber es geſchah dieſes, nach ſchon oben gemachter Bemerkung, mit einer Zurückhaltung, einer Bedachtſamkeit, einer Schüchternheit gleichſam, die es nur zu ſehr verrieth, wie ungewohnt er eines ſolchen Verfahrens war, und wie willig er, auf den lei-

feſten Ruf einer Führerin, an deren Hand er immer ſo gern und ſo ſicher einherging, würde zurückgekehrt ſeyn. Er kommt, nachdem er Ausdehnung, Härte, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit, Trägheit, als allgemeine Eigenſchaften der Körper feſtgeſetzt hat, auf die allgemeine Schwere, und ſagt: „Wenn endlich Verſuche und aſtronomiſche Beobachtungen allgemein beſtättigen, daß alle Körper auf der Erdfläche gegen die Erde, nach Verhältnis der Menge ihrer Materie, ſchwer ſind; daß der Mond gegen die Erde, wiederum nach der Menge ſeiner Materie; daß eben ſo unſer Meer gegen den Mond, und alle Planeten gegen einander ſchwer ſind, und daß die Kometen eine ähnliche Schwere gegen die Sonne haben; ſo wird man, der obigen Regel zufolge, ſagen müſſen: daß überhaupt alle Körper gegen einander ſchwer ſind. Der Schluß aus den Erſcheinungen, fährt er fort, auf die allgemeine Schwere wird ſogar noch ſtärker ſeyn, als der Schluß auf die Undurch-

dringlichkeit, von welcher wir bei den Himmelskörpern weder Verſuche, noch Beobachtungen haben.“ Eine Stelle, aus welcher ſich nur zu deutlich ergiebt, daß Newton die Undurchdringlichkeit, als allgemeine Eigenſchaft aller Materie, bloß hypothetiſch annahm, und ſie gegen die erſte richtige Erfahrung vom Gegentheil, oder gegen die erſte, anders nicht zu hebende, Schwierigkeit ohne allen Zwang würde aufgegeben haben, ſo wie er dieß, nach einer ſolchen Erklärung, auch ohne alle Beſchämung konnte. In einer ſpätern Ausgabe ſeines Werks ſezte er noch ausdrücklich hinzu: „Ich behaupte indeſſen von der Schwere nicht — alſo auch nicht einmal von ihr, die ihm doch in ſeinem ganzen Syſtem ſo wichtig, und ihm noch weit gewiſſer, als die Undurchdringlichkeit war — daß ſie den Körpern weſentlich ſey. Ich rechne zum Weſen der Körper keine andere Kraft, als die der Trägheit, die allein unveränderlich iſt.“ Daß es alſo, nach Newton, ſchlechterdings

auf Erfahrung beruhen ſollte, ob die übrigen Eigenſchaften, und mit ihnen auch die Undurchdringlichkeit, etwa an irgend einer Materie eine Ausnahme fänden, wodurch ihre Allgemeinheit eingeſchränkt würde.

Eulers Einwürfe gegen das Emanationsſyſtem gründen ſich zwar nicht auf Erfahrungen; aber ſie zeigen in dem Innern dieſes Syſtemes ſelbſt Schwierigkeiten, die für den, der auf Undurchdringlichkeit, als allgemeiner Eigenſchaft aller Materie, und ſonach auch des Lichtes, beharrt, zu löſen nicht leicht ſind. Oder vielmehr: die bei dieſem Beharren gar nicht gelöſt werden können, ohne das Emanationsſyſtem einem ähnlichen Vorwurfe auszuſetzen, als man dem Euleriſchen gemacht hat: daß es nehmlich ohne ganz willkührliche Vorausſetzungen, zu deren Annahme die Erfahrung nicht den mindeſten Grund giebt, ſich nicht halten könne. Es ſteht dahin, ob der groſſe Urheber dieſes Syſtems, durch jene Schwierigkeiten bewogen, ſich der offenge-

laſſenen Freiheit würde bedient haben, die Undurchdringlichkeit als nicht weſentlich, und alſo dem Lichte vielleicht nicht beiwohnend, anzugeben, oder ob er auf ähnliche Art, wie ſeine Vertheidiger, ſich von dieſen Schwierigkeiten würde losgewickelt, und ſein Syſtem in allen Punkten gegen Eulern vertheidiget haben. Das Leztere indeſſen wohl ſchwerlich, wenn es durch eine Hypotheſe, wie die Cantonſche, hätte geſchehen ſollen, und das Erſtere nach höchſter Wahrſcheinlichkeit, wenn er bei dieſer Veranlaſſung auf den Geiſt ſeiner eigenen optiſchen Theorie aufmerkſamer geworden wäre. —

Vielleicht iſt es der Mühe nicht unwerth, die hier von neuem erwähnte Cantonſche oder Melville: Cantonſche Hypotheſe — nicht eben zu widerlegen, was bei der zu großen Dunkelheit des Gegenſtandes nicht wohl thunlich ſeyn mögte — aber ſie nach der eigenen Denkungsart des großen Mannes, zu deſſen Vertheidigung ſie erfunden

worden, in Kurzem zu würdigen. Die Emanation wird nach dieser Hypotheſe in Emiſſion verwandelt, das heißt, der Erguß des Lichts aus der Sonne geſchieht nicht in einem fortwährenden, ununterbrochenen Strome, wie jener erſtere Ausdruck zu glauben veranlaßt, ſondern wie es der leztere giebt, nur von Zeit zu Zeit, mit zwiſchenliegenden, aber unmerklichen Pauſen. Der Vortheil iſt, daß ſich die Sonne nun nicht ſo ſehr, wenigſtens nicht ſo geſchwinde, von Licht erſchöpft; vornehmlich aber, daß dem Zuſammenſtoßen der Lichttheilchen und aller davon zu befürchtenden Verwirrung vorgebauet wird. Es kommt nur darauf an, daß die Zeit des Ausganges der Lichttheilchen aus jedem einzelnen leuchtenden Punkte gegen die Zeit des Ausganges aus allen übrigen leuchtenden Punkten gehörig beſtimmt ſey. Nun bedenke man aber, wie unſäglich viele ſolcher Punkte ſind, die wieder auf ſo unſäglich viele andere Punkte ihr Licht nach allen Seiten hin auszuſenden

haben; man bedenke, wie genau bei jedem derſelben der Augenblick des Ausganges gegen den Augenblick bei allen übrigen müßte abgemeſſen ſeyn, um trotz den unendlichvielen Durchkreuzungen der Wege, allem Begegnen und allem Aufeinanderſtoßen zuvorzukommen. Nicht gerechnet, daß auch dieſe Abmeſſung nicht helfen würde, wenn die leuchtenden Punkte ſich einander ſelbſt ihr Licht in einer und derſelben Richtung entgegenſchickten: ſo iſt dieſe Hypotheſe ganz ſichtbar eine neue Art präſtabilirter Harmonie, die, wenn nicht ſo allumfaſſend, als die Leibniziſche, und inſofern auch nicht ſo erſtaunenswürdig, wenigſtens darin noch erſtaunenswürdiger iſt, daß ſie mitten in der Naturlehre hervorkommt, und daß ſie ſich den Gedanken eines Mannes anſchließt, der in dieſer Wiſſenſchaft aller Erdichtung ſo feind war. — Die Emanation, mit weggedachter Undurchdringlichkeit, giebt eine ganz leichte, einfache, den Erfahrungen mit größter Willigkeit ſich anſchmiegende;

hingegen die Emiſſion, mit beibehaltener Undurchdringlichkeit, eine höchſtſchwere, verwickelte, dem Zwecke, wozu ſie erfunden ward, nicht einmal genügende Vorſtellungsart. Und darf man da, wenn man nur etwas mit dem Geiſte Neutons bekannt iſt, einen Augenblick zweifeln, welcher von beiden Vorſtellungsarten, wenn ihm ſonſt keine Wahl geblieben wäre, er den Vorzug würde gegeben haben?

IV.

Ueber die Durchdringlichkeit des Lichts.

Schon, daß Undurchdringlichkeit des Lichts in der Erfahrung nicht gegründet iſt, und daß mit der willkührlichen Annahme derſelben ſo große Schwierigkeiten entſtehen, muß jeden geneigt machen, dem Lichte die entgegengeſetzte Eigenſchaft der Durchdringlichkeit beizulegen. Es giebt aber in der Vorſtellungsart von der Fortpflanzung des Lichtes durch Emanation, und in der Neutoniſchen Theorie der Optik noch andere Gründe, die dem Anhänger von beiden über die durchdringliche Natur des Lichts durchaus keinen Zweifel laſſen.

- Nach dem Emanationssyſtem iſt das Licht ein eigener Stoff, der ſich von der Sonne aus durch den ganzen Weltraum ergießt; und nun wird es darauf ankommen, die bekannten ausgemachten Eigenſchaften dieſes Stoffs zu prüfen, und ihre Verträglichkeit oder Nicht-Verträglichkeit mit der noch unbekannten zweifelhaften Eigenſchaft der Undurchdringlichkeit zu beurtheilen.

Die Materien, von denen wir die Eigenſchaft der Undurchdringlichkeit mit Gewißheit erkennen, ſind von zweierlei Art: feſte und flüſſige. Der Begriff der erſten ſchließt mit der Fühlbarkeit, die hier Taſtbarkeit wird, zugleich die Undurchdringlichkeit in ſich; denn nur durch ihr Vermögen zu widerſtehen wird eine Materie taſtbar. Daß zu dieſer Art die Lichtmaterie nicht gehöre, iſt zu einleuchtend, um erſt erwieſen oder auch nur erwähnt zu werden. Zu der zweiten Art könnte man ſie inſoferne zählen, als ſie den ihr eingeſenkten, in ihr befindlichen Körpern die Bewegung

nach allen Seiten hin frei läßt, und ihnen überall ohne Schwierigkeit ausweicht. Allein sie hat wieder die Unähnlichkeit mit den uns bekannten flüssigen Materien, als mit Wasser und Luft, daß, wenn sie von der einen Seite ausweicht, sie sich nicht von der andern wieder anschließt; daß sie den Körper nicht rings umgiebt, also kein Gleichgewicht sucht, sich nach keinem Gesetze der Hydrostatik richtet. Sie gehört mithin zu einer dritten Art von Materie, die sowohl der flüssigen als der festen entgegensteht, wenn sie gleich der ersten ähnlicher ist, als der leztern. Ob sie die einzige ihrer Art sey, oder ob es deren mehrere gebe? ist eine Frage, deren Beantwortung, wenn sie auch konnte gefunden werden, uns hier nur aufhalten würde.

Die Wahrheit der eben bemerkten Eigenheit des Lichts zu erweisen, scheint unnütz; denn keine der Eigenschaften desselben ist seit so lange und ist so allgemein bekannt, als seine geradlinichte Bewegung; und eben mit

dieſer hängt die angegebene Eigenheit innig zuſammen. Wenn ein Lichtſtrahl in den einen Arm eines Hebers fällt; ſo beugt er ſich auf dem Boden deſſelben nicht ſeitwärts, um auch den andern Arm zu erleuchten: dieſer, wenn nicht andre eigene Lichtſtrahlen hineinfallen, behält ſein Dunkel. Eben ſo, wenn das Licht an den Seiten eines undurchſichtigen Körpers hingleitet; ſo verläßt es nicht ſeine gerade Linie, ſondern verfolgt ſie, und es entſteht hinter dem Körper eine Leere von Licht, die wir Schatten nennen: dahingegen, wenn das Licht in der That eine flüſſige Materie wäre, es ſich um den Körper herumſchmiegen, und es hinter ihm eben ſo helle, als an beiden Seiten, machen würde. Der Schatten erſtreckt ſich hinter dem Körper ſo weit, bis wieder gerade Strahlen niederſchießen können; daher bei ſchieferem Stande der Sonne, wie am Abende, der Schatten ſich bekanntlich verlängert.

Indeſſen iſt es wahr, daß, bei umgebe-

der Helle, ein Schatten nie ganz dunkel, sondern immer mit einigem Lichte vermischt ist; ja, daß diese Mischung gewissermaßen zu dem Begriff des Schattens gehört, den wir uns schwerlich als bloße Beraubung, als tiefe Finsternis denken. Allein diese Halberhellung entsteht nur aus folgenden zwei Ursachen, die, nach Beschaffenheit der schattenden Körper und ihrer Umgebungen, bald nur einzeln, bald in Vereinigung wirken. Die erste ist: daß jeder erleuchtete Gegenstand, um gesehn werden zu können, das Licht, das er erhält, nach allen Seiten hin wieder von sich werfen muß, weil außerdem keine Verbindung zwischen ihm und dem Auge Statt finden würde. Wer also den Schatten irgend eines undurchsichtigen Körpers, zum Beispiel einer Mauer, völlig dunkel haben wollte, der müßte diesen Schatten erst selbst ummauern, damit auch dasjenige Licht, welches von den umgebenden Körpern zurückstrahlt, davon ausgeschlossen bliebe. Eine andere Ursache der Halberhel-

lung des Schattens ist: daß oft die Körper, die ihn werfen, entweder ihrer Natur nach nicht vollkommen undurchsichtig, oder nicht dichte genug sind, um ganz und gar kein Licht, wenn auch nur ein sehr mattes, sehr gebrochenes, hindurchzulassen. Das Erstere ist der Fall mit den Dünsten der Atmosphäre, aus welchen sich, wenn sie niedriger schweben, Nebel, wenn sie höher steigen, Wolken bilden; das Letztere mit dem Laube der Gebüsche und Wälder, oder mit den gewöhnlichen Vorhängen der Zimmer, die wir mit Fleiß von einem nicht zu dichten Stoffe wählen, weil wir das Sonnenlicht nicht wollen ausgeschlossen, nur gedämpft und gemäßiget wissen.

Schon aus dieser ersten Eigenheit des Lichts, aus seinem Vorbeigehen der lichtleeren Räume, ergiebt sich, daß die Theile desselben nicht, wie bei den bekannten flüssigen Materien, gegen einander drücken, weil sie sonst unfehlbar suchen würden, ein Gleichgewicht unter sich herzustellen; daß sie mithin gegen

gegen einander weder eine Kunst zum Angriffe noch zum Widerstande haben, und folglich, da Undurchdringlichkeit ganz auf diesen Kräften beruht, daß sie, eines gegen das andere, keine Undurchdringlichkeit besitzen.

Die Richtigkeit des hier gemachten Schlusses, der nicht ohne Zweifel und Einwendungen bleiben mögte, bestätiget sich, wenn man eine andre, noch merkwürdigere, Eigenheit des Lichts in Betrachtung zieht, aus welcher die Durchdringlichkeit desselben in Ansehung anderer Körper hervorgeht. Das Licht nimmt keine Eindrücke von den fremden Materien an, mit denen es in Verbindung geräth, und leidet keine Verwirrung und Zerrüttung, wie heftig auch diese fremden Materien bewegt werden mögen. Es geht, seinen bekannten Gesetzen gemäß, entweder geradlinicht fort, oder es geht zurück, oder es wird gebrochen, je nachdem es auf seinem Wege andere und andere Körper antrifft; und so wie diese Körper mannichfaltiger und schnäller

wechseln, wird auch das Spiel jener Lichtveränderungen mannichfaltiger und schneller. Aber nicht eine einzige dieser Veränderungen entsteht durch Gewalt, alle bloß durch Anziehung oder Nicht-Anziehung, die man mit Unrecht Zurückstoßung nennt: das empörteste Element ist nicht vermögend, einen einzigen armen Lichtstrahl von einem Orte in den andern, von einem Gegenstande auf den andern, zu werfen.

Wie verschieden in dieser Hinsicht der Fall mit andern Materien sey, lehrt die Erfahrung. Sobald diese Materien selbst in Bewegung und Unordnung sind, bringen sie ähnliche Bewegung und Unordnung in denen hervor, die sie auf ihrem Wege treffen; es mögen nun feste auf feste, oder flüssige auf flüssige, oder Materien der einen Art auf Materien der andern stoßen. Um bei den flüssigen zu bleiben, weil doch diese, nach dem Obigen, mit dem Lichte die größere Aehnlichkeit haben; so erregt ein bewegtes Wasser, wie wir auf

jeder Brücke, an jedem Ufer empfinden, einen Luftzug, der, nachdem das Waſſer entweder nur fließt oder ſtrömt, bald unmerklicher, bald empfindlicher iſt. Eben ſo macht die Luft, nach dem Maaße ihrer eignen Bewegung, auf eine vorher völlig glatte, ruhige Waſſerfläche bald ſchwächern, bald ſtärkern Eindruck, ſo daß ſie das eine Mal dieſe Fläche nur eben kräuſelt, das andre Mal eine heftige wogende Bewegung verurſacht, die ſich auch den feſten, im Waſſer ſchwimmenden Körpern mittheilt, und ſie mit großer Gewalt hin und her wirft. Das Licht hingegen, ſo ſehr es ſich auch mittels in Luft und in Waſſer befindet, wird durch die Bewegung dieſer Materien, wie heftig ſie immer ſey, von ſeinem Wege nicht abgeworfen; ſeine Strahlen kommen durch alles Toben und Toſen von jenen in nicht die mindeſte Verwirrung. Kein Sturm verweht und keine Waſſerwoge verſchwemmt auch nur Eine Partikel von Licht; es läßt ſich nicht von dem einen Orte wegnehmen, und an dem andern

anhäufen, läßt ſich nicht in die Wirbel, die in Luft oder in Waſſer entſtehen, mit hineinreißen, ſondern ruhig und ungeſtört geht es ſeinen Gang immer fort, ohne irgend einen andern Einfluß auf ſich, als den der Anziehung und der Nicht-Anziehung zu geſtatten. Wenn es zuweilen nicht anders ſcheint, als ob es hin und her geworfen würde, oder als ob es fluthete; ſo iſt das bloße Sinnentäuſchung, die mit nur einiger Aufmerkſamkeit ſehr leicht zerſtreut werden kann.

Man trage eine Pechfackel im Winde; und das Licht wird nicht allein bald heller, bald dunkler werden, ſondern es wird auch auf die umgebenden Gegenſtände ungleich vertheilt, und in dieſer ungleichen Vertheilung ſehr unſtät erſcheinen, indem es mit der ſchwächern oder ſtärkern Erleuchtung der Gegenſtände vielfältig abwechſeln wird. Von dieſer letztern Erſcheinung liegt die Urſache offenbar in den Dämpfen, die mit dem Lichte zugleich aus dem brennenden Pech ſich ent-

wickeln, und die, vom Winde bald hier- bald dorthin getrieben, ihren Schatten unsicher umherwerfen, so daß ungleiche und unstätte Erleuchtung nothwendig erfolgen muß. Von der ersiern Erscheinung, da nehmlich das Licht an sich selbst bald heller bald dunkler wird, liegt abermals die Ursache ganz sichtbar nicht in dem Lichte selbst, sondern in der das Licht erzeugenden Flamme, deren Stärke oder Schwäche von der mehr beförderten, oder mehr gehemmten chymischen Zersetzung des brennenden Peches und Dochtes abhängt. Natürlicher Weise nimmt dann auch das Licht, das von dieser Flamme ausgeht, bald zu, bald ab, und muß zuletzt, wenn jene Zersetzung völlig gehemmt wird, mit seiner Ursache, der Flamme, zugleich erlöschen.

Das Fliehen des Lichts über die Felder, wenn einzelne Wolken vom Winde getrieben werden; das Hüpfen desselben auf einem bewegten wallenden Wasser, sind ähnliche Sinnentäuschungen, deren Berichtigung zu

leicht iſt, als daß wir uns dabei aufhalten dürften.

Um die Unabhängigkeit des Lichts von der Unruhe der umgebenden Materien auf das überzeugendſte zu erkennen, denke man ſich einen Freund der Optik, der in ſeinem Zimmer mit Wiederholung der Neutoniſchen Verſuche beſchäftiget ſey; man laſſe die Luft völlig heiter und von keiner Wolke getrübt ſeyn, aber einen heftigen Sturm — denn Sturm ſezt nicht nothwendig einen trüben Himmel voraus — die ganze Gegend durchwüten, und Alles unter und über kehren. Wenn nur das Haus des Beobachters feſtſteht, und er ſeine Verſuche nur mit der gehörigen Aufmerkſamkeit und Sorgfalt anſtellt; ſo wird uns, nach der bloß dunklen Erkenntnis, die wir von der Natur des Lichtes haben, wegen des Gelingens dieſer Verſuche, trotz dem Sturme, keinen Augenblick bange werden. Staubwolken können einen nachtheiligen Schatten machen, wie bei der Pechfackel die

Dämpfe; aber ſonſt — da hier die Lichtquelle jene unerreichbare, über allen irdiſchen Einfluß ſo unendlich erhabene Weltflamme iſt — ſo traut man es dem Lichte ſchon zu, daß es unvermindert und gleichförmig fortleuchten, und daß es zugleich durch den wildeſten Aufruhr des Elements, wodurch es bis zu unſrem Auge herabmuß, ſeinen Weg ganz ſo ruhig fortſetzen werde, als ob rings umher die tiefſte Stille, das ungeſtörteſte Gleichgewicht herrſchte. Und ſicher wird auch der Erfolg dieſes Zutrauen rechtfertigen; es wird kein einziger Lichtſtrahl ſeyn, der nicht ſein Ziel auf dem geraden Wege glücklich erreichte, ohne im mindeſten gehindert, aufgehalten, verſchlagen zu werden. — Doch wozu hier noch erſt einen Fall erdichten, da es ſich ſchon bei Bradleyo berühmten Beobachtungen über die Parallaxe der Fixſterne fand, daß das Wanken der Erdachſe und die dadurch verurſachte Bewegung des Dunſtkreiſes in dem Laufe des von den Fixſternen ausgeſendeten

Lichts keine Unordnungen mache? Das Licht folgt einmal keinem andern Geſetze, als dem der Anziehung; und mögen da die Lufttheilchen auf dem Wege, den es nimmt, auch noch ſo ſchnell und ſo häufig wechſeln: es wird augenblicklich von dem einen dieſer wechſelnden Theilchen ſo gut, als von dem andern, angezogen, und leidet alſo, durch die Unruhe der Luft, nicht die mindeſte Abänderung ſeines Weges.

Der Kanzler Baco iſt vielleicht unter den Weltweiſen der einzige, der dem Winde einigen Einfluß auf Stärke und Schwäche des Lichts zugeſchrieben hat. Das Anſehen dieſes großen Mannes darf uns indeſſen nicht irren; denn er ſtüzt ſich hier, gegen ſeine eigene Regel, nicht auf Erfahrung, ſondern auf eine gewagte, willkührlich angenommene Hypotheſe. Er glaubt nehmlich, daß eben die Luft, die das Medium für den Sinn des Gehörs iſt, es auch wohl für den Sinn des Geſichts ſeyn könne; und nun, da ein entgegenſtehen-

der Wind die Töne ſchwächt oder auch völlig wegnimmt, kann er nicht wohl anders als annehmen, daß dieſes auch bei Fortpflanzung des Lichts der Fall ſeyn mögte. Da aber die Erfahrung nichts von einer ſolchen Schwächung verräth; ſo ſezt er ſie weit geringer, als bei den Tönen, und kommt dadurch den Einwürfen, die man aus der Erfahrung hernehmen könnte, zuvor, indem das Geringere ſich ſo äußerſt geringe denken läßt, daß es zum Unmerklichen wird. (Manifestior per aërem vectatio est audibilium, quam visibilium, cum obluctantis venti obex *non magnopere*, mea opinione — wie fein! als ob irgend jemand anders meynte oder meynen könnte! — horum perceptionem impediat, in illis contraria eveniant deferendis. In Sylva Sylvarum, s. Histor. Natur. Centur. 3. 269.) — Einer Widerlegung oder auch nur eines Urtheils braucht es übrigens bei einer Hypotheſe nicht, die in unſern Tagen mehr als verworfen, die ſchon völlig ver-

gessen worden, und die hier auch um so weniger in Betrachtung kommt, da sie das Licht nicht als eigne Materie, sondern bloß als Modification einer fremden annimmt.

Daß die Unabhängigkeit des Lichts von der Unruhe der umgebenden Materien unmöglich Statt finden könnte, wenn jenes, so wie diese, ein undurchdringlicher Stoff wäre, begreift sich von selbst: denn alsdann würd' es die umgebenden undurchdringlichen Körper berühren, würde auf sie stoßen, und diese würden den Stoß nicht unerwidert lassen, würden mit ihrer so viel größern Gewalt das Licht, eh' es noch unser Auge erreichte, hinwegführen, oder es doch in die äußerste Unordnung zusammenwirbeln. Da dieses nie, auch nicht auf die entfernteste Weise, geschieht; so erkennen wir, daß das Licht nicht allein, wie oben gezeigt worden, in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung anderer Körper, keine Undurchdringlichkeit hat. Wo es scheint, daß es zurückgestoßen werde:

da wird es in der That nicht zurückgeſtoßen, nur nicht angezogen — welches ganz etwas anders iſt, als zurückgeſtoßen werden — oder es wird auch zu ſchwach angezogen, als daß es nicht lieber in andre, ihm mehr verwandte, Körper ausweichen ſollte, —

Wie man mit der geglaubten großen Feinheit des Lichts, die es dem Anſcheine nach nur deſto zerſtreubarer machen müßte, oder mit der unendlichen Geſchwindigkeit deſſelben, die ihm freilich große Gewalt zum Durchbrechen geben könnte, wenn nur ſonſt dieſe Gewalt ſich im mindeſten äußern wollte; — kurz, wie man auf irgend eine wahrſcheinliche Art dieſer Schwierigkeit ausbeugen, und die dem Lichte ſo willkührlich beigelegte Undurchdringlichkeit dagegen retten wolle, läßt ſich ſchwerlich begreifen. Aber faſt noch weniger läßt ſich begreifen, wie ein Anhänger der Neutoniſchen Theorie ſeinen Scharfſinn hiezu anſtrengen könne. Als Neuton mit ſo vieler Vorſicht von der Undurchdringlichkeit

ſprach, und ſie noch weniger, als die Schwere, für eine weſentliche Eigenſchaft der Körper erkennen wollte — ob er ſie gleich, als allgemeine Eigenſchaft, bis zu entgegengeſezten Erfahrungen, gelten ließ; — da ſchien ſein Genius ihm die wirklich einzige Antwort aufzuſparen zu wollen, die nach ſeinem Syſteme auf Einwürfe, wie die Euleriſchen, übrig bleibt: daß nehmlich Undurchdringlichkeit eine der Materie nicht weſentliche Eigenſchaft ſey, die alſo ſehr wohl dem Lichte abgehen könne. Denn auf Undurchdringlichkeit durchaus beharren und eigene Hülfshypotheſen erſinnen, um ſie zu retten; das iſt nicht bloß im Allgemeinen gegen den wahren Geiſt eines Neutons, der die ganze Naturlehre, nach Bacons weiſer Regel, nur auf Erfahrung wollte gegründet wiſſen; es iſt auch noch insbeſondere gegen den Geiſt der eigenen Theorie, die Neuton vom Lichte aufgeſtellt hat.

R. Smith, in ſeinem Lehrbegriffe der Optik, rühmt es als einen Vorzug dieſer

Theorie, daß sie nicht, wie alle übrigen, das Licht auf die Körper stoßen und von den Körpern Widerstand leiden läßt, indem dieses, wie er sagt, bloße Voraussetzungen sind, die durch keine Erfahrung bestätiget werden. Man hat gezweifelt, ob dieser Vorzug wirklich der Theorie von Neuton so ausschließend zukomme, und ob nicht auch die von Huygens und seinem Nachfolger Euler darauf Anspruch mache; aber soviel ist doch sicher und unbestritten, daß Neuton seine ganze Optik nur auf Anziehung gebaut hat. Seine aus vorhergehenden Theorieen entlehnten Ausdrücke deuten freilich auf Stoßkraft hin; aber daß sie bei ihm bloße Metaphern sind, erhellt aus seinen Erklärungen, in welchen die Stoßkraft durchaus nicht vorkommt, weder als vom Lichte selbst, noch als gegen das Licht gebraucht, weder beim Einfallen, noch beim Brechen, noch selbst beim Zurückwerfen der Strahlen. In Ansehung dieser leztern Erscheinung giebt sich Neuton alle Mühe, durch

gehäufte Beweiſe zu zeigen, daß ſie unmöglich durch einen Stoß der Lichttheilchen auf die undurchſichtige Fläche erfolgen könne. Und wozu wollte man ſich denn die ganz entgegengeſezte Mühe geben, eine Kraft am Lichte zu vertheidigen, deren man ſo durchaus nicht bedarf? Oder vielmehr: wie könnte man den Widerſpruch rechtfertigen, daß man in dem einen Augenblicke dem Lichte eine Kraft beilegte, die man in dem andern ihm wieder nähme? Denn einmal läßt man das Licht die Stoßkraft, die man ihm giebt, gar nicht gebrauchen; und eine Kraft gar nicht gebrauchen, wenn gleich die Gelegenheiten dazu unabläſſig da ſind, das heißt im Grunde ſo viel, als dieſe Kraft gar nicht haben.

Wenn man dieſem leztern Gedanken nichts entgegenzuſetzen hat, was befriedigend wäre; ſo iſt die Durchdringlichkeit des Lichts mit der Neutoniſchen Theorie nicht allein vereinbar, ſondern ſie ſcheint auch ſo vollkommen damit

übereinſtimmend, ſo innig damit verbunden, daß jene Theorie entweder wegfallen, oder doch ſehr weſentliche Abänderungen erleiden müßte, wenn man dieſe Durchdringlichkeit aufheben wollte. Auch erhellt nunmehr, welchen Begriff man mit dem Worte: Materialität, ſobald vom Lichte die Rede iſt, zu verbinden habe. Affinität und Undurchdringlichkeit ſind zwei Eigenſchaften der Materie, die man ſich, nach der optiſchen Theorie von Newton, als trennbar vorſtellen muß, ſo daß ein Stoff, der jene beſizt, darum nicht nothwendig auch dieſe beſizen darf. Newtons Licht hat nur Affinitäten, und weiß durchaus von keiner Gewalt, weder die es übte, noch die es erlitte, ſondern Alles, was bewirkt wird, wird lediglich durch die Kraft der Anziehung, und nach ihren Geſetzen bewirkt. Stoßkraft hat das Licht keine, weil es ſonſt nicht unterlaſſen würde, ſie zu gebrauchen; mithin, da Undurchdringlichkeit dieſe Kraft ſo nothwendig vorausſezt, kann

das Licht auch keine Undurchdringlichkeit haben.

Es ist merkwürdig, daß Neuton eben da, wo er seine Theorie von der Brechung vorträgt, eine nähere Erklärung über die Natur des Lichts von sich ablehnt. „Ich behaupte weiter nichts, sagt er, als daß der Fortgang des Lichts dem Fortgange von Körpern ungemein ähnlich sey: die Frage von der körperlichen oder nicht körperlichen Natur desselben lasse ich durchaus unentschieden.“ (de natura radiorum, utrum sint corpora necne, nihil omnino disputo.) Der große Mann mogte fühlen, daß die körperliche Natur, wie man sie sich immer gedacht hat, und wie auch Er sie sich dachte, nehmlich als Undurchdringlichkeit mit einschließend, seinem Lichte nicht wohl zukommen könne. —

Mit dem oben angegebenen Begriffe der Materialität ist es nunmehro leicht, gewisse neuere Erfahrungen zu beurtheilen, aus denen man einen Beweis für die Materialität des

Lichts

Lichts hat hernehmen wollen. Man hat gefunden, daß das Licht, und zwar als solches, bloß durch sich selbst, nicht etwa nur durch den so gern damit verbundenen Wärmestoff, sehr merkwürdige Einwirkungen äußert; daß ohne dasselbe Luftarten sich nicht entwickeln, Pflanzen sich nicht färben, hingegen Tincturen, die im Dunkeln ihr Grün noch lange behalten würden, an der Sonne es in Kurzem verlieren. Da durch bloße Schwingungen des Aethers sich diese Einwirkungen nicht wohl erklären lassen, hingegen auf gewisse chymische Kräfte ziemlich deutlich dadurch hingewiesen wird; so hat man diese Einwirkungen als eine starke, selbst als eine unwandelbare Stütze der Materialität des Lichts betrachtet. Das mögen sie denn immer auch seyn, wenn nur nicht gleich eine solche Materialität verstanden wird, welche die Undurchdringlichkeit mit einschließt, und welche das Licht zu einem Gegenstande des Gefühls machen würde. Zwar haben die Gegner

Eulers, bei Benutzung jener Entdeckungen, es auf diesen Punkt, auf die Undurchdringlichkeit, nicht so eigentlich angelegt; — und in der That durften sie zur Vertheidigung Newtons auch nur zeigen, daß das Licht keine bloße Modificatien eines fremden Stoffes, sondern ein eigener Stoff sey, gleichviel, ob mit Stoßkraft begabt oder nicht: — aber einmal weiß man, wie engverbundene Begriffe in den meisten oder in fast allen Köpfen Materialität und Undurchdringlichkeit sind; und so könnte derjenige, der die erstere erwiesen zu haben glaubt, sehr leicht sich einfallen lassen, er habe auch die leztere erwiesen. Ob aber dieses der Fall seyn würde? ist sehr leicht zu entscheiden, wenn man nur erst festgesezt hat, was zum Beweise der Undurchdringlichkeit erfodert werde.

Undurchdringlichkeit, wie wir ausgemacht, besteht in der Unmöglichkeit, daß die Kraft zum Widerstande, die einmal ein Körper besizt, bis zum völligen Aufhören, bis zum

Verſchwinden in Nichts überwältiget werde. Auf Kraft zum Widerſtande kommt alſo Alles an; aber dieſer Kraft ſteht eine andre zur Seite, die allemal nothwendig mit ihr verbunden, oder die vielmehr nur eine andre Anſicht derſelben aus entgegengeſetztem Standpunkte iſt: die Kraft zum Angriff. Wenn man alſo die Undurchdringlichkeit eines Körpers beweiſen will; ſo hat man Eins von Beidem zu thun: entweder muß man einen andern Körper auf ihn eindringen, und ihn dann ſein Vermögen zum Widerſtande ausüben laſſen — welches nicht allein dadurch geſchehen wird, daß der Körper ſich im ausſchließenden Beſitze ſeines jetzigen Ortes behauptet, ſondern auch dadurch, daß er ihn mit einem andern verſchiednen verwechſelt — oder man muß irgend einen ſchwächern Körper aufſuchen, der durch den Stoß von jenem aus ſeinem jezt eingenommenen Orte verdrängt werde. Aus Kraft zum Angriff läßt ſich Kraft zum Widerſtande, und umgekehrt,

aus Kraft zum Widerstande Kraft zum Angriffe, schließen. Eben die Luft, die dem zusammenpressenden Kolben durchaus nicht verstattet, bis auf den Boden des von ihr eingenommenen Gefäßes zu dringen, wird diesen Kolben, bei aufhörendem Druck, mit großer Gewalt zurückschnellen; und wiederum wird eben die Luft, die dieses vermag, den Kolben nie bis auf den Boden des Gefäßes hinunterlassen.

Der Schluß auf Undurchdringlichkeit wäre also sehr richtig, wenn wirklich Homberg durch den Stoß der Sonnenstrahlen im Brennpunkte eines Linsenglases eine Uhrfeder schwingend gemacht hätte, und eben so richtig, wenn der von Priestley angeführte Michellsche Versuch — der aber, nach Darwin, nicht für, sondern wider das Moment des Lichts soll entschieden haben — keine Einwendungen litte. Die geringste Bewegung, dem leichtbeweglichsten Körperchen eingedrückt, würde immer einige Stoßkraft des

Lichts beweisen, und also auch seine Undurchdringlichkeit darthun.

Hingegen jene Erfahrungen, die man an Pflanzen und Tincturen gemacht hat; was beweisen sie mehr, als daß zu den Veränderungen der Farben an gewissen Körpern das Licht eine nothwendige Bedingung sey? Ueber die Art, wie es diese Veränderungen bewirke, werden wir durchaus nicht belehrt; am wenigsten erkennen wir, daß es auf eine mechanische Art, durch Druck und durch Stoß, geschehe. Worauf wir am nächsten hingeführt werden, und was auch diejenigen annehmen, die gegen Eulern die Materialität des Lichts aus jenen Erfahrungen schließen, ist chymische Verwandschaft, worin das Licht mit den Körpern, oder mit Theilen der Körper stehen muß, deren Farbe verändert wird, und eine vermittelst dieser Verwandschaft erfolgende Vereinigung beider. Aber auch hierin, wenn man es gleich, als in der Erfahrung wirklich enthalten, nicht bloß zur Erfahrung hinzuge-

ſchloſſen, will gelten laſſen, liegt noch kein Grund für die Undurchdringlichkeit des Lichts; man müßte denn beweiſen können, daß die gröbere, unter den Sinn des Gefühls fallende Maſſe der Körper durch den Hinzutritt des Lichts vermehrt worden ſey. Iſt dieſes nicht, und hat durch die Vereinigung mit dem Lichte der Körper eben ſo wenig an ſeiner Maſſe gewonnen, als er durch Aufnahme einer auch noch ſo großen Menge Wärmeſtoffs daran gewinnen würde; ſo iſt nun zwar die Materialität des Lichts, inſoferne Affinität zu den Eigenſchaften der Materie gehört, aber nicht die Undurchdringlichkeit, die aus dem Begriffe von Affinitäten unmittelbar herzuleiten ſich ſchlechterdings kein Weg findet, durch obige Erfahrungen entſchieden. Leztere bleibt noch immer eine unerwieſene, und für das Emanations-Syſtem, dem man doch gerne zu Hülfe kommen will, wahrlich nicht ſehr vortheilhafte Hypotheſe.

Unter den ein und dreißig Fragen, die

Newton seiner Optik angehängt hat, ist die vorlezte die: ob nicht gröbere Körper und Licht, eins ins andre, sollten übergehen und verwandelt werden können? Die Natur, sagt Newton, gefällt sich in solchen Verwandlungen; sie schafft bald das Wasser zu Dämpfen um, wodurch sie es luftartig macht; bald läßt sie es zu Eis gefrieren, wodurch sie ihm die Beschaffenheit eines festen Körpers, eines harten, durchsichtigen, schmelzbaren Steines giebt. Er vermehrt dieses Beispiel mit noch andern, und fragt dann wiederholt: warum sollte denn die Natur nicht auch Körper in Licht, und wiederum Licht in Körper verwandeln können? — Wenn das, was Newton hier nur fragt, durch die Beobachtungen an den Pflanzen als wirklichgeschehen erkannt wird; wenn durch den Hinzutritt des Lichts sich die Masse dieser Körper wirklich vermehrt zeigt; so wollen wir die Undurchdringlichkeit des Lichts als völlig bestättiget gelten lassen. Wenn aber nichts daraus hervorgeht, als

Wirkung des Lichts durch eine nicht zu bestimmende Kraft, höchstens Aufnahme und Bindung desselben durch chymische Verwandschaft; so bleibt die Frage von der Undurchdringlichkeit, nach wie vor, unbeantwortet; und der Naturlehrer, der im wahren Geiste Neutons durchaus keine Sätze gelten läßt, als die ihm eine evidente Erfahrung gab, kann nichts auf diese Undurchdringlichkeit bauen, nichts mit dieser Undurchdringlichkeit widerlegen.

V.

Ueber den wahren Begriff der Emanation.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß Neutons Begriff von der Materie überhaupt, wie er ihn in den allgemeinen Grundsätzen angiebt, mit dem besondern Begriff vom Lichte, wie er ihn seiner Optik zum Grunde legt, nicht am besten zusammenstimmt. Dort bekennt sich Neuton zum atomistischen System, und läßt jedes kleinste Theilchen der Materie die Eigenschaften der ganzen Massen gröberer Körper haben; hier zeigt er uns wenigstens Eine Materie, das Licht, als den übrigen in der Eigenschaft der Undurchdringlichkeit un-

ähnlich, als mit keiner eigenen Stoßkraft begabt, und von keiner fremden Stoßkraft in Bewegung gesezt. Den Namen der Materie dem Lichte deßwegen abzusprechen, das würde Neuton selbst nicht schicklich gefunden haben, da er die Undurchdringlichkeit nicht als wesentliche und nothwendige Eigenschaft derselben angegeben, sondern es zweifelhaft gelassen hatte, ob es nicht Materien auch ohne diese Eigenschaft geben mögte.

Wenn Neuton selbst auf seine optische Theorie den Blick nicht warf, der ihm diesen Mangel von Zusammenstimmung hätte zeigen können; so ist das weit weniger zu verwundern, als daß es auch seine Nachfolger nicht thaten, die doch in den Einwürfen Eulers so nahe Veranlassung dazu hatten. Ein Melville nicht, der zur Rettung der Undurchdringlichkeit des Lichts eine eigene Hypothese ersann; ein Canton nicht, der diese Hypothese aufnahm und sie weiter ausbildete; ein Michell nicht, der die Kraft berechnete, die

ein leuchtender Körper anwenden müßte, um sein Licht von sich wegzuschleudern.

Prieſtlei, deſſen groſſe Verdienſte um die Naturlehre es ſo wünſchenswerth machen, daß man nie anders, als mit Lobe, von ihm reden könnte, rühmt es mit Smith, als einen Vorzug der Neutoniſchen Optik, daß ſie das Licht weder auf die Körper ſtoßen, noch Widerſtand von ihnen erfahren läßt; und doch giebt er Gedanken Beifall, die eine ganz andere Natur des Lichts, als ſich hiernach aus der Neutoniſchen Optik ergiebt, vorausſetzen. Dieſe leztere, wie wir geſehen, gründet ſich ganz auf Anziehung und kennt gar keine Stoßkraft des Lichts; Boſcovichs Hypotheſe giebt dem Lichte die auſſerordentlichſte Stoßkraft, die, wenn nicht durch die phyſiſchen Punkte ſelbſt, aus welchen er ſeine Materie beſtehen läßt, wenigſtens durch den ganzen Wirkungsraum ihrer zurückſtoßenden Kraft mit gröſter Leichtigkeit durchbricht. Neutons Optik zeigt uns das Licht als unfähig,

von fremden Körpern geschleudert zu werden; Michell, indem er die Kraft berechnet, womit leuchtende Körper ihr Licht von sich werfen, nimmt hievon das volle Gegentheil an. Priestlei, ohne im mindesten von diesen Widersprüchen betroffen zu seyn, ist Bewunderer der Neutonischen Optik und zugleich der Boscovichschen Hypothese; kann jene nicht im mindesten antasten lassen, und billigt doch auch die Michellsche Bemühung, eine Kraft zu berechnen, die nach Neutons Theorie gar nicht da ist.

Ohne Zweifel war es sehr wohl gethan, daß der scharfsinnige deutsche Uebersetzer Priestleis die ganze Berechnung wegwarf; wozu er, unter andern, auch den wichtigen Grund hatte, daß man, statt Rechnungen zu machen, die vermuthlich auf das Licht gar nicht passen, lieber seine Unwissenheit demüthig bekennen sollte. Zu dieser ohne Zweifel sichersten und klügsten Parthie, zum Bekenntnisse der Unwissenheit, will indessen niemand

ſich gern entſchließen; jeder mögte, wenigſtens im Allgemeinen, ſich die Art und Weiſe denken können, wie das Licht aus der Sonne auf die Erde und die übrigen Planeten hinabkomme. Es durch Emanation geſchehen zu laſſen, ſchien bisher das bequemere Mittel; aber ſo wie Michell dieſe Emanation ſich denkt, iſt ſie nicht allein unwahrſcheinlich; ſie iſt auch, nach der Neutoniſchen Optik, wenn wir dieſe anders richtig gefaßt haben, unmöglich.

Sie iſt zuerſt unwahrſcheinlich, weil das Reſultat zu ungeheuer iſt, das Michell durch ſeine Rechnung herausbringt, indem die Kraft, die ein leuchtender Körper anzuwenden hat, um ſein Licht von ſich zu werfen, neunzehn Trillionen Mal größer ſeyn ſoll, als die Kraft der natürlichen Schwere. Sie iſt fürs andre unmöglich, weil geworfen zu werden eine Sache iſt, die mit der Natur des Lichts, ſo wie dieſe in der Neutoniſchen Optik erſcheint, ſich durchaus nicht verträgt.

Einem durchdringlichen Stoffe kann auch die größte Gewalt nichts anhaben, weil mit der Kraft zum Widerstande, oder was Eins ist, mit der eigenen Stoßkraft, alle Möglichkeit fehlt, ihn zu fassen, zu überwältigen, in entfernte Räume hinauszuschleudern. — Bei der Entwicklung des Lichts aus der Sonne mag es vielleicht gewaltsam zugehen; es wäre thöricht, darüber urtheilen zu wollen: bei der Fortpflanzung des Lichts auf die Planeten kann es schwerlich so zugehn, auch wenn es ein undurchdringlicher Stoff, und ganz unmöglich, wenn es ein durchdringlicher ist.

Zum Glück giebt es noch eine ganz andere Art, das Licht auf die Körper hinabzuleiten, als die sich Michell gedacht hat. Was uns die Erfahrung erkennen läßt, ist bloß die Wirkung, nicht ihre Ursache; die Bewegung, nicht die bewegende Kraft. Wir haben also volle Freiheit, diese Kraft in dem einen oder in dem andern Körper zu suchen; in dem, der das Licht hergiebt, oder in dem, der es em-

pfängt. Statt, daß wir das Licht von der Sonne ausmerfen laſſen, können wir eben ſo gut es von den Planeten angezogen denken: die Wirkung der Erleuchtung wird in dem einen Falle nicht minder, als in dem andern, und die einer gleichvertheilten Erleuchtung kann, wie ſich zeigen wird, nur in dem lez-tern erfolgen.

Daß man indeſſen mehr auf die eine, als auf die andre Erklärungs- oder Vorſtellungs-art gefallen iſt, ſcheint ſeinen Grund in den Ausdrücken der Sprache zu haben. Wenn wir ſagen: die Sonne ſcheint, die Sonne er-leuchtet, die Sonne wirft ihr Licht, ſchießt ihre Strahlen; ſo werden wir durch alle dieſe Redensarten auf Thätigkeit, Kraftäuſſerung, Handlung geführt; dahingegen die Redens-arten: die Planeten werden erleuchtet, ſie be-kommen, erhalten ihr Licht von der Sonne, uns ein bloßes Ruhigverhalten denken laſſen, ein bloßes unthätiges Leiden. Hieße es von der Sonne: ſie hat, ſie zeugt ihr Licht für die

Planeten, und von diesen: sie nehmen, sie ziehen ihr Licht von der Sonne; so wäre eben damit die falsche Vorstellungsart entfernt, und die wahre begünstigt. Eine dritte, vielleicht noch mehrere, Vorstellungsart würde seyn: daß der Anziehungstrieb nicht bloß einseitig, sondern wechselseitig wirke; daß sich das Licht, um einmal Keplerisch-bildlich zu reden, eben so nach den Körpern, als die Körper sich nach dem Lichte, sehnen.

Allein auch dieses, daß alle Sprachen jene Ausdrücke vorziehen, muß noch einen weitern Grund haben; dieser mag nun in der Sache selbst, oder in der Einrichtung unsrer Sinnlichkeit, in der Beschränkung unsrer Erkenntnißkraft liegen. Es scheint, daß es uns leichter werden muß, eine Wirkung, die durch Stoß, als eine, die durch Anziehung erfolgt, zu denken; und so findet es sich auch wirklich, wenn wir die ganz verschiedene Art, wie wir zu beiden Begriffen gelangen, in Betrachtung ziehen.

Für

Für die eine dieſer Wirkungen, für die, welche durch Druck und Stoß geſchieht, haben wir einen eigenen Sinn, und alſo von dem, was mit dieſen Wörtern gemeint iſt, eine anſchauliche Vorſtellung, die wir dann auf Fälle, wo unſer eigener Sinn nicht mit im Spiel iſt, übertragen und anwenden können. Für die andre dieſer Wirkungen, für die Anziehung, haben wir keinen eigenen Sinn, und mithin auch keine anſchauliche Vorſtellung von ihr; ſie wird allemal nur geſchloſſen, und urſprünglich aus ihrem Entgegengeſetzten, aus dem Widerſtande geſchloſſen, den ein angezogener undurchdringlicher Körper unſrer Bemühung leiſtet, ſeine Annäherung an den anziehenden zu verhindern, oder ſeinen ſchon wirklich erfolgten Zuſammenhang mit demſelben aufzuheben. Wir erkennen hier eine Wirkung, zu der wir die Urſache ſuchen; und da wir dieſe Urſache nicht in äußern umgebenden Körpern finden, die durch ihren Stoß den angezogenen gegen den anziehenden

trieben, oder durch fortwährenden Druck jenen an diesem festhielten; so werden wir veranlaßt, auf eine Kraft zu schließen, die von innen heraus auf die Körper einwirkt, und ohne Stoß und Druck die noch entfernten einander nähert, die schon sich nahe gekommenen an einander festhält. Daß diese Kraft, wenn sie da ist, mehr als ein Wort seyn müsse, ist unzweifelhaft gewiß; denn was einer positiven Kraft, wie die unsrer Muskeln ist, das Gleichgewicht hält, oder wohl gar sie überwältigt, kann nicht Nichts; es muß nothwendig Etwas, und ein eben so reelles Etwas, als das ihm Entgegenwirkende, seyn. Wollen wir aber den anschaulichen Begriff davon bilden, wozu unsre Erkenntnisbegierde uns antreibt; so haben wir in der That nur ein leeres Wort, dem wir nichts unterzulegen wissen; und alsdann werden wir nur zu leicht verführt, das Gegentheil der Anziehung, Stoß und Druck, weil uns diese bekannt sind, an ihre Stelle zu setzen, und auf diese Art eine

Erklärung zu machen, die nie zu Ende erklärt, ſondern die Schwierigkeit, ſtatt ſie zu löſen, nur weiter und weiter hinausſchiebt. So, wenn wir unſichtbare Seilchen auswerfen wollten, um die entfernten Körper heranzuziehen, würden wir bald empfinden, daß zu dem Zuſammenhange der Theile dieſer Seilchen neue Seilchen erfodert würden, und wieder neue, und ins Unendliche fort. Um aus dieſem Zirkel herauszukommen, iſt kein anderer Weg, als die Kraft der Anziehung für eine eben ſo unabhängige und unerklärbare Grundkraft, als die entgegengeſezte des Stoßes und Drucks, zu erkennen, aber auch zugleich alles Bemühen, ſie zur Anſchauung zu bringen, aufzugeben, und mit einer bloß ſymboliſchen Erkenntnis uns zu begnügen.

Doch auch wer dieſes einſieht — wie denn ein Bekenner des Neutoniſchen Syſtems es nothwendig einſehen muß — dem wird noch immer, wenn eine Naturerſcheinung zu erklären iſt, wegen der anſchaulichen Verſtellung,

eher Stoß, als Anziehung, in die Gedanken kommen. Erst, wenn es sich ihm aufdringt, daß er mit jenem entweder nicht ausreiche, oder daß auch in vorliegendem Falle gar nicht die Rede davon seyn könne, wird er auf die entgegengesezte Kraft, auf die der Anziehung, fallen. Auch Michell ohne Zweifel würde die leztere vorgezogen, und seine ganze Berechnung der von den leuchtenden Körpern anzuwendenden Stoßkraft weggeworfen haben, wenn er sich erst von der durchdringlichen Natur des Lichts überzeugt hätte, die eine Fortpflanzung durch Stoß zur vollen Unmöglichkeit macht.

Indessen fällt es freilich schwer, sich eine Kraft zum Anziehen oder auch nur eine Fähigkeit, angezogen zu werden, in einem andern als undurchdringlichen Körper zu denken. Aber im Grunde liegt diese Schwierigkeit nur in unsrer Gewöhnung, mit allen Vorstellungen von materiellen Dingen zulezt auf das Gefühl hinauszukommen, und Alles, was

nicht ſelbſt Gegenſtand dieſes Sinnes iſt, ſo anzuſehen, als ob es nur Modification von einem Etwas, nicht ein Etwas an ſich ſelbſt ſeyn könne. Geſezt aber auch, kein durchdringlicher Stoff wäre für ſich, ſondern immer in einem undurchdringlichen; ſo wäre er doch darum mit dieſem undurchdringlichen noch nicht Eins, auch gar nicht nothwendig an ihn gebunden; er könnte ſeine verſchiedne, ihm eigne Natur, und dabei die Freiheit haben, aus dem einen, dem er jezt ſich zugeſellt hätte, in einen andern, mit dem er noch nicht verbunden war, hinüberzugehen. Dieſes Hinübergehen könnte immer durch Anziehung eines undurchdringlichen Stoffes bewirkt werden, ohne daß darum der hinübergehende ſelbſt undurchdringlich ſeyn müßte. Die Begriffe enthalten hier nichts, was unſer Urtheil beſtimmte; ſie zeigen uns keinen Zuſammenhang, der von Anziehung zur Undurchdringlichkeit ſo hinüberführte, daß die eine ohne die andere nicht mehr vorſtellbar wäre. Die

Vereinigung beider wird erſt dann Bedürfniß, wenn ein Körper vorgeſtellt werden ſoll, der Eindrücke auf das Gefühl, und zwar nicht, wie ein elektriſcher Schlag, nur flüchtige, vorübergehende, ſondern, wie alle taſtbaren Körper, dauernde, nach Wohlgefallen zu wiederholende Eindrücke macht; denn hiezu freilich wird beides, das Aneinander- und das Außereinanderbleiben der Theile, alſo Anziehung und Undurchdringlichkeit zugleich, erfodert, ohne welche leztere auch der Sinn nicht empfinden würde. Hypothetiſchnothwendig kann alſo die Vereinigung der Anziehung und der Undurchdringlichkeit in einem und demſelbigen Stoffe ſeyn; an ſich ſelbſt nothwendig iſt ſie nicht, und man kann ohne allen Widerſpruch einen Stoff annehmen, der angezogen wird und ſelbſt anzieht, und dem gleichwohl keine Undurchdringlichkeit zukommt. Da Affinität unter den Begriff der Anziehung fällt; ſo wird es eben hiedurch gerechtfertigt, daß wir das Licht, wie es uns

in der Neutoniſchen Optik erſchien, der Stoßkraft ermangeln, aber mit Affinitäten begabt ſeyn ließen.

Vielleicht ſcheint die Behauptung von der Trennbarkeit beider Eigenſchaften neu, und in ihrer Neuheit verwägen: aber geſetzt, daß noch kein Naturlehrer ſie mit dürren Worten vorgetragen hätte; ſo iſt doch kaum zu zweifeln, daß ſie nicht in der Seele von Einigen, mehr oder minder entwickelt, mehr oder minder zur Abſonderung reif, ſchon gelegen habe. Wer, zum Beiſpiel, wie Darwin unter den Britten, und Brandis unter den Deutſchen, die Durchdringlichkeit des Lichtes annimmt; der kann weder Brechung noch Zurückſtrahlung durch Stoßkraft erfolgen laſſen, ſondern muß, mit Neuton, ſeine Zuflucht zur Anziehung nehmen; aber dieß konnte er doch unmöglich, wenn er ſich nicht die Anziehung, als von der Undurchdringlichkeit völlig unabhängig, gedächte.

Ein anderer ſehr vortreflicher Naturlehrer

erklärt ſich zwar nicht über die Frage von der Durchdringlichkeit des Lichts; aber indem er die Vortheile rühmt, welche der Optik dadurch zugewachſen, daß man das Licht als körperlich zu betrachten angefangen, ſpricht er von weiter nichts, als von den Affinitäten und der Geſchwindigkeit deſſelben, und reißt dadurch, wenigſtens in ſeinem Vortrage, dieſe von der Undurchdringlichkeit los. Würde er von den übrigen körperlichen Eigenſchaften des Lichts geſchwiegen haben, wenn er ſie an demſelben erkannt, oder ſie von Einfluß auf die Theorie der Optik gehalten hätte? Und doch könnte dieſer Einfluß nicht fehlen, und ſie müßten nothwendig mit in Betrachtung gezogen werden, wenn wirklich das Licht ſolche Eigenſchaften beſäße. „Man darf, ſagt Lichtenberg, mit Zuverläßigkeit behaupten, daß, ſeitdem man angefangen hat, das Licht als Körper mit allen ſeinen Affinitäten zu betrachten, verbunden mit ſeiner Geſchwindigkeit, endlich ein Tag in den dunkel-

ſten Gegenden der Phyſik zu dämmern angefangen hat.“ — Unter den ſubjectiven Urſachen, die, nach eben dieſem Schriftſteller, uns an einer völligern Kenntnis der Natur des Lichtes hindern, iſt wohl eine der vornehmſten die ſchon öfter erwähnte: daß ſich bei allen unſern Vorſtellungen von Körpern der herrſchende Gefühlsſinn mit einmiſcht, und wo ein anderer Sinn eine Wahrnehmung hat, ſogleich auch die ſeinige unter der Vorſpiegelung unterſchiebt: daß jene ohne dieſe gar nicht ſeyn, gar nicht einmal gedacht werden könne. —

Mit der Vorſtellungsart der Emanation durch bloße Anziehung ſind außerdem, daß nur dieſe zu einem durchdringlichen Stoffe paßt, noch ſehr weſentliche Vortheile verbunden. Zuerſt iſt die ungeheure Geſchwindigkeit des Lichts, da es die Weite eines halben Durchmeſſers der Erdbahn in weniger als neun Minuten durchläuft, weit begreiflicher, wenn man es überall von verwandten Stoffen

gleichſam begierigſt' erwartet, und zu den Planeten, die es erleuchten ſoll, fortgeriſſen denkt, als wenn man ihm auf ſeinem ganzen Wege Schwierigkeiten entgegendämmt, die es überwinden, durch die es ſich gewaltſam hindurcharbeiten ſoll. Zweitens — und dieſer Vortheil iſt vielleicht noch wichtiger — läßt es nur ſo ſich faſſen, wie das Licht auf der Fläche, die ein Planet der Sonne entgegenkehrt, ſo völlig gleich vertheilt ſeyn kann, daß kein Punkt dieſer Fläche weder unerleuchtet bleibt, noch ſchwächer, als alle übrigen, erleuchtet wird, oder anders: daß nirgends Schatten zwiſchen das Licht, dunklere Stellen zwiſchen die helleren, fallen. Verſetzen wir uns in die Sonne ſelbſt, um von dort die Strahlen gleichſam hinausſtoßen zu ſehen; ſo finden wir, weil ſie gerade Linien ſind, zwiſchen jedem Paar derſelben, wie eng wir auch dieſes Paar beim erſten Ausgange zuſammenhielten, Lücken entſtehen, die bey jeder kleinſten Verlängerung des Wegs ſich erweitern:

denn die nach allen Seiten hin von der Sonne ausfahrenden Strahlen ſind eben ſo viele Halbmeſſer, die aus einem Mittelpunkte auf die innere Fläche einer Kugel gezogen werden, wovon die Fläche des Planeten ein Theil iſt; und dieſe Halbmeſſer, je mehr ſie ſich verlängern, deſto mehr fahren ſie aus einander: ſo, daß auf dieſe Weiſe keine Möglichkeit iſt, eine gleichvertheilte Erleuchtung herauszubringen. Hingegen, wenn wir uns auf den Planeten ſelbſt verſetzen, und dort jeden erſinnlichen Punkt der zu erleuchtenden Fläche mit dem Vermögen begaben, das Licht zu ſich herabzulocken; ſo kommt der Gedanke einer gleichvertheilten Erleuchtung ohne alle Schwierigkeit hervor: denn nun ziehen wir von jedem Punkte der Fläche eine gerade Linie bis zum leuchtenden Sonnenpunkte, oder vielmehr bis zu allen leuchtenden Punkten der hier ſichtbaren Scheibe, und haben damit den für jenen Punkt der Planetenfläche erforderlichen eigenen Strahl oder vielmehr Kegel von Strah-

Yi L D. 610

J. J. ENGELS

SCHRIFTEN.

FÜNFTER BAND.

SCHAUSPIELE.

ERSTER THEIL.

BERLIN 1803.

IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

INHALT

DES FÜNFTEN BANDES.

1. DER DANKBARE SOHN.
Lustspiel in einem Aufzuge . . . . Seite 1
Geschrieben im Jahre 1770.

2. DER EDELKNABE.
Schauspiel in einem Aufzuge . . . . — 71
Geschrieben im Jahre 1772.

3. TITUS.
Vorspiel in einem Aufzuge, zur Feier des Geburtsfestes des Prinzen von Preußen (nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II). . . . . — 151
Geschrieben im Jahre 1779.

INHALT.

+ DER VERMÄHLUNGSTAG.
Schauspiel in fünf Aufzügen . . Seite 189
Fragment: nur die drei ersten
Aufzüge.

DER

DER

DANKBARE SOHN.

EIN LUSTSPIEL.

(GESCHRIEBEN IM JAHRE 1770.)

Personen:

Rode, ein alter Bauer.
Rachel, seine Frau.
Gretchen, seine Tochter.
Michel, ihr Bräutigam.
Käthe, Michels Mutter.
Der Küster aus dem Dorfe.
Ein Feldwebel.
Ein Rittmeister.
Soldaten, und alte Bauren aus dem Dorfe.

Die Scene ist ein ländlicher mit Bäumen besetzter Platz vor einer Bauerhütte. Im Hintergrunde erblickt man eine kleine Anhöhe.

Erster Auftritt.

Rode (tritt aus der Hütte, und dehnt sich).

Ich alter Thor! Ich könnte ja länger schlafen. Es liegt mir noch wie Blei in den Gliedern. — Aber, was schlafen? Wer wird den schönen Morgen verschlafen? Wenn ich die Sonne nicht habe aufgehen sehen, so ist mir den ganzen Tag nicht wohl. — Sieh, wie herrlich sie da herauf kömmt! Wie schön! Was für liebliches Morgenroth! Was für Wolken! Es ist immer wieder das Alte, und ist doch immer so anders. — Ach! vielleicht — vielleicht ist auch jetzt mein

Sohn schon heraus — im Kriege schläft man nicht lange —; vielleicht steht er da, und sieht so fröhlich, wie ich, die Sonne an, und denkt an mich, seinen Vater, so wie ich an ihn, meinen Sohn, denke. — Guter, redlicher Junge! Wer mir das gesagt hätte, da du noch klein warst, dafs ich so viel Freude an dir erleben sollte! —

Zweiter Auftritt.

RODE. RACHEL.

RACHEL. Schon hier, Vater? Ich wufste nicht, wo du warst.

RODE. Ja, da bin ich, und sehe die liebe Sonne aufgehn. Sie hat mich so eben an unsern Fritze erinnert. Was er wohl machen mufs, Mutter?

RACHEL (betrübt). Ach! — Vielleicht macht er nichts mehr.

ISAAK. Noch immer die alte Sorge? Glaube mir doch! wir werden ihn wieder sehn, so gewiſs als ich lebe. Ich bitte ja Gott alle Tage darum.

RACHEL. Er ist Soldat, lieber Vater. Ein Soldat ist keinen Augenblick sicher. Wie viel Angst und Sorge steh' ich darüber aus! — Oft, wenn ich seine Briefe mit anhöre, und Ihr glaubt daſs ich vor Freuden weine, so wein' ich vor Kummer. Es ist vielleicht sein letzter, fällt mir dann ein. Und das Geld, Vater, das immer dabei kömmt; ich kann es nicht ansehn, ohne daſs mir angst und bange ums Herz würde. Mit diesem Gelde, denk' ich, bezahlt ihm der König sein Blut: und wir, seine Eltern, sollens nehmen und uns Gutes davon thun? — Ach Vater!

RODE (den Kopf schüttelnd). Sein Blut bezahlt ihm der König?

RACHEL. Was sonst? Sein Blut und sein Leben.

RODE. Nein, gute Mutter! Wenn er einem fremden Herrn diente; dann hättest du Recht, und ich nähme dir keinen Heller von seinem Gelde. — Aber so dient er ja unserm eigenen König! Und war er dem nicht länger sein Blut und sein Leben schuldig? War er es nicht dem ganzen Lande schuldig? —

RACHEL (seufzend). Wenn doch nur Friede würde!

RODE. Die Leute sprechen, es ist schon Friede.

RACHEL. Die Leute, Vater! — Ach! die sprechen es wohl.

RODE. Und müssen doch Recht haben, wenn hie und da schon Regimenter in die Quartiere rücken!

RACHEL. Ja dann — wenn das wäre —

RODE. Das ist, Mutter! Verlafs dich darauf! — Wir werden Friede haben, eh wir's uns versehen; und dann kömmt unser Fritze nicht weit von hier in dem Städtchen zu liegen. Da schlendern wir denn alle Wochen einmal hinein. —

RACHEL (vergnügt). Einmal? Ach zweimal, dreimal, Vater! Einmal ist nicht genug. — Aber wie wird uns denn nur Herz seyn, wenn wir ihn wiedersehen? Ob wir ihn auch noch kennen werden?

RODE. Ha! ich werde doch meinen Sohn kennen!

RACHEL. In Officierskleidern, Vater; über und über mit Golde besetzt, und ein Band um den Hals mit einem Sterne daran. — Er trägt ja einen Orden, habt Ihr gesagt —

RODE. Ja, den trägt er, weil er so brav gethan hat.

Rachel. Wie er denn aussehen mag, Vater?

Rode. Wie? Als ein rechtschaffner Soldat, sollt' ich meinen. — Zwar auf Rock und auf Band kömmt's nicht an; aber die Narbe, Mutter, die er quer über der Stirne haben soll, die ist das wahre Ehrenzeichen eines Soldaten. Aus der muſs man's sehen, daſs ihm das Herz auf dem rechten Flecke sitzt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Küster.

Küster. Guten Morgen, Vater! Guten Morgen, Mutter!

Rode. Ei sieh da! Unser Herr Küster.

(Sie geben ihm beide die Hand.)

Küster. Nichts Neues von eurem Sohne? Der Monat ist wieder um. —

Rode. Ach! jetzt denk' ich dran, Mutter. Ich legte mich gestern schlafen, ehe noch Gretchen zurück kam. Hat sie denn etwas mitgebracht?

Rachel. O ja, Vater! Auch einen Brief. Aber sie liegt noch und schläft, dafs ein Auge das andre nicht sieht. Soll ich sie wecken?

Rode. Sprich nur, der Vater wollte sie holen.

(Rachel geht ab.)

Vierter Auftritt.

Rode. Der Küster.

Rode. Und weifs Er denn auch, Herr Küster, dafs mein Sohn nicht mehr Stabsrittmeister ist? dafs er nun seine eigne Schwadron hat?

Küster. Nicht möglich! Seine eigne Schwadron?

RODE (sich besinnend). Es ist ja wahr. Den letzten Brief hat der Herr Pfarrer gelesen. — Ja sieht Er, Herr Küster! Mein Sohn trifft's immer so, dafs der König dabei ist, wenn er sich brav hält. So ist er zur Officierstelle, zum Gnadenzeichen, zur eignen Schwadron gekommen.

KÜSTER. Aber wofür denn? Erzählt's mir doch, Vater!

RODE. Je nun, seh Er nur an, Herr Küster! In der letzten Schlacht bei Dings da — bei — kann ich doch nie die Namen behalten! — da ist das ganze Regiment schon zerrissen; die meisten Officiere todt oder blessirt; mein Sohn hat auch schon einen Streifschufs bekommen: aber den achtet er nicht; er rafft mit Gutem und mit Bösem an die dreihundert Mann wieder zusammen; (immer leb-

hafter) er führt sie gegen den Feind; er haut ein; man schiefst ihm ein Pferd unterm Leibe todt; er läfst sich ein frisches geben; er kömmt mit funfzig Mann wieder zurück. — Der König sieht's, und giebt ihm gleich auf der Stelle eine Schwadron, und verspricht ihm dabei, sein Glück noch weiter zu machen. — Ja, ja, Herr Küster! Was ich ihm sage! (sich in die Seite schlagend) Das hat mein Sohn gethan.

Küster. O, er ist brav; das sah ich gleich in der Schule. — Wenn die Jungen im Dorfe spielten, so war's immer Fritz, der sie anführte; und wenn's Schläge setzte, so thaten seine Kopfstöfse immer am wehsten. — Es steckte schon in ihm, Vater. Es war ihm wie angeboren.

Rose (lächelnd). Gelte? —

Fünfter Auftritt.

DIE VORIGEN. RACHEL. GRETCHEN.

RACHEL (heimlich). Sag' ihr diesmal nur nichts! Sie war schon auf, als ich kam.

GRETCHEN. Da, Vater (sie gähnt) — da habt Ihr einen Brief aus der Stadt vom Bruder Fritze. — Und da Euer Monatsgeld. Es sind zwölf Thaler.

RACHEL. Sechse, willst du sagen.

GRETCHEN (noch einmal gähnend). Der Postmeister sprach, zwölfe.

RACHEL. O ich errathe es schon. — Er hat uns gewiss wieder zugelegt, weil sich seine Einkünfte vermehrt haben. Er thut über Vermögen an uns. Meint Ihr nicht auch?

RODE. Der gute Fritze! Ich kan von den sechsen leben.

Gretchen. Und der Wein, Vater, den euch der Bruder bei dem alten dicken Weinhändler mit der blauen Nase ausgemacht hat — wie heifst er doch nun? — der steht schon in eurer Kammer. Es ist ein ganzer Korb voll.

Küster (sehr aufmerksam). Ein ganzer Korb voll? Ei! ei!

Rose. Davon soll Er auch eine Bouteille haben, Herr Küster. Er mag sie sich holen lassen. (Der Küster bedankt sich sehr freundlich.) — Aber Er mufs auch eins mit trinken, während dafs Er den Brief liest. Geh, Mutter! eine Bouteille und drei Gläser bring' uns. Auch etwas zum Frühstücken. Und du, Gretchen, gieb einen Tisch und zwei Stühle heraus. Mach geschwind!

(Rachel und Gretchen gehen ab.)

Rachel (aus der Thüre der Hütte). Aber

lest nur ja nicht eher, als bis ich wiederkomme. Ich bitt' euch! —

Sechster Auftritt.

RODE. DER KÜSTER. GRETCHEN (die ab und zu geht).

RODE. Immer brech' Er ihn auf, Herr Küster. Wir lesen der Mutter ja nichts heraus. Ich mögte doch hören, was er vom Frieden schreibt, und ob er bald kommen wird?

KÜSTER. Vom Frieden, sagt Ihr? Je, die Leute schwatzen so viel davon, aber ich traue noch nicht. Warum würde denn noch so stark geworben, wenn's Friede wäre?

RODE. So? Wird noch stark geworben?

KÜSTER. Ei, Ihr wifst doch, dafs nur

gestern Abend noch ein Unterofficier mit einem Commando hier angekommen ist?

Rode. Auf Werbung? Das wäre!

Küster. Ja doch! Und dafs die jungen Leute schon in Furcht und Angst darüber sind? —

Rode. O die Narren! Warum denn in Angst? — Wenn sie zum Dienste tüchtig sind, so lafs sie hingehn! Lafs sie dem Könige dienen! — Jedem Menschen ist sein Ziel gesetzt, spricht der Herr Pfarrer, und ob's eine Kanonenkugel ist, oder ein hitziges Fieber! Wir müssen einmal daran. Sieht Er, Herr Küster? Das ist mein Glaubensbekenntnifs.

Küster. Aber wie da, wenn sie eurer Tochter ihren Bräutigam wegfischten? euren künftigen Schwiegersohn? — Nehmt euch in Acht, Rode! Nehmt euch in Acht! Es ist ein junger, rüstiger Kerl.

RODE. Ach nicht doch! Für den ist gebeten.

KÜSTER. Nu, nu! hoffen wollen wir's nicht.

(Gretchen, die vorher schon Tisch und Stühle gebracht hatte, bringt jetzt auch den Wein und die Gläser.)

GRETCHEN (zieht Roden beim Ermel). Vater —

RODE. Was ist's? Was hat's?

GRETCHEN. Ich wollt' euch wohl worum bitten, Vater —

RODE. Nun ja! Nur heraus! —

GRETCHEN. Gestern Abend, Vater, als ich wieder zurückkam, da stand mein Bräutigam Michel vorm Dorfe; der hatte den ganzen Abend auf mich gewartet, und schmälte, dafs ich so lange geblieben war.

RODE. Was gilt's? Du willst hin und willst mit ihm frühstücken?

GRET-

GRETCHEN (verschämt). Ja, Vater.

RODE. Und das gleich? Ohne erst was Neues von deinem Bruder zu hören? — Mädel! Mädel! Ich halte so grofse Stücken auf dich; denn du bist das jüngste Küchelchen von der Brut, und kamst so hinterher auf die Welt geschlichen, da dich kein Mensch mehr vermuthend war: (ihr drohend) aber, Mädel! Wenn du mir den Bruder Fritze nicht lieb hast! ihn nicht eben so lieb hast, als Vater und Mutter! —

KÜSTER. Aber den Bräutigam, Rode; den darf sie ja lieber haben, als Vater und Mutter! Immer geh, Gretchen! Geh!

RODE. Nun, weil's der Herr Küster so meint — —

GRETCHEN. Ja, lafst mich, Vater! Ich bin euch wieder da, wie ein Kiebitz. — (Dem Küster ins Ohr, indem sie vor ihm vor-

beiläuft) Hab' Er Dank, lieber Herr Küster! (Dieser nickt freundlich mit dem Kopfe.)

Siebenter Auftritt.

Rode. Der Küster.

Küster (den Brief betrachtend). Was für eine herrliche Hand euer Sohn schreibt! So rein und so leserlich! Das hat er doch mir zu verdanken. — (Er räuspert sich und fängt an) „Mein lieber Vater" —

Rode (die Ohren über den Tisch hingespitzt). O du herzensguter Fritze!

Küster. „Da jetzt der Friede un-
„terzeichnet ist, so schreibe ich Euch
„zum letztenmal aus dem Felde, um — —

Rode. Gottlob! So ist es doch Friede. Wie wird sich die alte Mutter nicht freuen!

Küster. „Um Euch das Monatsgeld

„zu überschicken, das Ihr so gut seyn „wollt, von mir anzunehmen“ —

Rode. Ja!

Küster. „Und da sich jetzt meine „Einkünfte so ansehnlich vermehrt haben, „so erlaubt mir, Euch die sechs Thaler „aufs Künftige zu verdoppeln.“ —

Rode. Nein, das will ich nicht, Sohn. Alles mufs seine Gränzen haben; auch deine Liebe für mich. — Nur weiter, Herr Küster!

Küster. „Vor einigen Tagen, lieber „Vater, ist mir die gröfste Freude be„gegnet, die ich noch in meinem Leben „empfunden habe, und die ich Euch „doch erzählen mufs.“ —

Rode (innig vergnügt). Ja! — Was denn? Was denn?

Küster. „Der König hatte die „Gnade, mich zur Tafel zu ziehen“ —

RODE. Zur Tafel? Meinen Fritze zur Tafel? — Alle Welt! Da werden sie Augen gemacht haben, die Herren von Adel! — Nun? Nun? —

KÜSTER. „Er sprach sehr viel mit „mir, und gab mir viele unverdiente Lob„sprüche meines Verhaltens wegen.“ —

RODE. Ja!

KÜSTER. „Endlich fragte er mich, „von welchem Hause ich wäre? wo „mein Geburtsort läge? wen ich zum „Vater hätte?“ —

RODE (lacht in sich). Ei, so hat ja gar der König nach mir gefragt! Der liebe Herre! — Nun? Und was hat er ihm denn geantwortet? — O fix, Herr Küster! —

KÜSTER. „Ich nannte ihm unser „Dorf, und Euch. Ihre Majestät, fing ich „an, Ihre Unterthanen sind alle Ihre Un-

„terthanen: und wenn nur derjenige der „würdigste ist, der das beste und recht- „schaffenste Herz, der die meiste Liebe „und Treue für seinen König besitzt; so „darf ich sagen, dafs ich einen Ihrer „würdigsten Unterthanen zum Vater habe. „Ich bin stolz auf ihn, und ich freue „mich seiner. Ja, ich würde ihn für alle „Väter der Welt nicht vertauschen, so „arm und niedrig er ist“ —

Rode (mit empor gehobenen Händen). Gütiger Gott! Es ist, als wenn ich ihn hörte, ihn sähe.

Küster. „Ihm verdanke ich alle „meine Rechtschaffenheit, und allen mei- „nen Eifer in Ihrem Dienste. Seit mei- „ner zartesten Kindheit habe ich Ihr Lob „und das Lob der Tapferkeit und der „Tugend von ihm gehört. — So sprach „ich, Vater, und vor Freuden, dafs ich

„Euch im Angesichte des Königes loben „konnte," standen die Thränen mir in „den Augen. (Rode wischt sich die seinigen.) — „Der König ward von meiner kindlichen „Liebe zu Euch gerührt. Er nahm das „Glas, das vor ihm stand, und trank mir „laut vor der ganzen Tafel Eure Gesund- „heit zu, und befahl mir, dafs ich's Euch „melden, und Euch seiner Gnade ver- „sichern sollte." — —

RODE (aufspringend). O ist das möglich, Herr Küster? Der König — —

KÜSTER. Ja, wie Ihr hört. Er hat Eure Gesundheit getrunken.

RÖDE (läuft vor Freuden ausser sich zur Hütte, und ruft hinein). Mutter! Mutter! Lafs alles stehen und liegen, und komm heraus!

RACHEL (drinnen). Wie, Vater?

RODE. So komm doch heraus, sag'

ich, und lafs dir erzählen! Komm doch heraus! —

Achter Auftritt.

DIE VORIGEN. RACHEL.

RODE (umfafst sie). Alte liebe Herzensmutter! Was für einen Sohn hast du mir doch gegeben!

RACHEL (setzt das Frühstück auf den Tisch, worüber sich der Küster unverzüglich hermacht). Was giebt's denn, Ihr Kinder? Ich zittre schon ganz vor Freuden. Ist's Friede? —

RODE. Friede, Mutter! (geschwind hinter einander fort). Und unser Sohn hat bei unserm König gespeist, und der König hat ihn nach unserm Dorf und nach mir gefragt, und da hat er dem König geantwortet, dafs ich ein rechtschaffner Unterthan wäre, und hat ihm gesagt, dafs er

mich für alle Väter in der Welt nicht vertauschen wollte — Ach! ich weine vor Freuden — und da hat der König öffentlich meine Gesundheit getrunken, und hat mich dabei seiner Gnade versichern lassen. (Rachel schlägt einmal über das andere in die Hände.) — Ja, liebe Mutter! Und nun wollen wir wieder unsers Königs Gesundheit trinken. — Eingeschenkt! Frisch! — Du, nimm du das, liebe Mutter! Und Er, nehm' Er dies, lieber Herr Küster! Und ich will dies hier nehmen. So! — Und nun lafst uns alle zusammen stofsen. (Er zieht die Mütze ab) Es lebe der, König!

Küster. Er lebe!

Rachel. Er lebe!

Küster (wischt sich den Mund, nachdem er getrunken hat). Das schmeckt nach Mehr, meiner Treu!

RODE. Aber hör' Er, Herr Küster! Nun muſs Er auch meinem Sohne wieder schreiben, wie ich mich an dem König revangirt habe, und daſs er sich bedanken, und ihm auch meiner Liebe versichern soll. Vergeſs Er's doch ja nicht!

KÜSTER. Wie, Vater? Das wird sich nimmermehr schicken.

RODE. Was nicht? Was wird sich's nicht schicken? — Der König, Herr Küster, ist ja ein Mensch, wie wir alle: und so muſs es ihn ja freuen, denk' ich, daſs er von Menschen geliebt wird!

RACHEL. Wenns denn aber Friede ist, Vater —

RODE. Je freilich! Hat er's doch selber geschrieben!

RACHEL (mit Verlangen und Zärtlichkeit, indem sie die Hand auf Rodens Arm legt, und ihm froh ins Gesicht sieht). So kömmt er ja zu-

rück, lieber Vater? So besucht er uns ja? So werden wir ihn ja wieder sehen?

Rode. Geduld, Mutter. Das alles werden wir hören.

Rachel. Ach, wenn er doch käme, eh Gretchens Hochzeit würde! Das wäre doppelte Freude.

Rode. Geduld! Geduld! Der Herr Küster ist so gut und liest weiter. — Vorher aber muſs ich noch meines Sohnes Gesundheit trinken; und die, Mutter, bringe ich dir zu. (Giebt ihr ein Glas, und stoſst zusammen) Er war dein Augapfel von Kindes Beinen an, und er soll leben!

Rachel (gerührt). Ich bedanke mich, Vater.

Küster (stoſst auch an). Und soll grünen und blühen!

Rachel. Ich bedank' mich, Herr Küster.

RODE (setzt das Glas weg). Hüpft mir doch immer das Herz, wenn ich meines Sohnes Gesundheit trinke! Gottes Segen sei mit ihm! — Ach! Er hat mir ein so gutes Zeugniſs vor unserm König gegeben; und ich, lieber Gott! (indem er freudig aufsteht) ich gebe meinem Sohne vor dir das Zeugniſs: Er hat dankbar an mir gehandelt. Er hat sich nicht meiner Niedrigkeit und meiner Armuth geschämt. Er hat sich's zur Freude gemacht, seinen grauen Vater zu ehren. — Es steht in meiner Macht nicht, ihm zu vergelten; aber es steht in deiner.

RACHEL. O les' Er weiter, Herr Küster! Vielleicht —

KÜSTER (sucht, wo er geblieben ist, indem er sich mit Roden wieder niedersetzt, und Rachel aufmerksam hinter den Tisch tritt). „Mich zur „Tafel zu ziehen" — — Wo blieb ich? —

„Eure Gesundheit zu, und befahl mir“ — ja da! — „und befahl mir, dafs ich's „Euch melden, und Euch seiner Gnade „versichern sollte. Ich konnte mich nicht „länger halten; denn mein ganzes Herz „war bewegt. Ich sprang auf. Ich warf „mich dem König zu Füfsen. Ihre Ma„jestät, sagte ich, von allen Gnadenbe„zeigungen, die Sie mir erwiesen ha„ben“ —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen (schluchzend und schreiend). Ach helft! helft, Vater! Die Werber —

Rode (erschrocken). Wie? Was?

Gretchen (wie vorher). Die Werber, Vater —

Rachel (ängstlich auf Gretchen zulaufend).

So komm doch nur zu dir! Was hat sich begeben?

GRETCHEN. Als ich zu Micheln kam, Vater —

KÜSTER. Nun da haben wir die Bescherung! Gewifs haben sie Micheln beim Leibe.

RACHEL. O Himmel! Was für ein Unglück!

RODE. Mit Gewalt? Jetzt im Frieden? — Das Ding ist nimmermehr richtig.

KÜSTER. Im Frieden! Mit eurem Frieden! — Als wenn in Königs Landen einen Augenblick Friede wäre! Als wenn wir jemals sagen könnten, wir wären der lieben Unsrigen sicher! Dafs Gott erbarme!

RODE (ärgerlich). Ha schweig Er, Herr Küster! Lafs Er den König in Ruhe! Es geht mir immer ans Herz. — Wir span-

nen ja täglich unsre Stiere ins Joch; und wie meint Er wohl, dafs es am Ende mit unsern Äckern werden würde, und mit den Stieren selbst, wenn wir's nicht thäten? — Ein Mann wie Er, und solche Reden zu führen!

Gretchen. So geht doch nur, Vater! So sucht doch nur, wie Ihr ihm loshelfen könnt! — Ihr seid ja sein Vater so gut, wie meiner, und vor Euch wird der Feldwebel Respect haben; das weifs ich gewifs. Alle Menschen haben Respect vor Euch. —

Rode. Einfältiges Ding! Wenn alle Menschen in unserm Dorfe wohnten!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Käthe.

Käthe. Ich kann nicht mehr. Ich bin des Todes vor Angst.

RACHEL. Ach, wie dauert Ihr mich, gute Mutter! Wäre doch jetzt unser Sohn da, dafs er uns helfen könnte!

RODE. Faſst euch! Faſst euch! Mich verdreufst's, dafs ich so in meiner besten Andacht gestört werden mufs. — Es wird so arg nicht seyn, wie Ihr's euch vorstellt. Er wird euch nicht euren einzigen Sohn vom Pfluge wegnehmen. Das wäre wohl neue Manier. — Ich will hin, und will mit ihm reden.

GRETCHEN. Und ich auch, Vater. Ich will euch nach. Ich will so lange weinen und bitten, bis wir ihn losgemacht haben.

(Rode und Gretchen gehen ab.)

RACHEL (ihm nachrufend). Schone nur deiner selbst, Vater! Mache dich nur nicht unglücklich!

Eilfter Auftritt.

RACHEL. KÄTHE. DER KÜSTER.

KÜSTER (zu Käthen). Eine so liebe Witwe so zu betrüben! ihr den Bissen Brot aus dem Munde zu nehmen!

KÄTHE. Ach Herr Küster! Ich bin erschrocken, daſs mir Hände und Füſse zittern.

KÜSTER (ihr einen Stuhl gebend). Setzt euch, setzt euch, Mutter! Wir müssen immer das Beste hoffen. —

KÄTHE. Schon zweie rissen sie mir mit Gewalt aus den Armen fort, und meine Augen haben sie nicht wieder gesehen. — Ach! sie werden auch diesen nicht wieder sehen.

KÜSTER (mit einem tröstlichen Tone). Findet euch in Geduld, Mutter Käthe! Eine

so gute Christinn wie Ihr, mufs sich zu fassen wissen.

RACHEL (die bisher voll Ungeduld an der Scene gewartet). Himmel! Es wird Lärmen im Dorf. Wenn nur der alte Vater nicht unglücklich wird! Wenn er nur seine Hitze hat mäfsigen können! — Geh' Er doch nach, lieber Herr Küster!

KÜSTER. Ich? Ich? —

RACHEL. Er ist ein Mann von Ansehen, Herr Küster; ein Geistlicher.

KÜSTER. Ei nun ja! Desto schlimmer für mich! — Solche Buben, Mutter, sind über die Geistlichkeit immer am liebsten her; und wenn sie mir eines anhängen könnten — Nein, nein, Mutter! Dafs ich nicht so ein Narre wäre! — Steck' Er seine Nase ins Buch, würden sie sprechen, und lafs Er uns hier ungehudelt! Ins Teufels Namen! — Gott

verzeih mir die Rede! — Und ich bin dann auch jähzornig, Mutter; das könnte ein schönes Unglück werden. — Nein, nein! da müfst' ich getrunken haben.

RACHEL. Er ist unser Freund, Herr Küster, und Er will uns nicht helfen?

KÜSTER. So nehmt doch Vernunft an, Mutter! So bedenkt doch nur, wes Standes ich bin! — Trost könnt Ihr bei mir haben, so viel Ihr wollt; aber euch zu helfen ist meines Amtes nicht. Helft Ihr euch selber!

Zwölfter Auftritt.

DIE VORIGEN. RODE. GRETCHEN. MICHEL. DER FELDWEBEL. SOLDATEN, und einige ALTE BAUREN.

KÄTHE (läuft auf Michels zu). Ich habe dich wieder, mein Sohn? — O! sie sol-

len mir erst das Leben nehmen, eh ich dich fahren lasse!

GRETCHEN (ihn streichelnd). Du lieber, du guter Michel!

FELDWEBEL. Fort mit ihm! Marsch! — Was hilft hier alles das Gewinsele? das Gewimmre? Damit ist's nicht gethan.

RODE (den Feldwebel beim Arme nehmend). Lafs Er mit sich reden, Herr Feldwebel!

DIE BAUREN (alle durch einander, da der eine dies, der andre jenes sagt, und sie immer einander wiederholen). Einen letzten Erben vom Gute zu nehmen — Einen einzigen Sohn — Nein, das will der König nicht haben — Das kann er nimmermehr haben wollen —

RODE. Schweigt! Ich bitt' euch Kinder. — Ihr macht ja Übel nur ärger.

FELDWEBEL. Und wenn Ihr euch auf die Köpfe stelltet, Ihr Schurken! (zu

die Tasche schlagend) Ich habe hier meine Ordre, und das ist genug.

Die Bauren (wie zuvor). Ordre! Ordre! — Es steht nichts davon in der Ordre. — Ein Gut zu entblöfsen, ist niemals Ordre gewesen.

Rode (den Bauren zuwinkend, dafs sie schweigen sollen). Hieher, lieber Herr Feldwebel! Ein gutes Wort findet ja eine gute Statt.

Feldwebel. Ein gutes Wort? Nun, darauf wart' ich ja nur. Lafst hören, von welchem Nachdruck es ist!

Rode. Sieht Er, Herr Feldwebel? Ich liebe meinen König von Herzen, und der Himmel weifs, dafs ich's Ursache habe. — Wenn ich nicht mit Gewifsheit wüfste, dafs der Friede gemacht, und der König schon auf dem Trocknen wäre; wenn ich sähe, dafs ihm das Wasser an die Seele ginge, und dafs er schon anfangen wollte zu sinken —

FELDWEBEL. Weiter nichts? Das ist noch Alles Gewäsche.

RODE. Ja, geb' Er nur Acht, lieber Herr Feldwebel!

FELDWEBEL (sich auf seinen Stock stützend). Nun? —

RODE. Dieser junge Bursche hier ist der Bräutigam meiner Tochter, und ist ein einziger Sohn; aber ich selbst wollte sprechen: In Gottes Namen nehm' Er ihn hin! Was kann er Wichtigers in der Welt zu thun haben, als für seinen König zu fechten? — Nehm' Er auch mich hin! wollte ich sprechen. Mein Kopf ist grau, und meine Knochen sind mürbe, aber so grau und so mürbe noch nicht, dafs ich nicht sollte zuschlagen können. Die Freude über meinen Sohn hat mich noch jung erhalten. Ich will fechten, so lange ich ein Gewehr heben kann; und

wenn ich's vor Alter und Müdigkeit nicht mehr kann, so will ich noch die Jüngern um mich her bitten, sich brav zu halten; so will ich mich dem in den Weg werfen, der laufen will, und eh er läuft, soll er mich alten Mann erst zertreten. — Ja, bei meiner Seele, Herr Feldwebel! so wollt' ich sprechen, wenn es aufs Äufserste käme.

Feldwebel. Und ich wollte sprechen, Alter — dafs Ihr nicht richtig im Kopfe wäret.

Rode (einen Schritt zurück, und die Hand in die Seite). Wie, Herr? Ist Er Soldat?

Feldwebel (trotzig). Das seht Ihr, dafs ich es bin.

Rode. An Seinem Rocke, Herr, aber nicht an Seiner Gesinnung. Wenn Er wahrhaftig Soldat wäre, so sollt's Ihm lieb seyn, von Seinem König so reden zu hören.

Feldwebel (mit aufgehobnem Stocke). Ha, Ihr alter Graukopf! Ihr wagt es? —

Die Bauren. Keine Gewalt, wollen wir hoffen. Keine Gewalt!

Rachel (ängstlich). Ich bitte dich, Vater — du solltest ihn zu besänftigen suchen, und du machst ihn erst böse?

Rode. Kurzum, Herr Feldwebel! Der Friede ist gemacht; das ist uns bekannt: und Seine üble Aufführung hier, die könnt' Ihm leicht zu Hause und Hofe kommen. Wenn Er hier den Herrn über uns nur spielt, so giebts Leute in der Welt, die es über Ihn wirklich sind; und schriebe ich's meinem Sohne, dem Rittmeister —

Feldwebel (stutzig). Wie? Was? Euer Sohn wäre ein Rittmeister?

Rode (trotzig). Vom Schwanenfeldtschen Regimente, wenn Er ihn kennt — Rittmeister Rode.

FELDWEBEL. Alle Teufel!

RODE (auf einmal vertraulich). O Er kennt ihn gewifs, lieber Herr Feldwebel; ich seh es. Er kömmt gewifs von der Armee, und kann mir dies und jenes von meinem Sohne erzählen? — (Zu den Übrigen im Hintergrunde, die bisher ein stummes Spiel zusammen gemacht haben). Geht nur zurück, Kinder! Geht nur zurück! Der Herr Feldwebel soll ein Gläschen Wein mit mir trinken.

FELDWEBEL. Auch das! Meinetwegen! — Ihr könnt dann gehen, und meiner warten. Ich will schon nachkommen. (Käthe und Gretchen, die nun Micheln los zu bekommen hoffen, sind vergnügt um ihn her, und gehen sammt Soldaten und Bauren ab.)

RODE (zu Rachela). Noch eine Bouteille, Mutter! Geschwind! — (zum Feldwebel) Es ist ein delicat Gläschen Wein.

KÜSTER. Recht sehr delicat; das ist wahr. — (vor sich) Und für so einen Schurken nur zu delicat.

(Rachel geht ab.)

Dreizehnter Auftritt.

RODE. DER FELDWEBEL. DER KÜSTER. Nachher auch RACHEL.

FELDWEBEL. Also von eben dem Regimente, worunter ich Anfangs gedient habe? Eben der Rode, der mir einmal fast alle Rippen im Leibe zerprügelt? —

RODE. Was Er mir sagt, lieber Herr Feldwebel! Sind Sie so genau mit einander bekannt?

FELDWEBEL. Ja zum Henker! Ich habe die Ehre.

RODE (der ihm ein Glas reicht). Desto

besser! Desto besser! — Und führt denn mein Sohn eine so gute Fuchtel?

(Rachel bringt noch eine Bouteille.)

FELDWEBEL (nachdem er das Glas hinunter gestürzt). Dafs ihn der Teufel mit seiner Fuchtel! — Um so einer Lapperei willen so zuzugeben! Weil ich ein Gläschen über Verordnung getrunken hatte.

RODE (wieder einschenkend). Nun das erfreut mich von ganzem Herzen —

FELDWEBEL. Wie? das erfreut euch?

RODE. Dafs Er ihn kennt, lieber Herr Feldwebel! dafs Er ihn kennt! — Und dafs mein Sohn mir in der Liebe zur Ordnung so ähnlich ist. Ich halte auch viel auf Ordnung. (Der Feldwebel stürzt das Glas noch einmal hinunter.)

KÜSTER (ihm neidisch zusehend, vor sich). So sauf du und der Henker!

RODE. Aber da Er vermuthlich von

der Armee kömmt, lieber Herr Feldwebel, und da Er unter eben dem Regimente gedient hat, wobei mein Sohn steht: so weifs Er vielleicht, ob es nun bald abmarschiren, und ob es wieder, wie vor dem Kriege, vertheilt werden wird? ob ich meinen Sohn bald wieder sehen, und ob ich ihn hier in der Nähe behalten werde?

RACHEL. Ja, wenn Er das wüfste, Herr Feldwebel! Unsern Sohn wieder hier zu sehen, das ist die einzige Hoffnung, wofür wir noch leben.

FELDWEBEL. Nun, nun! Was ich davon weifs, sollt Ihr bald auch wissen. Schenkt vorher nur noch einmal ein! —

RODE. Von Grund meines Herzens! Es ist mir recht lieb, dafs der Wein Ihm doch schmeckt. — Diesen Wein giebt mir mein Sohn, dafs ich mich in meinem Alter damit erquicken soll.

FELDWEBEL (das Glas hinunter stürzend). Burr! —

KÜSTER (wie vorhin). Dafs du Gift saufen müfstest! Um das Körbchen voll ist's gethan.

RODE (begierig). Und was weifs Er denn, lieber Herr Feldwebel?

FELDWEBEL. Nichts weifs ich, als dafs euer Wein ziemlich gut ist, und dafs ich noch mehr davon trinken würde, wenn ich nicht gleich zu hastig getrunken hätte. — Burr! Er widersteht mir schon ganz. — Aber wenn es auch Champagner gewesen wäre, und wenn Ihr auch noch zehn Rittmeister zu Söhnen hättet; so sag' ich euch, dafs ich entweder Geld sehen, oder Michel mit fort mufs. Also kurz resolvirt!

RODE. Wie, Herr? So nimmt Er auch Geld? Und nimmt es von Königs eignen Unterthanen? —

Feldwebel. Ich so gut, wie der König! Warum nicht? — Geb' ich euch Micheln los, so muſs ich für ihn einen andern stellen, und dazu will Geld seyn. In der Luft kommen keine Soldaten geflogen, und aus der Erde wachsen sie auch nicht. — Dreiſsig Thaler geschafft, oder Marsch!

Rode. Dreiſsig Thaler, Herre? Wie solli' ich die in dem ganzen Dörfchen zusammen treiben? — (Er langt ihm das Päckchen mit den zwölf Thalern hin) Hier sind ihrer zwölfe.

Feldwebel. Was soll mir der Bettel? (indem er seine Hand zurückstöſst). Habt Ihr selbst so viel Baarschaft nicht, so laſst die Mutter herausrücken!

Rode. Die Mutter, sagt Er?. Ein blutarmes Weib, das nichts weiter hat, als was ihr Sohn ihr mit der Arbeit seiner Hände erwirbt?

RACHEL. Hab' Er Mitleiden, lieber Herr Feldwebel!

FELDWEBEL. Ich Mitleiden? Mit wem?

RACHEL. Mit uns allen, die er unglücklich zu machen droht; mit einem jungen unschuldigen Mädchen, das sich über den Verlust ihres Bräutigams nicht würde trösten können —

FELDWEBEL (lachend). Hahaha! Ist das Ding so verliebt?

RACHEL. Mit einer armen Witwe, die ohne ihres Sohnes Beistand verhungern müßte, und deren Thränen Ihn drücken würden.

FELDWEBEL. O geht! geht! Bei einem Soldaten ist das Lamentiren nicht angebracht. Was hat der mit dem Mitleiden zu thun? — In Feindes Land solltet Ihr kommen; da wird euch an-

ders gehaust. Da heißt es: Geld heraus, oder Nasen und Ohren herunter!

KÜSTER (schaudernd). Huhuhu!

FELDWEBEL. Ja, wer da erst lange Mitleiden hätte! — Ein Dutzend Zähne in den Rachen gestoßen, oder halb zu Schanden geprügelt! Das geschieht alle Tage.

KÜSTER (vor sich). Der Kerl geht mit dem Teufel um. Gott sei bei uns!

FELDWEBEL. Fragt nur euern Sohn, wenn er wieder kömmt. Der hat's nicht besser gemacht. Meiner Seele nicht! — Kurz, Ihr habt noch ein Viertelstündchen Bedenkzeit, und dann entweder Geld oder Marsch!

(Er geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

RODE. RACHEL. DER KÜSTER.

RODE (auf das Papier mit dem Gelde sehend). Wie schwer wird mir dieses Geld in der Hand! Hörtet Ihr, was der Bösewicht sagte? Hörtet Ihr, was er von meinem Sohne sagte? (Er sieht Racheln und den Küster unruhig an.)

RACHEL. Die unverschämteste Lüge, Vater! Es sollte mir keinen Augenblick wehe thun, wenn Gretchens Unglück nicht wäre.

KÜSTER. Ja gewiſs, Rode! Die alte Mutter hat Recht. Euer Sohn ist ein wackrer, ehrlicher Mann.

RODE. Und wär' er's nicht, lieber Gott! Hätt' ich ihm und dir für unrecht erworbenes Gut gedankt, und das mit Freuden

Freuden genossen, was Andre mit Thränen verloren hätten — Wie angst und bange wird mir, daſs ich's nur denken soll? — O dann wollt' ich arbeiten, bis mir das Blut aus den Händen sprünge. Ich wollt' ihm jeden Heller wieder ersetzen. — — Doch nein! nein! Da stecke du nur wieder! (das Geld wieder zu sich steckend) Ein Bösewicht verachtet gewiſs seinen Vater. — Kommt, Kinder! kommt! Wir wollen doch nachgehen. Wir wollen doch Micheln ein Stück Weges begleiten. — Ob er ein acht oder vierzehn Tage fort ist, oder nicht! Mein Sohn wird ihm schon wieder loshelfen.

RACHEL. Aber Gretchen, Vater! das arme Gretchen! Wie werd' ich sie trösten können?

(Gehn ab.)

Funfzehnter Auftritt.

DER KÜSTER (allein).

(Er sieht beständig nach der Bouteille, und kehrt endlich an der Scene wieder um). Ein acht, vierzehn Tage? Da kömmt er ja ohnedies bald zurück. Was soll ich denn mitgehen? — Ich denke, ich will noch ein Gläschen trinken, damit der Wein nicht verraucht, und derweile den Brief vollends hinauslesen (den er bisher in der Hand gehalten). Ich bin doch neugierig geworden. (Er schenkt ein und liest, indem er sich dazu setzt.) — Den Sechsten? Holla! Der ist ja als gestern gewesen. — (Er liest wieder sehr begierig) Den Siebenten? — (aufspringend) O nun ist Micheln und Gretchen und allen geholfen. Ich muſs die Eltern zurück rufen. (Er trinkt eilig das Glas aus, und läuft an die Scene) Vater Rode! Mut-

ter Rachel! (noch einmal) Vater Rode! Mutter Rachel! (dann winkt er) Kommt! Kommt! — Was werden die beiden Alten für Freude haben! Was für Freude ich selbst, daſs ich's ihnen ankündigen soll!

Sechszehnter Auftritt.

RODE. RACHEL. DER KÜSTER.

RODE. Schon wieder was Neues? — Aber Er sieht ja so vergnügt aus, Herr Küster?

KÜSTER. Ja, was gebt Ihr mir, wenn ich euch Micheln noch heut wieder auf freien Fuſs stelle? — (auf das Papier schlagend) Hier, hier im Briefe steht's!

RACHEL. Im Briefe? In meines Sohnes Briefe?

Küster. Nicht anders! Er kömmt heute noch her.

Rode. Er kömmt heute noch her? — O geschwinde, Herr Küster! Ums Himmels willen!

Küster. Nun dann! Hört nur zu! (Er liest) „Auch unser Regiment, lieber „Vater, hat schon Ordre zum Abmarsche „erhalten. Den Sechsten kommenden „Monats wird das Bataillon, bei wel„chem ich stehe, vor eurem Dorfe vor„bei gehn.“ — Seht Ihr, Rode? Das ist als gestern gewesen.

Rode. Ist es möglich, Herr Küster? Was sagt Er?

Rachel. Als gestern? Und er ist noch nicht da? —

Küster. Gebt nur Acht! Hört nur erst weiter! (Er liest wieder) „Aufs längste, „Vater, geschieht es früh Morgens den

„Siebenten;“ — Das ist nun, als heute, Rode — „und weiß ich da nur eine Vier-„telmeile von einem Dorfe entfernt bin, „so will ich die Escadron indeß dem „Lieutenant übergeben, um zu Euch hin-„über zu reiten. Ich werde wenigstens „Euch und meine alte liebe Mutter sehen „und küssen.“ —

Rode (mit der größten Lebhaftigkeit). O Freude über Freude! So kömmt er! — Ich will hinaus, Mutter. Ich will ins Freie hinaus. Ich will ihm schon von ferne meine Arme entgegen breiten. Ich will ihm zurufen, sobald ich ihn sehe: O mein Sohn! o mein Herzenssohn! —

Rachel. Bleib, bleib! (indem sie ihn aufhält) Wie werd' ich dir nachkönnen, da ich so schwach bin? — Soll er denn glauben, daß ich ihn weniger liebe?

Küster. Ja, bleibt Rode! Gebt die zwölf Thaler heraus! Macht geschwind!

Rode. Die zwölf Thaler? Wozu? —

Küster. Um den Feldwebel noch aufzuhalten; um sie ihm auf Abschlag der dreifsig zu geben, und wenn nachher euer Sohn kömmt — —

Rode. Gut! gut! Hier hat Er, Herr Küster! Hier sind die zwölf Thaler! Mach' Er! Lauf' Er! Seh Er zu, was Er ausrichten kann! Ich selbst habe unmöglich Zeit.

(Der Küster eilt ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Rode. Rachel.

Rachel. Nur nicht fort, Vater! Ich bitte dich. Ich würde vor lauter Ungeduld nicht wissen, wo ich mich liefse. — Tritt lieber hier auf die Anhöhe! Da wirst du ihn eher sehen.

Rode. Ja, das will ich! Das will ich! Mein ganzes Blut ist lebendig geworden. —

Rachel (während daſs Rode hinauf steigt). Und kömmt er denn wieder, o Himmel? Kömmt er nach sō viel langen Jahren das erstemal wieder? — Ach! wie schlägt mir das Herz! Ich hatte Freude, als er zur Welt kam, aber diese Freude ist gröſser. — (Sie ruft hinauf) Nun, Vater! Siehst du noch nichts? —

Rode (tritt auf die Zehen, und hält die Hand über den Augen vor). Noch nichts, Mutter! Die Sonne blendet mich noch.

Rachel. O wenn wir uns nur nicht vergebens gefreut haben! — (wieder hinaufrufend) Siehst du denn noch nichts, Vater?

Rode. Ha dort unten! Es blinkt. — Dort kommen sie aus dem Thale heraus. Dort geht's über den Berg hinüber. —

Pferd an Pferd, und Kopf an Kopf! — Sie sind es, Mutter. Sie sind es.

RACHEL. Und unser Sohn? —

RODE. Gedulde dich nur! Er kann nun so weit nicht mehr seyn. — (indem sie auch schon hinaufsteigen will) Wart! Wart! Was kömmt denn hier zur Seite geritten? In vollem Galopp, und schon ganz nahe am Dorfe? — (Er wirft die Mütze in die Höhe) Mutter! Mutter! Da springt er herab. Es ist Fritze.

RACHEL. O Gott, wie wird mir! Ich muſs ihm entgegen laufen. (Sie eilt mit ausgebreiteten Armen vom Theater, und man hört hinter der Scene) Mein Sohn! — Meine Mutter!

Achtzehnter Auftritt.

DIE VORIGEN. DER RITTMEISTER.

RITTMEISTER (der eben hereintritt, da Rode wieder unten ist). Alter, ehrwürdiger Vater! (Sie eilen mit offnen Armen einander entgegen.)

RODE. Ach mein Sohn! — (ihn wieder umarmend) Noch einmal, mein Sohn! — Jetzt erst fühle ich, dafs meine Arme schon keine Kraft mehr haben. Ich kann dich nicht so an mein Herz drücken, wie ich es wollte. — Aber meine Thränen mögen dir alles sagen. Du hast einen dankbaren Vater.

RACHEL (die eine Hand auf seiner Schulter, indem sie mit der andern eine von seinen nimmt). O ja! und eine eben so dankbare Mutter.

RITTMEISTER. Liebe Eltern! Was sprecht Ihr von Dankbarkeit? Seid Ihr

sie mir, oder bin ich sie euch schuldig? —

Rode. Schweig, schweig, liebster Sohn! Ich wills Gott und wills aller Welt sagen, dafs du mir mehr vergolten hast, als was ich dir gegeben habe. — Du bist der ganze Trost, das ganze Glück meines Alters. Du erhältst, du verlängerst mein Leben.

Rachel. Du machst uns tausendfache unaussprechliche Freude.

Rittmeister. Und ist nicht eben das die gröfste Freude für mich? Würde mein Glück ein Glück seyn, wenn eure Liebe nicht Theil daran nähme? — Glaubt es mir, meine Eltern! meine rechtschaffnen Eltern! Ihr seid mir immer gegenwärtig gewesen. Ich habe bei meinem Glücke wenig daran gedacht, wie viel ich selbst könnte gewonnen haben. Ich

hab' es nur dann genossen, wenn ich mir euer Vergnügen darüber vorstellte. — Und auch itzt — itzt in diesem glücklichsten Augenblick — Wie durchdringt mich doch eure Zärtlichkeit! Wie entzücken mich doch die Thränen, die ich in euren Augen sehe! — (von jedem eine Hand nehmend und sie wechselsweise anblickend) O meine Eltern! Ich kann mich an eurem theuren Anblicke noch nicht ersättigen. — Doch faſst euch! Faſst euch! Mein jetziger Aufenthalt wird nur kurz seyn. — Was macht Ihr? Wie lebt Ihr? Wo ist meine Schwester, die ich nur in der Wiege gekannt habe? Laſst mich sie sehen!

RODE. Ja, ja! ich will laufen, Sohn; ich will laufen. — (nach einigen Schritten wieder umkehrend) Aber, Himmel! in was für Verwirrung ich bin! Ich muſs dir erst sagen —

Rachel. Liebster Sohn; sie wäre ohne dich vielleicht unglücklich geworden. Eben jetzt —

Rode. Diesen Augenblick nahm ihr ein Unterofficier ihren Bräutigam weg; aber zum Glück ist er noch hier. — Er erwartet ein Lösegeld von dreifsig Thalern, das ich ihm versprechen liefs, weil ich auf deine Ankunft hoffte. O der Freude, dafs du nun da bist!

Rittmeister. Geht, geht, lieber Vater! Lockt ihn hieher, und sagt ihm kein Wort davon, dafs ich hier bin. Auch meiner Schwester sagt nichts!

Rode. Lieber Gott! Wie will ich das machen? — Ich mögte lieber mit lauter Stimme allen Menschen entgegen rufen: Er ist da! Er ist da!

(geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

RACHEL. DER RITTMEISTER.

RITTMEISTER (sieht sich erst um, und nimmt dann seine Mutter bei der Hand). Wie schön ist's doch hier! Jetzt erst sehe ich, dafs ich an meinem Geburtsorte bin. — Dort ist die Hütte, Mutter, nach der ich so oft mich zurück sehnte. Hier der Platz, wo wir uns an schönen Sommerabenden mit unsern Nachbarn ins Grüne setzten. Dort wieder die Anhöhe, die ich mir immer zu meinen Spielen wählte. — O ihr Jahre der Kindheit! Süfse, glückselige Jahre! Und wohin ich nun sehe, Mutter, da fallen mir wieder Proben von eurer Zärtlichkeit ein. Doch ich wundre mich über euch. Eure Freude ist ja so stumm?

RACHEL. Sie ist zu grofs, liebster Sohn, Sie kann nicht aus meinem Herzen hervor. Ich mögte lieber allein gehn, um auszuweinen. Und dann denke ich auch —

RITTMEISTER. Haltet nicht inne, Mutter! Was denkt Ihr?

RACHEL. Dafs du nun doch nicht mehr unsers Gleichen bist; dafs du für uns zu vornehm geworden.

RITTMEISTER. Ich zu vornehm für euch? O erstickt diesen Gedanken! — Seid nicht Ihr meine Mutter? Bin nicht ich euer Sohn? Müfst Ihr mir nicht ewig lieb und ehrwürdig seyn? Bin ich nicht überzeugt, dafs kein Herz in der Welt ist, dem ich so theuer wäre, als eurem Herzen? Und soll denn nicht auch das meinige für euch am meisten empfinden? (Er umfafst und küfst sie) Glaubt mir doch,

Mutter! Ich liebe euch eben so herzlich, eben so inbrünstig, als jemals.

Rachel. Ja, ich glaub' es dir, und ich verdien's auch um dich. So manche traurige Nacht hab' ich an deines Vaters Seite gelegen, und mich müde geweint. Ich dachte immer, ich würde dich niemals wieder sehen.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen (vor sich, indem sie kömmt). Was muſs es denn geben, daſs der Vater mich herschickt? — (erschrocken) Holla! Ein Officier! —

Rittmeister (leise zu Rachel). Ist sie das, Mutter? (diese winkt ihm; und er geht auf sie zu, um sie zu küssen) Welch ein liebenswürdiges Mädchen!

GRETCHEN (wehrt sich). O pfui doch, Herr Officier!

RACHEL. Wie, Gretchen? Es ist ja dein lieber Bruder.

RITTMEISTER (zu Rachel). Die grosen Augen, womit sie mich ansieht! — Ja, dein Bruder, Gretchen, und ich will hoffen, dein lieber Bruder.

GRETCHEN (indem sie ihm freundlich näher tritt). Doch wohl nicht Bruder Fritze?

RITTMEISTER (sie küssend). Allerliebste Vertraulichkeit!

GRETCHEN (läuft vor Freuden außer sich in ihrer Mutter). O Himmel, Mutter! Da sind wir ja aus allen unsern Sorgen heraus.

Ein

Ein und zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Rode. Der Feldwebel. Der Küster. Michel. Käthe, und Bauren aus dem Dorfe.

Rode (auf seinen Sohn zeigend). Hier, Herr Feldwebel! ist der Mann, der ihm die dreifsig Thaler bezahlen will.

Feldwebel (erschrocken). Was seh' ich? Ein Officier? (Er zieht ehrerbietig den Hut herunter. Gretchen läuft auf ihren Bräutigam zu. Die Bauren sehen bald auf einander, bald auf den Rittmeister, und scheinen sich zu verstehen zu geben, dafs es Rodens Sohn ist.)

Rode. Ja, das ist er, Ihr Kinder. Es ist mein Sohn. Freuet euch alle mit mir! Wie kann ich allein mich genug' freuen?

Rittmeister. Er hat hier gewaltsam geworben, mein Freund? Wo ist Seine Ordre? —

FELDWEBEL (überreicht sie ihm mit einer furchtsamen Miene). Hier, Herr Rittmeister!

RITTMEISTER. Von welcher Compagnie ist Er?

FELDWEBEL. Von des Hauptmanns von Blumenthal seiner.

RITTMEISTER (nachdem er die Ordre gelesen). Und Ihr untersteht euch, mir diese falsche Ordre zu überreichen? — Ich kenne euren Hauptmann, und ich kenne auch euch. Was ist eure Absicht gewesen? Erst von Königs Unterthanen Geld zu erpressen, und nachher, weil Ihr hier an der Gränze seid, aus seinen Diensten zu desertiren?

FELDWEBEL (in bittendem Tone). Herr Rittmeister —

RITTMEISTER. Schweigt, Nichtswürdiger! Ihr habt von jeher den Soldatenstand nur als einen Freiheitsbrief zu Bos-

heiten und Niederträchtigkeiten geliebt. Es ist Zeit, daſs Ihr eure Strafe erhaltet. — (Zu den Bauren im Hintergrunde) Nehmt ihn in Verhaft, Ihr Leute, bis auf weitere Ordre! Bemächtigt euch seiner Mitschuldigen, und führt sie sämmtlich zum Richter! (Die Bauren gehen mit dem Feldwebel, bis auf einige wenige, ab.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne den Feldwebel, und einige Bauren.

Rittmeister. Komm, Gretchen! Kommt, Michel! Ihr seid mein liebes Geschwister, und ich verspreche euch, auf eure Hochzeit zu kommen. Ich selbst will sie ausrichten.

Käthe und Michel. Ach lieber Herr Rittmeister!

DIE BAUREN (kommen vertraulich herzu). Der brave Herre! Er schämt sich doch unser nicht. — Tausendmal willkommen, Herr Rittmeister! Ja, wir haben auch immer eine rechte Freude gehabt, wenn wir von Ihnen gehört haben. (Der Rittmeister giebt jedem die Hand, und unter andern auch dem Küster, der mit vielen Complimenten herzutritt.)

RODE. Alles, Sohn, Alles was ich von dir sehe, erfreut mich. — Aber noch mehr, was ich vorhin von dir hörte. Du hast gewifs in deinem Soldatenstande immer rechtschaffen gehandelt?

RITTMEISTER. Immer, mein lieber Vater! Das verdanke ich euren und meiner Mutter Lehren. Es soll kein Ort in der Welt seyn, wo man mir flucht, aber ich hoffe, dafs mancher seyn soll, wo man mich segnet. — (nach der Uhr se-

hend) Doch, meine Zeit ist schon um. Ich muſs fort, liebste Eltern!

RACHEL. Schon fort? Schon fort?

RODE. O einen Augenblick noch! Wir sind ja deiner kaum froh geworden.

RITTMEISTER. Ich muſs fort, liebste Eltern. Glaubt, daſs mein eignes Herz mich hier festhalten würde, wenn nicht meine Pflicht mich zurück riefe! — Darf ich nun noch worum bitten, ehe ich gehe?

RODE und RACHEL. Um alles! Um alles! —

RITTMEISTER. So kommt, liebste Eltern! Kommt, und begebt euch bei mir zu wohnen! Herrschet in meinem Hause, so wie Ihr in meinem Herzen herrschet! Laſst Alles was mein ist, auch euer seyn!

RODE und RACHEL. —Liebster Sohn!

RITTMEISTER. Nein, wenn Ihrs ungerne thut — Es ist kein Glück für mich, sobald es keines für euch ist.

RODE. Wir sind alt, liebster Sohn, und wir erwarten den Tod. Lafs uns hier sterben, wo wir gelebt haben! Lafs uns in dieser kleinen Hütte sterben, die uns so lieb ist! In dieser Hütte bist du geboren worden. — Nur besuch' uns hier oft; darum bitten wir dich.

RITTMEISTER. Gewifs! Gewifs!

RACHEL. Und wir, liebster Sohn, wir wollen dich wieder besuchen. Wir wollen uns an deiner Seite manchen Freudentag machen, und auf jedem Hin- und Herwege wollen wir Gott danken, dafs er uns einen solchen Sohn gab.

DER

EDELKNABE.

EIN SCHAUSPIEL.

(GESCHRIEBEN IM JAHRE 1772.)

Personen:

Der Fürst von ***.
Frau von Detmund.
Fähnrich von Detmund, ihr älterer Sohn.
Der Edelknabe, ihr jüngerer Sohn.
Hauptmann von ***.
Der Director des Fürstlichen Gymnasiums.
Ein Kammerdiener.

Die Scene, ein Vorzimmer. Durch zwei offne Flügelthüren sieht man in ein Kabinet, worin ein Feldbette steht. Vor dem Bette befinden sich auf einem Tabouret eine brennende Lampe und eine Uhr.

Erster Auftritt.

DER FÜRST (liegt beinahe völlig angekleidet, mit über sich geworfenem Mantel auf dem Feldbette). DER EDELKNABE (hat sich im Vorzimmer in einen Sessel geworfen, und schläft).

DER FÜRST (erwachend).

Das heifst geschlafen! — O Gottlob, dafs es Friede ist! Nun schläft man wieder, von Sorgen und vom Lärm ungeweckt. — (Nach der Uhr sehend) Zwei Uhr? Erst zwei Uhr? — Es mufs weiter seyn. Ich habe länger gelegen — (Er ruft) Page! Page!

DER EDELKNABE (fährt in die Höhe und fällt wieder zurück). He! He! — Diesen Augenblick! — Gleich!

DER FÜRST. Keiner da? Keine Antwort?

DER EDELKNABE (wirft sich herum und murmelt). Ich bin ja nur itzt — nur so eben — Ich habe ja noch so wenig — —

DER FÜRST. Das spricht doch. Wer wäre denn das? — (Indem er den Schirm von der Lampe zurück schlägt und hinsieht) Ach! ist's möglich? Das Kind? — Hat das bei mir, oder hab' ich bei ihm wachen sollen? Was hat man gedacht?

DER EDELKNABE (ist aufgetaumelt, und reibt sich die Augen). Gnädigster Herr? —

DER FÜRST. Komm, komm, Kleiner! Ermuntere dich! — Zieh deine Uhr heraus! Meine hier ist mir abgelaufen.

DER EDELKNABE (hält sich an die Arm-

lehne den Sessels und nickt). Wie? — wie, gnädigster Herr?

Der Fürst (lachend). Du bist trunken vor Schlaf. Du machst die drolligste Figur von der Welt. Ich mögte dich gleich so gemalt haben. — Die Uhr, sag' ich, die Uhr sollst du herausziehn. Du sollst sehn, was die Zeit ist.

Der Edelknabe (indem er langsam näher tritt). Die Uhr, gnädigster Herr? — Ach verzeihn Sie! ich habe keine.

Der Fürst. Du träumst noch. Was wolltest du keine Uhr haben?

Der Edelknabe. Ich habe noch nie eine gehabt.

Der Fürst. Noch nie? Das ist viel. — Dein Vater schickt dich hieher, und giebt dir nicht einmal das Nothwendigste? das Einzige, was du zu meiner Aufwartung brauchst? —

DER EDELKNABE. Ja, wenn ich noch einen Vater hätte!

DER FÜRST. Du hast keinen mehr? —

DER EDELKNABE. Er ist gestorben, eh' ich zur Welt gekommen. Ich hab' ihn niemals gekannt.

DER FÜRST. Du armer Knabe! — Aber so konnte doch deine Mutter, dein Vormund —

DER EDELKNABE. Meine Mutter, gnädigster Herr? — Ach! Sie wissen nur nicht. Die ist so unglücklich! so arm! Sie hat an mich ihr Letztes gewandt, und zu einer Uhr war nichts übrig. — Mein Vormund sagte, ich brauchte eine; — aber (gähnend) er hat mir noch keine geschafft.

DER FÜRST. Wer ist dein Vormund? —

DER EDELKNABE. Mein Vetter, gnädigster Herr.

DER FÜRST (lächelnd). Sehr wohl! Aber der Vettern giebt's viel in der Welt. — Also wer ist dein Vetter?

DER EDELKNABE. Er ist hier — Hauptmann unter der Garde. Er hat hier heute die Wache.

DER FÜRST. Ach ja! Ich erinnere mich. Eben der, von dessen Händen ich dich erhalten habe. — (Ihm das Licht gebend) Da nimm, Kleiner! Halt fest! In dem Kabinet, dort zur Seite (indem er darauf hinzeigt), müssen zwei Uhren unter dem Spiegel hangen. Bring mir *die zur Rechten*, und nimm dich in Acht mit dem Lichte!

DER EDELKNABE (abgehend). Ja, gnädigster Herr.

Zweiter Auftritt.

DER FÜRST (allein).

Ein guter Knabe! So aufrichtig, so freundlich, so dreist! — Ich glaube, wenn sein kleines Herz Geheimnisse hätte; ich wollte sie alle von ihm herausfragen. — O so ein Mann für ein Kind! und so ein Mann dann mein Freund! — Was will ich? Ich träume wohl gar. — Nein, das Schicksal hat den Fürsten der kleinern Glückseligkeiten zu viel geschenkt; es wäre ungerecht, wenn es ihnen auch die gröfste gewährte. — Schade nur, dafs das Kind mir zu klein ist! Ich kann es nicht brauchen. Ich mufs es der Mutter zurückschicken.

Dritter Auftritt.

DER FÜRST. DER EDELKNABE.

DER EDELKNABE (mit Uhr und Licht). Es ist um fünf, gnädigster Herr.

DER FÜRST. Also bald Morgen! Ich dacht' es. — (Die Uhr ihm abnehmend) Aber ist denn das die Uhr, die ich dir sagte? die Uhr, die zur Rechten hing?

DER EDELKNABE. Nicht? — Ich glaubte es doch.

DER FÜRST. Und wäre sie's auch gewesen, Kleiner! Hättest du deinen Vortheil verstanden; du hättest nach der andern gegriffen. Denn die hier, voll Brillanten — was wäre wohl die einem Kinde nütze? — Oder hast du vielleicht deinen Vortheil zu gut verstanden? Ist dir's gegangen, wie manchem, der alles ver-

liert, weil er zu viel gewinnen will? — Sprich!

DER EDELKNABE. Wie das? Ich verstehe Sie nicht.

DER FÜRST. So muſs ich deutlicher reden. — Du weifst doch, was Rechts und Links ist?

DER EDELKNABE (sich besinnend, indem er auf seine Hände sieht). Rechts und Links, gnädigster Herr? —

DER FÜRST (die Hand auf seiner Schulter). Geh, geh, guter Knabe! Du magst es noch eben so wenig, als Gutes und Böses, zu unterscheiden wissen. Und daſs du *den* Unterschied nie erfahren mögtest! — Aber jetzt lauf! Rufe mir deinen Vetter, den Hauptmann! Er soll hereinkommen. Hier herein vor mein Bette. Sage ihm das!

Vierter Auftritt.

DER FÜRST (wieder allein).

Sehr unschuldig! Sehr liebenswürdig! Um desto mehr soll er fort. — Der Hof, sagt man, ist der Ort der Verführung. Ich kann nicht zugeben, dafs er verführt werde. — Aber fort soll er? Wohin? — Wenn die Mutter so arm wäre, wie er sie macht; so aufserordentlich arm, dafs sie, das Kind nicht erziehen könnte — Ich mufs das hören. Der Hauptmann mufs mir das näher sagen.

Fünfter Auftritt.

DER FÜRST. DER EDELKNABE.

DER EDELKNABE. Er kömmt, gnädigster Herr.

DER FÜRST. Nun? Wie stehts denn? Wie ist's? — Du sprichst ja mit einer so trübseligen Stimme. Bist du noch müde?

DER EDELKNABE. Ach ja! — Ein wenig!

DER FÜRST. Wenn es weiter nichts ist! Wirf dich immer wieder in deinen Sessel! — Ich bin ein Kind gewesen, wie du. Ich weifs, wie süfs in der Kindheit der Schlaf ist. — Wirf dich hinein, sag' ich! Ich erlaube es dir. (Lachend, indem der Knabe geht, und sich wieder in die Stellung zum Schlafen hinwirft) Dachte ichs nicht? Er läfst sich das nicht umsonst gesagt seyn.

Sechster Auftritt.

DER FÜRST. DER EDELKNABE (der sogleich wieder einschläft). DER HAUPTMANN.

DER HAUPTMANN. Ihre Durchlaucht? —

DER FÜRST. Treten Sie her, Herr Hauptmann! — Was dünkt *Ihnen* zu dem kleinen Boten, den ich Ihnen geschickt habe? Wozu, glauben Sie, dafs ich ihn brauchen könnte? — Zur Aufwartung?

DER HAUPTMANN (die Achsel zuckend). Er ist freilich zu klein.

DER FÜRST. Oder zum Ausschicken? Zum Wegreiten? —

DER HAUPTMANN. Ich fürchte wahrlich, er würde nicht wieder kommen.

DER FÜRST. Oder des Nachts hier zu wachen?

DER HAUPTMANN (lächelnd). Je nun — Wenn Euer Durchlaucht nur Selber schliefen —

DER FÜRST. Also wozu, Herr Hauptmann? Zu nichts! Das ist klar. — Doch Sie wollten auch nicht, dafs er mir, sondern dafs ich ihm nützte. Sie wollten ihm hier Erziehung verschaffen. Sie sagten mir von der Armuth der Mutter. — Ist sie denn wirklich so arm?

DER HAUPTMANN (die Hand vor der Brust). Wirklich! wirklich, gnädigster Herr.

DER FÜRST. Und geworden? Wodurch?

DER HAUPTMANN. Durch eben den Krieg, wodurch Andere reich wurden. — Frei von Schuld war ihr Gut nie gewesen; jetzt ist es völlig in fremder Hand:

Alles ist abgebrannt, ausgeplündert, zu Grund und zu Boden gerissen; kein Ziegel auf dem Dache gehört mehr ihre. — Dazu kommen Processe, gnädigster Herr; die sind hinter dem Kriege drein, wie die Pest hinter dem Hunger: und ehe sie aus werden, da müssen Kinder und Kindeskinder verderben. — Zum größten Glück für sie, sind ihre Söhne versorgt: der jüngste ist hier bei Euer Durchlaucht; der älteste ist Fähnrich unter der Garde: sie hilft sich denn durch, wie sie kann —

Der Fürst. Sehr elend vermuthlich?

Der Hauptmann. Das errathen Euer Durchlaucht. — (Kalt) Sie lebt da in einer armseligen Hütte; ganz allein und verlassen; ich komme nie zu ihr hin; ich bin ihr Bruder, und es würde mich jammern, wenn ich es ansähe.

DER FÜRST. Ihr Bruder sind Sie?

DER HAUPTMANN. Leider, gnädigster Herr!

DER FÜRST (verächtlich). Leider? — Und kommen nie zu ihr hin? — Ich verstehe, Herr Hauptmann. Sie würden Sich ihres Elends nur schämen, oder wenn Sie Sich rühren liefsen, würden Sie Unkosten haben. (Der Hauptmann geräth in Verwirrung.) — Wie heifst Ihre Schwester?

DER HAUPTMANN. Von Detmund, gnädigster Herr.

DER FÜRST (nachsinnend). Von Detmund! Von Detmund! — Hatt' ich nicht unter meinen Truppen einen Major von Detmund? —

DER HAUPTMANN. Ganz recht, gnädigster Herr! —

DER FÜRST. Der gleich im ersten Feldzuge blieb? —

Der Hauptmann. Im ersten Feldzuge! Ganz recht! — Das war der Vater des Fähnichs und dieses Kleinen. — Es war ein rechtschaffner Mann. Er stieg auf eine Sturmleiter, als wenn er zum Tanze ginge. Er hatte Herz, wie ein Löwe.

Der Fürst. Und wie ein Mensch! Das will noch mehr sagen, Herr Hauptmann. — Ich erinnre mich seiner sehr wohl, und ich wünschte —

Der Hauptmann (einen Schritt näher tretend). Was wünschten Euer Durchlaucht? —

Der Fürst. Die Bekanntschaft seiner Witwe zu machen.

Der Hauptmann. Das können Sie diesen Augenblick. Sie ist hier.

Der Fürst. Sie ist hier? — Schicken Sie zu ihr, Herr Hauptmann! Sobald sie

auf ist, soll sie hieher kommen. — Ich will sie sehn, und will ihr das Kind wieder zurückgeben.

DER HAUPTMANN (bittend). Gnädigster Herr —

DER FÜRST. Doch braucht ihr das nicht gesagt zu werden. Gehn Sie!

(Der Hauptmann geht ab.)

Siebenter Auftritt.

DER FÜRST. DER EDELKNABE (schlafend).

DER FÜRST. So arm geworden! Und durch den Krieg! — Wie viel Elend macht doch der Krieg! Wie viel Familien mögen nicht über ihn seufzen! — Gut, daſs sie nur über ihn, und nicht über mich seufzen! Ich nahm aus Nothwendigkeit Theil daran; nicht aus Nei-

gung. — (Aufstehend) Doch heraus! Es ist Tag. — Der Friede hat immer auch sein Schlimmes. Er macht wollüstig und träge. — (Nach einigem Auf- und Niedergehen bleibt er an dem Sessel stehen, in welchem der Knabe schläft.) Ein holder Knabe! — Wie unbekümmert er da liegt! — Wie sanft! — Er dünkt sich in dem Hause eines Freundes zu seyn, mit dem es keiner Umstände braucht. Er ist die lautre Natur. — (Wieder umhergehend) Seine Mutter — Aber wahrhaftig! ich thäte nicht viel für sie, wenn sie so, wie der Hauptmann, wäre. Ich muſs sie ausforschen. Ich muſs sie prüfen: und dann — dann ist's immer noch Zeit, meinen Entschluſs zu fassen. (Er stützt sich auf die Kopflehne des Sessels, und indem er den Knaben mit Wohlgefallen betrachtet, wird er ein Papier gewahr, das ihm aus der einen Tasche hervorsteht.) Was ist das? Ein Brief,

wie es scheint. — (Er nimmt es und liest die Unterschrift) „Deine ewiggetreue Mutter, „von Detmund.“ — Ha, von der Mutter! — Ob ich ihn lese? — — Ich wünschte sehr, ihren Geist und ihr Herz zu kennen. Gegen das Kind wird sie sich nicht verstellt haben. Ich will ihn lesen. —

„Mein liebster Moritz!

„So viel Mühe dir noch das Schreiben macht, so hast du dich doch meiner Bitte erinnert, und mir sogar mehr „geschrieben, als ich verlangt hatte. Ich „erkenne darin deine Liebe, und ich „umarme dich dafür. — Du schreibst „mir, daß du nun dem Fürsten vorgestellt worden; daß er die Gnade gehabt, dich anzunehmen; daß er der „beste, der freundlichste Herr sei, und „daß du ihn von deinem ganzen Herzen liebest — —“

(*Den Knaben umarmend*) Nein, wirklich? Das schriebst du, Kleiner? — Nun, so ist's ja wohl Pflicht, daſs ich dich wieder liebe, daſs ich dir's zu beweisen suche. —

„Du hast das wohl Ursache, mein „Kind: denn ohne seinen Beistand, was „würde wohl in der Welt dein Schicksal seyn? — Du bist nicht allein eine „vaterlose, sondern, wenn schon deine „Mutter noch lebt, auch eine mutterlose „Waise: denn mich hat das Glück auſser „Stand gesetzt, meine Pflicht an dir zu „erfüllen. Das war immer mein gröſstes, „mein schwerstes Leiden. Bei jedem Unfall, der mich betraf, blieb ich standhaft, solange ich nur *an mich* dachte; „die Thränen kamen erst dann, wenn „ich auf *dich* sah.“ —

Viel Zärtlichkeit! Viel Gefühl, wie es

scheint! — Und wenn sie eine eben so gute Frau ist, als Mutter — Doch warum nicht? — Gewifs! Gewifs!

„So gern ich nun wollte, so kann „ich dich nicht selbst den Weg zur Glück„seligkeit führen. Ich mufs hier in der „Entfernung stehen bleiben; aber mit al„ler Kraft, die mir die Liebe giebt, will „ich dir nachrufen, solange ich dich er„reichen kann, und will dich bitten, dafs „du die rechte Strafse gehest. — Lieb„stes Kind! Mit dem Gehorsame, den „du mir stets erwiesen hast, trage diesen „Brief immer bei dir! —"

(Einen Blick auf den Knaben) Er *war* gehorsam. Er hat es ehrlich gethan.

„Und wenn du deine Pflicht übertre„ten, wenn du die Ermahnungen bre„chen willst, die ich noch mit dem letz„ten Abschiedskusse, mit den letzten

„Thränen dir zurief, — o dann, mein „Kind! dann erinnre dich dieses Briefes, „und überlies ihn! Erinnre dich einer „Mutter, die in ihrer Einsamkeit keine „andere Freude kennt, als die Hoffnung, „die du ihr giebst —“

Keine sonst? — Hat' er nicht einen Bruder?

„Erinnre dich, dafs du sie vor Kum„mer ins Grab bringen, dafs du eben „das Herz durchbohren würdest, das „dich auf Erden am meisten liebt.“ —

Sie fühlt seine Gefahr. Sie hat sehr Recht; denn er *ist* in Gefahr. — Und konnte sie's dennoch wagen? Konnte sie den Entschlufs fassen? — —

„Ich schreibe das nicht aus Mifs„trauen zu dir: dein Betragen hat mir „keine Ursache dazu gegeben. — Nein, „mein Kind! nein! Du hast meine Thrä-

„nen um deinen Bruder gesehen: du „wirst mir den Kummer nicht machen, „den *er* mir machte.“ —

Also der Ältere? der Fähnrich? — Das muſs ich näher erfahren.

„Du warst immer gut, immer gehor- „sam, immer kindlich gesinnt: dieses „Zeugniſs gebe ich dir mit Freudenthrä- „nen. — Fahre so fort, wie du anfingst, „und werde ein rechtschaffner Mann! „Dann hast du keine arme und unglück- „liche Mutter mehr: du hast eine reiche „und glückliche Mutter.“ —

Sehr wohl! Sie gefällt mir. — Das Unglück, scheint's, hat sie nur erhoben, statt sie niederzudrücken.

„Zu Ende deines Briefes schreibst du, „daſs alle deine Mitpagen Uhren hätten. „Ich merke dir's an, wie sehr auch du „eine zu haben wünschtest; aber du

„brichst davon ab, und unterdrückst
„deinen Wunsch. Eben um dieser Be-
„scheidenheit willen geht mir's ans Herz,
„dafs ich ihm nicht soll erfüllen können.
„Aber vergieb mir, mein Kind! Ich kann
„nicht. So eben zeigt sich die Nothwen-
„digkeit, nach der Hauptstadt zu gehn;
„das wird mir alles das Wenige hinneh-
„men, was ich noch habe. Doch lafs
„auch diese Ausgabe nur überstanden
„seyn! und ich will mich aufs äufserste
„einschränken; ich will mir Alles versa-
„gen, um, wo möglich, deinen Wunsch
„zu befriedigen. Was nur immer in mei-
„nen Kräften ist, das will ich für mei-
„nen Liebling thun, damit es ihm nie
„an Ermunterung zur Tugend und zum
„Gehorsame fehle. — Ich sehe dich nun
„wieder, und bin“ — —

Vortreffliche Frau! — Ich will den

Brief meiner Gemahlinn zeigen. Ich will ihn bei mir behalten. — Doch nein! Es ist der ganze Reichthum des Knaben. (er steckt ihn wieder in die Tasche, aus der er ihn gezogen hatte.) — Wie süfs er noch schläft! — Seinen Kindern, sagt man, giebt der Himmel ihr Glück im Schlafe; und bei ihm wird das wahr werden. Sein Glück ist gemacht. — (Er nimmt ihn bei der Hand) Kleiner! — Kleiner! — (Der Knabe erwacht, und sieht den Fürsten eine Weile mit weitoffnen Augen an; der Fürst ihn wieder.) Sehr drollig, beim Himmel! — Komm! Ermuntere dich, Kleiner! Es ist jetzt Tag, und du kannst hier nicht länger schlafen. Steh auf!

Der Edelknabe (langsam aufstehend). Ja, gnädigster Herr.

Der Fürst. Deine beiden Augen sind noch voll Schlafs. — Da geh hin in mein

mein Kabinet! (der Knabe geht.) Lösch die Lampe aus! Wirf die Thüren zu! (er löscht die Lampe aus, und wirft die Thüren zu.) — Nun geh nach dem, wo die Uhren hingen! Hübsch schnell! Nein, nein! nach jenem dort gegen über! Geschwinde! — Komm wieder hieher! Komm zurück! — Bist du nun munter?

Der Edelknabe. Ach ja, gnädigster Herr!

Der Fürst. Sage mir doch — denn ich halte dich für einen fleifsigen und geschickten Knaben — kannst du schon Briefe schreiben?

Der Edelknabe. O wenn ich will! Schon ganzer zwei hab' ich geschrieben.

Der Fürst. Und diese zwei? — An deine Mutter vermuthlich.

Der Edelknabe (sehr freundlich). An meine Mutter, gnädigster Herr.

Der Fürst. Die Freude funkelt dir aus den Augen, wenn ich nur von ihr rede. — (vor sich) Wie sehr sich das liebt, weil es arm ist! — Und ist sie denn eine so gute Frau, deine Mutter?

Der Edelknabe (ergreift des Fürsten Hand mit seinen beiden). Ach, wenn Sie sie kennen sollten!

Der Fürst. Das werd' ich, Kleiner.

Der Edelknabe. Sie ist so liebreich, so gut —

Der Fürst. Dann wollt' ich aber nur wünschen, dafs sie auch gute Söhne hätte. — Der Fähnrich, sagt man, soll nicht der Beste seyn; aber du —

Der Edelknabe (den Kopf schüttelnd). Ach, der Fähnrich! der Fähnrich!

Der Fürst. Man sagt wirklich, dafs er ihr vielen Kummer macht. — Wäre das wahr?

DER EDELKNABE. Je nun, gnädigster Herr — Man hat mir nur verboten, davon zu reden. Wenn's der Oberst erführe — (im Vertrauen) O das ist ein harter, häfslicher Mann, der Oberst.

DER FÜRST (die Hand erhebend). Behüte! Kein Wort mufs er erfahren! — Was ist denn aber vorgefallen? Was hats denn gegeben?

DER EDELKNABE. Allerhand! Ich weifs selbst nicht recht, was? — So viel weifs ich, dafs sich meine Mutter sehr übel darum gehabt: dafs sie sich schon einmal ganz blofs gegeben, um es nur bei Zeiten zu unterdrücken. — (Ganz nahe an den herantretend, und leise) Er hätte, sagte sie, unglücklich werden; er hätte vom Dienst kommen können.

DER FÜRST. Vom Dienst? Ei, wie das?

DER EDELKNABE. Ja, das kann ich nicht sagen, gnädigster Herr.

DER FÜRST. Mir wohl! Warum nicht? —

DER EDELKNABE. Man hat's mir selbst nicht gesagt.

DER FÜRST (lachend). Da hat man sehr klug gethan. Das ist denn freilich ein anders. — Also wieder auf dich zu kommen: du hattest vorhin keine Uhr. Hast du wohl deiner Mutter um eine geschrieben?

DER EDELKNABE. Ein einziges mal, aber nicht wieder!

DER FÜRST. Ich merk' es. — Ganz gewifs hat sie dir einen Verweis gegeben?

DER EDELKNABE. Ach nein, gnädigster Herr! Sie will sich behelfen, schreibt sie, um mir so viel zu ersparen, und sie behilft sich so schon so elend. — Das jammert mich viel zu sehr.

Der Fürst. Das *mufs* dich auch jammern. Ein guter Sohn sollte seiner Mutter nicht neue Sorgen machen; er sollte wünschen, dafs er ihr helfen könnte. — — Und eine Uhr — wenns nur um eine Uhr zu thun ist; die wäre ja wohl noch sonst zu bekommen. — (Indem er eine Börse herauszieht) Sieh hier, kleiner Moritz! Da hätt' ich zwölf Ducaten erübrigt, die ich verschenken könnte, — und — ich will sie verschenken. Her deine Hand! (Der Knabe hält die Hand hin, und indem der Fürst zählt) —

Der Edelknabe. Sollen sie mein, gnädigster Herr?

Der Fürst. Dein! Allerdings! — Aber sprich, was beginnst du nun mit dem Gelde?

Der Edelknabe (freudig). Könnt' ich nicht eine Uhr dafür haben? —

Der Fürst. O ja! Eine recht schöne! — in meinem Lande gemacht, und London drauf geschrieben; aber — wenn wirs beim Lichte betrachten — du brauchst keine Uhr. Ich selbst habe ja Uhren genug. — (Indem der Knabe ihn aufmerksam ansieht) Wär' ich wie du, da wüfst' ich schon, was ich thäte, ich machte einen ganz andern, ganz bessern Gebrauch von dem Gelde. — Doch wie du willst! wie du willst! — Jetzt geh ich, um mich ankleiden zu lassen. Du bleib hier, bis ich wieder komme.

Der Edelknabe (ihm nach). Gnädigster Herr —

Der Fürst. Was ist? Was beliebt?

Der Edelknabe. Meine Mutter ist hier. Sie fährt den Morgen wieder zurück, und ich mögte so gerne noch von ihr Abschied nehmen. — (liebkosend) Darf ich? Erlauben Sie mir's!

DER FÜRST. Nein, guter Kleiner! Diesmal soll deine Mutter *hieher* kommen. Sie soll *zu dir* kommen. Geduld!

(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

DER EDELKNABE (allein).

Hieher kommen? *Zu mir?* Ei, wie das? — Aber was geht das mich an? Wenn sie nur kömmt! — Eins, zwei, drei — (Er zählt leise weiter bis zwölf) Zwölf Ducaten zu einer Uhr — O Himmel! Wie *freue ich mich!* Es ist, als ob ich die Uhr schon hätte, schon gehen hörte, schon aufzöge. — Aber — was sagte der Fürst? Er wüfste schon, was er thäte, wenn er wie ich wäre? Was denn? — — Ja, Er! Er, der Uhren die Menge in allen Zimmern hat; er weifs viel, wie's einem

andern thut, der in seinem Leben noch keine gehabt hat. — Aber — erst sagte er auch, ein guter Sohn sollte seiner Mutter zu helfen suchen. Gewifs dacht' er hier wieder an meine Mutter. — Zwölf Ducaten! (indem er sie ansieht) Das ist freilich viel Geld! Gewaltig viel Geld! Wenn sie die hätte, davon könnte sie lange, lange leben. — (Er drückt das Geld mit beiden Händen gegen die Brust) Ach, eine Uhr, eine Uhr! — (und indem er die Hände wieder sinken läfst) Aber auch eine Mutter! eine so gute Mutter! — Sie war noch gestern so niedergeschlagen. Sie sah so blafs aus, so krank! Ich glaube, wenn ich das Geld ihr wiedergäbe, ihr wär' auf einmal geholfen. — Soll ichs denn thun? Soll ichs ihr geben? — (Entschlossen) O ja! O ja! — — Aber bald mufs sie kommen; denn sonst gereut's mich wie-

der. Die Uhr liegt mir zu sehr am Herzen. — (Den Zeigefinger an den Lippen) Horch! Stille! Wer kömmt? —

Neunter Auftritt.

Der Edelknabe. Frau von Dermund. Der Hauptmann.

Der Edelknabe (ihr entgegen). Liebe Mama —

Frau von D. (sich schüchtern umsehend, und ohne auf das Kind zu achten). Ich weiſs nicht; — ich bin so unruhig, mein Bruder. — Wenn ich nur erst seine Absichten wüſste! Wenn ich nur gleich vorher wüſste — —

Der Hauptmann. Seine Absichten? — Da sieh das Kind an! Das Kind giebt er dir wieder. — (Indem sie erschrocken auf den Knaben sieht, der mit grofser Freund-

lichkeit ihre Hand küßt.) Es war auch wohl, beim Himmel! sehr thöricht, daß du es herbrachtest. Was soll es dem Fürsten? — Die andern Edelknaben; die werden groß, und gehen in Dienst: aber der — (verächtlich die Hand gegen ihn hinwerfend) der ist zu allem verdorben! den drückt der Kummer und der Gram nieder, womit du ihn aufgesäugt hast! der wird in seinem Leben nicht wachsen!

Frau von D. (schmerzlich). Mein Bruder! —

Der Hauptmann. Kurz: wenn ja der Fürst auf dich hört, so laß dich nur nicht auf das Kind ein! Das ist umsonst. — Sprich ihn lieber wegen des Fähnrichs zu Gute! Der hat doch noch Wachsthum! Der sieht doch noch einem Manne ähnlich!

Frau von D. Wie sagst du? Wegen des Fähnrichs! —

DER HAUPTMANN. Nun ja! *Er* hat zu ihm geschickt.

FRAU VON D. Ich erschrecke. Sollt' er erfahren haben — —

DER HAUPTMANN (immer noch kalt). Doch wohl! Wahrscheinlicher Weise! — (Den Stock in die Seite und gegen die Erde lehnend, indem er mit dem Kopf dazu schüttelt) Und *wenn* Er nun hätte; was meinst du? *Wenn* Er nun wüßte, daß der Bube hat durchgehen wollen? daß er Gelder untergeschlagen? daß er nur durch meine Vermittelung — (hitzig den Stock vor sich niederstoßend) O bei Gott! Es bringt mich noch selbst in die Wache. Ich wollte, ich hätte mich nie um deine Kinder bekümmert. Nie ein Haar! Und ich will auch nicht wieder! — (Er geht murrend ab, und sieht sich noch einmal um) In meinem Leben nicht wieder!

Zehnter Auftritt.

FRAU VON DETMUND. DER EDELKNABE.

DER EDELKNABE (da er ihre Unruhe sieht). Der Vetter ist immer böse. — Lassen Sie ihn reden, und fürchten Sie nichts, liebe Mama!

FRAU VON D. Ach schweig, Kind! Du weifst nicht — —

DER EDELKNABE. Ei ja! Ich weifs mehr als der Vetter. — Der Fürst ist gar nicht so, wie er sagt; Er thut gewifs keinem Menschen Übels; Er hat mich nur eben beschenkt. — (ihr die Hand mit dem Gelde vorhaltend) Schn Sie nur! Schn Sie! Das hat er mir alles geschenkt.

FRAU VON D. (bestürzt). Ist es möglich? Der Fürst — —

Der Edelknabe (indem er die Hände in weiter Entfernung über einander hält). Aus einem grofsen, grofsen Beutel voll Gold. Eben itzt, eh Sie herkamen. — Ach, wenn *der* wollte, Mama! Wenn *der* wollte! Der hat! —

Frau von D. Aber wie? Ich begreife das nicht. — Er mufste doch eine Ursache, eine Veranlassung haben — —

Der Edelknabe. Ei freilich! Seine Uhr stand ihm stille. — Er hatte gestern den ganzen Tag über gejagt, da mogt' er vergessen haben, sie aufzuziehen; und heut den Morgen — (indem er zum Kabinet läuft, und den einen Flügel öffnet) Sehn Sie nur hier! Er lag dahier auf dem Bette — — da schrie er in mich hinein, ich sollte nach meiner Uhr sehn; und da — weil ich nun da keine hatte — —

Frau von D. So gab er dir dies?

DER EDELKNABE. So gab er mirs, dafs ich mir eine schaffen sollte. — — (Das Geld wieder hinzeigend) Zwölf Ducaten, liebe Mama.

FRAU VON D. Sieh mich an! Darf ichs glauben?

DER EDELKNABE. Gewifs! Gewifs! Glauben Sie's immer! — Aber die Uhr thut mir nicht noth, und es wird schon noch sonst eine geben. — (nach ihrer Hand greifend) Stecken Sie ein! Nehmen Sie hin!

FRAU VON D. (gerührt). Wie, mein Kind? — Wie?

DER EDELKNABE. Es geht mir so nahe, dafs ich Sie immer weinen sehe. — O ich wollte, dafs ich nur viel hätte, recht viel! da sollten Sie nie wieder weinen. — Alles; alles, was ich nur hätte; das wollte ich Ihnen geben.

Frau von D. (sich über ihn bückend). Wolltest du das? —

Der Edelknabe. Und ach! da sollten Sie so vergnügt seyn! so glücklich!

Frau von D. (ihn küssend). Ich bin es, mein Kind. Ich gäbe diesen Augenblick nicht um alles Gold deines Fürsten. — (ihn noch einmal küssend) O du weifst nicht, wie viel Elend eine Mutter über die Freude an ihrem Kinde vergifst!

Der Edelknabe (wieder nach ihrer Hand greifend). Sie nehmen's doch aber? — Nehmen Sie's ja, liebe Mama!

Frau von D. Ich *will* es nehmen. Ich darf dich nicht selbst kaufen lassen; denn du würdest betrogen werden. Ich will *für dich* kaufen, mein Kind.

Der Edelknabe. Für mich? Eine Uhr? —

Frau von D. Du wirst hier bleiben; da brauchst du eine.

Der Edelknabe. Ach nicht doch! nicht doch! Wozu? — Der Fürst hat ja Uhren, wo man nur hinsieht. Er hat mir ja selbst gesagt, ich brauchte keine.

Frau von D. Und hat dir doch eine geschenkt?

Der Edelknabe. Wirklich, wirklich! Er hats gesagt.

Frau von D. Du betrügst mich, mein Kind. Du redest die Unwahrheit; und das sollst du nie, auch nicht aus Liebe zu deiner Mutter.

Der Edelknabe. Die Unwahrheit? Sie glauben mir nicht? — Nun, so wollt' ich, dafs der Fürst nur da wäre! dafs er nur käme! — (sich umsehend) Er kömmt auch.

BIBLIOTECA UNIVERSITARIA

Eilfter Auftritt.

DIE VORIGEN. DER FÜRST.

DER EDELKNABE (ihm mit ausgestrecktem Finger entgegen). Nicht wahr, gnädigster Herr? Sie haben mir zwölf Ducaten zu einer Uhr geschenkt?

DER FÜRST (lächelnd). Das hab' ich, Kleiner.

DER EDELKNABE. Sie haben mir gesagt, dafs ich die Uhr nicht nöthig hätte?

DER FÜRST. Ja wohl! Das hab' ich gesagt.

DER EDELKNABE (schnell herum). Nun, Mama? Nun?

FRAU VON D. (in Verlegenheit). Mein Kind — (laut) O verzeihen Ihre Durchlaucht! Verzeihen Sie der Einfalt eines Kindes, das der Ehrerbietung vergifst!

Der Fürst. Verzeihen, Madame? — Diese Einfalt entzückt mich. Ich wollte, ich könnte in dieser Einfalt mit allen Menschen leben. Sie ist so sehr in der Natur. — Immer sprich, Kleiner! Was war's? Wollte dir deine Mutter vielleicht nicht glauben?

Der Edelknabe (halb ärgerlich). Nein, gnädigster Herr! — Erst wollte sie mir nicht glauben, und nachher auch nicht nehmen.

Der Fürst. Was hör' ich? Nicht nehmen? — Also hast du wohl gar mein Geschenk so verachtet, es wieder wegzuschenken? — Ich will nicht hoffen!

Der Edelknabe (betreten). Gnädigster Herr?

Der Fürst. In der That, das würde mir wenig Lust machen, dir mehr zu schenken. — Nur gleich bekannt! Hast du's gethan?

DER EDELKNABE (sich entschuldigend, indem er auf seine Mutter zeigt). Sie ist so arm, gnädigster Herr!

DER FÜRST. Du guter Knabe! (ihm unters Kinn greifend.) — — Und also hast du deinen einzigen Wunsch, deine liebste Begierde aufgeopfert, um deiner Mutter zu helfen? — O wahrhaftig! Dann wär' es Jammer, wenn du deine Uhr solltest verloren haben. — (Indem er seine eigne Uhr hervorzieht) Aber sieh! Und wenn ich nur diese einzige hätte; — zur Belohnung deiner kindlichen Zärtlichkeit sollte sie dennoch dein seyn. (er giebt ihm die Uhr.)

DER EDELKNABE (freudig zugreifend). Ach gnädigster Herr! — Ist sie im Gange?

DER FÜRST. Sei ruhig! In vollem Gange. — (Indem der Knabe zu seiner Mutter lauft, sie ihr zu zeigen) Aber wenn man's bedenkt: ist es nicht schlimm in der

Welt? Die meisten Reichthümer werden von Schwelgern besessen, die sie verschwenden, oder von Geizhälsen, die sie verschließen. Männer, wie du, sollten reicher seyn; da würde die Welt sich besser stehen. — Und was hindert mich denn, dich reicher zu machen? — Komm! Steck die Uhr ein! Geschwind! — Und weil du so gut mit dem Wenigen umgingst — (ihm eine Börse gebend) da nimm! Da sind für zwölf Ducaten ihrer hundert.

Der Edelknabe (erstaunt ihn ansehend). Ah gnädigster Herr? . . .

Der Fürst. Du bedenkst dich? So nimm doch!

Der Edelknabe. Beutel und Alles? — (im Begriff es zurück zu geben) Das ist ja wirklich zu viel.

Der Fürst. Wenns für dich wäre! Schon recht! — Aber ich gab es dir,

dafs du es anlegen solltest. Und wer meinst du wohl, der es brauchen könnte?

Der Edelknabe. Brauchen? — (vom Fürsten auf seine Mutter, und dann wieder auf den Fürsten sehend) Da, liebe Mama!

Frau von D. (sich ihm nähernd). Ihre Durchlaucht! —

Der Fürst. Keine Danksagung, Madame! Sie werden finden, dafs es sehr wenig ist, und dafs ich weit mehr wieder verderbe, als ich gut gemacht habe. — Aber — (die Hand gegen den Edelknaben) Sie sehen schon, ohne dafs man es Ihnen sagt — das Kind ist viel zu schwach für mich, viel zu klein. Es ist in einem Alter, worin man Andern noch keine Dienste *leisten* kann, worin man selbst ihrer noch *braucht:* und kurz — Sie werden es ohne Schwierigkeit wieder annehmen, hoff' ich. — — Sie schweigen?

FRAU VON D. (vor sich niedersehend). Ich habe Unrecht, Ihre Durchlaucht —

DER FÜRST. Wie so? Worin? —

FRAU VON D. Ich habe Unrecht — dafs ich mich einer Armuth schäme, die ich selbst nicht verschuldet habe. — Aber ich *will* mich ihrer nicht schämen. Ich will sie frei in der Gegenwart meines Fürsten bekennen. — (ihm näher tretend und in die Augen sehend) Ja, Ihre Durchlaucht; ich bin zu arm, mein Kind zu erziehen. Ich habe schon längst für die Zukunft gesorgt; nur zu bald werd' ich anfangen, auch für den heutigen Tag zu sorgen: und wenn dann mein gröfster Kummer zurückkehrt; wenn Euer Durchlaucht dieses unmündige, unerzogne Kind verstofsen — (sie will ihre Thränen zurückhalten) dessen Vater zu früh starb — — O verzeihen Sie meiner Schwachheit!

DER EDELKNABE. Sie weint? — (den Fürsten Hand ergreifend und wehmüthig) Gnädigster Herr!

DER FÜRST. Nun, wenn auch du kömmst! — Was ist's?

DER EDELKNABE (bittend). Sie werden doch *mich* nicht verstoßen? —

DER FÜRST. Nicht? Meinst du nicht? — Nun wohlan denn! Um deines Zutrauens willen! — Er mag bleiben, Madame. — (Verstellt) Es wäre zwar freilich Jammer, wenn seine Sitten, wenn seine Unschuld — Doch nein! Das wird so bald keine Gefahr haben.

FRAU VON D. (äußerst aufmerksam). Seine Unschuld, Ihre Durchlaucht?

DER FÜRST (wie vorhin). Nein, nein! Sie könnten glauben, als wenn ich zurückzöge. Lassen Sie's gut seyn, Madame!

FRAU VON D. (verlegen). Aber doch — wenn es nicht zu kühn von mir wäre — Dürft' ich wohl um die Gnade einer Erklärung bitten?

DER FÜRST (immer verstellt). Ich wollte nur sagen, Madame — ich bin schon längst mit meinen Edelknaben sehr unzufrieden; ich finde, dafs sie der Auswurf des jungen Adels sind — in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt: und vielleicht — vielleicht könnte ihr Umgang, ihr Beispiel — — Doch Sie sehen: das ist ein bloßes Vielleicht. Auf ein Vielleicht wollen wir's wagen.

FRAU VON D. (etwas zu hitzig des Kindes Hand ergreifend). Nein, gnädigster Herr!

DER FÜRST (wie beleidigt). Nicht? — Wie Sie's für gut finden, Madame.

FRAU VON D. Das Herz meines Kindes ist mir zu wichtig. Ich zittre vor

der Gefahr, worein ich es hätte stürzen können.

Der Fürst. Aber bedenken Sie doch — —

Frau von D. Ich *darf* nichts bedenken. Ich sehe mein Kind im Feuer; und wenn ichs nur rette — ob ich es nackend rette! —

Der Fürst. Ohne Vermögen! ohne Unterricht! ohne Erziehung! — Wie soll das werden? Was soll herauskommen, Madame?

Frau von D. Was Gott will! *Mir* soll es gleich seyn. — Kann er seinen Stand nicht behaupten; so mag er das Land bauen, und mag in Armuth sterben!

Der Fürst. Das heißt edel gedacht! Ich sehe, Madame; Sie verdienen Alles, was ich nur für Sie thun kann. — (Ihr näher und mit Wärme) Wie soll ich helfen?

Wie soll ich Ihre Umstände bessern? — Reden Sie! Fordern Sie! Es ist Ihr Freund, der vor Ihnen steht.

FRAU VON D. (äufserst verwirrt und gerührt). O Ihre Durchlaucht — —

DER FÜRST. Sagen Sie mir vor allen Dingen: Wie ist der Zustand Ihres Vermögens? — Ihr Gut? — —

FRAU VON D. Ist durchaus nicht zu retten.

DER FÜRST. So grofs ist die Schuld? — Aber Sie haben Processe, wie man mir sagt. Geben denn die keine Hoffnung?

FRAU VON D. Keine, gnädigster Herr! — Aufser dem Einen, den ich wegen einer geringen Erbschaft führe. Mein Recht darauf ist unstreitig; nur der Reichthum anderer Verwandten kämpft noch mit meinem Rechte. — Eben war

ich hier, um aus Noth einen Vergleich zu treffen; — es hat sich zerschlagen.

Der Fürst. Desto besser! So müssen Sie jetzt, auch ohne Vergleich, zu Ihrem Rechte kommen. *Ich* hafte dafür. — Nehmen Sie überdies noch hundert Louisdor zum Jahrgelde an! Das wird Sie, hoff' ich, über alle Bedürfnisse hinaussetzen.

Frau von D. (sich niederwerfend). So viele Gnade! — Kann ich sie je — —

Der Fürst (hält sie zurück). Was soll das? Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich thue ja nichts, als was ich dem Andenken des Mannes schuldig bin, dessen Witwe Sie sind; als was ich für jeden thun würde, dessen Verdienste ich so, wie die Ihrigen, schätzte. — Sagen Sie mir: würden Sie jetzt noch Bedenken haben, das Kind wieder zurück zu nehmen?

FRAU VON D. Wie könnt' ich, Ihre Durchlaucht?

DER FÜRST. Und du, Kleiner? — Gingst du wohl gerne mit deiner Mutter?

DER EDELKNABE (die Uhr in der Hand). Mit meiner Mutter? — O ja!

DER FÜRST. Aber ich weifs doch, du liebst mich. Du bliebst auch wohl gern hier bei mir?

DER EDELKNABE. Sehr gern, gnädigster Herr!

DER FÜRST. Nun dann! — Wenn das ist — — Schickt' ich dich fort, so hätt' ich dich doch immer verstofsen; und du hast mich ja so dringend gebeten, dich *nicht* zu verstofsen. Auch hat dich deine Mutter nun einmal in meine Arme geworfen. Ich mufs denn schon auf Anstalten denken. — Bleiben Sie da! Ich komme wieder, Madame.

Zwölfter Auftritt.

FRAU VON DETMUND. DER EDELKNABE.

FRAU VON D. Gütiger Gott! — (indem sie sich in den Sessel wirft) Was war das?

DER EDELKNABE (fröhlich um sie herum). Nun? Nun? — Ists nun recht? Ists nun gut?

FRAU VON D. (ihn zärtlich an sich ziehend). O liebstes Kind! — —

DER EDELKNABE. Aber Sie freun Sich ja nicht! Sie müssen Sich freun, liebe Mama!

FRAU VON D. Ich bin beschämt über mein Glück. — Ich denke an mein Mifstrauen gegen die Vorsicht, an den tödtlichen Kummer, den ich fühlte, da du zur Welt kamst. Es war in eben der

Stunde; fast unmittelbar auf den Augenblick, da ich den Tod deines Vaters erfuhr. — Mit welchem Jammer sah ich dich an! Mit welchem Schmerz, dich geboren zu haben! (Indem sie ihn küßt und die Arme um ihn herum schlägt) Und warst du der, der mir helfen; der schon in seiner frühen Kindheit meine Thränen abtrocknen sollte? — — Gott! Was fehlt mir nun noch? — Nichts! Nichts, als Gewißheit von deinem Bruder! dann bin ich glücklich.

Der Edelknabe. Von meinem Bruder? Wie das, liebe Mama?

Frau von D. Wenn der Fürst sein Verbrechen wüßte — —

Der Edelknabe. Ach wenn auch! Es hat ja nichts zu bedeuten. — Sie sehn ja wohl, wie liebreich, wie freundlich er ist.

Frau von D. Gegen uns, mein Kind — Weil wir unschuldig sind.

Der Edelknabe. Und er hat mir ja versprochen, es sollte geheim bleiben. Der Oberst sollte nichts davon wissen.

Frau von D. (aufsahrend). Was? Dir versprochen?

Der Edelknabe. Ganz gewiss! Ganz gewiss! Dass Sie Sich also deswegen nicht ängsten!

Frau von D. Ich erstaune. Du hast ihm gesagt? —

Der Edelknabe (indem es Unrath merkt). Ach nicht viel! — Was ich wusste. — Er fragte mich nach meines Bruders Aufführung, und da konnt' ich doch nicht die Unwahrheit reden. Das haben Sie ja Selbst mir verboten.

Frau von D. (angstlich). Aber, Kind! — Liebstes Kind! — Konnte denn deine Einfalt —

Der Edelknabe. Wie? Sind Sie unruhig darüber?

Frau von D. Ob ichs bin! Ob ich unruhig bin? — Wenn er nun weiter fragt? Wenn er erfährt? — O du kannst *mich, deinen Bruder, uns Alle* ins Unglück bringen.

Der Edelknabe (im Begriff zu weinen). Ins Unglück bringen?

Frau von D. Ah! da höre ich schon — (sich auf ihn werfend, und ihn zurückend) Sei nur stille! nur ruhig! — Thränen würden Übel nur ärger machen. Sei ruhig!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst. Hinter ihm der Fähnrich und der Hauptmann.

Der Fürst. Nur herein! Nur mir nach, meine Herren! — (zum Fähnrich) Sie sind also Detmund? Ein Sohn des wackern Majors von Detmund?

Der Fähnrich (sich tief verbeugend). Ja, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Eine grosse Empfehlung! Sie hatten einen sehr rechtschaffenen Vater. — Vermuthlich zeigt Sie sein rühmliches Beispiel zur Nachfolge? Sie bestreben Sich, seiner würdig zu seyn?

Der Fähnrich (sie verbeugt). Ich thue nur meine Pflicht, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Dann thun Sie *Alles*. Der rechtschaffenste Mann thut nicht mehr. — Da, Herr Fähnrich! da sehen Sie Ihre Mutter, eine sehr hochachtungswürdige Frau; auch Ihren Bruder, einen sehr liebenswürdigen Knaben. — Ich bin ausserordentlich von der Familie eingenommen; und um sie hier ganz beisammen zu sehen — —

Der Fähnrich (sich immer verbeugend). Euer Durchlaucht haben viel Gnade.

Der Fürst. Doch wohl nicht mehr, als ich sollte? —

Der Fähnrich. Euer Durchlaucht urtheilen sehr gnädig.

Der Fürst. Wirklich; es fehlt nur an der Überzeugung, dass ich richtig urtheile, und Ihr Glück ist gemacht. — Doch diese freie, zuversichtliche Miene, die Ihnen so wohl steht —

Der Fähnrich. O Ihre Durchlaucht —

Der Fürst. Ja, ja! Die zeigt entweder ein sehr edles oder ein sehr verderbtes Herz an; und das letzte — nein, das wird der Sohn solcher Eltern nicht haben. Das wird er nicht haben! — — Was meinen Sie, das sich thun liesse, Herr Fähnrich? — *Ein* Schritt weiter, brächte Sie in der That nicht viel weiter. Was dünkt Ihnen? —

Der Fähnrich (die Hände reibend). Freilich, Ihre Durchlaucht — —

Der Fürst. Aber wenn wir nun diesen einen Schritt überhüpften? wie da? — Eine Kompanie! Capitän! Das ist doch immer so das erste Ziel solcher Herren, und dem wären wir dann schon ziemlich nah im Gesichte. — Doch vorher — (indem er sich schnell gegen den Haupt-

man lebt) Was denken Sie zu Ihrem Vetter, Herr Hauptmann?

Der Hauptmann (etwas betreten). Ich? — Was ich denke? —

Der Fürst. Viel Böses, sollte man glauben.

Der Hauptmann. O nein! Eher Gutes, Ihre Durchlaucht. — Ich denke immer, er hat Herz; er wird brav thun.

Der Fürst (mit Beifall auf den Fähnrich sehend). Doch? In der That?

Der Hauptmann. Und da er auch ziemlich gewachsen ist — —

Der Fürst. Nun ja wohl! Da ist er der gemachteste Mensch von der Welt. Das ist sicher. — Aber in seiner Aufführung, in seinen Sitten, Herr Hauptmann — Ich muss mich schämen, dass ich nach so einer Kleinigkeit frage; — wie ist er in seinen Sitten beschaffen?

Der Hauptmann. Je nun — *(lächelnd)* dann und wann ein wenig zu lustig, zu aufgeräumt: aber — wie Euer Durchlaucht schon wissen — das gehört zum Soldaten.

Der Fürst. Wie ich schon weiß? Sie lehren mich in der That etwas Neues. — Es fehlt nur noch an *Ihrem* Zeugnisse, Madame. Was sagen denn Sie mir von Ihrem Sohne? — — *(nach einer Pause)* Gar nichts?

Frau von D. Was sollte ich sagen?

Der Fürst. Was Sie denken — die Wahrheit!

Frau von D. Und kann *ich* das, Ihre Durchlaucht? — Wenn ich meinen Sohn *loben* müßte; würden Sie wollen, daß ich ihn in *seiner* Gegenwart lobte? *oder* wenn ich ihn *tadeln* müßte: daß ich ihn in der Gegenwart *dessen* ta-

delte, der sein Schicksal in seiner Gewalt hat?

Der Fürst (lächelnd). Vortrefflich, Madame! Sie sind gütig, wie eine Mutter, und fein, wie ein Frauenzimmer. Ich bewundere Sie *ganz*. — (ernsthaft) Ein jeder, mein Herr Fähnrich, hat seine Weise, und ich habe die meinige. Wenn ich einen Officier befördern will, so fange ich damit an, dafs ich ihn in die Wache werfe. Was dünkt Ihnen dazu?

Der Fähnrich (erschrocken). Ihre Durchlaucht — —

Der Fürst. Ja, ja! Das ist nun nicht anders. Geben Sie Ihren Degen dem Hauptmann! — Ein bescheidneres Betragen hätte Alles entschuldigt; aber diese Zuversicht, diese Dreistigkeit — Was kann man von einem Menschen erwarten, der mit einem Gewissen, wie

Ihres, so frech ist? der es fühlen muſs, daſs er meine Ungnade verdient; der es weiſs, wie nichtswürdig er gegen die gütigste Mutter gehandelt; und der dennoch — — In die Wache mit ihm! Auf einen Monat, Herr Hauptmann! — Ich will das was vorgefallen, nicht näher wissen; und das um Ihrentwillen, Madame! — um der Art willen, wie ich's erfahren habe; — um der Gröſse des Vergehens willen, das ich aus allen Umständen errathen kann. — — Aber, Herr Hauptmann! — (in seinem strengsten Tone) sobald wieder das Allergeringste vorfällt; gleich Bericht an mich! Auf der Stelle! — Ich habe mir's in den Kopf gesetzt, ich will den jungen Menschen erziehen; und weder Sie, Herr Hauptmann — (gelinder) noch Sie, Madame, sollen mir meine Erziehung verderben. — (Besonders

zur Frau von Detmund) Daſs Sie ihm nie womit aushelfen! nie! auch nicht mit der mindesten Kleinigkeit! auch nicht unter dem Namen eines Geschenks! Durchaus nicht! — — Er kann von seinem Gehalte leben, und er mag sich einschränken lernen. — (Eine Bewegung mit der Hand) Fort! In die Wache, Herr Fähnrich!

(Die beiden Offiziere treten ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Der Fürst. Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Der Fürst (sie ansehend). Nun? — Sie sind niedergeschlagen, Madame?

Frau von D. (bescheiden). Ich bin Mutter, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Aber doch nicht von den weichlichen, die lieber ihre Kinder

nicht bessern, um sie nur ja nicht zu kränken?

Frau von D. Wie falsch wäre dann, meine Liebe! — Nein, ich fürchte nur, dafs mein Sohn Dero Gnade auf immer verloren hat.

Der Fürst. Fürchten Sie das? — Und doch habe ich ihn fürs erste der Gnade nur würdig machen wollen, die ich ihm aufbewahre. — Jugend und Unbesonnenheit — denen verzeih' ich so leicht, Madame; aber ich darf nur nicht immer. Was bei dem Einen Bewegungsgrund zur Besserung ist, wird bei dem Andern Einladung zu gröfsern Verbrechen. — — Sorgen Sie indefs nur nicht! Der junge Mensch wird schon klüger, und nach eben dem Mafse werde *ich* gütiger werden. — (Sich gegen den Edelknaben wendend) Was den Kleinen betrifft —

— Wissen Sie, welche Absichten ich mit ihm habe?

Frau von D. Nein, Ihre Durchlaucht. — — Aber wie sie auch seyn mögen, sie werden die grofsmüthigsten seyn. — So sehr ich immer meinen Fürsten verehrt habe, so überzeugt mich doch dieser Tag, dafs ich ihn noch zu wenig verehrt.

Der Fürst. Was wollen Sie denn? Sie kennen mich nicht. — Blofs um dem Staat einen rechtschaffnen Mann, um mir selbst einen nützlichen Diener, um meinem Sohn einen Freund zu erziehen, der einst so willig für ihn sterbe, wie sein Vater für mich starb — — blofs deswegen — —

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Kammerdiener.

Der Kammerdiener. Der Director, Ihre Durchlaucht!

Der Fürst. Schon da? Laſst ihn vorkommen! (der Kammerdiener geht ab.) — Ich hoffe, Madame, Sie werden meine Absichten nur hören dürfen, um sie zu billigen.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Director.

Der Director (sich verbeugend und mit der Stimme zitternd). Auf Euer Durchlaucht höchsten Befehl —

Der Fürst. Näher her, Herr Director! Mit Männern, wie Sie, muſs man

nicht blofs von weitem bekannt seyn. — Man hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt. Man hat Sie mir als einen Mann von grofsen Kenntnissen und Verdiensten gerühmt.

Der Director (äufserst verwirrt). Mich, Ihre Durchlaucht?

Der Fürst. Auch habe ich mich selbst von der Wahrheit dieses Lobs überzeugt. Ich habe Ihr Buch von der Erziehung gelesen. — Was haben Sie sonst noch geschrieben?

Der Director (zitternd). Ich? — Nichts, das — — Gar nichts, das — —

Der Fürst. Das für mich wäre, wollen Sie sagen?

Der Director. Nein — Ja, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Ja? Und warum nicht für mich? — Vielleicht, weil es einen

ganzen Gelehrten fordert, und ich nur ein *halber* bin? Hab' ich's getroffen? —

Der Director (erschrocken zurücktretend). Gütiger Gott! — Könnt' ich so kühn seyn? — —

Der Fürst. Nun, nun! Das wäre so kühn eben nicht. Allzuviel Gelehrsamkeit ist eben keine Ehre für einen Fürsten. — Also warum nicht für mich?

Der Director (stotternd). Weil — weil — weil es zu unvollkommen, — zu unwürdig — — zu — —

Der Fürst. Hören Sie auf! Sie beschämen mich sonst. — Ich wollte schon sagen, dafs Ihr Buch ganz vortrefflich wäre, dafs es viel Wissenschaft, viel Kenntnifs des Menschen, viel warmen Eifer für Rechtschaffenheit und Tugend verriethe. — — Aber was ist Ihnen? Sie zittern ja ganz?

DER DIRECTOR. Die hohe Gnade — die hohe Ehre — —

DER FÜRST (nach einigem Stillschweigen) Lieber Herr Director — Sie sind ein Deutscher. Nicht wahr?

DER DIRECTOR (ehrerbietig zurückweichend). Ja, Ihre Durchlaucht.

DER FÜRST (wieder gütig, indem er ihm näher tritt). Nun was thut das? Ich bin ja auch einer! Schämen Sie Sich darum nur nicht! — Ich wollte nur wünschen, Sie hätten den alten Franzosen gekannt; das alte Erbstück von meinem Vater, das hier am Hofe lebte. — Oder *haben* Sie ihn etwa gekannt?

DER DIRECTOR. Einigermaßen. Von Ansehen.

DER FÜRST. Nicht näher?

DER DIRECTOR. Nein, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. O Schade! Das war ein trefflicher Mann. — Wenn man das bischen Witz und Sentiment von der Oberfläche schöpfte; so war das Übrige seines Gehirns eben nicht viel: aber sich geltend zu machen, sich ein Ansehen zu geben — darin war es der erste Kopf von Europa. — Frei, frei, Herr Director! Bescheidenheit ist mir lieb; aber das was man Demuth nennt — unerträglich. — — Um zur Sache zu kommen: was macht die vornehmste adeliche Pension auf dem Gymnasium?

Der Director. Die vornehmste? — Das ist verschieden, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Aber so im Ganzen! so ungefähr?

Der Director. Ungefähr? — Zwischen drei und vierhundert.

Der Fürst. Was es sei! — Ich habe

hier einen Knaben, den ich hinaufgeben will; und es versteht sich, wenn ich gleichsam sein Vater werden will, dafs ich ihn nicht schlechter halten kann, als der beste Edelmann seinen Sohn hält. — Doch das Wichtigste noch! Wer führt die Aufsicht über die Knaben?

Der Director. Die Lehrer, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Wackre Männer vielleicht! aber ich kenne sie nicht. — Sie allein, Herr Director, kenne ich, und hätte Vertrauen zu Ihnen. — Würden Sie wohl, wenn ich Sie bäte — —

Der Director (beschämt). Ihre Durchlaucht!

Der Fürst. Würden Sie wohl die unmittelbare Aufsicht über dieses Kind übernehmen?

Der Director. Es ist ja meine Pflicht, Ihre Durchlaucht.

Der

Der Fürst. Nein! Als Pflicht will ich es nicht betrachtet haben. — Würden Sie's gerne; würden Sie's mit Vergnügen thun?

Der Director (sich verbeugend). Ich finde in meiner Pflicht mein Vergnügen.

Der Fürst. Wohl! und es ist natürlich, dafs ich mich erkenntlich dafür beweise. — (Zu dem Edelknaben, indem er ihn bei der Hand nimmt) Komm her, Kleiner! Komm! Du siehst, das ist ein liebreicher, freundlicher Mann, zu dem ich dich führe. Hättest du wohl Vertrauen zu diesem Manne? Mögtest du wohl mit ihm gehen, und bei ihm leben?

Der Edelknabe (den Director einen Augenblick ansehend). O ja, gnädigster Herr.

Der Fürst. Aber dann mufst du auch wissen, was dieser Mann dir inskünftige seyn wird: dein gröfster Wohl-

thäter, dein Lehrer! Du wirst ihm den willigsten Gehorsam, die zärtlichste Ehrerbietung schuldig seyn; und wenn er je über dich klagte — —

Der Edelknabe. Nein, nein! Das soll er nie, gnädigster Herr.

Der Fürst. Du hast ein Beispiel gesehen, dafs ich eben so scharf seyn kann, als ich gut bin. — Also, wenn er je über dich klagte — —

Der Edelknabe (zum Director, dem er ehrerbietig die Hand küfst). Nein, nein! Das sollen Sie nie, Herr Director.

Der Fürst (zum Director). Wie gefällt Ihnen das Kind?

Der Director (gerührt). O Ihre Durchlaucht — Schon, weil ich ihn aus Ihren Händen erhalte, wird er mir theurer seyn, als mir mein eigner Sohn ist. —

Der Fürst. So könnt' er denn mit

Ihnen gehen. — Sind Sie's zufrieden, Madame?

Frau von D. (mit inniger Rührung). Gütiger Gott! — Nur zufrieden?

Der Fürst. Nun so geh' denn! So geh! (die Hand auf seinen Kopf legend) Werde ein rechtschaffner, ein kluger, ein glücklicher Mann! Und was das Übrige anbetrifft; —, da sei du froh und getrost! Es soll dir niemals an nichts gebrechen. (ihn ansehend) Nun, Kleiner? Warum so wehmüthig?

Der Edelknabe (sich tief verbeugend, und nach seiner Hand greifend). Leben Sie wohl, gnädigster Herr!

Der Fürst (mit Rührung). Ist es das? — (ihn aufhebend und küssend) Und auch du lebe wohl! auch du, guter Knabe! Du hast das dankbarste Herz. — Ich beurlaube Sie, Herr Director. — Und Sie,

Madame; gehn Sie ihm nach, und sehen Sie, wo Ihr Kind bleibt!

Frau von D. (sich niederwerfend, mit Feuer). Kann ich gehn, Ihre Durchlaucht — —

Der Fürst. Was soll das? Ich liebe das nicht.

Frau von D. Kann ich gehn, eh ich mein Herz — —

Der Fürst (sie aufhebend). Nein, sage ich! Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich kann es nicht haben, dafs irgend ein Mensch vor mir kniee.

Frau von D. Nun dann! Ich gehorche und gehe. — (Die Hand erhebend) Aber vor Gott will ich knieen, und will ihn bitten, dafs er ewig den grofsmüthigsten Fürsten segne.

Der Fürst (einige Schritte nach, und gnädig). Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich! Madame!

Siebzehnter Auftritt.

DER FÜRST allein. (indem er sich umsieht)

Ein schöner Morgen! Ob ich mir denn noch ein kleines Vergnügen mache? Doch welches? Das gröfste hab' ich nun einmal gehabt. — Nein, arbeiten, arbeiten will ich! Es wird mir trefflich von Statten gehen. Ich bin zufrieden mit mir. — —

TITUS.

EIN VORSPIEL

ZUR FEIER DES GEBURTSFESTES

DES

PRINZEN VON PREUSSEN.

(GESCHRIEBEN IM JAHRE 1779.)

Es bedarf keiner Erklärung, warum bei der frohen Gelegenheit, die diesem kleinen Stück den Ursprung gegeben, gerade dieser und kein anderer Gegenstand ist gewählt worden. — Die wesentlichsten Charakterzüge der Hauptpersonen liefsen sich durch klare Zeugnisse der Alten rechtfertigen. Kleine Unrichtigkeiten in Geschichte und Costume, und besonders einige mit Fleifs begangene Anachronismen, wird die bekannte Freiheit jedes dramatischen Schriftstellers entschuldigen.

Personen:

Vespasian, Römischer Imperator.
Titus, sein Sohn und Nachfolger.
Valerius, } zwei der ältesten Senatoren.
Sejus, }
Mucianus, Nerva, Pedius, Eprius, Cäcina, Priscus, Cejonius, Novius, und eine Menge anderer Senatoren.
Ein Bote.
Diener des Raths.

Die Scene: ein Römischer Tempel, der Versammlungsort des Senats. Im Hintergrunde, ein auf Stufen erhobner kurulischer Stuhl; zu beiden Seiten, die Sitze der Senatoren.

Erster Auftritt.

VALERIUS. Bald darauf SEJUS.

VALERIUS.

Willkommen! Willkommen, Sejus!

SEJUS. Auch du!

VALERIUS. Sind doch wir Greise immer die ersten! Wir, die wir so viel langsamer kriechen. —

SEJUS. Aber auch so viel früher ausgehn.

VALERIUS. Wahr! Selbst unsre Schwachheit macht unsern Vorzug. — — Sieh! Schon mehrere Senatoren!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Nerva. Epirus. Nach und nach immer Mehrere.

Die Alten. Willkommen! Willkommen!

Die Neuen. Seid uns gegrüfst!

Epirus. Weifs man die Ursache dieser Zusammenkunft? — Ist irgend ein neues Gesetz im Vorschlag? Ist in irgend einer der Provinzen Krieg entstanden?

Nerva. Krieg? — Da der Janustempel nur kaum geschlossen worden? Da der Platz zum Tempel des Friedens nur erst gewählt ist?

Epirus. So sagt: wozu diese Versammlung? Wozu die ungewöhnliche Eilfertigkeit, womit man sie ansagte? Eben itzt, da fast alle Senatoren sich

aufser Rom befinden! — Was kann er wollen, der Imperator? —

Seius. Gutes. — Was sonst?

Eprius. Bis itzt freilich wollt' er noch immer.

Valerius. Und nicht auch künftig? Sei ruhig! — Die Gröfse des Mannes ist Bürge. Der wahrhaftig *grofse* Mann ist der *gute*. — Rom war nur unglücklich, weil es kleinen Seelen gehorchte.

Dritter Auftritt.

Vorige. Pedius. Mehrere folgen.

Ein Senator. Pedius. — So erhitzt?

Pedius (sich den Schweifs trocknend). Verwünscht sei der Pöbel! — Er hat doch immer Unrecht, auch wo er Recht hat.

Mehrere. Wie das? Was geschieht?

Eprius. Götter! Gäb's einen Aufruhr?

Pedius. Das denk' ich! Den gröfsten, den Rom gesehn hat. Lafs nur erst Mittag' werden! — Halb erstickt vor Staub und vor Gewühl komm' ich her. — Aus meiner ganzen Gegend wird kein Senator mehr kommen. Verlafst Euch darauf!

Mehrere. Nun? — Wirst du reden? — Was hat man vor?

Pedius (trocken). Zubereitungen zu Titus Ankunft.

Alle. Zu Titus Ankunft?

Pedius. Ha, da erheitern sich Eure Stirnen! Ich dacht's. — Seid nur getrost! Fürchtet nur nichts!

Nerva. Also wirklich? Er kömmt?

Pedius. Man sagt's. Das Gerücht wird immer lauter und lauter. — Alles stürzt schon in lichten Haufen zum Thore. Es ist kein Durchbrechens mehr. Da helfen keine Liktorn und keine Fasces.

Ein Senator (zu einem andern). Siehst du? — Darum wars in den Straſsen, die *wir* herabkamen, so öde.

Der Andre. Natürlich!

Erius. Aber die Zubereitungen? — Du sprachst von Zubereitungen, die der Pöbel machte.

Pedius. Nun ja! Er hat sich in Haufen getheilt. — Der eine wühlt die Straſsen auf, um dem Helden einen sanftern Weg zu bereiten; ein andrer erbaut aus den Marmorstücken Altäre, oder holt die Opferthiere herbei, die daran bluten sollen; ein dritter plündert die Gärten, um die Thiere zu kränzen, oder mit Blumen den ganzen Weg zu besäen. — Titus! Titus! Das ist das allgemeine Geschrei. Heil dem Titus! Man hört nichts anders. — Und wehe dem Tauben oder dem Stummen, der nicht mit einstimmte! Er würde zerrissen werden.

Cäcina (mit dem Ton eines Übelgesinnten). So machts der Pöbel! — Titus ist nun einmal sein Abgott!

Nerva. Wie? Nur des Pöbels Abgott?

Sejus (ernst). Sage: des Volks.

Nerva. Wirklich; es ist keiner, der ihn nicht anbetete, nicht mit brennender Ungeduld auf seine Erscheinung hoffte. Der Vornehmste, wie der Geringste, sind darin einig. — Es ist unendlich, wie er geliebt wird.

Valerius. Und mit Recht. Weil er ein Menschenfreund ist.

Vierter Auftritt.

Vorige. Priscus.

Priscus. Er kömmt. Bald wird er da seyn, der Imperator. — Ich sah ihn.

Epirus. Du sahst ihn?

Pris-

Priscus. So eben, wie er aus dem Pallast trat. Ich eilte voran.

Eprius. Ha! — Und wie schien er? Wie war sein Ansehn?

Priscus. Wie immer. — Was darfst du fragen?

Pedius (spottend, indem er auf Eprius zeigt). Bedaur' ihn! Er verdients, guter Priscus. — Die Tyrannei hat ihm ein Fieber in die Nerven gejagt; das wird ihn, denk' ich, Zeitlebens schütteln. Seine Fragen sind noch alle vom Nero, vom Claudius her.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Cejonius. Novius.

Cejonius. Ordnet Euch! Ordnet Euch! Begebt Euch zu Euren Sitzen, Ihr Senatoren! — Der Imperator.

Novius. Er kömmt. Er kömmt.

Sechster Auftritt.

Vorige. Vespasian. Mucian. Andre.

Vespasian. Seid mir gegrüfst, Ihr Väter!

Die Senatoren (die an beiden Seiten in Ordnung geneten, ehrerbietig). Heil dir! Heil, Imperator!

Vespasian. Ich dank' Euch! — (Sich setzend, und mit ihm Alle.) Den Anlafs zu dieser Versammlung, Väter, wird Euch das Volk schon verrathen haben. Mein Sohn ist nahe. — Die Boten, die mir's ankündigten, haben mehr ihrer Freude, als meinen Befehlen gehorcht. Sie haben dem Volke Gutes verheifsen; haben ihm Muthmafsung gegeben. Und Muthmafsung, wifst Ihr wohl, ist beim Volk im zweiten Augenblick Hoffnung, im dritten Gewifs-

heit. — Wie soll man nun dem Ungestüm seiner Freude wehren?

MUCIAN. Lafs es doch! Lafs es! — Hat es nicht Ursache zur Freude? Verdient dein Titus nicht Ehre?

NERVA. Wahrlich verdient er sie, Imperator. Aber nicht blofs vom Volke.

MUCIAN. Auch von dir. Vom Senat

VESPASIAN. Meint Ihr? — Das wünscht' ich von Euch zu hören, Väter. Und wenn wir darin einig sind, so ist unsre Sitzung geendigt, indem sie anfängt. — Nur, um den Titus zu überraschen, verschob ich sie; und itzt hätt' er fast *mich* überrascht. Ich wufste schon: Ihr erkenntet ihn jeder Ehre würdig; — —

ALLE (einfallend). Jeder. Jeder.

VESPASIAN. Nicht blofs der, die schon das Heer ihm ertheilt, und ich ihm bestätigt habe: des Imperator-Namens.

Alle. Jeder neuen; — jeder noch wichtigern, glänzendern Ehre.

Eprius (aufstehend). Imperator! — Wenn ichs wagen dürfte, vor dir zu reden — —

Vespasian. Wagen? Kannst du wagen, wenn du dein Amt thust?

Eprius. Nun wohl! — Ich beschwör' Euch dann, Väter: Seid nicht voreilig in Eurem Ausspruch! Überlegt, indem Ihr Titus belohnen wollt, wessen Sohn er ist! wer er selbst ist! Denkt auf neue, denkt auf ungewöhnliche Ehren! Jede, die schon einem andern Römer ward; auch die herrlichste, ist zu klein.

Vespasian (ernst). Eprius! —

Eprius (ehrerbietig). Du hast mir's vergönnt. Laſs mich reden! — (wieder zu den Senatoren) Nur durch neue, durch un-

gewöhnliche Ehren könnt Ihr ungewöhnliches Verdienst belohnen. Strengt alle Kraft Eures Geistes, alle eure Erfindsamkeit an! — Und wenn Ihr's entdeckt habt, was des Sohns eines Vespasians; was des gröfsten Römers nach ihm, nur in etwas werth ist — Denn die Ehre dem Verdienste gleich zu messen, ganz ihn zu belohnen; das ist unmöglich: — Aber wenn Ihr's entdeckt habt, Väter — —

Vespasian (noch ernster). Eprius! — Ich bitte dich: schweig! Ich bin Censor. — Schmeichler duld' ich nicht im Senat.

Eprius (betroffen). Sollte Wahrheit; — sollte dankbare Ehrfurcht? — —

Vespasian. Schweig! Schweig, sag' ich! Reize mich nicht! — Dafs du mir ewig schmeichelst, verräth mir Furcht; und Furcht ist unter allen Beleidigungen die bitterste, die du mir anthun könn-

test. Gehorche den Gesetzen, und schlafe ruhig! — — (zu den Andern) Nicht von neuen, nicht von ungewöhnlichen Ehren ist hier die Rede. Nur Diejenigen suchen sie, die auch nicht der gewöhnlichen werth sind. — Alles was ich von euch will, Ihr Väter, ist die Ernennung des Nachfolgers, des Cäsars. Wenn euch Titus würdig scheint, auf diese Ehrenstufe zu treten — —

Mehrere (mit dem Lächeln des Beifalls). Würdig? — Würdig?

Mucian. Beim Jupiter, ja! das ist er.

Nerva. Das ganze Heer, alles Volk findet ihn würdig.

Andre. Ein jeder Römer.

Seius. Die Welt. —

Vespasian. Laſst mich ausreden, Väter! — Wenn Ihr keinen unsrer Feldherrn kennt, der nicht nur gleiches, der

noch gröſseres Recht, noch gegründetern Anspruch hätte; — —

Alle. Keinen. Keinen.

Vespasian. Denn bei den Göttern, die das Vaterland schützen! — — Aber was schwör' ich? Meine Handlungen mögen reden! — Wenn ich der Sorge für den Staat meine Ruhe, meine Kräfte, meine Ergötzungen opfere; wenn ich Rom mehr als mich selbst liebe: so werd' ich's auch mehr, als mein Blut lieben. Der beste Sohn, den das Vaterland zeugte, sei auch *mein* bester! mein Erstgeborner! Er gehe meinem Titus vor, meinem Domitian vor! — Lieber soll der Glanz meines Hauses erlöschen, als daſs die Frucht meiner Arbeiten vernichtet werde! — Ich könnte ernennen, Ihr Väter; könnte aus eigner Macht, ohne Widerspruch, den Titus ernennen; könnte

— wenn ich blofs euch ehren wollte, indem ich euch fragte — durch die Frage selbst schon die Antwort auf eure Lippen legen. — Aber nein! Nein, Senatoren! Redet, wie's eurem Stande zukömmt! redet aus freier Seele! — Und wenn Ihr irgend einen fähigern, würdigern kennt, als Titus; irgend einen, der, besser als Er, die Gröfse des Vaterlandes erhalten könne — —

Nerva. Besser? Besser als Er?

Pedius. Frage die Legionen! — Ist er nicht unsrer jungen Feldherrn unerschrockenster, weisester, wachsamster?

Mucian. Du selbst bist Zeuge. —

Sejus. Du. Seine Thaten. Der Feind.

Nerva. Und was sonst, Väter; was sonst, als Tapferkeit, kann hier entscheiden?

Mucian. Sie allein. Sie allein. Rom,

das durch Waffen grofs ward, mufs durch Waffen erhalten werden.

Alle. Endige! Endige dann! Ernenn' ihn!

Vespasian. Valerius! vor jedem andern pfleg' ich auf *dich* zu sehen. Was hast du? — Mit einem Auge voll Ernstes und Tiefsinns blickst du in die Versammlung. — Rede! Rede! Ich ehre dein graues Haar, deine Weisheit. Und wär' ich der, der ich nicht bin; dürftest du meinen Unwillen fürchten: — Du bist Römer, und das Vaterland fordert dich auf. — Rede frei! Ohne Rückhalt! —

Valerius (aufstehend). Ich will, Imperator.

Nerva. Wär's möglich? — Valerius uneins? — Valerius, der eifrigste Freund des Titus?

VALERIUS. *Weil* ich's bin, will ich reden. — Wie Nerva? Wie, Mucian? Nur den Feldherrn, den Helden schätzt Ihr der Ernennung zum Cäsar würdig? Nur Tapferkeit, meint Ihr, soll hier entscheiden? Nur sie? — Wahr ist's: Rom, das durch Waffen grofs ward, mufs durch Waffen erhalten werden. — Aber nun sagt: Was nennt Ihr Gröfse? Meint Ihr die echte? die wahre? Nicht, die blofs von aufsen fürchterlich, die auch von innen gegründet ist? Auf Ordnung, auf Harmonie, auf Glückseligkeit und auf Sitten gegründet? — Wenn sie's ist, die Ihr meint: — Erwuchs denn Rom blofs durch Waffen zu seiner Gröfse? Können blofs Waffen es sichern? — Ist Heldenmuth Alles, was Ihr von euren Cäsarn fordert?

SEJUS. Auch Weisheit. Weisheit.

VALERIUS (sich gegen ihn wendend). Und welche? Bloſse unthätige Weisheit? Müſsige, ungebrauchte Fähigkeiten zum Gesetzgeber? zum Staatsverweser? — O ihr unsterblichen Götter! Wie sehr verschwindet der gröſste Feldherr gegen den groſsen Fürsten! — Bloſse unthätige Weisheit? Rede!

SEJUS. Und ist *die* Weisheit?

VALERIUS. Also auch Arbeitsamkeit? Thatkraft? Muth zu unaufhörlicher Aufopferung? Güte der Seele?

SEJUS. Sei kürzer! Die wahre Weisheit.

VALERIUS. Nun dann! Wenn das ist, Imperator; — wenn dich selbst nicht dein Schwert, wenn dich dein Geist zum zweiten Schöpfer des Vaterlands machte; wenn du unsre Gerichtshöfe reinigtest, unsere Gesetze verbessertest, Ordnung

und Zucht wieder herstelltest — Thaten, mehr werth als Heldenthaten! — wenn du zu deinem gröfsten Vergnügen die Arbeit wähltest, und kein anderes Vergnügen dir je vergönntest, als bis es durch Arbeit erkauft war! — Gieb uns dann einen Cäsar, dir selber ähnlich! Lafs es einen Geist seyn, der mehr als ein Schlachtfeld, der ein Reich übersehe! den Liebe fürs Vaterland, Liebe der Menschen zu unaufhörlichem Gebrauch seiner Kräfte sporne! — einen Geist, Imperator — —

Mucian (ungeduldig). Und wen? — Wohin endigt das Alles? — Sprich: wen erkennst du in diesem Bilde?

Alle. Sprich! Sprich! —

Valerius. Den Titus.

Nerva. Den Titus? — Und warst doch unzufrieden?

Valerius. Nicht mit der Wahl, Nerva; aber mit ihren Gründen. — Warum spracht Ihr nur von Tapferkeit? nur von Feldherrentugend? Warum brachtet Ihr euren Liebling um seinen schönsten Lobspruch? — Nein, Imperator: Wär' ich unzufrieden; ich wäre Feind meines Vaterlandes. — Titus sei dein Nachfolger! Sonst keiner! — Mit deinem Blute ist auch dein Geist in ihn übergegangen. — Titus sei Cäsar, weil er ein Held ist! Titus sei Cäsar, weil er ein Menschenfreund ist! — Kühn im Angriff, kalt in der Gefahr, entschlossen in der Vertheidigung, hat er mehr noch als Muth, hat er den fähigsten Geist, das gefühlvollste Herz bewiesen; hat er mitten in der Wuth des Würgens noch auf Rettung gedacht; hat er auf den Trümmern gestanden, und eine menschliche Thräne ge-

weint. — Titus sei Cäsar! (Er setzt sich wieder.)

VESPASIAN. Valerius! Besser, als heut, hast du noch nie gesprochen. Aus dem Innersten meiner Seele hast du geschöpft, — hast entschieden. — So sei denn Titus Cäsar, weil Ihrs billigt, Ihr Väter! Nehmt meinen Dank an! — Wenig Stunden noch, und Ihr seht ihn.

PEDIUS. Stunden? — Ich denke, Imperator; nur Augenblicke.

VESPASIAN. Wie das?

PEDIUS. Hörst du nicht schon? Hörst du nicht ein fernes dumpfes Getöse, das immer zunimmt? — Es ist die heran-dringende Fluth des Volks. Es ist sein Freudengeschrei.

VESPASIAN (sich erhebend, und mit ihm Alle). Wär' es möglich? So frühe käm' er? — O hinaus, Pedius! Mach' es

wahr, was du sagst! Vielleicht, dafs du unter dem Säulengange — —

PEDIUS (nach einigen Schritten). Dort kömmt ein Bote.

Siebenter Auftritt.

VORIGE. EIN BOTE.

VESPASIAN. Was bringst du?

BOTE. Freude! Glück, Imperator! — Dein Sohn ist deinem Pallaste nahe. Ganz Rom umgiebt ihn. — Feld und Thore sind mit Volk überströmt, das aus allen Städten ihm nachzog.

VESPASIAN. Eile! Sag' ihm, wo ich bin. Hier im Tempel. — Sag' ihm, dafs ich und die Senatoren ihn hier erwarten. Eile!

BOTE. Ich gehorche. Ich fliege. (ab.)

VESPASIAN (nach einigen Augenblicken).

Und doch — doch, Mucian — Warum hab' ich ihn rufen lassen? — Lieber wär' ich im Pallast, als im Tempel. Lieber Vater, als Imperator.

MUCIAN. Sei's auch hier! Denn was hinderte dich?

VALERIUS. Nichts. — Deine Würde? Ist irgend etwas erhabner, ehrwürdiger, als die Natur ist? — Der Vater des Vaterlandes darf vor seinen übrigen Söhnen sich des wiederkommenden Sohnes freuen.

VESPASIAN (ihm die Hand drückend). Und wird, Valerius; wird sich freuen. — — (nach einigen Schritten) Wo verweilt er denn noch? Erst schien er mir allzu früh zu kommen, und itzt find' ich: er zaudert.

Achter Auftritt.

Vorige. Titus. Einige Diener des Raths.

Titus. Mein Vater — —

Vespasian. Umarme mich! — Sei mir willkommen, mein Sohn! Sei mir willkommen in Rom, Imperator!

Titus. Dieser Name, womit du mich nennst — —

Vespasian. Ich weifs: auch von mir klingt er dir schön.

Titus. Schöner, als da ihn das ganze Heer rief. — (zu den Übrigen) Verzeiht! Ich grüfs' Euch ehrerbietig, Ihr Senatoren.

Die Senatoren. Und wir dich, Titus! — Hoffnung des Vaterlands! — Cäsar!

Titus (bescheiden). Ihr Väter — —

Die Senatoren. Würdiger Sohn unsers Vespasian! — Würdiger Nachfolger im Reich!

Vespasian. Was ist dir? — Du stehst betroffen, Titus? Du schlägst die Augen nieder?

Titus. Dafs mich die Väter mit einem Namen grüfsen — —

Vespasian (die Hand auf seiner Schulter). Der dein ist! Den dein Verdienst dir erwarb, ihre einstimmige Wahl dir zuerkannte, meine Gewalt dir bestätigte. — — (indem Titus niederblickt). Überrascht es dich, das zu hören? Hast du nicht längst es vorausgesehen?

Titus. In Wahrheit hab' ichs.

Vespasian. Und doch? —

Titus. Nimm nicht Rührung für Überraschung! — Täglich; täglich, mein Vater — denn warum läugnete ichs? —

habe ich mich als Cäsar, als deinen Nachfolger gedacht — und habe gezittert.

VESPASIAN. Gezittert? —

TITUS. Dafs die Welt dich verlieren; dafs ich einst in Fufsstapfen treten soll, die zu füllen so schwer ist! — Mögen die Götter dein Leben schützen! — Besser kann ich dir; (gegen die Senatoren) kann ich euch allen nicht danken.

VESPASIAN. Und uns besser nicht deines Werths versichern. — Die Augurn, Väter, haben mir Wahrheit gesagt. Ich befragte sie vor meinen Hausgöttern, eh ich hieher ging. Sie verkündigten mir einen Cäsar, der seinen Freunden so liebenswürdig, als seinen Feinden fürchterlich wäre. — — Ich weifs, Titus: Du bist Redner, auch ohne Vorbereitung. Willst du vor den Vätern von deinen Thaten reden?

TITUS. Verschone mich! Was würden sie hören, das sie nicht wüfsten? — Und sind sie *mein*, diese Thaten? — Wo ich nicht unter deinen Augen focht, da hab' ich durch deinen Geist gefochten. Dein sind Verdienst und Lorbeer!

VALERIUS (in sich). Bescheidner Jüngling! —

TITUS. Aber doch — weil du mir's einmal vergönnt hast — Nur ein Wort an die Väter!

VESPASIAN. Rede! — (zu den Dienern) Erhöht seinen Sessel neben dem meinigen! — (und ihn dann hinführend) Rede! — (Die Diener entfernen sich wieder. Vespasian und die Senatoren sitzend; Titus vor seinem Sessel stehend).

TITUS (nach einigen Augenblicken Stillschweigens). Die Freude, die Liebe, Väter, womit heute Rom und Ihr mich empfangt,

kam mir in allen unsern Provinzen entgegen. — Oft hat mich der Anblick davon bis ins Innre gerührt, und immer hat er Entschliefsungen, Vorsätze erzeugt, die, wenn ich sie einst erfülle, mich der Hoheit werth machen werden.

Ich habe Zeiten der Tyrannei; habe Zeiten milder Herrschaft gesehen. — Ich habe gesehen, Väter, wie die Erde, sonst reich genug für alle Lebendigen, oft für *Einen* zu dürftig war; wie die innre erhaltende Macht, in den Händen nichtswürdiger Schmeichler, einer äufsern zerstörenden glich; wie alles Recht, alle Ordnung verschwunden waren, und Abgaben Plünderungen wurden. Aber ich hab' auch gesehen, wie die Gesetze wieder Ansehn und Kraft erhielten; wie das wachsame Auge des Fürsten die Bosheit zurückschreckte, die Rechtschaffenheit auf-

munterte; wie seine eigne Arbeitsliebe und Mäfsigkeit Fleifs und Sitten wieder ehrwürdig machten. — Ich habe gesehen, wie Aller Muth, Aller Kräfte zu Boden sanken; wie der Fleifs stillestand und die Werkzeuge aus seiner Hand entfielen, weil kein Eigenthum sicher war; wie Sparsamkeit der Ehen Völkern den Untergang drohte, und Länder verlassen lagen. Aber ich hab' auch gesehen, wie der Fleifs und alle Künste wieder erwachten; wie das Öde Gestalt gewann, das Verwüstete aus seinen Ruinen emporstieg; wie sich Mütter wieder ihrer Geburt freuten, und Jünglinge Hütten bauten, und Väter wurden.

Wie unendlich anders war jener Eindruck, und dieser! Wie ganz ungleich empfindet man da, wo man Wohlstand, und da, wo man Elend erblickt! Und

dies Bewufstseyn, von Völkern geliebt und angebetet zu werden; wie weit mehr, als aller Weihrauch der Schmeichler, mufs es entzücken! — Voll dieses Gefühls, Ihr Väter, und in Erwartung der Hoheit, die Ihr mir heute ankündigt, hab' ichs schon längst den Völkern gelobt: alle die Freude, die Segnungen, die ich jetzt nur als Botschaften an meinen Vater annahm, einst für mich selbst zu verdienen.

Ich weifs, dafs es schwer ist, was ich gelobte. Ich weifs, dafs der Geist, der das Wohl ganzer Völker bewirken will, unzählig Vieles mufs fassen, überdenken, verbinden können. Ich weifs, dafs es die gröfste aller Forderungen ist, sich freiwillig in Geschäfte, in Sorgen, in Arbeiten vertiefen, jeder Leidenschaft Stillschweigen gebieten, die Freuden, die

Wollüste, die sich unaufhörlich der Macht zur Seite drängen, verschmähen zu sollen. — Wenn schon jedem Andern diese Verläugnung, diese Entäufserung kostet: wie viel mehr noch dem, den kein Gesetz, keine höhere Macht in Schranken hält; den kein Tadel, kein Spott zurückschreckt, weil vor Ehrfurcht gegen das Amt die Verachtung gegen die Sitten stillschweigt!

Doch, wenn mich diese Betrachtung ernst und nachdenkend macht; so darf sie mich darum nicht irre, nicht zaghaft machen. — Bei den Kräften, die ich mir von den Göttern gegeben fühle, und die verläugnen zu wollen, nicht Bescheidenheit, sondern Undank wäre, beruhet Alles, was von mir selbst zur Glückseligkeit meiner Herrschaft abhängt, auf Tugend. Tugend aber, Väter, beruht auf Vorsatz. — Überzeugt, dafs wir nicht durch Glück

oder Verhängnifs, dafs wir durch Wahl und Entschliefsung gut sind, hab' ichs immer mir selbst geschworen, von der Zahl der Edelsten, der Besten zu seyn. Und sollt' ich jetzt gegen mich eidbrüchig werden, da meine Tugend von unendlicher Wichtigkeit wird? von unabsehlichen Folgen? —

Was noch mehr mich erweckt: so haben mir die Götter Hülfen und Antriebe gegeben, wie noch je einem Fürsten. Sie haben mir Kenntnifs und Ausübung jeder Regentenpflicht durch ein Beispiel erleichtert, das ich vor Augen habe; durch eines Mannes Beispiel, der unverrückt, vom Anfang der Herrschaft an, auf sein einzigs erwähltes Ziel, auf die Wohlfahrt des Vaterlands sah; der Alles vermied, Alles aufopferte, was ihn von diesem Ziel zu entfernen drohte; der Tag und Nacht seinen Pflichten weihte,

und jetzt seines grofsen Wunsches Erfüllung, seiner Tugend Belohnung sieht: ein blühendes Reich im Frieden!

Dieser erhabne, einzige Mann ist — ich dank' Euch, Götter! — ist in einem noch andern, zärtlichern Sinne *mein*, als des Vaterlands Vater. — (mit gesenkter Stimme) Auf ihn soll ich folgen; nach ihm soll ich das Reich regieren. — (Von den Stufen herabtretend, mit Inbrunst) Ihr Unsterblichen, erhaltet ihn mir! Lafst sein Haar, das zu frühe grau ward, zu Silber werden! Lafst noch lange seine Weisheit, seine Erfahrung walten! noch lange sein grofses Beispiel den Sohn erleuchten! — — Und wenn Ihr ihn einst in den Himmel zurückruft: — ich hab' Euch dann zu Zeugen des Schwurs genommen: dafs ich ihm nachahmen will! Zu seinen Zeugen, Ihr Götter! zu seinen Rächern! (wieder zu seinem Sitze gehend.)

VESPASIAN (indem er die Hand gegen ihn hinstreckt). Titus! — — (und nach mehreren Augenblicken der Rührung, sich auf einmal an Valerius wendet) Bei Allem, was heilig ist, Greis: ich denke, du hast Wahrheit gesprochen.

VALERIUS (innig gerührt). Das hab' ich. Das hab' ich.

VESPASIAN. Wohl! Aber itzt nichts mehr! Wir würden nicht Männer bleiben. — Stehn doch Euer aller Augen voll Thränen! — — (aufstehend, und mit ihm Alle.) Kommt! Kommt! — Laſst uns vom Capitolinischen Hügel dem Volk seinen Cäsar zeigen, und dem groſsen Jupiter opfern!

ALLE. Wir folgen. Wir folgen. —

VALERIUS. Daſs ich ein Greis bin! Ich kann nicht, Titus. — Aber ein Herz voll Wünsche schick' ich dir nach. Sei so glücklich, als edel!

Neunter Auftritt.

VALERIUS. SEJUS.

VALERIUS. Komm! — Komm ins Innre des Tempels!

SEJUS. Schon ging ich. —

VALERIUS. Lafs uns hinreten, Freund! Lafs uns den Göttern danken, dafs wir noch glückliche Tage sahn, und dafs auch unsre Enkel sie sehen werden. — Denn sie werden, sie werden sie sehen.

SEJUS. Gewifs. Gewifs.

VALERIUS. Wer so, wie Titus, seine Pflichten kennt, wird sie erfüllen. Wer so die Last wägt, die er heben soll, und sie dennoch auf seine Schultern nimmt, wird sie tragen. — Komm! Komm! — Lafs uns für das Leben, die Wohlfahrt des Besten unter den Fürsten beten!

(Sie gehn ins Innere des Tempels.)

DER

VERMÄHLUNGSTAG.

EIN SCHAUSPIEL.

Personen:

Leonato, ein alter Edelmann in Messina.

Antonio, sein Bruder, Besitzer eines Landguts unweit der Stadt.

Laurana, Tochter des Leonato.

Graf Claudio, Officier, mit Laurana verlobt.

Pedro, General und Gouverneur von Messina.

Juan, Officier, und Hausgenosse des Leonato.

Borachio, Unterofficier, Juans Vertrauter.

Lucetta, erste Bediente des Fräuleins.

Beatrix, Kammermädchen des Fräuleins.

Bediente in Leonato's und in Pedro's Hause.

Die Scene: zu Messina in Sicilien.

ERSTER AUFZUG.

Ein erleuchteter Saal in Leonato's Hause, mit einer Seitenthüre, die in den Garten führt. Es ist Abend.

Erster Auftritt.

LEONATO (umhergehend). PEDRO (an einem Tische sitzend, und einen Brief in der Hand).

PEDRO (steht auf, nachdem er gelesen hat). Aber bekennen Sie's nur! Es hat doch Ihrem Stolze ein wenig geschmeichelt.

LEONATO. Was, liebster Freund?

Dafs er mich um eine Reise bittet, die er mir hätte befehlen können?

Pedro. Und dafs er Sie so dringend, so freundschaftlich darum bittet.

Leonato. Wenn er sie doch immer befohlen hätte!

Pedro. Warum denn aber? Sie müssen nicht undankbar seyn.

Leonato. O ich kenne den König. Ich weifs, wie schwer es ihm wird, die Hoheit seines Rangs zu vergessen; wie viel mehr er Ehrerbietung verlangt, wenn er sich herabläfst, als wenn er seine Würde behauptet. — Auf den Befehl, würde ichs gewagt haben mich zu entschuldigen; auf die Bitte, mufs ich fort von Messina. — Und dies nun ausgemacht, dafs ich fort mufs: was dächten Sie, Pedro? Was würden Sie mir in Absicht des Grafen und meiner Tochter rathen?

Pedro.

Pedro. Dafs Sie die Vermählung noch aussetzten. — Sie können nicht anders.

Leonato. Ich könnte nicht anders?

Pedro. Sie müfsten denn auf die Freude Verzicht thun, Ihre Tochter Selbst zum Altar zu führen.

Leonato. O nein, Pedro! Ein solches Opfer wäre zu wichtig. — Aber ich könnte ja leicht überlegen und zu 'mir selbst sagen: Was nützt der Verzug? Ist nicht der Mann den meine Tochter gewählt hat, einer der würdigsten, einer der zärtlichsten Männer? — Sie wird gewifs in seinen Armen glücklich seyn; und wird man denn jemals zu frühe glücklich? Oder soll mich das etwa hindern, dafs ich itzt der Vermählung den Glanz nicht geben kann, den ich ihr sonst würde gegeben haben? — Ich bin nicht eitel, wenn ich gleich stolz bin; ich suche

hier nicht den Glanz, sondern die Freude; und weifs ich denn nicht, dafs die Freude die Einfalt liebt? dafs sie da nicht zu finden ist, wo die Zuschauer umherstehn? — So etwas könnte ich sprechen, mein Freund; und der Graf könnte dazu kommen. Er könnte mich mit den feurigsten, mit den ungeduldigsten Bitten bestürmen; er könnte mich leicht so weit bringen —

PEDRO. Dafs Sie die Vermählung schon itzt vollzögen?

LEONATO. Noch mehr! Dafs ich sie schon morgen vollzöge.

PEDRO (etwas unruhig). Schon morgen, mein Freund?

LEONATO (sich umsehend). Stille! da kömmt unser Graf. — Er wollte Laura nen bereden; und wenn ich ihr Herz kenne —

Zweiter Auftritt.

DIE VORIGEN. LAURANA. DER GRAF.

GRAF (das Fräulein hereinführend). So ist es, mein Fräulein! Sie werden aus seinem Munde hören, dafs ich die Wahrheit sage. — Er ist ganz mit mir einstimmig.

LEONATO (einige Schritte entgegen). Ich, Herr Graf?

GRAF. Sie, liebster Vater!

LEONATO. So vergessen Sie die Bedingung nicht, die ich hinzusetzte: wenn auch meine Tochter es ist.

GRAF. Nun ja, mein Fräulein! Es kömmt hier alles auf Sie an. Sie allein werden mein Glück machen. — Das Geschenk Ihrer Hand wird ein freiwilliges Geschenk seyn, und eben dadurch unendlich schätzbarer, wenn ichs erhalte.

LEONATO. Du bist noch unschlüssig, Laurana? —

GRAF. Ach! Sie hat so kleine Bedenklichkeiten.

LAURANA. Kleine, Herr Graf? —

GRAF. Sie ist zu furchtsam, zu wenig vorbereitet, sich sobald zu entschliessen; sie mögte gerne meinen Bitten nachgeben, aber auch gerne Ihre Rückkunft erwarten; sie wünschte sogar, Ihnen nach Neapel folgen zu dürfen; sie weifs nicht —

LEONATO. Was weifst du nicht, meine Tochter? — Dafs die neue Verbindung, worin du jetzt mit dem Grafen stehst, dir die liebste und zärtlichste seyn mufs? —

LAURANA. Ich weifs es, und sie ist es mir, liebster Vater.

GRAF (ihre Hand küssend). Entzückendes Wort!

LAURANA. Aber wie lebhaft würde mir das Bild meiner Trennung von Ihnen werden — die einzige schmerzhafte Seite dieser Verbindung! — wie lebhaft, wenn ich gleich im ersten Augenblicke von Ihnen geschieden würde! Und soll ich Sie denn mit einer Entschlossenheit verlassen, die dem Leichtsinn so gleich sähe? —

LEONATO. Dem Leichtsinn, Laurana!

LAURANA. Soll ich nicht um Ihrentwillen — um meiner selbst willen wünschen, Sie begleiten zu dürfen?

LEONATO. Und der Graf, was würde der dazu sagen? —

LAURANA. Er würde mich entschuldigen, liebster Vater. Er würde von der Zärtlichkeit der Tochter auf die Zärtlichkeit der Gemahlinn schliefsen.

GRAF. Ja das würd' ich, mein Fräulein. Aber wie viel sichrer noch von

der Zärtlichkeit der Verlobten! — Seyn Sie nur davon gewifs, dafs ich Sie liebe; dafs es die erste, die sūfseste Beschäftigung meines Lebens seyn wird, Sie glücklich zu machen: — und wenn Sie es sind —

LAURANA. Sie zweifeln, Herr Graf?

GRAF. Ich mögte es sehen, mein Fräulein.

LEONATO. Und ich, Laurana — ich mögte dir heute noch für das Geschenk eines Sohnes danken. Ich habe sonst keinen, als den ich von dir erhalte. (indem er ihre Hand mit der seinigen fordert) Nun? — Immer lafs deine Hand deinem Herzen folgen! Sie mufs ihm doch einmal folgen.

GRAF (der sie annimmt und mit Entzücken küfst). Mein Fräulein —

LEONATO. Sind Sie zufrieden, Herr Graf?

GRAF. O, wenn ich nicht mehr wäre, als das! Nur zufrieden, mein Vater? — In der Welt ist niemand glücklicher, als Ihr Sohn.

LEONATO (ihn umarmend, während dafs Pedro zum Fräulein tritt, und seinen Glückwunsch abstattet). Und Sie sind denn mein Sohn? Ich kann nun endlich den Namen nennen, den ich seit einem Jahre nicht mehr genannt habe? Ich kann nun aufhören zu klagen? —

LAURANA (indem sich Leonato zur Seite wendet). Sie werden traurig, mein Vater —

LEONATO. Nicht das! Nur wehmüthig, Laurana! Wehmuth ist das süfseste Gefühl eines Vaters. — Doch auch diese Wehmuth wird ganz wieder Freude werden, wenn ich meinem Bruder die Entschliefsung melde, die wir genommen haben. Du kennst seine Zärtlichkeit ge-

gen dich. Er muſs ein Zeuge deiner Verbindung werden. (Leonato geht an einen Tisch und klingelt, worauf ein Bedienter erscheint.)

Dritter Auftritt.

DIE VORIGEN. EIN BEDIENTER.

BEDIENTER. Gnädiger Herr? —

LEONATO (nach der Uhr sehend). Es ist später, als ich geglaubt hätte. — Setzt euch in Bereitschaft! Ihr müſst auf das Gut meines Bruders — (Der Bediente geht ab. Leonato zu Pedro) Sie vergönnen mir einige Augenblicke?

PEDRO. Ich bitte Sie, Leonato — Keine Umstände mit Ihrem Freunde!

LAURANA. Mein Vater —

LEONATO. Was willst du, Laurana?

LAURANA. Ich bin überrascht worden, und habe noch Alles zu thun. Der

Graf wird mir erlauben, Ihnen zu folgen.

GRAF. Erlauben, mein Fräulein! Welch ein Wort brauchen Sie da? — Folgen Sie Ihrem Vater, wohin Sie wollen, wenn es nur nicht bis Neapel ist. — (indem er lächelnd ihre Hand nimmt und sie begleitet) Hören Sie, liebste Laurana? Wenn es nur nicht bis Neapel ist!

Vierter Auftritt.

PEDRO. DER GRAF.

GRAF (noch an der Scene, wo er Laurana nachsieht). So empfindlich! So tugendhaftzärtlich! Wie ist doch meine ganze Seele von ihr bezaubert! — (Er wendet sich gegen Pedro um) Was dünkt dir nun, Freund? (und indem er den einen Arm um seinen Hals schlingt) Ist der Graf nicht ein glücklicher Mann?

PEDRO (ernsthaft). Sehr glücklich, wenn er es einsieht! — Der Himmel muſs wohl auch seine Günstlinge haben, wie wir Menschen sie haben.

GRAF. Die hat er, Pedro! die hat er! Und weiſst du auch, was sie voraus bekommen? — Einen Freund, wie mein Pedro ist; und eine Gattinn, wie meine Laurana seyn wird!

PEDRO. O du Boshafter! Ich verstehe die Wendung. — Du bringst mich zum Lächeln, um meinen Vorwürfen auszuweichen; denn du weiſst, wenn ich erst lächeln muſs —

GRAF (ihm auf die Schulter klopfend). Daſs du dann ein so redliches, ein so freundschaftliches Gesicht hast!

PEDRO. Ist das wahr, lieber Graf? — Nun so seys denn mit allen Vorwürfen! So will ich denn die Freude des

Mannes mit empfinden, den ich mir zum Bruder erwählt habe, da mir die Natur ihn versagte. (indem er vertraulich in seine Hand schlägt) — Aber doch wirklich, mein guter Graf! Ein wenig Scham, deiner Eifersucht wegen, könnte nicht schaden.

Graf. Meiner Eifersucht wegen? —

Pedro. Oder wie du sonst die Krankheit nennen willst, die dich vor einigen Tagen befallen hatte.

Graf. Nein, ich bitte dich, Freund: wann bin ich eifersüchtig gewesen? — Mifsvergnügt wohl ein wenig; ja! — und auch unruhig, wenn du so willst: aber eifersüchtig! Warum denn eifersüchtig? —

Pedro. Da sieh, Graf, wie dein Herz dich herumführt! Es versteckt sich hinter einem Wort, und mögte dich lieber gar für unschuldig halten. — War's denn nicht schon zu viel, dafs du Laura-

nens stille Sittsamkeit für Kaltsinn, für Verachtung, für — weiſs ich doch selbst nicht mehr, wofür du sie aufnahmst! daſs du gar einmal von der Tugend ihres Geschlechts —

Graf. Laſs es seyn! Laſs es ruhen, mein Freund! Ich bin schon empfindlich dafür bestraft worden. Von ihr selbst bin ich dafür bestraft worden.

Pedro. Wie das? Von ihr selbst? —

Graf. Durch die Zärtlichkeit, Pedro, die sie nachher gegen mich äuſserte; durch tausend kleine Beweise derselben, die mich in ihr Herz blicken lieſsen.

Pedro. Wahrhaftig! Eine sehr gütige Strafe!

Graf. O ja! Und um desto mehr wird sie auch fruchten. — Doch am meisten die holde, die ungekünstelte Güte, womit sie itzt meinen Antrag aufnahm;

die hohen und liebreichen Begriffe, die sie von meiner Denkungsart, meinem Herzen, zu haben schien; die Bereitwilligkeit, womit sie ihre Hand für mich hingab — O du sahst sie ja, Pedro! Ich war aufser mir in dem Augenblicke. Alle Empfindungen drängten sich auf einmal in meiner Seele zusammen: Scham, Erkenntlichkeit, Reue, Entzücken; und da — Aber rede doch, Freund! Glaubst du nicht, dafs ich aufs zufriedenste mit ihr leben werde?

Pedro. Das wirst du gewifs, wenn du nur willst.

Graf. Wenn ich nur will? —

Pedro. Warum sollt' ich dir meine Gedanken verhehlen? Du liebst zu sehr, um recht glücklich zu lieben. Du liebst mit einem Ungestüm — mit einer Hitze, mein Freund — um dereinst ihr Tyrann aus ihrem Liebhaber zu werden.

GRAF. Ich, der ich sie anbete?

PEDRO. Eben, weil du sie anbetest.

GRAF (mit Zuversicht). Eher mein eigner Tyrann! —

PEDRO. Schon recht! Auch dein eigner Tyrann! Wo ist wohl der Eifersüchtige, der das nicht wäre? Oder war der Zweifel, ob du geliebt würdest, nicht die erste Stufe der Eifersucht? — Dieser Zweifel wird wiederkommen, mein Freund. Es wird Augenblicke geben, wo ihre Zärtlichkeit deiner Inbrunst nicht zu entsprechen scheinet. Und dann wird deine Liebe, so wie sie itzt mit der Fluth zurückgekehrt ist —

GRAF (unmuthig). Zurückgekehrt, Pedro! Hab' ich denn jemals aufgehört, sie zu lieben? —

PEDRO. Nicht aufgehört, aber doch nachgelassen.

GRAF. Auch das nicht, Pedro; du irrst dich. Es war, als ob die Zweifel selbst, die ich mir gegen ihre Zärtlichkeit machte — Doch es waren ja keine Zweifel! Es waren ja nichts, als Träumereien eines aufgebrachten, unruhigen Bluts; Mifsgeburten einer Unzufriedenheit, die sich — die sich gewifs nicht blofs von Lauranen herschrieb. Alle Welt war mir damal zuwider, Pedro; auch mein redlichster Freund, auch du selbst: du warst mir nur werth, weil ich meinen Verdrufs gegen dich ausschütten konnte.

PEDRO (lächelnd). Ich danke dir, Graf. —

GRAF. Und an dem allen war niemand anders, als Juan, Ursache. — (hitzig) Der Verläumder! der Boshafte!

PEDRO (aufmerksam). Wie, mein Freund? —

Graf. Genug davon! Ich bin itzt zu glücklich, um mich gegen einen Nichtswürdigen zu ereifern.

Pedro. Welche Namen sind das? Ein Verläumder, ein Boshafter, ein Nichtswürdiger! Und das alles ist Juan? — Juan ist ein tapfrer Soldat, und ist mein Freund. Ich denke, wer das beides ist, kann kein nichtswürdiger Mann seyn. — Was wird er auch am Ende gethan, oder was wird er gesagt haben?

Graf (indem er stufenweise zu immer gröſserm Verdrusse übergeht). Er? Er? — Er lächelte, wie ich sie lobte. Und mit einem Hohne, sage ich dir! mit einer Verachtung, Pedro! Ich habe noch nie so ein Lächeln gesehn. Ein bittres, boshaftes Lächeln! — Ja, wenn er sie nur getadelt hätte, so hätt' es hingehen mögen! Aber daſs er sie auch lobte, und immer sein

Lächeln

Lächeln behielt — das war es was mir das Herz zerriſs. — Du kannst denken, daſs ich aufgebracht ward, und Erklärung verlangte; aber glaubst du denn, daſs er sie geben wollte? — Statt aller Erklärung fing er mir wieder mit seinen Wendungen an; mit Wendungen von einer Feinheit! von einer Heimlichkeit! — (gegen die Erde tretend) Es mischten sich Ausdrücke darunter! —

Pedro. Die seine gewöhnliche Laune ihm eingab. Das ist Alles. Sonst nichts. Du kennst ihn als einen erklärten Feind des andern Geschlechts; und wer hieſs es dich, seine allgemeinen Spöttereien insbesondre zu deuten?

Graf. Wer es mich hieſs? — Seine Miene!

Pedro. Nun beim Himmel! Ich mögte sie sehn, diese Miene. — Er hat

mir versprochen, dafs er noch diesen Abend herabkommen wollte. Ich mufs davon anfangen.

GRAF (ihn ansehend). Pedro! —

PEDRO. Soll ich nicht davon anfangen?

GRAF. Sei versichert, Freund! So sehr ich dich liebe; ich würde dich hassen müssen.

PEDRO. Mich hassen müssen, weil ich dir einen Dienst erzeigte? weil ich das Gespenst vertriebe, das deine Ruhe gestört hat, und sie auch künftig noch stören könnte? — Fasse dich, Graf! Er kömmt schon, wenn ich nicht irre. — Es soll kein Wort zu Lauranens Nachtheile vorfallen. Ich weifs, wie ich ihn anreden will.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Juan.

Juan. Werden Sie mir verzeihen, Herr General? Ich erfülle mein Versprechen sehr spät. (Er macht auch dem Grafen ein Compliment, der es äußerst kaltsinnig erwiedert.)

Pedro. Aber Sie erfüllen es doch. Sie werden Abhaltung gehabt haben. Nichts von diesem Zwange der Höflichkeit unter Freunden! — (ihm die Hand reichend) Wie geht's Ihnen, Juan?

Juan. Zu Ihrem Befehle, Herr General. Für mich selbst kann ich zufrieden seyn.

Pedro. In der That? — Und gleichwohl haben Sie etwas so Schwermüthiges und Finstres in Ihrem Gesichte — als ob

Sie noch unzufriedner wären, wie ich es bin.

JUAN. Wie Sie es sind? —

PEDRO. Oder gewesen bin, will ich sagen. — Ich habe itzt auf einmal die Quelle meiner Schwermuth entdeckt; und was meinten Sie, Freund, wenn ich unser beider Arzt werden könnte? — Der finstre männliche Ernst, habe ich eingesehen, wenn er von keiner Liebe erheitert wird, artet zuletzt in Verdruſs aus; und überdies hat das Herz seine Bedürfnisse, die auch noch dann, wenn wir sie nicht mehr zu fühlen glauben, insgeheim nach Befriedigung seufzen. — Vielleicht also, wenn eine sanftere Freundinn unsre Rauhigkeit milderte und unserm Herzen Beschäftigung gäbe; vielleicht — Doch wozu ein solches Vielleicht? Wir können ja die Erfahrung fragen. Wie geht es dir,

lieber Graf? — — (indem der Graf sich verdrüfslich umkehrt und in den Hintergrund der Bühne begiebt.) O der eingebildete Mann! Er fühlt sich so weit über uns weg, daſs er uns kaum einer Antwort würdigt. — Wir müssen ihn demüthigen, Juan. Wir müssen uns jeder auch eine Laurana suchen.

JUAN (der erst auf Pedro und dann verächtlich zur Seite blickt). Eine Laurana, Herr General? —

PEDRO. Wenn wir nur so leicht eine finden werden!

JUAN. Und wäre denn das so schwer, eine zu finden? — Die Welt ist groſs, und ich dächte immer, der Lauranen müſsten noch mehr seyn. (Der Graf wird aufmerksam, und steht stille.)

PEDRO. O ja! dem Namen nach wohl.

JUAN. Nun freilich! aber auch den Tugenden nach? — Wenn wir inzwischen

doch wollten, Herr General, so müfsten wir keine von den Sittsamen wählen, deren Wangen so blutreich sind; die gleich so zweideutig bei dem blofsen Namen der Liebe erröthen; keins von diesen in sich verschlossenen, heuchlerischen Geschöpfen, die schon durch Ton und durch Blick —

PEDRO (in Verlegenheit). Wie, Juan?

JUAN. Besser, ich schweige, Herr General! Es wäre so vieles davon zu sagen. — Wir denken immer als Männer zu redlich, und Redlichkeit und Leichtgläubigkeit sind Geschwister. Das verschmitzte Geschlecht zieht von dieser Leichtgläubigkeit seinen Vortheil. Es pflanzt so oft seine Tugend, die es aus dem Herzen verbannt hat, auf die Stirn, um sie da zu unsrer Lockspeise zu machen. — (in einem bedeutenden Tone) Glau-

ben Sie meiner Erfahrung, Herr General! Auf äufsern Schein der Sittsamkeit kömmt es nicht an.

GRAF (der hitzig hervortritt). Komm, Pedro! Komm!

PEDRO. Was ist dir?

GRAF. Kannst du zuhören, wie er seinen Gift vor dir ausschüttet?

JUAN (einen Schritt zurück). Herr Graf! —

PEDRO. Welche Hitze befällt dich? Was ist denn vorgegangen? Was hat er gesagt?

GRAF (mit Bitterkeit). O nichts! Kein Wort hat er gesagt. Er ist die Vorsichtigkeit selbst, dieser Juan. Seine Klugheit ist so grofs, als seine Bescheidenheit. — — Er nichts gesagt? Und wer ist denn der Mann, der sich immer in so dunkle, in so giftige Nebel verhüllt? der immer in eine so sichre Ferne zu-

rücktritt, wenn er Ehre und guten Namen verletzen will? Wer ist er denn, Pedro? — Entweder bin *ich* ein Neuling, der keine Menschen kennt, (noch an sich haltend) oder *er* — —

PEDRO. Ich bitte dich, Graf.

GRAF (herausbrechend). Oder er ein Verläumder!

PEDRO. Um deiner Ehre willen, mein Freund! —

GRAF. Die ist Lauranens Ehre, und ich vertheidige sie.

PEDRO. Schlechter Vertheidiger! Du wirst sie noch selbst verwunden, wenn du sie so hitzig vertheidigst. — Warum schwieg ich auch nicht? Ich konnte es ja vorhersehn, daſs deine Hitze — Aber komm, liebster Graf! Kommen Sie, Freund! (indem er jedem eine Hand reicht) Versöhnen Sie Sich, und schweigen Sie ewig von

diesem Vorfalle! (Der Graf macht eine unwillige Bewegung und wendet sich ab. Juan, der bisher halb voll Erbitterung, halb voll Unruhe, mit kurzen Schritten umhergegangen, faßt einen schnellen Entschluß, und reicht seine Hand hin.)

Juan. Wenn es nichts ist, als schweigen — Gerne, Herr General! — Ich kann mich nie so grausam rächen, als wenn ich schweige.

Pedro (der beide Hände zurückzieht, und sinken läßt). Nein, was ist das wieder? —

Juan. Sie fragen vergebens. Ich werde nicht antworten.

Pedro. Wie? —

Juan. Es ist Rache an einem Stolzen, der von Tag zu Tag unerträglicher wird; der verächtlich von einer Höhe auf mich herabblickt, die er doch mehr durch Glück als durch seine Verdienste erstiegen hat, und der um seines Vorranges

willen kein Recht haben soll — — Doch wozu treibt mich die Hitze? Ich erröthe vor Ihnen, Herr General; vor mir selbst. So unwürdig sollte kein Mann reden, den Sie mit Ihrer Freundschaft beehren. — — Wohlan denn, Herr Graf! Damit Sie lernen, wie Juan zu handeln pflegt, wenn er bei ruhigerm Blute handelt, so kommen Sie nach Mitternacht — auch in Gesellschaft des Generals, wenn Sie wollen — hieher in den Garten. (Auf die Seitenthüre zeigend) *Die* Pforte wird zwar nicht offen *für Sie* seyn; aber genug, Sie werden sie *offen* finden. Das ist Alles, was ich ihnen zu sagen habe. (im Begriffe zu gehen.)

GRAF (mit einem schreckhaften Erstaunen). Nach Mitternacht! Die Pforte offen, und nicht für mich! Hier im Garten! —

PEDRO (der Juan aufhält). Wo eilen Sie hin, Juan?

JUAN. In mein Zimmer, Herr General.

PEDRO. Ohne uns vorher noch zu sagen — —

JUAN. Ohne nur ein Wort weiter zu sagen! — Soll ich mich einer sinnlosen Hitze bloſsstellen, die auf jede falsche Vermuthung —

PEDRO. Falsche, Juan? Es ist nichts, was Verbindung mit unserm Gespräche hätte?

JUAN. Nichts, was Sie errathen könnten, Herr General.

PEDRO. Ich erhole mich wieder. — Es kann auch das nicht seyn, worauf mich unser Gespräch beinahe geführt hätte. Es ist unmöglich, daſs es das seyn kann. — Komm, liebster Graf! Erst noch einige Augenblicke zu Leonato, und dann — Aber was stehst du da, den Blick auf Juan geheftet? Befürchtest du etwas?

GRAF (mit erzwungener Gleichgültigkeit). Befürchten! Ich wüfste in der Welt nicht, was zu befürchten wäre. Lafs uns gehn, wenn du das meinst! — (Er geht fort, das Gesicht nach Juan gewandt, und kehrt mit Hefügkeit wieder um) Aber bei allem, was heilig ist! Er hat Dinge im Sinne — —

JUAN. Wie nun, Herr Graf? — Ihrem Tone nach scheinen Sie eifersüchtig zu seyn. Ich bedaure Sie, wenn Sie es sind.

GRAF (betroffen). Eifersüchtig? Ich? — Lafs uns fortgehen, Pedro! (Pedro und der Graf gehen ab.)

Sechster Auftritt.

JUAN (allein).

Ja Sie, Herr Graf! Wer denn anders, als Sie? Ich wüfste nicht, wo ich meine

Augen hätte, wenn Sie's nicht wären. — Doch nur Geduld! Wir werden's deutlicher sehen. Ist nur Borachio nicht völlig unglücklich mit seinem Anschlage — (voll Leidenschaft) ha! so will ich aus diesem Funken noch eine Flamme machen, die gen Himmel emporschlägt! — (Er geht in einer unruhigen Pause umher) Sie halfen mir selbst, dafs ichs anfangen konnte. Desto besser! So mufs es nun durchgesetzt werden. — Ja, wenn auch Borachio unglücklich wäre; so mufs es nun durchgesetzt werden. Noth und Rache sind ja erfinderisch.

Siebenter Auftritt.

JUAN. BORACHIO.

BORACHIO (nachdem er sich umgesehen). Frisch, frisch, gnädiger Herr! Alles geht glücklich.

JUAN. O was sagst du? Hast du meinen Wink also verstanden? —

BORACHIO. Ich werde doch wohl. —

JUAN. Auch schon Abrede genommen? —

BORACHIO. Was sonst?

JUAN. Und will denn Beatrix —

BORACHIO. Wie Sie schon wissen: Ich bin behutsam gegangen. Ich hatte sie schon zum Eide gebracht, eh sie noch ein Wort von dem wufste, was sie mir schwören sollte.

JUAN. Das weifs ich; aber —

BORACHIO. Nun? Und was fürchten Sie denn? Kömmt nicht Beatrixens Ehre hier mit ins Spiel? — Wenn eine Närrinn sich einmal zur verliebten Tändelei hat verführen lassen, und sich dann vor dem Ausplaudern fürchtet; was wird die nicht für ihre Ehre thun? Alles! — Genug,

das Mädchen ist so ganz in meiner Gewalt, wie ich selbst: und wenn sie nun auch Argwohn schöpft, wenn sie nicht will; was kümmert das uns, gnädiger Herr? Sie muſs, wenn sie nicht will.

JUAN. Das ist das Beste, Borachio; denn ein Eid — so ein Eid —

BORACHIO. Wie? Sie halten nicht auf die Eide?

JUAN. Sehr wenig! Wie leicht ist ein Eid gebrochen!

BORACHIO. Nachdem die Gewissen sind, gnädiger Herr!

JUAN. Und ein erschlichener Eid —

BORACHIO. O der gilt schon für voll, wenn man einfältig ist; und einfältig — das ist Beatrix trotz der Einfältigsten hier in Messina. — Sie ist auch fromm, gnädiger Herr; desto besser! Fromme Einfalt ist eben das, was ich zu

meiner Absicht am brauchbarsten finde. Zu Allem läfst sie sich nutzen. Nur irgend ein Gaukelspiel, ein Blendwerk, das man ihrem Gewissen vormacht; und gleich —

JUAN. Nun wohl, Borachio! Wohl! Wenn wir glücklich zu Stande kommen — —

BORACHIO. Kein Wenn! Wir kommen sicher zu Stande.

JUAN. Ich will erkenntlich gegen dich seyn. Ich will meinen ganzen Vorrath von Gelde daran setzen. Dreihundert Zechinen —

BORACHIO. O nicht deswegen! Das hat ja Zeit, gnädiger Herr! Wofür halten Sie mich? — Hören Sie itzt nur, was ich verabredet, wie ichs ausgedacht habe! — Dafs Beatrix eine Stunde nach Mitternacht in der Gallerie am Fenster erschei-

nen,

nen, daſs sie ein Gespräch mit mir anfangen, daſs sie mich Velloni nennen wird, so wie ich sie in Laurana verwandle —

JUAN. Ha! wenn ihm das nicht das Herz zerreiſst! —

BORACHIO. Gut! das wissen Sie, gnädiger Herr; aber nun auch den Inhalt unsers Gespräches! — Wir wollen einander die zärtlichste, die inbrünstigste Liebe versichern; wollen eins werden, unsre fernern Zusammenkünfte in der Eremitage des Gartens zu halten; wollen uns den Ort bestimmen, wo wir unsre geheimen Liebesbriefe verbergen können —

JUAN. Vortrefflich, Borachio! Aber Beatrix — —

BORACHIO. Sie soll uns keine Verwirrung machen; auch dafür ist schon gesorgt. Ich werde sie meistens nur fragen, und sie wird wenig anders zu thun haben,

als mir zu antworten. — Hernach, gnädiger Herr — —

JUAN. O schon genug, bester Borachio! Schon genug, um ihn unsinnig zu machen! Warum säumt noch der Augenblick? Warum ists nicht schon Mitternacht? — Knirschen und wüthen wird er, und mit tausend Lästerungen wider den Himmel rasen.

BORACHIO. Das denke ich auch, gnädiger Herr; er wird Noth haben, an sich zu halten. — Ich habe daher Beatrix befohlen, auf das kleinste Geräusch das Fenster zurückzureissen und sich nur um nichts zu bekümmern. — Für mich wird schon Rath werden; dafür sorge ich nicht. Freilich wird der Graf mich verfolgen, und Trotz der Nacht —

JUAN. Sei ausser Furcht! Ich werde dabei seyn.

BORACHIO. Was Furcht, gnädiger Herr! Wer sich nicht am Tage fürchtet, wird der sich bei Nacht fürchten? Da seyn Sie ruhig!

JUAN (ihm auf die Schulter klopfend). So recht! So hör' ich dich gern! Das ist der wahre Ton, woran ich dich kenne. — O beim Himmel, mein Freund! an Verwegenheit mufs dich nichts übertreffen.

BORACHIO. Sie schmeicheln mir, gnädiger Herr —

JUAN. Dir schmeicheln! Warum das? — Schon im Felde habe ich deine Kühnheit erkannt, und wenn sie dir nicht belohnt wurde, so ists nicht meine Schuld, sondern Pedros. — Ich vermogte ja nichts für meine Freunde. Der Graf konnte Alles. Ich kam immer zu spät. — Aber wenn ich nur auch so niederträchtig hätte kriechen können, wie er — —

BORACHIO (kalt). Ja ja, gnädiger Herr! Ich wills glauben.

JUAN. O Borachio! — Und sollte nicht jeder rechtschaffne Soldat in Wuth darüber gerathen, dafs ein so Unmündiger — dafs ein Knabe, der nur erst mit rothgeweinten Augen von seiner Mutter kam, alle Ehrenstellen erhaschte? dafs ein versuchter Officier, der tausendmal mehr ausgestanden —

BORACHIO (wie vorher). Es ist ungerecht, in der That!

JUAN. Nein, sage nicht, ungerecht! Sage, schändlich! — Und wenns noch in den Ehrenstellen allein wäre, Borachio! Aber in allem, in allem — auch hier bei Laurana, mufs er den Vorzug haben. Bei dem eingebildeten kostbaren Geschöpf! Wie feind bin ich mir selbst, dafs ich sie einmal lieben konnte! — Doch komm nur,

Borachio! Komm! Er spricht immer, dafs ich mich meines Giftes entschütten mufs, und ich hoffe, ich will mich seiner entschütten.

Ende des ersten Aufzugs.

ZWEITER AUFZUG.

Spielt von der ersten Morgendämmerung bis zum vollen Aufbruch des Tages.

Erster Auftritt.

JUAN; BORACHIO (von der Gartenseite hereintretend).

JUAN. Was sagst du? Du warst ihm so nahe? —

BORACHIO. Er hätte den Arm nur ausstrecken dürfen, um mich zu haben.

JUAN (halb erschrocken). Rasender Mensch! Und wie bist du noch fortgekommen?

BORACHIO. Ohne Noth, weil ich mir

keine Noth davon vorstellte. — Es ist nicht die Höhe, was uns stürzt, sondern der Schwindel; und der Schwindel kömmt immer nur den an, der an den Fall denkt. Wer diesen vergessen kann, ist geborgen. — — Aber sagen Sie, gnädiger Herr! Hat nicht Beatrix ihre Rolle mit einer Wahrheit gespielt —

Juan. Mit einer Wahrheit, Borachio! einer Natur! Ich selbst hätte schwören wollen, dafs es Laurana wäre. — Ah! Es hat mich so wollüstig gemacht, ich könnte Thorheiten darüber beginnen; und doch — —

Borachio. Und doch? —

Juan. Ich weifs nicht — Ich wünschte doch, dieser Morgen wäre schon Abend.

Borachio. Schon Abend? — Welch ein Wunsch wäre mir das? —

Juan. Weil dann Alles gethan wäre.

Borachio. O ja! Und mit der Freude wär' es dann auch gethan. Die ist vorüber, wenn die Schwierigkeiten es sind. — Die Rache, — wenn sie einmal gesättiget ist, ist sie nichts.

Juan. Sie ist etwas. Ihre Folgen werden vor meinen Augen dauren. —

Borachio. Und werden so gleichgültig werden!

Juan (mifsvergnügt). Sei es! Für itzt genug! Mach dich fort! — Ich wollte nur sehn, wo du geblieben und ob du sicher wärest. Itzt mufs ich zurückeilen.

Borachio. Wie? Sind *sie* noch da?

Juan. Noch immer! Es will mit des Einen Wuth und des Andern Erstaunen kein Ende nehmen. — Ah! du weifst es noch nicht: er hat ihr bei allen Heiligen des Himmels geschworen, sie öffentlich am Altar zu beschimpfen; dreimal nach

einander hat er's geschworen; — und wenn er ihr Wort hält — — Doch geh! geh! Ich höre sie näher kommen. Sie werden mich aufsuchen wollen. — Verbirg dich, und komm dann wieder! Wir haben noch Abrede zu nehmen.

Zweiter Auftritt.

JUAN (ohne gleich Anfangs gesehen zu werden). PEDRO. DER GRAF.

GRAF (an Pedro's Hand hereintretend). Lafs mich, sage ich! Lafs mich! —

PEDRO. Aber was willst du hier noch? Schon fängt der Tag an zu dämmern, und wir sind immer noch, wo wir waren. — Ich beschwöre dich, komm zurück!

GRAF. Wenn ich Antwort habe; nicht eher!

PEDRO. Aber was nützt dir die Antwort? —

GRAF. Und sollte jedes Wort, das er sagt, mir das Herz durchbohren: so will ich nun Alles wissen, da ich das Aergste weiſs. Ich will nicht ruhen, nicht aufhören, bis es ans Licht ist.

JUAN (hervortretend). Sie wollen Alles wissen, Herr Graf?

GRAF. Ja beim Himmel! Das will ich. —

JUAN. Und sollen, sobald Sie mit Bescheidenheit fordern. Es braucht dieser Hitze, dieses Ungestüms nicht.

PEDRO (unzufrieden). Reden Sie dann! Warum schwiegen Sie erst? Warum gingen Sie fort, ohne zu antworten, als *ich* Sie fragte? War meine Frage so unbescheiden?

JUAN. O Herr General — — Aber

eh Sie mich richten — betrachten Sie die Umstände, worin wir waren! — Der Graf stand im Angesichte Lavranens. Sein ganzes Herz war von Rachgier entbrannt. Es fehlte nur noch ein Hauch, um es bis zur Wuth zu entzünden: und ich sollte mich einlassen und sollte erzählen? Ich sollte die Unglückliche ganz ins Verderben stürzen, die das Schicksal, das ihrer wartet, vielleicht von jedem Andern, aber sicherlich nicht von mir verdiente? — Was noch mehr ist, Herr General — urtheilen Sie Selbst: denn Sie sind immer gerecht! War es der Antwort werth, was Sie fragten? War der Weg, der mich zu dieser Entdeckung konnte geführt haben, so verworren oder so dunkel, dafs er ohne mich nicht zu finden war? — Sie wissen, ich bin Hausgenosse von Leonato — Lassen Sie mich einst eine schlaf-

lose Nacht gehabt; lassen Sie mich von ungefähr das Fenster geöffnet; lassen Sie mich die Stimme des Fräuleins erkannt haben! Was wird weiter geschehn seyn? — Ich werde mich in den Garten begeben; ich werde mich dieser Stimme genähert; ich werde Alles gehört haben, was vorging. — — Oder sollt' ich wiederholen, was ich da hörte? Alle die Verabredungen aufs Künftige? Alle die Spöttereien über den Grafen? Alle die witzigen Züge, womit das Fräulein — — Schon zu viel, wie ich sehe! Sie werden unwillig, Herr General.

PEDRO (indem der Graf, die Hände in der Brust, mit einem wüthenden Blick emporsieht). Welcher Mensch sollt' es nicht werden? War es möglich, daſs ein Geschöpf, wie Laurana; ein Geschöpf, das ein Herz hat — —

GRAF (drückt sich wild den Hut in die Stirne). Hahahaha! Mag sie wohl mit ihm fahren! Gut dann, gut! Es ist aus! — Da ich sie so liebte, die Heuchlerin; mehr, mehr als mein Leben: das weifs der Himmel! — da ich Tag und Nacht — — Ha, es ist zu schreckliche Bosheit — da ich von keinem andern Gedanken wufste, als wie ich sie glücklich machte — — Aber weg mit ihr! Weg! Ich weifs den Eid der Rache, den ich ihr schwur; und er ist mir heilig. Ich will ihn erfüllen.

PEDRO (ihm mit gerahter Miene näher tretend). Diesen schrecklichen Schwur? —

GRAF. O schweig! schweig! Sage mir nichts mehr! Es ist umsonst. — Willst du Grofsmuth lehren, so lehre sie den, der nicht geliebt hat, wie ich! nicht verrathen worden, wie ich! Nur der kann sie ausüben.

PEDRO. Aber wie grausam, wie schrecklich, mein Freund — —

GRAF. Lafs es schrecklich seyn, wenn es gerecht ist! Grausam kann es nicht seyn. Sie hätte verdient, die Elende, dafs sie von meinen Händen stürbe.

PEDRO. Und du willst sie öffentlich vor Messina — —

GRAF. Öffentlich am Altare zu Schanden machen. Das ist mein Eid, und das will ich! — Wenn sie mir heuchlerisch näher tritt, die Sirene, um meine Hand zu empfangen; eben da will ich ausbrechen und sie zurückstofsen; ich will die Zuschauer alle und die gegenwärtige Gottheit zu Zeugen über sie aufrufen; ich will ihr den Schmuck aus den Haaren reifsen, den sie unwürdig trägt. Ich will ihn zu Stücken zertreten.

JUAN (zu sich). Dafs ich ewig geschwiegen hätte! —

PEDRO. Achtest du dich selbst noch? Achtest du deinen Freund noch?

GRAF. Ich achte nichts mehr. Ich fühle mein Herz verhärten.

PEDRO. So komm dann! Ich habe Alles gesagt. — Aber gewifs, wenn du Freiheit der Seele genug hättest, dich nach deinem Werthe zu schätzen; du würdest nur Mitleiden für sie empfinden.

GRAF (aufgebracht). Mitleiden? Für sie? —

PEDRO. Wie schrecklich hat sie sich nicht erniedrigt! So schrecklich, dafs auch die Beschimpfung, die du ihr drohen, weniger sie, als dich selbst verunehren müfste. — Nicht aus Güte, Graf; aus Stolz solltest du mitleidig seyn. Du solltest sie mit jenem Blick der Verachtung betrachten, der für jedes menschliche Wesen so tödtlich ist, das noch ei-

nen Funken Gefühls hat. — — Ich wenigstens, Graf — je mehr ich Schmerzen über ihren Verlust empfände; desto froher würde ich seyn, sie verbergen zu können.

Graf. Laſs die Welt ihre Schande wissen! Ich will mich rächen, wie ichs geschworen habe. — Hat sie meine Ehre mit Füſsen getreten, so will ich ein Gleiches an der ihrigen thun. Ich will mich öffentlich rächen. —

Pedro. Und ihrem Vater das Leben nehmen?

Graf. Wenn er gerecht ist, so wird er den Tag verwünschen, da sie geboren ward.

Pedro. Er kann ihn verwünschen. Er kann sie von seinen Augen verstoſsen; aber er kann die Bande der Natur nicht zerreiſsen. Er wird immer noch Vater bleiben.

bleiben. — Siehe, mein Freund! In diesem Augenblick könnte ich hingehn, und deinen Vorsatz vernichten: aber ich will es nicht ohne dich: ich will weder deine Liebe, noch meine Hochachtung für dich, verloren geben. — — Hast du die Folgen von deiner Rache bedacht? hast du bedacht, dafs die Unglückliche den edelsten Vater hat? dafs du diesem Vater den Tod schwörst? dafs du einen Mann in Verzweiflung stürzen willst, der dich hier mit Freudenthränen als seinen Sohn umarmte? der vielleicht itzt, mit seinem ersten Gedanken, den Himmel bittet — —

GRAF (mit innerlicher Bewegung). Grausamer! Rührt nicht Alles von dir her?

PEDRO (erstaunt). Von mir, Graf? Von mir? —

GRAF. Ich wufste nicht von Leonato, nicht von Laurana. Es war mir eins, ob

sie auf der Welt war oder erst kommen sollte. Ich war frei und war glücklich. — Wenn ich es nicht mehr bin; wer hat denn mein Herz — — (indem er Pedro's empfindliche Rührung gewahr wird). O ich bin unsinnig, Pedro. Vergieb mir!

Pedro. Und glaubtest du, dafs ich ohne diese Kränkung nicht schon genug empfände?

Graf. Ich bin unsinnig. Vergieb mir! — Aber mir meine Rache nehmen, heifst, mir mein Einziges nehmen. Sonst ist Alles für mich dahin.

— Pedro. Alles, sagst du?

Graf. Bis auf ein Leben, das ich verachte! —

Pedro. Unmöglich, mein Freund! Du kennest dich selbst nicht. Du kennest dein Herz nicht. — Laſs mich's sehen, ob auch das Vergnügen der Grofs-

muth, ob auch die Wollust der Freundschaft für dich dahin sind? Lafs mich's sehen und wähle! Zwischen deiner Rache und deinem Freunde wähle!

GRAF. O Pedro! —

PEDRO. Ich würde den Mann verabscheuen, der an deinem Elende Schuld wäre, und ich kann den nicht lieben, der Leonato ins Grab stürzet. Ich mufs ihn hassen, ich mufs ihn verachten. Und soll ich das, Graf? Soll ich keinen Beweis sehen, dafs ich dir theuer bin? — — (nach einem Augenblick Stillschweigen) Wenn du zweifelst, so hab' ich dein Herz verkannt. Lafs uns fortgehn!

GRAF. Was forderst du, Pedro?

PEDRO. Was ich noch nie von dir forderte — ein Opfer der Freundschaft! Willst du dir deinen Freund nicht verpflichten? Einen Freund, der dir jetzt

unentbehrlicher ist, als je? der allein dein Innerstes kennt? der allein dein Herz wieder erwärmen kann, wenn es gegen jede Freude des Lebens kalt wird? Willst du dir diesen Freund nicht verpflichten? —

Graf. Ich will es. Nur frage nicht weiter! — (ihn umarmend) Ich will mir ein Herz verdienen, von dem ich geliebt werde. — Laurana liebte mich nicht.

Pedro. Wie edel ist dieser Sieg! —

Graf (in die Höhe sehend). Aber so schändlich, so niederträchtig verrathen!

Pedro. Höre auf davon! Was soll der Gedanke?

Graf. Ich hätte mein Leben für sie dahingegeben, und zur Belohnung — — O ich kanns nicht, ich kanns nicht vergessen.

Pedro. Und wolltest du's auch vergessen? Wolltest du eine Nacht verges-

sen, wo dein Edelmuth über alle Gewalt deiner Leidenschaft siegte? — Nicht du, Graf, nur Leonato ist zu beklagen. Das Band, das ihn mit Laurana verbindet, ist unauflöslich, und keine That der Grofsmuth ist in seiner Gewalt. Er kann nicht handeln, er kann nur leiden — (zu Juan gewandt) Ah! Wie hart, Juan, wie hart ist sein Schicksal! Und wird er Kraft haben, diesen unglücklichen Streich zu ertragen?

JUAN (die Achsel zuckend). Ich bedaur' ihn, Herr General.

PEDRO. Allzuunglücklicher Vater! —

JUAN (während dafs der Graf sich voll Unruhe in einen Sessel wirft). Doch was wir thun können, seiner zu schonen, das müssen wir thun; wir müssen ihn, Schritt vor Schritt, von einem leichten Argwohne bis zur Gewifsheit führen. — Wie dächten Sie, dafs es wäre, Herr General, wenn

ich zu ihm ginge; wenn ich ihn Anfangs sein Schicksal nur errathen, nur von ferne muthmaſsen lieſse? — So undankbar das Geschäft ist, so ist es eine Pflicht für die Freundschaft. — Wenn nachher der Graf ihm das Ganze entdeckte — denn nothwendig muſs er doch selbst mit ihm reden — und ihm zugleich ein unverbrüchliches Stillschweigen gelobte? Wenn endlich Sie, Herr General, zuletzt erschienen, und durch den Zuspruch der Freundschaft die erste Heftigkeit seiner Schmerzen stillten?

Pedro. Ich, Juan? —

Juan. So denke ich wenigstens.

Pedro. Wollte Gott, er wäre schon da, wo sein Vater ist! Ich verzweifle an meinen Kräften. Ich werde keine Worte finden, die ihn beruhigen könnten —

Juan. Entweder Sie, oder Keiner. —

Von Ihren Lippen, Herr General, dringt die Sprache der Freundschaft bis an die Seele: den Beweis davon haben wir vor uns. — — (sich umsehend) Doch fast ist es Tag, und Sie, als Befehlshaber des Ortes — —

PEDRO. Himmel! Ich eile. Ich habe meine Pflicht schon versäumt. — (indem er schleunig abgeht, zum Grafen): Folge mir, liebster Graf!

Dritter Auftritt.

JUAN. DER GRAF.

GRAF (sich gegen die andre Seite werfend). Selbst die Nacht vor der Vermählung! —

JUAN (der ihm langsam näher tritt). Sie sind itzt ruhiger, wenn ich nicht irre. Der erste Sturm der Leidenschaft, der in Ihrem Herzen tobte, scheint nachgelassen

zu haben. Erkennen Sie nun, dafs Juan — —

Graf (springt unwillig auf und tritt vor). O ja! Nur zu sehr!

Juan. Sie erkennen es? Was? — [illegible] er nicht Ihr Verräther, dafs er Ihr [illegible]und ist?

Graf. Ein Freund, der in seinem Innersten über mich frohlockt!

Juan. Vortrefflicher Dank! — Und ist das aller, den ich verdiene?

Graf. Den Sie verdienen, weil Sie ihn fordern.

Juan (mit verächtlicher Gleichgültigkeit). Ich betrog mich dann nicht. Ich erwartete diese Sprache. — — Einst, als ich einen Freund von dem ersten Schlafe aufschrie, um ihn aus dem Feuer zu retten, so starrt' er wild gegen mich auf; seine erste Danksagung war: Mörder! und

seine erste Bewegung war, dafs er mich in die Brust faſste. — (Der Graf wirft sich auf die Lehne eines Stuhls, den Kopf mit der Hand unterstützt.) Was konnte ich thun, der ich sein Freund war? Ich ermunterte ihn, nahm sanft seine Hand hinweg, und hatte ihn längst gerettet, ehe er nur eine dankbare Miene machte. — (Der Graf verläſst seine Stellung wieder, und geht umher.) Sie, Herr Graf, sind in dem nehmlichen Falle. Aus Ihren süſsen Träumen von Liebe und Glückseligkeit aufgeschreckt — —

Graf. Ah! Heuchlerinn! Meineidige! Eine Stimme vom Himmel hätt' es mir sagen können; ich hätt' ihr nicht Glauben gegeben.

Juan. Sehr natürlich, Herr Graf! Sie waren ein Liebhaber.

Graf. So fromm von Miene! Einen so unschuldigen Blick! — War es nicht,

als ob jeder Reiz ihrer Bildung nur der Wiederschein ihrer Seele wäre?

JUAN. Eben deswegen, Herr Graf! Desto eher! Was sagte ich Ihnen? —

GRAF (ergreift den Stuhl, der vor ihm steht, und setzt ihn mit Heftigkeit zur Seite nieder). Verflucht sei mein Schicksal!

JUAN. Sie sind alle so; alle eins, wie das andre, diese Geschöpfe. — Ihrer Miene nach, sollte man schwören, dafs die Natur vergessen hätte, ihnen Leidenschaften zu geben: sie sitzen der Tugend, wie unschuldige Säuglinge, im Arm, und schmiegen sich furchtsam an ihren Busen an, wenn der Liebe nur Erwähnung geschieht; aber hier (auf seine Brust zeigend), hier im Herzen, Herr Graf — — Doch kein Wort mehr davon! Ich würde eine Flamme nur noch vermehren, die ich lieber vertilgen mögte. — Tragen Sie Geduld mit Laurana!

GRAF (der itzt zum erstenmal auf Juan zu hören scheint). Geduld mit ihr tragen? —

JUAN. Sie sind verbunden dazu. Sie haben nur eben jezt dem General Ihr Versprechen gegeben. — Wenn auch die Geduld keine sehr männliche und erhabene Tugend ist, so ist sie doch eine sanfte, eine liebenswürdige Tugend.

GRAF. Ha, Grausamer! Ich fühle den Spott.

JUAN. Spott, Herr Graf? — Alle Welt wird mit mir einstimmig seyn.

GRAF. Sie wird es seyn, und mich verachten, dafs ich Geduld trug! — Wie kann ich's, o Himmel? Wie kann ich Geduld mit ihr tragen? — Und wenn sie die Einzige auf der Welt wäre, so soll sie fühlen, welchen Mann sie verrieth; so will ich jede Empfindung von Scham, die ihr übrig ist, zu meiner Rache em-

pören; so will ich sie hier, hier, wo sie mir ihre Hand gab — — Genug! Warum zaudre ich noch? Jene Glückseligkeit ist nun hin, die mich hier festhielt. Sie ist auf ewig dahin. — Noch einmal diese Schwelle betreten, und dann nimmermehr wieder! — (Indem er langsam fortgeht, steht er einige Augenblicke still, und sagt) Nimmermehr wieder? —

JUAN (der sich überwindet und ihm schmeichelhaft näher tritt). Wenn Sie mich hören wollten, Herr Graf!

GRAF (mit Widerwillen). Lassen Sie mich! Ich will Sie nicht hören. — Feiren Sie Ihren Triumph in der Stille, wenn Sie ihn feiren müssen! Ihre Seele ist keiner Freundschaft fähig. — (ungestüm) Fort! Lassen Sie mich!

Vierter Auftritt.

JUAN allein. Er sieht ihm nach, die Arme in einander geschlagen.

Wenn du wüfstest, wie gerne! — Ha! du magst mich anblicken, und auf mich herabreden, so trotzig du willst; wer bist du denn, Unglücklicher? — Ein Thor, den ich nach meinen Absichten lenke! Ein Spielwerk in meiner Hand, das ich nach Wohlgefallen umherwerfe! — Und doch — Warum heuchle ich mir? — So wahr ihn mein Herz haſst! Ich trät' ihm lieber frei unter die Augen.

Fünfter Auftritt.

JUAN. BORACHIO.

BORACHIO (nachdem er sich umgesehen) Sind sie fort, gnädiger Herr? —

JUAN (halb mürrisch). Das siehst du, Borachio.

BORACHIO. Und Ihre Unruhe auch? —

JUAN. Sie wäre fort, wenn die Ungeduld der Erwartung nicht wäre. — Es wird Alles so kommen, wie ichs gedacht habe; nur das Einzige nicht: Er wird sie nicht zum Altar führen.

BORACHIO. Ha! Ist das die Falte, die Sie auf Ihrer Stirne hatten?

JUAN. Nein, Borachio! Nein! Aber dieser auffahrende, stürmische Ton, den er gegen mich annimmt — Bei Gott! ich mag einer Rache nicht, die mich zwingt, seinen Stolz zu ertragen.

BORACHIO. Hören Sie auf, gnädiger Herr! Sie reden Sich nur in Zorn, wenn Sie in so heftigen Ausdrücken reden. Die Sache selbst ist so arg nicht. — Der Graf, sagen Sie, ist auffahrend, er ist ungestüm,

er ist wild? Sehr natürlich, wenn er es ist! — Soll er etwa zärtlich, soll er freundschaftlich seyn? Soll er Sie vor Dankbarkeit und Wehmuth umarmen?

JUAN. O weg mit ihm! Er mich umarmen?

BORACHIO. Was soll er denn, gnädiger Herr? —

JUAN. Nichts soll er! Er ist mir durchaus unerträglich.

BORACHIO. Lassen Sie ihn! Er wird noch so werden, wie Sie ihn haben wollen. Ich stehe dafür. — Jetzt, gnädiger Herr, ist die Wunde noch frisch, und der Schmerz ist noch taub; da er noch alle seine Kräfte beisammen hat, so ist es begreiflich, dafs ihr Gefühl ihn noch wild machen, ihn emporheben mufs: aber bald genug wird ihn die Wunde zu brennen anfangen, der Schmerz wird ihn ab-

zehren, und dann — O dann will ich mein Leben wetten, er soll demüthiger seyn.

Juan. Meinst du, Borachio?

Borachio. Ganz gewifs! Ganz gewifs! —

Juan. Und was wäre auch mein Triumph, wenn ers nicht würde? — Weg darüber! Ich hatte dir noch sonst etwas zu sagen. Was war es? — Ja das! Der Graf mufs fort, sobald er Lauranen gesehn hat. Seine Gegenwart würde zu Erläuterungen, zu Untersuchungen Anlafs geben, denen es besser ist auszuweichen. Es kann mir nicht an Vorwand fehlen, ihn aufs Landgut des Generals zu entfernen. Also, Borachio —

Borachio. Befehlen Sie, gnädiger Herr!

Juan. Indessen ich für Pedro Beschäftigung

tigung auftreibe, um freie Hand bis Mittag zu haben, gehe du und halte meinen Wagen bereit. Auch ich will von hier gehen. Mache Alles zur Abreise fertig, damit ich gleich — — Doch warte! Das Wichtigste noch! Hast du Beatrix gesehen?

BORACHIO. Ich komme gleich itzt von ihr her.

JUAN (ungeduldig). Nun? —

BORACHIO. Sie ist unruhig, gnädiger Herr — Sie hat des Grafen Flüche gehört, und fängt an, unsre Absichten zu muthmafsen. Sie ringt die Hände. Sie weint.

JUAN (erschrocken). O Himmel! Was sagst du? — Sie weint?

BORACHIO. Sie mag weinen! Was hat es auf sich?

JUAN. Unsinniger! Was es auf sich

hat? Dafs sie sich Leonato zu Füfsen werfen, dafs sie ihn um Vergebung anflehen, dafs sie ihm Alles entdecken wird. — Wie? und du lachst noch?

Borachio. Ich dachte eben, was wir thun könnten, wenn es ihr einfiele? — Recht gut für uns, dafs sie ihre Sinne noch nicht verloren hat!

Juan. Aber wenn sie weint? wenn sie weint?

Borachio. Immerhin! So ist ihr Vater gestorben, oder ihre Mutter liegt auf den Tod, oder ihr Bruder ist auf der See gescheitert: ein guter Vorwand bis Mittag! Ist sie dann noch nicht fertig mit Weinen; nun so jammert sie um das Schicksal ihres geliebten Fräuleins. Wie natürlich ist das! — Je härter und empfindlicher dieses Schicksal ist, desto besser, gnädiger Herr! Eben das, wo-

von Sie die Entdeckung des Geheimnisses fürchten, wird ihr die Lippen versiegeln; es wird sie so stumm, wie eine Bildsäule machen. — Was? Sie sollte sich selbst als die Stifterinn aller dieser Unruhen, als die Verrätherinn ihres Fräuleins, als ein verbuhltes und entehrtes Mädchen anklagen? Sie sollte ihr eigenes Glück, ihre eigene Ehre, für das Glück und die Ehre einer andern aufs Spiel setzen, die ihr doch immer, so lieb sie ihr seyn mag, nicht so lieb ist, als sie sich selbst? — Wo denken Sie hin, gnädiger Herr? Sie mögen alles besser kennen, als ich, aber die Menschen — —

JUAN. Nun ja, Borachio! ja! Ich will glauben, dafs du sie besser kennst. Ich will alle Unruhe fahren lassen. Ich will denken: Wenn das Schwerere gut ging, so wird ja auch das Leichtere gehn.

Borachio. Recht, gnädiger Herr! Und immer das am besten, was man mit Verwegenheit angreift.

Juan. O guter Borachio! — Aber ich kann es dir nicht sagen, wie mir ums Herz ist, wie ich mich fühle. — Was für ein Leben wars, das ich einige Jahre daher geführt habe? Ein verwünschenswürdiges Leben! Ich hatte oft Zufriedenheit im Gesichte, und Verzweiflung im Herzen. Ich hörte *die* um mich her lachen und fröhlich seyn, die ich mehr als den Tod hafste. Aber jetzt, Borachio; jetzt — Wenn mein Schicksal die Reue wirklich fühlt, womit es mir schmeichelt — O dann wird mir seyn, als ob ich aus einem tiefen Kerker heraufstiege, als ob ich die Natur wieder blühen sähe. (Borachio, der ihm gleichgültig zugehört hat, will fortgehen; aber Juan, der sich im Herumgehen dem

Fenster genähert und hinausgesehn hat, ruft ihn zurück.) — Borachio!

Borachio. Gnädiger Herr? —

Juan. Siehe diese Morgenröthe, Borachio! Es ist so lange, dafs mich ihr Anblick nicht mehr ergötzt hat. — Ist sie nicht schön?

Borachio. Sehr schön, gnädiger Herr!

Juan. Und was denkst du wohl, dafs jetzt Laurana macht?

Borachio. Laurana? — Die wird von ihrem Liebhaber träumen.

Juan. Nein, sie hat schon geträumt; sie hat schon, von ihren süfsen Phantasieen geweckt, ihr Bette verlassen, steht schon im Tiefsinn der Liebe an ihr Fenster gelehnt, steht unverwandt, Borachio, und erwartet den Tag der Wollust, und lächelt der Morgenröthe entgegen, die

ihn heraufführen soll. — Ha, sie denkt nicht, dafs Juan noch lebt. Der verworfne, verachtete Juan! Sie denkt nicht, die Thörinn, dafs diese Sonne noch von Wolken bedeckt werden kann, und ihre Augen von Thränen. —

Borachio. Wer kömmt? Ich mufs fort, gnädiger Herr.

Juan (unruhig, indem er sich der Thüre nähert). Himmel! Sie selbst und ihr Vater. — Sie sind es. — Sie reden zusammen. — Er forscht sie aus, warum sie geweint hat? — Geweint! — Ah! ich zittre vor Furcht, dafs wir nicht schon verrathen sind. Ich mufs hören. — Wie? In diesen Saal will er sie führen? — (Er tritt eilig in die halboffne Seitenthüre, während dafs Leonato das Fräulein hereinführt.)

Sechster Auftritt.

LEONATO. LAURANA, und Anfangs auch JUAN.

LEONATO. Dich verachten, Laurana! Du empörest meinen Stolz nicht weniger, als meine Zärtlichkeit gegen dich. — Er sollte eine Person, die ihn liebt, eine Tochter verachten, die aus einem der edelsten Häuser in Sicilien abstammt? eine tugendhafte, eine würdige Tochter? —

LAURANA. O nein, mein Vater! Sie müssen nicht auf ihn zürnen. Sie müssen ihn lieben.

LEONATO. So sprich denn! Worauf gründet sich der Gedanke? Ist sein Betragen gegen dich nicht ehrerbietig? Ist es nicht zärtlich? —

LAURANA. Ehrerbietig? — Nur allzusehr!

Leonato. Und kann denn Ehrerbietung Verachtung seyn?

Laurana. Ach mein Vater! —

Leonato. Rede! Erkläre mir diesen Seufzer! — Du beriefst dich auf seinen gestrigen Abschied, und war denn dieser — —

Laurana. Gewifs, er war ehrerbietig für einen Liebhaber.

Leonato. Doch auch zärtlich zugleich? —

Laurana. Ich würde nicht geweint haben, wenn ers gewesen wäre. Aber Ehrerbietung eines Liebhabers, die bis zur Höflichkeit sinkt; was ist die sonst, als Verachtung? — Ich tadelte mich, meiner Schüchternheit wegen. Ich wollte ihm zeigen, dafs meine Zurückhaltung nicht aus Gleichgültigkeit käme. Ich trug ihm schon mein ganzes Herz auf meinen

Lippen entgegen, und war unwillig auf mich selbst, dafs ich noch zitterte; aber er — —

LEONATO. Aber er?

LAURANA (nach einem kurzen Stillschweigen). Was werden Sie erwarten, mein Vater? — In der Wirklichkeit war es Alles, und in der Erzählung — — Es wird Ihnen so wenig, so nichts dünken, und beinahe dünkt es mir selbst so. Ich erröthe, es sagen zu sollen.

JUAN. Phantastinn! —

LEONATO. Nein, du mufst es mir sagen. Der Graf? —

LAURANA. Trat mit einem so gezwungnen, so kaltsinnigen Wesen zu mir hinein — Er hatte einen Blick, eine Miene, mein Vater — Ich wollte, dafs ich sie annehmen könnte, um Sie urtheilen zu lassen — Eine so ausforschende,

so mifstrauische Miene! — — Und kaum, dafs er meine Hand nur berührt, nur einige flüchtige Worte gesagt hatte, so war er verschwunden.

JUAN (ehe er abgeht). Ha, wenn das Alles ist — Nur Geduld! Dir steht was Härters bevor.

LEONATO (lächelnd). Wie unglücklich bist du!

LAURANA. O ich dachte es wohl — Sie hätten es sehen, nicht hören müssen, mein Vater.

LEONATO. Sehen, Laurana? — Und was glaubst du denn, das ich gesehn haben würde? — Ohne Zweifel den feinsten, den verbindlichsten Mann, der dein Zittern gewahr ward; der nicht gerne deine Empfindlichkeit aufbringen; der sich lieber das Vergnügen deines Gesprächs versagen, als dich in Verlegenheit setzen

wollte. — Du fürchtest, verachtet zu werden? unglücklich zu werden? Mit einem Manne unglücklich, der Rechtschaffenheit der Empfindung, der Grundsätze hat? Mit einem Manne, der Tugend hochzuschätzen und Zärtlichkeit zu vergelten weifs? — O fürchte nichts, meine Tochter! Ich sehe die heiterste, die freudenvollste Zukunft vorher. Ich sehe sie für dich, für deinen Vater vorher. Er wird glücklich in dir seyn. Er wird sich im Anblicke deiner Zufriedenheit wieder verjüngen; oder wenn er sein Alter fühlt, so wird er zu dir kommen, um es nicht mehr zu fühlen.

LAURANA (sich ihm zu Füfsen werfend). Mein Vater — —

LEONATO (sie aufhebend). Nein, steh auf! Steh auf, liebste Laurana! Verschone mich! Ich weifs alles, was du mir sagen könntest.

LAURANA. O ich könnt' es nicht sagen. — Thränen der Liebe, der Dankbarkeit würden mir die Sprache ersticken.

Siebenter Auftritt.

DIE VORIGEN. LUCETTA. ANTONIO.

LUCETTA (freudig hereinkommend). Signor Antonio, gnädiger Herr! — Ihr Herr Oheim, gnädiges Fräulein! —

LEONATO. Wie? Er wäre schon da?

ANTONIO (der eben hereintritt). Ja, da bin ich, und umarme dich, Leonato.

LAURANA (seine Hand küssend). Kann es seyn? Schon so frühe? —

ANTONIO. O ich bin noch vor Tage gefahren. Ich war zu ungeduldig, euch zu sehn und eure Freude zu theilen.

LEONATO. Unsre so unvermuthete Freude! Was dünkt dir, mein Bruder?

ANTONIO. Was mir dünkt? — Daſs der König sehr übel gethan hat, meinen Entwurf zu zerstören; daſs die Freude hätte reifen sollen, um süſser zu werden. — — Hier Freude bei euch! Hier, zwischen den Mauren der Stadt! Die kann immer nur halb seyn. — Nein, bei mir, bei mir, unter einem offnen und freien Himmel, wäre dieses Fest erst ein Fest geworden. Wir hätten einen der schönsten, der anmuthigsten Tage gewählt: alle meine Unterthanen, Jung und Alt, hätten ihn mit Euch gefeiert: und du, mein Bruder — und du, Laurana — Ihr hättet dann sehn sollen, daſs ich euch liebe.

LEONATO. Guter Antonio! Haben wir' das nicht so oft gesehen?

LAURANA. So oft, mein Oheim! —

ANTONIO (zum Fräulein). Aber höre,

was ich dir vorschlagen will! Komm du zu mir, wenn dein Vater zum Könige geht! Komm du zu mir, deinem zweiten Vater! Denn bin ich das nicht?

LAURANA. O ja! und ich verehre Sie so.

ANTONIO. Da wollen wir nachholen, was wir versäumt haben. Da sollst du sehen, Laurana — Ich habe in meinem Garten eine neue Grotte gebaut; eine sehr schöne, sehr kühle Grotte, die die Aussicht aufs Meer hat. Die soll dein eigen seyn, meine Tochter, und ich habe sie schon Lauranens Grotte genannt. — Wenn du die Einsamkeit liebst, so ist sie dort so reizend, so angenehm! — und wenn du sie nicht liebst, so ist auch Platz genug für noch Einen. — — (indem er sie zärtlich umarmt) Siehst du, Laurana? Ich fange schon an, wie ich fortfahren

will. Ich werde der Fröhlichste von euch allen werden.

LEONATO. O nein, Laurana! Glaube ihm nicht! Er hat Unrecht. — An dem Fröhlichsten erkenne mich, deinen Vater. Ich bin zum letztenmal Jüngling. (Sie gehen hinein.)

Ende des zweiten Aufzugs.

DRITTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

JUAN. DER GRAF. EIN BEDIENTER.

JUAN (in Verlegenheit und mit Unwillen). Herr Graf!

BEDIENTER. Verzeihen Sie mir! Ich darf nicht, Herr Graf. Ich soll Sie ansagen, sobald Sie da sind! und wenn ich unterliefse — —

JUAN. Unnützer Verzug! — (zum Bedienten) Geht hinein! Wir erwarten hier eure Herrschaft. — (Der Bediente geht ab; und Juan zum Grafen, der voll der äufsersten Unruhe umhergeht) Ist es möglich, Herr Graf? Kann die Liebe einen Mann so entnerven?

GRAF.

GRAF (in sich, und umhergehend). Sie noch zu sehen — In so einem Augenblicke! — Warum blieb ich nicht, wo ich war? — Es sollte Rache an ihr seyn, und es wird Mord an mir selbst werden.

JUAN (der ihn mit unverwandten Augen beobachtet). Wie nun? Noch immer? —

GRAF (wirft sich, beide Hände in der Braut, in einen Sessel). O ich liebe sie noch. Ich kannte mein Herz allzuwenig.

JUAN. Und wenn ich sterben sollte, so weifs ich nicht — Ich verstehe kein Wort von dem allen. — Erst war die Stunde zu langsam, die uns mit ihr zusammenbrachte, und nun — nun dafs sie endlich erschienen ist, diese Stunde — (im Herumgehen fortmurmelnd) Schwach und unmännlich, beim Hummel! Mit Flüchen einen Vorsatz zu fassen, und mit Seufzern ihn ausführen zu wollen! — —

(wieder zum Grafen) Also soll nun ich allein das Wort führen? Ich allein mir den ganzen Hafs der Familie zuziehn? — O Sie irren, Herr Graf. Ich werde verstummen, wenn Sie verstummen. Ich habe nichts wider Lauranen. — Wenn sie treulos und lasterhaft ist, so ist sie um desto unglücklicher und beklagenswerther.

GRAF (aufspringend und mit Heftigkeit). Treulos und lasterhaft!

JUAN (sieht sich unruhig um). Sie kommen. Sie sind es. — (insgeheim) Wie fängt mein Herz an zu klopfen! — (nachdem er sich einigemal hin und her gewandt, sagt er endlich zum Grafen, der, die eine Hand vor den Augen, in den Vordergrund der Bühne tritt) Ich beschwöre Sie, schonen Sie ihrer! Seyn Sie sanftmüthig, Herr Graf!

Zweiter Auftritt.

DIE VORIGEN. LAURANA zwischen LEONATO und ANTONIO. LUCRETTA.

LEONATO (das Fräulein führend). Nein, sieh auf, meine Tochter! Lafs deine Furcht nicht zur Schwachheit werden! Dieser Tag ist der Tag deiner Ehre.

ANTONIO (mit Verwundrung). Er sieht uns nicht, Leonato?

LEONATO. Liebster Graf! — Liebster Sohn! (indem er ihm mit Lauranen entgegen tritt) — Kommen Sie! Warum hören Sie nicht? — Empfangen Sie von meiner Hand die Gesellschafterinn Ihres Lebens, Ihre Freundinn, Ihre Gemahlinn! Je mehr sie Sie glücklich macht, desto mehr wird sie meine Wünsche erfüllen. —

ANTONIO (die Hand auf des Grafen Arme). Unbegreiflich, Herr Graf! Wo sind Sie?

Sie umarmen weder mich, noch Ihre Laurana?

GRAF (nach einem flüchtigen Blick auf das Fräulein, indem er noch weiter vortritt). O mein Herz! — Kann ich sie noch anbeten, wenn ich ihre Laster verfluche?

LEONATO (der voll Schrecken die Hand seiner Tochter fahren läßt). Gott! Welche Miene war das? — Was ist vorgegangen? Was soll ich aus dieser Miene schliefsen? — Geh! Sprich mit ihm, meine Tochter!

LAURANA (ihm ängstlich näher tretend). Sie sind bleich, wie der Tod. Sie beben an allen Gliedern. — Ich zittre für Sie.

GRAF (sie gewaltsam zurückstofsend). Zittre für dich, Heuchlerinn, eh du für mich zitterst!

LEONATO (einige Schritte zurück mit vorgehaltenen Händen). Graf! — Graf! —

ANTONIO. Was ist Ihnen, Graf? Sie

kennen sie nicht. — Es ist Laurana — sie selbst! — Es ist Ihre Geliebte.

Graf. Daſs ich nie ihren Namen gehört; daſs meine Augen sie nie gesehen hätten! — Ungetreue! Für welchen Elenden muſst du so schön seyn? Für welchen Bösewicht müssen dich diese Reize schmücken? Verdiente ich deine Liebe, deine Zärtlichkeit nicht? — Ich hätte dich auf meinen Händen getragen, und ich wäre glücklich mit dir gewesen.

Laurana (zitternd und mit Entsetzen). Ah! was ist das?

Leonato. Ich erstarre vor Schrecken. — Ist denn Laurana nicht Ihnen bestimmt? Soll sie nicht mit Ihnen an den Altar gehen?

Graf. An den Altar gehen? Mit mir? Ich sollte ihre Hand, und ein Andrer sollte ihr Herz besitzen? Ich sollte

ihren Lastern zur Decke dienen, dafs sie vor den Augen der Welt geheim blieben? — Hinweg mit der Meineidigen! Aus meinen Augen hinweg! In eine Celle mit ihr, wo sie das Licht des Tages nicht sieht! wo sie nicht nöthig hat, zu erröthen!

LAURANA. Ah! Lucetta! Das ist zu viel. Wohin rette ich mich?

LEONATO (mit zusammengeschlagenen Händen). Grofser Gott! Wozu hast du mich aufgehoben? —

GRAF (schmerzlich). O Leonato! — Aber der allsehende Himmel sei Zeuge! Ihre Tochter ist lasterhaft. Sie hat mich, sie hat Sie betrogen. Diese Nacht — —

ANTONIO. Und du sprichst nicht, Laurana?

LAURANA. Mein Oheim! — —

LEONATO. Sprich! Sprich, oder du

bist mein Kind nicht! Rette deine Unschuld und deine Ehre, oder siehe nie mein Angesicht wieder!

GRAF. Ihre Unschuld retten? Sie ihre Unschuld retten? —

LAURANA (stotternd). Herr Graf — Aber ah! sich hier nur zu verantworten, ist Schande. — Schien ich Ihnen je anders, als unschuldig?

GRAF. Nie anders! Wie hätte meine ganze Seele für dich entbrennen können? Es war deine Unschuld, die ich in deiner Schönheit liebte.

ANTONIO. Das sagen Sie Selbst? Und doch — —

GRAF. Desto niederträchtiger ist sie! Warum schien sie nicht anders? Warum nahm sie mein Herz durch alle Reize der Unschuld, durch alle Kunstgriffe der Liebe ein? — Heuchlerisches Geschöpf!

Um es desto tiefer durchbohren zu können! — Geschienen? Unschuldig *geschienen?* — O ja! Du hast mir ein Engel geschienen; aber was *warst* du? Was warst du da, als du die vorige Nacht — — (auf sie zugehend und ihre Hand ergreifend) Nicht also! Wende nicht deine Augen zur Seite! Sieh hieher, wenn du Muth dazu hast! — (voll Bitterkeit) Mir ins Angesicht, Fräulein! Ihre Ehre ist in Gefahr.

LEONATO. Ist dies Traum, oder ists Wahrheit? —

GRAF. Die sicherste Wahrheit. — Bin ich der, den Sie vor Sich sehen? Ist jener Mann dort Ihr Bruder? Sind Sie Selbst Leonato?

LEONATO (hitzig). Aber wozu das? In aller Heiligen Namen!

GRAF. Wozu? Wozu? — So gewifs

Ihre Augen sehen, so gewifs haben meine Ohren gehört. Sie ist meineidig. Sie ist mir ungetreu. Diese glühende Scham, die sie färbt, ist kein sittsames Erröthen; es ist die schreckliche Scham des Gewissens.

LAURANA. O Lucetta! Du weifst es.

LUCETTA. Theures, unglückliches Fräulein! —

GRAF. Wäre sie tugendhaft, welch ein Ungeheuer müfste denn ich seyn? Ich bin keins, Leonato. Wenn ich nicht Ihre Verzweiflung mit Wehmuth betrachte, so möge die Gerechtigkeit des Himmels mich strafen! — Aber diese Nacht, diese Nacht! — Sie ist mit dem elendesten Bösewicht lasterhaft. Tugend und Ehre sind hin.

ANTONIO. Graf! Graf! Bedenken Sie, was Sie reden! Ich kenne Lauranen,

und ich wollte meine Seele für sie verbürgen. Sie wird Schutz finden, wenn sie beleidigt wird. Sie hat noch einen Vater und einen Oheim. — Können Sie beweisen, was Sie ihr vorwerfen?

LEONATO (mit Feuer). Ha! Wenn sie unschuldig wäre! — (sie gleichsam auffordernd) Laurana! —

GRAF. Soll ich reden? Soll ichs beweisen, Fräulein?

LEONATO. Laurana! —

LAURANA (die Hände ringend). O ich flehe Sie — Lassen Sie mich entfliehen, mein Vater.

GRAF. Soll ich reden? Wollen Sie antworten, Fräulein?

LAURANA (wehmüthig). Herr Graf —

ANTONIO. Sie will. Sie soll. Aber worauf?

LEONATO. Und wehe dir! Wehe

dir, wenn du nicht könntest! Warum flehest du so? —

LAURANA. Gütiger Gott! Was soll aus mir werden? In welche Untersuchung werd' ich gezogen?

GRAF. Ihren Namen, mein Fräulein!

LAURANA. Darf ich meinen Namen nicht nennen? Ist mein Name denn nicht Laurana? —

GRAF (mit der äufsersten Lebhaftigkeit). Gewifs? Ist ers gewifs? —

LAURANA (ängstlich zurückweichend). Sie tödten mich. Ich vergehe vor Schrecken. — Es *ist* mein Name.

GRAF. Laurana dein Name? — Nun so stirb denn vor Scham! Flieh aus den Augen des Mannes, den du verrathen hast! Aus den Augen eines Vaters, den du ins Grab trittst!

LAURANA. Entsetzen! —

Graf. Wenn du Laurana bist, Treulose; wenn keine andre da ist, die auch diesen Namen führte; wer war denn die, die in voriger Nacht — — o nein! nein! Sieh mich nicht mit diesen Augen voller Erstaunens an! Dein Erstaunen ist so erheuchelt, wie deine Tugend! — die mit dem unverschämtesten Bösewichte aus ihrem Fenster redte? die sich mit ihm verstand, meine Wachsamkeit zu betrügen? die ihn mit den schmeichelhaftesten Namen der Liebe nannte? Wer war sie denn, diese Laurana? — Sprich! Überführe mich der Verläumdung! Vertheidige dich, wenn du kannst! Warum schweigst du? — Aber hier steht Juan, der gegen dich zeuget. Hier würde Pedro stehn, wenn er deines Vaters Schmerz hätte ertragen können. Hier stehe ich, der ich dich anbetete, der ich auf den

Wink deiner Augen sah, um deinen Wünschen zuvorzukommen; der ich für dich hätte — — (er weint) mein Herz aus meinem Busen gerissen!

LEONATO (aufser sich). Ist kein Freund hier, der mir das Leben nehme? —

GRAF. Geh nun hin, Treulose! Ergieb dich ihm nun! Verbring nun deine Tage mit ihm in Schande! — Und wenn du einen von denen siehst, die dich geliebt haben, so erschrick und verbirg dich!

ANTONIO. Juan, warum reden Sie nicht? —

JUAN (der bisher mit einer unruhigen und boshaften Freude zugesehen). Was soll ich hier reden? Lieber ewig verstummen, denke ich, als bei so einer Gelegenheit reden!

ANTONIO. Und Laurana hätte — —

JUAN. Pfui, pfui, gnädiges Fräulein! Ein wenig mehr Tugend oder mehr Vorsichtigkeit!

ANTONIO. Sie hätte in dieser Nacht —

JUAN. Nein, verschonen Sie mich, mein Herr! Ich wollte um Ihres Bruders willen mein Leben geben, es stände anders. — Sie werden von Pedro schon mehr hören. Er wird noch kommen.

LUCETTA (indem das Fräulein ihr in die Arme fällt). Was ist Ihnen, mein Fräulein? Sie erblassen? Sie sinken?

LAURANA. Ich sterbe. —

ANTONIO (eilt hinzu und hilft ihr in einen Sessel). Sei, was du willst! — Du gehörst mir an, und ich muſs dich lieben.

GRAF. Ah Laurana! — (Er macht eine Bewegung, als ob er ihr helfen wollte) Da sie mein Leben vergiftet hat, kann ich noch für das ihrige zittern?

JUAN. Fort, Herr Graf! Fort! Ihre Gegenwart kann hier nicht helfen, aber desto schädlicher kann sie seyn. Das Fräulein muſs Sie nicht sehn, wenn sie sich wieder ermuntert. — Kommen Sie, kommen Sie, Graf!

GRAF (der sich mit Mühe losreiſst). Ah Laurana! — Ah Leonato! (Er geht mit Juan ab, indeſs Lucetta und Antonio das Fräulein wieder zu sich zu bringen suchen.)

Dritter Auftritt.

LAURANA. ANTONIO. LEONATO. LUCETTA.

LEONATO (tritt hinzu und reiſst beide von ihr hinweg). Zurück von ihr! Laſst sie sterben!

LUCETTA (die Hände gegen ihn ausgestreckt). Gnädiger Herr! —

ANTONIO. Entsetzlicher Mann! Bist du ihr Vater?

LEONATO. Ich bin es. Durch Gottes Verhängniſs bin ich's. — Soll sie leben, und allen den Ihrigen — — Ins Grab mit dir, Unglückliche! Es ist die beste Hülle um deine Schande. Einen Seufzer gen Himmel, der deine Reue vor Gott bringe — und stirb!

LUCETTA. Liebstes Fräulein — —

ANTONIO. Ach! sie erholt sich wieder. Sie lebt noch.

LEONATO. Sie lebt noch? —

LUCETTA. Sehen Sie auf, liebstes Fräulein!

ANTONIO (zu seinem Bruder gehend und ihn umarmend). Ich bitte dich, ich beschwöre dich, Leonato! Wenn du noch Liebe für sie im Herzen trägst — und wie solltest du nicht, da sie dein Blut ist?

ist? — Ihr sie keine Verwünschungen hören! Entferne dich, wenn du zu sehr bewegt bist! Lösche nicht diesen Funken des Lebens aus, der in ihr wieder emporglimmt! — Es ist dein Kind, deine Laurana!

LEONATO. Mein Kind? Habe ich noch ein Kind? —

ANTONIO. Erhalte es! und du hast noch eines.

LEONATO. O ich Thor! Klagte ich über den Tod meiner Kinder? War ich unzufrieden, dafs nur dies Einzige lebte? — Auch dies Einzige, auch schon dies ist zu viel! — Warum lebt sie mir noch? Warum nahm ich nicht ein Bettlerkind, und erzog es? Es hätte dankbarer an mir gehandelt. Es hätte mein graues Haar nicht mit Schanden zur Grube geschleppt.

LAURANA (mit schwacher Stimme). Wo bin ich? —

ANTONIO (der gütig ihre Hand nimmt). Bei mir, Laurana! Bei Antonio bist du.

LAURANA (in einem tiefen Seufzer). Ach! —

LEONATO. Kannst du reden? Kömmt die Sprache dir wieder? — Gebrauche sie, Unglückliche! Nenne mir den ruchlosen Verführer, mit dem er dich anklagte! Wer war er? —

LUCETTA. Haben Sie Mitleiden, gnädiger Herr!

LEONATO. Nenne mir seinen Namen! Wer war er?

ANTONIO. Du siehst ja, mein Bruder — Sie will dir antworten, aber sie kann nicht.

LEONATO. Desto schrecklicher, daſs sie nicht kann! Was ist ihr Stillschweigen anders, als ein Bekenntniſs ihres Ver-

brechens? — Seinen Namen! Wer war er?

LAURANA (schwach). Ich weifs von keinem, mein Vater.

LEONATO. Schweig! Nicht dein Vater! Erst sei tugendhaft, und dann nenne mich deinen Vater! — Du weifst von keinem, sagst du?

LAURANA (zu seinen Füfsen sinkend). Ach! ich nenne Sie meinen Vater. — Es ist mein Entsetzen, was mich zu Boden schlägt, aber nicht mein Gewissen. Ich bin tugendhaft. Ich bin unschuldig. Ich habe nie meine Pflicht übertreten. — Habe ichs je, so müsse Ihr Fluch über mich kommen! so müssen meine Schwachheiten alle kein Erbarmen vor Gott finden! — — Um Ihrer Frömmigkeit willen, mein Vater! Um des Andenkens meiner Mutter willen, die Sie geliebt haben! — —

LEONATO (sie aufhebend). Ah, Grausame! Was sagst du? — (zu Lucetta) Führt sie hinweg, und laſst ihren Arzt rufen! Tragt für ihr Leben Sorge!

LUCETTA (ruft zu verschiednen malen, indem sie mit Antonio das Fräulein bis an die Scene führt). Beatrix! — Beatrix! — (Endlich tritt Beatrix hinzu, das Schrecken und die Verwirrung in allen ihren Handlungen ausgedrückt.)

Vierter Auftritt.

LEONATO. ANTONIO.

LEONATO (nachdem er ihr lange nachgesehn, hebt er beide Hände empor). O Gott im Himmel! —

ANTONIO (der das Fräulein in Lucettens Händen läſst und zurückkehrt). Was ist dir? Fasse Muth, Leonato! — Wenn deine Tochter nicht unschuldig ist; nicht so

unschuldig, wie ein Kind das geboren wird: so bin ich ewig ein Lügner.

LEONATO. Unschuldig? Unschuldig?

ANTONIO (mit ausgestreckter Hand). Wie dieses Tageslicht — Oder ich will es nie wiedersehen!

LEONATO. Das sagst du mit eines Engels Stimme. Aber o Gott! —

ANTONIO. Komm! komm! Heitre dich auf, Leonato! — Ich habe sie gesehn, sie beobachtet. Es war noch mehr Unwille, als Scham, was auf ihren erröthenden Wangen brannte. — Der Graf wird nicht ewig irren. Er wird seinen Irrthum erkennen; er wird ihn zu ihren Füßen bereuen.

LEONATO. Erkennen? bereuen?

ANTONIO. Sobald wir nur Licht haben. Komm!

LEONATO. Ha, wenn sie unschuldig wäre!

ANTONIO. Jeder Blick von ihr mufs dir's zeugen.

LEONATO. Wenn sie's wäre — wenn sie unschuldig wäre!

ANTONIO. Du zweifelst, mein Bruder?

LEONATO. Nun dann! Nun dann! — So soll sie sehen, ob sie noch einen Vater hat. Ich will ihr Rache schaffen, und wenn es mit meinem letzten Blutstropfen wäre! — (Er reifst sich die Brust auf) Meint der Mörder, weil ich schon grau werde? weil mir meine Hände schon zittern? —

ANTONIO. Gott! wie aufser dir bist du?

LEONATO. Meint er darum, ich werde mein Kind verlassen? Ich werde mein Kind nicht beschützen? — Komm, komm! Sie haben sich auf Pedro's Zeugnifs berufen. Komm mit mir! Wir wollen ihn hören.

ANTONIO. Wir beide, mein Bruder? — Und deine Tochter? —

LEONATO. Sie soll Genugthuung haben, volle Genugthuung; oder ich will nicht leben!

ANTONIO. Aber in diesem Zustande, soll sie allein seyn? wollen wir beide sie verlassen? soll keiner da seyn, der zu ihr rede, der sie mit einem Worte tröste? — Bleib du hier! Auch weil dein Blut so heifs ist. — Ich allein will zu Pedro gehn: und wenn ich ihn nicht selbst bringe, so bringe ich seine Antwort; aber ich will ihn selbst bringen.

LEONATO. Bring' ihn! Bring' ihn! — Sage ihm, dafs der Tag, den ich für meinen glücklichsten schätzte — — Sage ihm, dafs eben der Mann, dessen Tugend ich um *seiner eigenen* willen vertraute; dafs der meine Tochter, dafs er sie in dem Augenblicke wo er sie zum Altare führen sollte, mit der schreck-

lichsten Wuth, mit den entsetzlichsten Vorwürfen, dafs er sie mit Thränen — (die Stimme nachlassend) mit bittern — — (schmerzlich) O Antonio!

ANTONIO. Schon wieder? Wirst du dich niemals fassen?

LEONATO. Du sahst es — Er weinte, mein Bruder. Er wusch sie mit seinen Thränen. — Und er hätte aus Bosheit —

ANTONIO. Aus Bosheit? Lafs es aus Irrthum seyn, Leonato! Es giebt des Irrthums mehr als der Bosheit. — Glaube mir! Wer von den Menschen am mildesten denkt, denkt am wahrsten. — Und eben diesen Irrthum ans Licht zu ziehn, ihn zu Schanden zu machen, den Grafen mit Reue und Scham zu erfüllen — (im Begriff abzugehn.)

LEONATO. Du gehst schon? Du gehst?

ANTONIO. Um dir die Ruhe zurückzubringen, die du verloren hast. Zu Pedro geh' ich.

LEONATO. Itzt am Mittage? Vor allen Menschen? Vor ganz Messina?

ANTONIO. Warum nicht? Was hinderte mich?

LEONATO (mit Erschütterung). Sie ist auch *dein* Kind — und willst du dein Angesicht zeigen? — O bleib, Antonio, bleib! Laſs Pedro von selbst kommen! Er wird mich so nicht verlassen. — Ich lehne an meiner letzten Hoffnung — und wenn sie dahinsänke — —

ANTONIO. Du weinst, mein Bruder? — O trockne sie ab, deine Thränen! trockne sie ab! Sei ein Mann! Jede die du weinst, ist eine Beleidigung gegen den Himmel. Heitre dich auf!

LEONATO. Was kann der Himmel?

Kann er die Unschuld zurückbringen, wenn sie verloren ist? Kann er mehr als vergeben? — — Und wenn du wüfstest, mein Bruder —

ANTONIO. Was soll ich wissen?

LEONATO. Ach, auch sie hat geweint, auch sie fand ich diesen Morgen in Thränen; und ihr Vorwand — ihre Beschönigung — Sie sprach von Verachtung, als wenn sie's sich bewufst wäre, Verachtung verdient zu haben. — (mit bittern Thränen) Sieh nun den Trost meines Alters! Mit Ehren hab' ich gelebt, und mit Schanden werde ich sterben müssen.

ANTONIO. Vertrauen! Habe Vertrauen, mein Bruder!

LEONATO. Zu wem? zu wem?

ANTONIO. Wenn du's nicht zu mir hast, zum Himmel! — Sieh hier! (auf den Boden des Saals zeigend) Welche Stelle

ist das? Und welche Stelle die dort? Und dann die? Erinnre dich, Leonato!

LEONATO. O wollte Gott, du könntest noch eine zeigen! Warum lebe ich noch? —

ANTONIO. Hier standen sie, deine Kinder. Hier standen sie, da sie alle die Wuth der Seuche in einer Woche hinrifs; und du? — Erinnre dich, Leonato! — als du hier an meiner Seite hereintratst, und zum leztenmal ihre Leichen sahst; was war da dein Gedanke? — Sie sind glückselig, riefst du: sie sind in ihrer Unschuld gestorben; und ich gebe sie Dir mit Freuden! — indem du aufsahst. — Nun da, mein Bruder! eben da rang auch deine Tochter schon mit dem Tode; und sie allein mufste leben. Warum starb auch sie nicht in ihrer Unschuld? — Habe Vertrauen! Vertrauen! —

LEONATO (ihn umarmend). So geh dann! So ruf' ihn dann!

ANTONIO. O es braucht's nicht. Da ist er.

Fünfter Auftritt.

PEDRO. DIE VORIGEN.

LEONATO (erschreckend). Sind Sie es, Pedro?

PEDRO. Ich bin es. — In welchem Zustande muß ich Sie finden?

LEONATO. O mein Freund! Wenn Sie wüßten! — Eben der Mann, den ich als meinen Sohn liebte, den Sie mir als den edelsten, als den rechtschaffensten rühmten — —

PEDRO. Ich weiß es, mein Freund.

LEONATO. Sie wissen's? Sie billigen's auch?

PEDRO. Der Graf ist unschuldig; er ist vollkommen unschuldig. — Auch ich!

ANTONIO. Und wer denn am Ende schuldig? Ist's Juan?

PEDRO. Vielleicht. — Entweder er, oder — es ist denn keiner mehr übrig — Laurana.

LEONATO. Ha! So ist es? So ist es? — (indem er sich voll Verzweiflung in einen Sessel wirft) Geht hinaus von mir! Überlaßt mich mir selbst! Geht hinaus!

PEDRO (ihm näher tretend). Nein! Sie müssen mich hören. Sie sind es Sich Selbst, Sie sind es Ihrer Beruhigung schuldig.

ANTONIO. So komm denn! Hör' ihn an, Leonato!

LEONATO. Weg von mir! Weg! — Ich habe kein Kind mehr; und ich will auch euch nicht mehr haben. — Ach, Laurana! Laurana!

PEDRO. Fassen Sie Sich! Hören Sie mich!

LEONATO. Deine Ehre, dein Glück, deinen Vater! — Hast du das Alles auf einmal — — (wieder feststehend) Aber es ist nicht. Es kann nicht seyn. Womit hätte meine Tugend an Gott gesündigt? — Es ist Lug und Verrath, was mich unglücklich macht, nicht Lauraua! — Der Heuchler sucht Vorwand: er will sich losreifsen; er stiftet seine Freunde an, dafs sie ihm helfen. Und warum sollten sie nicht? Was macht Ihnen die Schande einer Unschuldigen, und der Tod eines Vaters? Sie haben kein Gefühl mehr. Sie sind an Mordthaten gewöhnt. —

ANTONIO. Wohin geräthst du, mein Bruder?

PEDRO. Fassen Sie Sich! Lassen Sie das Ihren Trost seyn, mein Freund: Wir haben nur gehört, nicht gesehen.

ANTONIO. Und was gehört? Was, Pedro? —

PEDRO. Eine Stimme, mein Freund — Ich hätte mein Leben verschworen, sie wäre Lauranens; auch nannte die welche ihr antwortete, ihren Namen.

ANTONIO. Aber wo, Pedro? Wo hörten Sie sie?

PEDRO. Hier, in dem Garten an diesem Hause.

ANTONIO. Und was sprach sie, diese Stimme? —

PEDRO. Wenn es die meiner Freundinn war — Doch, nein, Antonio, nein! Itzt, da es Tag ist, und da ich zurückdenke; da die erste Verwirrung des Erstaunens vorüber ist: — da erhebt sich ein Zweifel nach dem andern in meiner Seele. Ich glaubte immer der Redlichkeit dieses Juan; sollt' ich geirrt haben, Antonio?

ANTONIO. Dieses Juan? War's Juan?

LEONATO. Ha, nun seh' ich! War er's, der Sie hieher brachte? War er's, der meine Laurana — —

PEDRO. Er allein war's, der sie verdächtig machte. Nur auf seine Veranlassung — —

LEONATO. Gütiger Gott! Nun erkenn' ich. — Er! Er und der Graf! — —

PEDRO. Nicht der Graf, Leonato! Was der gethan hat, verzeihen Sie der Heftigkeit seiner Liebe! — Aber dafs Juan ihn herbegleitet; dafs er wider alle Zusage, wider alle Billigkeit, alle Vernunft — —

LEONATO. Juan! Juan! Er, der sie liebte, der um sie anhielt, den sie verwarf: er hätte — —

PEDRO. Ich erstaune, mein Freund —

Sechster Auftritt.

DIE VORIGEN. BEATRIX.

BEATRIX (wild hereintretend und ihre Hände ringend). O Gott! — Gütiger Gott! —

LEONATO. Was ists? Was willst du?

BEATRIX. Helfen Sie! Helfen Sie ihr! — Sie liegt da. Sie ist bleich wie der Tod. Sie wird nie wieder erwachen.

PEDRO. Wer, wer?

ANTONIO. Laurana?

BEATRIX. Der Arzt zuckt die Achseln und kann nicht helfen. — Gehn Sie! Eilen Sie!

(Der Vater und Antonio ab.)

Siebenter Auftritt.

PEDRO. BEATRIX.

PEDRO. Welche neue Verwirrung! — (hinter Leonato her) Mein Freund! — Aber

er ist fort; und welche Gewalt würde ihn aufhalten? — (nach einer Pause) Zarte Seele! wenn du verrathen wärest! Wenn dich die eifersüchtige Wuth eines Verliebten — — Zwar weifs ich nicht, sehe nicht ein; aber doch — Wenigstens will ich mir Licht schaffen; ich will in ihn eindringen, will ihn so lange drücken und martern — — (fortgehend.)

BEATRIX (ihm mit gerungenen Händen nach). O gnädiger Herr! — (wieder inne haltend.)

PEDRO. Unsinnige! Dafs du mit solchem Geschrei hereinstürztest! — Aber sorge dafür, dafs ich Nachricht erhalte! Sorge dafür, und bringe sie mir selbst. Nur mache nicht Tod aus Ohnmacht! (geht ab.)

BEATRIX (ihm nach). Gnädiger Herr! — O nur ein Wort, gnädiger Herr!

Achter Auftritt.

BEATRIX allein, voll Angst zurückkehrend.

Nein, unmöglich! Ich kann nicht. — Die Worte ersterben mir auf den Lippen. Ich kann nicht. — O wäre nur eines heraus! Wäre nur eins, nur das erste heraus! Dann könnt' ich weiter, dann könnt' ich Alles. — — Gott, Gott! in welchen Abgrund bin ich gefallen! — — Und soll *ihr* Herz brechen? Soll sie um meinetwillen — Soll die Unglückliche aus der Welt gehn, ohne dafs ihre Unschuld entdeckt sei? — Ich *mufs* es sagen. Ich mufs — Ich will ihm nach; denn nur *ihm* kann ichs entdecken. Sonst Keinem!

Neunter Auftritt.

BEATRIX. \ BORACHIO.

BORACHIO. Du hier, Beatrix? So wild? — Wohin?

BEATRIX. Ha! du wagst es noch, Mörder? — Flieh, eh du entdeckt wirst, oder —

BORACHIO. Was ist's denn? was lärmst du denn? — Sie ist in Ohnmacht gefallen, nun ja! Und du machst solch Aufsehen, um eines elenden Gaukelspiels, einer Ohnmacht willen? — Sie wird schon erwachen, wenn sie die Zeit dazu ersieht. — (Er fasst sie mit Gewalt in die Arme) Komm fort, komm mit mir! Es taugt dir nicht, dafs du hier bleibst! Ich will dir schon sagen, was du zu thun hast. —

BEATRIX (sich loswindend). Mir sagen? mir sagen? — Hinweg von mir! Fort!

BORACHIO. Bist du unsinnig geworden?

BEATRIX. Es soll heraus. Es soll Alles heraus. — Wenn sie stürbe, so hätte sie meine Hand ermordet; und wie würd' es dann mir ergehen? In welchem Winkel der Welt würd' ich dann Ruhe finden? — Es soll heraus. Ich will Alles bekennen.

BORACHIO (ihr den Weg vertretend). Wie? wie, Thörinn? deine Schande bekennen? Du willst es selbst bekennen, dafs deine Unschuld — Ha! ich erschrecke in deiner Seele vor dem Gedanken! — (als ob er sich scheute, es laut zu sagen) dafs deine Unschuld dahin ist? Dafs du deine Ehre verloren? Dafs du nur defswegen — —

BEATRIX (zurücktretend). O Gott! Ich erzittre. Was soll ich anfangen? —

BORACHIO. Dafs du nur aus blofser Liebe zu mir — —

Beatrix. Schweig! Schweig! Wirfs mir nicht vor, Abscheulicher! Ich bin elend genug.

Borachio. Sobald du Eines sagst, mufst du Alles sagen. Da hilft denn nichts mehr; da ist dann bei Gott Gnade. — Und was erst viere wissen, wird alle Welt wissen; es wird von Mund zu Mund, von Hause zu Hause gehen. — Ha, denke nur! denke, Beatrix! Wenn du ein Mährchen der ganzen Stadt würdest? Wenn alle Knaben dir nachschrieen? wenn alle Finger hier in Messina? — —

Beatrix (die Hände ringend). Ich bebe. Ich vergehe vor Angst. — Meine Ehre! Ihr Leben! — (schluchzend sich der Scene nähernd) Ach Laurana! Laurana! —

Borachio. Ihr Leben, sagst du? Ihr Leben? —

Beatrix. Es ist dahin, und auch meines. Ich finde nie wieder Ruhe.

BERLIN,
GEDRUCKT BEI LOUIS QUIEN.

Mohrenstrasse N: 50.

J. J. ENGELS

SCHRIFTEN.

SECHSTER BAND.

SCHAUSPIELE.

ZWEITER THEIL.

BERLIN 1803.

IN DER MYLIUSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

INHALT
DES SECHSTEN BANDES.

5. EID UND PFLICHT.
Bürgerliches Trauerspiel, in fünf Aufzügen . . . . . Seite 1
Entworfen unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege.

6. STRATONICE.
Schauspiel in einem Aufzuge . . — 161
Unvollendet.

7. DER DIAMANT.
Lustspiel in einem Aufzuge. . . — 195
Nach dem Französischen des *Collé*.

EID

EID UND PFLICHT.

EIN

BÜRGERLICHES TRAUERSPIEL.

(ENTWORFEN UNMITTELBAR NACH DEM SIEBENJÄHRIGEN KRIEGE.)

Personen:

Welldorf, Vorsitzer des Stadtraths.
Madame Welldorf.
Eduard, ihr Sohn, in feindlichen Diensten.
Luise, ihre Tochter.
Ein feindlicher Oberster, Befehlshaber des Orts.
von Brink, feindlicher Hauptmann.
Ein Arzt.
Sergeant, mit Wache.
Sophie, im Dienst der Mad. Welldorf.
Ein Bedienter des Hauptmanns.

Die Scene: ein Saal, mit einem daranstoßenden Seitenzimmer.

Eduard und die Obrigen sind von verschiedenen Regimentern.

ERSTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

MADAME WELLDORF. Dann SOPHIE.

M. WELLDORF (unruhig umhergehend). Sie kömmt nicht. Sie weifs, mit welcher ängstlichen Ungeduld ich nach ihr aussehe, und kömmt nicht. — O dies schreckliche Leben! Ich könnte wünschen, dafs nur Alles aus, Alles entschieden wäre. So wär' ich doch ruhig. — — (horchend und dann entgegen) Endlich! Ja, sie ist es; ihr Gang. — Nun? Nun, Sophie?

SOPHIE (außer Athem). Ah Madam! Wer doch lieber nicht reden dürfte!

M. Welldorf (erschrocken). Wie?

Sophie. Die Geiſsel sollen fort. Ohne Gnade. — Schon in der Nacht, sagt man, ist der Befehl gekommen. — Die Anstalten sind schon alle gemacht; die Freunde, die Anverwandten nehmen schon Abschied; es kann sich aufs längste noch eine Stunde hinziehn, dann geht es fort: und hier der Herr — ach hoffen Sie nur für den keine Schonung! Ich hörte, als der Oberst die Namen abrief — — .

M. Welldorf. Daſs er auch ihn nannte? auch ihn?

Sophie. Ihn zuerst. Und so laut! — Ich würde Sie nicht erschrecken, wenn ich nicht zu gewiſs wäre. Aber ich stand so nahe.

M. Welldorf (in Angst). Sophie! —

Sophie. O, Sie müssen nur einen Entschluſs fassen; nur gleich! Sie müssen nur Anstalten machen, ihn fortzuschaffen.

M. Welldorf. Ihn fortzuschaffen?

Sophie. Er hat hier doch noch Freunde — hat Anverwandte —

M. Welldorf. Gab er denn nicht sein Ehrenwort, sich zu stellen? Ist Er der Mann, das zu brechen? — Würd' er nicht, ohne dies Ehrenwort, noch gleich den Übrigen im Gefängniſs liegen?

Sophie. Sagen Sie eher: im Grabe.

M. Welldorf. Um so schlimmer! Das vermehrt noch seine Verpflichtung. — Und wenn ich ihn auch zur Flucht zu bereden wüſste; wo sollt' ich mit einem Sterbenden hin? mit einem Manne, der kaum noch Kraft hat, von seinem Sessel bis an sein Bett zu taumeln? — Soll ich denn selbst ihn tödten, damit nicht Andre ihn tödten?

Sophie. Aber dann — ich bitte Sie: was bleibt übrig, Madam?

M. Welldorf. Nichts. — Leider!

nichts. Du hast Recht. — Ich muſs ihn Gott in die Arme werfen, und muſs kommen lassen, was kömmt. — (nach einigem unordentlichen Umhergehen) Aber doch — wie wenn der Arzt für ihn spräche?

SOPHIE. Der Arzt?

M. WELLDORF. Er ist bekannt mit dem Obersten; hat ihm Dienste gethan. — Lauf! lauf! Du wirst ihn noch finden, hoff' ich; es ist noch frühe. — Sag' ihm, in welcher Unruhe ich bin; sag' ihm, daſs er zum Obersten eilen, daſs er sich erst näher erkundigen, daſs er dann versuchen soll, was sein Fürspruch — —

SOPHIE (auf dem Sprunge). Genug! — Zeit ist kein Augenblick zu verlieren. Ich weiſs schon Alles. (ab.)

Zweiter Auftritt.

MADAME WELLDORF allein.

Sein Fürspruch! Und kann ich noch

Hoffnung hegen, dafs uns sein Fürspruch — — Gott! Gott! Es ist Verzweiflung in dieser Hoffnung. — — Wie, wenn ich's nur nicht geheim hielte? wenn ich mir lieber ein Herz fafste und ihm es ankündigte? Der erwartete Schlag träfe dann minder schrecklich. — Zwar Er — er ist so völlig dahingegeben, ist zum Äufsersten so gefafst; aber Luise! Luise! wenn nun die Alles verloren geben soll, Alles auf einmal! so viele Sorgen, Nachtwachen, Thränen — — Sie kömmt. — (indem sie die Augen trocknet) Ah die Unglückliche! Ich mufs mich fassen, so gut ich kann.

Dritter Auftritt.

MADAME WELLDORF. LUISE.

LUISE (schleicht aus dem Seitenzimmer gegen die Thüre, und erblickt ihre Mutter). Sieh, da sind Sie ja, liebe Mutter. So eben

wollt' ich hinaus, Sie zu suchen. — (näher kommend und sie ansehend) Sie haben geweint?

M. Welldorf (mit erzwungener Ruhe). Wenn man allein ist, mein Kind; — das Herz — —

Luise. Freilich wird's da eher voll, und tritt über. Einsamkeit führt zum Nachdenken, und das taugt nicht für uns. — Doch für itzt seyn Sie nur wieder recht heiter! Ich bringe gar gute Nachricht. — Mein Vater ist diesen Morgen in einen Schlaf gefallen, wie er ihn seit Wochen nicht mehr gehabt hat; in einen so erquickenden Schlaf! Ich bemerke keine Bänglichkeit mehr, kein schreckhaftes Zusammenfahren, keinen ungleichen Odem, nichts von dem, was der Arzt immer so ungerne hörte. — (indem sie gegen das Fenster geht) Ich weiſs nicht, ob ich mich irre: aber — —

M. Welldorf. Was hast du?

Luise. Es ist nicht mehr früh', däucht mir. Er könnte da seyn.

M. Welldorf. Der Arzt? Bist du ungeduldig nach ihm?

Luise. Das wohl nicht; aber ich mögte denn doch sein Urtheil hören. — Gestern machte er mir ganz bange mit seiner Zurückhaltung; er war so trocken, einsylbig, finster: heute, denk' ich, soll er schon wieder offner werden, soll uns schon eine freundliche Miene gönnen. Denn anders als Gutes wird er uns doch nicht sagen können. *Nicht wahr?*

M. Welldorf (kaum sich zwingend). Gütiger Gott!

Luise. Ich meine nur: weil er doch auf Schlaf immer die beste Hoffnung baut; weil er ihn die Arzenei der Natur nennt, wovon er mehr Wirkung als von jeder andern, erwartet.

M. Welldorf. Er hat Recht, denk' ich, sehr Recht; aber *darum* — —

Luise. Nun?

M. Welldorf. Und wenn auch von dieser Seite schon Alles besser stände, unendlich besser; — sind wir darum geborgen? sind der Zufälle, die unsre ganze Aussicht wieder verfinstern können, nicht noch so viele, so viele möglich? — (ihre Hand ergreifend) Ich beschwöre dich: lerne ruhiger seyn! Lerne auch bei dem besten Anscheine das Schlimmste fürchten! — Du weifst, wir sind in dem Fall, dafs wir's müssen.

Luise (niedergeschlagen). Sonst sorgt' ich Ihnen immer zu viel — war Ihnen zu traurig —

M. Welldorf (gerührt). Luise! —

Luise. Und nun ich einst einen Augenblick froh bin; nun wollen Sie mir auch mein Bestes, mein Einziges nehmen: die Hoffnung?

M. Welldorf (lebhaft). Ich dir sie nehmen? — (und wieder herabgestimmt) Aber für uns leider! für uns — —

Luise. Da sei Gott vor, dafs sie für uns verloren wäre! Das war's doch nicht, was Sie meinten?

M. Welldorf. Nein! Nein; aber —

Luise (nach einer Pause). Ich begreife Sie nicht. Ich sehe nur *so* viel, dafs Sie etwas auf Ihrem Herzen haben, und etwas sehr Schweres. Warum verbergen Sie mir's? — (auf sie zu) O sagen Sie's ohne Rückhalt heraus! Das bloſse Zweifeln und Umherrathen ist mir so schrecklich.

M. Welldorf (sich zwingend). Hab' ich denn etwas?

Luise. Gewifs. Gewifs. — Sagen Sie mir's heraus, eh ich noch auf das Schlimmste falle. Ich will mich dann auch fassen, und will ganz ruhig bleiben;

ich verspreche es Ihnen. — (ihr näher tretend und leiser) Es ist doch nicht etwa Nachricht gekommen?

M. Welldorf. Was träumst du? — Woher?

Luise. Aus dem Felde, mein' ich. Von meinem unglücklichen Bruder. — Dafs er vielleicht bei irgend einem Vorfall — seine Gesundheit — vielleicht wohl gar — — (beide Hände auf ihrem Arm) Liebe Mutter!

M. Welldorf. Nun, da sieh nur! Sieh, wie schnell wieder, wie rasch! — Müfst' ich nicht bei deiner so hinfälligen Gesundheit zittern, wenn ich dir in der That etwas zu sagen hätte?

Luise. Also nein? Sie haben mir nichts — —

M. Welldorf. Ich bin noch ganz ohne Nachricht. Ich darf ja auch meine Sorgen und meinen Kummer nicht erst

von Eduard holen. Denn leider! hier selbst — —

LUISE (da sie inne hält). Hier selbst? —

M. WELLDORF. Sind wir denn schon sicher, dafs du erst fragst? Ist dein Vater nicht der Erste im Rath, und so auch der Erste in der Gefahr? Kömmt die Weigerung, den Feind in seiner Forderung zu befriedigen, nicht hauptsächlich von ihm? — Das, das, mein Kind, macht mir Sorge! Denn, wenn die alte Drohung endlich erfüllt würde; wenn Befehl wegen der Geifsel käme — —

LUISE (schnell). Befehl? Sie über die Gränze zu schaffen? — Er wäre da?

M. WELLDORF (zögernd). Sagt' ich denn das? — Aber *wenn* er käme, und man hart genug wäre, auch deinen Vater — —

LUISE. Sie machen mich zittern. Das wäre schrecklich für uns. — Nein, den

weiten Weg bis zur ersten feindlichen Festung — den überlebte er nicht; nimmermehr!

M. Welldorf. Und wenn dann nur ein Fürsprecher da wäre! irgend ein Mann von Gewicht, der auf so einen Fall — —

Luise. Aber der wäre doch, liebe Mutter.

M. Welldorf. Wer? — wo?

Luise. Sie fragen? Sie haben unsern Retter, unsern Wohlthäter doch nicht vergessen?

M. Welldorf. von Brink? — der uns schon seit Wochen nicht mehr besucht?

Luise. Weil er das ja nicht konnte; weil der Dienst ihn von hier rief. — Indefs wollt' er doch wiederkommen, und seiner Rechnung nach könnt' er schon da seyn. Was ihn auch nur ab-

halten mag! — (nach mehrern Augenblicken) Sollten wir denn aber wirklich etwas zu fürchten haben? Sollte man grausam genug seyn können, meinen Vater vom Todbett zu reifsen? — Ich kann das nimmermehr denken. Sein Elend ist viel zu sichtbar an ihm. Menschen werden ihn uns lassen, wenn nur Gott ihn uns läfst.

M. Wellborn. Wären sie — wären sie Menschen!

Luise. O, sie sind's. In der That. — Schon unser rechtschaffner Hauptmann —

M. Wellborn. Der Eine! —

Luise. Mit wie viel Grofsmuth nahm er sich unser an! Wie willig war er auf meine ersten Bitten, uns zu helfen, uns beim Obersten zu vertreten! — Liefs er nicht Thränen fallen, da wir ihm dankten? War er nicht so innig bewegt? —

Und darum denk' ich: wenn noch *die* weinen, von denen wir unser Unglück fürchten, da dürfen *wir* aufhören zu weinen. Nicht wahr? (indem die Mutter erschrocken in den Hintergrund tritt) Aber was ist Ihnen?

M. Welldorf. Hörtest du etwas?

Luise (einen Augenblick lauschend). Nichts. Keinen Laut. — Doch wenn Sie's für sichrer halten — — (ab.)

Vierter Auftritt.

Madame Welldorf (allein).

— Konnt' ichs ihr sagen? Wollte sie's bei dem reinen, vollen Zutrauen, das sie zur Menschheit hegt, auch nur ahnen? — Gott! und wenn man schon da wäre! wenn man ihn schon abrufen, ihm das Todesurtheil ankündigen wollte! — Todesurtheil wär' es für ihn. — (der

Thüre

Thüre näher) Horch! — Sie wird laut — immer lauter. — Aber dem Tone nach ist sie nicht erschrocken, ist sie voll Freude. Wie ist das möglich?

Fünfter Auftritt.

MADAME WELLDORF. LUISE. Dann EDUARD.

LUISE (froh hereineilend). Denken Sie, denken Sie Sich! Ich hatt' ihn doch kaum erst genannt, war doch kaum erst um ihn besorgt gewesen; und da ich hinaustrete — — (sich umsehend) Aber wo bleibt er denn nun? — Ach, er ist so in sich gekehrt und so schüchtern. — (die offne Thüre haltend) Komm! komm, Eduard! komm!

M. WELLDORF (wie erschrocken). Dein Bruder?

LUISE. Da ist er! — Ja, er lebt, und besucht uns. Freuen Sie Sich mit

mir! — Er kömmt mit eben den Wenigen, die uns gestern angesagt wurden. Er wird hier Rasttag halten.

M. Wellborf (auf ihn zufliehend). Eduard — darf ich's glauben? — Mein Sohn! —

Luise. Ich war erst auch ganz betroffen. Ich hatte noch meinen Vater im Sinne, und machte mir — ich weifs nicht, was für Gedanken. Aber da er mir näher trat — da er meine Hand faſste, und mich bei Namen nannte — —

M. Wellborf (ihn haltend). So *bist* du's? So mufs ich dich nach Jahren der Trennung, der Unruhe — mufs dich in so einem Augenblicke — — Gott, wie fremd ist mir das! Ich hatte an Glück und an Freude auch keinen Gedanken; und nun — — (indem er sich ihr entwindet) Aber was ist dir? Du fliehst mich?

Eduard. So mich aufzunehmen! Mit so viel Liebe!

M. Wellborf (ihm nach). Mein Sohn —

Eduard. Einen Undankbaren — Entlaufnen — einen Elenden, der alle Rechte des Sohns verwirkt hat, und der in dieser Gestalt — —

M. Wellborf. Eduard — Welche Reden sind das! — — O nicht weiter in diesem Tone!

Luise (zuredend). Mein Bruder —

M. Wellborf. Keine Rückblicke weiter! Es waren Unbesonnenheiten — jugendliche Verirrungen, die schon lange vergessen, die auf immer vergessen wurden.

Eduard (gen Himmel blickend). Nur nicht dort, meine Mutter — (und auf sein Herz deutend) nicht hier! — Und wenn auch Sie und mein Vater vergessen konnten — — (an seine Kleider fassend, mit dumpfem Tone) Sehen Sie her! Dies erinnert!

M. Welldorf. An dein Unglück, Eduard; woran sonst? — Hat dich dein freier Entschluſs, oder hat dich das Elend deiner Gefangenschaft — —

Eduard (lebhaft). Nein, nur dies hat mich hingerissen; nur dies! — Ich hatte die festesten, heiligsten Vorsätze gefaſst. Ich hatte meinem Fürsten geschworen, und wollte kein Meineidiger werden; tausendmal eher mein Leben lassen. — Aber Hunger, Durst, Nacktheit — alles Unerträgliche, was Sie Sich denken können — —

M. Welldorf (gütig). Nun, so vergieb dir selbst, und sei ruhig!

Eduard. Ruhig? Darf ich das, meine Mutter? — O ich hätte Fragen an Sie zu thun; Fragen — die ich zittre, über die Lippen zu bringen.

M. Welldorf. Und welche? Sprich!

Eduard. Ob mein unglücklicher,

mein so schändlich gemifshandelter Vater — denn ich weifs Alles, Alles, was mit ihm vorging — ob er in der That vom Gefängnisse frei ist? ob Sie ihn wieder haben?

LUISE (schnell). Dort schläft er! Es ist schon Wochen her, dafs ich ihn frei bat. — Der Hauptmann selbst, der die Aufsicht über die Geifsel hatte, ward das Werkzeug zu seiner Rettung — einer der edelsten, der vortrefflichsten Menschen!

EDUARD (tief Athem schöpfend). Nun wohl! So hätt' ich denn doch Eins von der Seele! — Wie hat mich die Nachricht von seiner Verhaftung gemartert! — — Aber an dieser Nachricht hing eine noch andre. Sein Zustand?

M. WELLDORF (ungern). Was soll ich dir antworten? Immer — immer noch —

EDUARD. Ohne Hoffnung. Nicht weit vom Tode. Ich weifs.

LUISE. Wie? — (indem die Mutter die Achseln zuckt) Nein, ich bitte Sie, liebste Mutter: warum ihn in dieser Unruhe lassen? — Ohne Hoffnung ist der Vater doch nicht; nimmermehr! Er hat noch immer Kräfte, um wieder emporzukommen. Und was die Furcht betrifft, dafs wir zum zweiten Mal ihn verlieren könnten — —

M. WELLDORF (mit Wehmuth). Du baust so viel auf die Menschen!

EDUARD (von einer auf die andere blickend). Was heifst dies?

LUISE. Eduard! Sei nur ganz aufser Sorgen! Die gute Mutter, weifst du, sieht oft zu weit, allzuweit. — Sie denkt, weil unser Vater doch nur auf Bedingung frei ward, und weil er sein Ehrenwort geben mufste, nicht von hier zu entweichen —

EDUARD (erschrocken). Wie?

LUISE. So denkt sie, werde man mit

den übrigen Geifseln vielleicht auch ihn — wenn etwa Befehl käme, sie weiter zu schaffen — —

EDUARD (zurücktretend). Weiter zu schaffen? Luise!

LUISE. Kann dich das unruhig machen?

EDUARD. Ah! was du da sagst — wenn ich es mit den Anstalten, die man hier trifft, mit der Ängstlichkeit unsrer Mutter vergleiche — — (sich schnell gegen die Mutter wendend) Ich beschwöre Sie: sagen Sie mehr! Sagen Sie Alles! Erklären Sie mir diese Ihre Niedergeschlagenheit, Ihre Wehmuth! — (die Hand vor der Stirne) Ich fasse Gedanken, die — —

LUISE (ängstlich). Was für Gedanken?

EDUARD. Ich sah den Marktplatz voll Menschen, und ein Wagen mit Wache hielt vor dem Gefängnifs. Ich floh, um nicht erkannt zu werden, vorüber; denn

jedes stillstehende Kind sah mich an; aber ich hörte, däucht mir, von Festung, von Wegführen, von Unsicherheit dieser Gränze murmeln. — Und nun — man sollte mir meinen todtkranken Vater — sollt' ihn von seinem Sterbebette — — Ich schaudre!

LUISE (starr auf die Mutter sehend). Wie?

M. WELLDORF. Wenn du Ursache hättest zu fürchten!

EDUARD (schnell und heftig). Ha! — So errieth ich's? So soll er fort?

LUISE (außer sich). Meine Mutter!

EDUARD. Um Gotteswillen! — Und das jetzt in dem Augenblick, da ich hier ankomme? vor meinen Augen?

M. WELLDORF (zuredend). Eduard —

LUISE. Nein, wie ist dies? wie ist dies? — (indem sich Eduard voll Verzweiflung an einen Tisch wirft.) So sehr ich von Sinnen bin, so seh' ich doch, daß Sie mir

das nicht hätten verbergen können; unmöglich! — Schon die Anstalten, sagt Eduard? Schon ein Wagen vor dem Gefängniß? — Und Sie wissen, daß man auch meinen Vater — ? —

M. Welldorf. Es wissen! — Würd' ich geschwiegen haben, wenn ich es wüßte? Würd' ich nicht das erste heftigste Schrecken haben verhindern wollen? — Aber eben weil ich noch ungewiß bin; weil ich nur Alles noch von Sophien habe —

Luise. Von ihr? —

M. Welldorf. Und weil auch die nur noch muthmaßte, nur Argwohn schöpfte — —

Luise (immer dringender). Also doch keine Ankündigung? keine Aufforderung sich bereit zu halten?

M. Welldorf. Keine. Keine. — (sie von sich wegdrückend) Ich bitte dich:

lafs mich zu mir kommen, und lafs mich mit deinem Bruder reden! Wenn ich ängstlich war, so war ich es mehr um deinet- als deines Vaters willen. Ich habe Hoffnung für ihn, die beste Hoffnung. — Und wenn er auch wirklich Gefahr liefe — — (indem sie sich gegen den Sohn wendet) Eduard! Auf den möglichen Fall, dafs er sie liefe; — — Sollt' es nicht Schickung von Gott seyn, dafs du hier ankamst? Sollten wir nicht gegen alle Besorgnifs eben durch dich gedeckt seyn?

EDUARD (mit Wildheit aufspringend). Durch mich? Durch mich?

LUISE. Durch Eduard? Sie glauben, dafs wenn er ginge — —

M. WELLDORF. Dafs er Alles, selbst das Schrecken, verhindern könnte. Ich liefs in meiner Verlegenheit schon unsern Freund, unsern Arzt entbieten.

LUISE. Und der? —

M. WELLDORF. Ich wußte niemand, an den ich mich wenden konnte; als ihn; aber nun denk' ich, wenn lieber Eduard spräche, wenn ein Sohn spräche, der selbst in Dienst ist und der es Jahre lang ist — — (ihm nach, indem er in Unordnung umhergeht) O aber du hörst nicht. Du überläßt dich ganz deiner Verzweiflung. — Eduard! Wer verzweifelt, bleibt hülflos. — Und steht's denn schon so schrecklich mit deinem Vater? Kann nicht eben dein Unglück ihm vielleicht noch zur Rettung werden?

EDUARD. Mein Unglück? Ihm mein Unglück zur Rettung?

M. WELLDORF (hinend). Fasse dich nur! —

EDUARD. Bei Gott! Sie könnten mich lehren, daß ich es *liebte!* — Aber wie, wie zur Rettung?

M. Welldorf. Du müfstest hingehen, mein' ich; müfstest einen Versuch wagen — —

Eduard. Wie mir Wunder gelängen? Wie ich Menschen zum Mitleiden rührte, bei denen es Tugend ist, keine Seele und kein Gefühl zu haben? Menschen, die, wenn sie einmal Befehl sehn — —

Luise (zur Mutter). Aber *ist* es denn — ist es wirklich Befehl?

M. Welldorf (nicht ohne Unmuth). Und weifs ich's? Bin ich nicht noch völlig im Dunkeln? — Doch gesetzt, dafs es so wäre — —

Eduard (heftig). Dann! — dann! —

M. Welldorf. Blieben nicht Auswege übrig? Hat ein Unglücklicher, hat ein Sterbender keine Rechte? Käm' es hier nicht blofs auf Bericht an, und auf Bericht der Wahrheit, der reinen Wahr-

heit? — Doch vielleicht auch, dafs Alles im Grunde nichts ist, dafs man nur einen letzten Versuch macht, die Geifsel zur Einwilligung zu bewegen. Man hat ja schon öfter geschreckt.

EDUARD (aufhorchend). Schon öfter?

M. WELLDORF. Und mit Drohungen! mit so fürchterlichen, als ob man sie auf der Stelle vollziehen wollte. — Gewifs, es ist auch jetzt wieder Drohung. Oder, wenn man auch mit den Übrigen Ernst machte und sie von hier schaffte —

EDUARD. Ach! dies Einzige — diese aufdämmernde Möglichkeit, dafs es vorübergehe — — (sich zusammenraffend) Ich habe hier keine Geduld länger. Ich muis Gewifsheit haben.

M. WELLDORF. Eduard! — Und wenn du Absichten merktest; wenn wirklich dein Vater Gefahr liefe — —

EDUARD. Was dann? Was soll ich?

M. Welldorf. Nicht an Rettung verzweifeln. Einen Versuch machen, was deine Bitten — —

Eduard. O Gott! — Lieber, was meine Raserei, meine Wuth vermögte! — Aber ja! ja, meine Mutter! ich will. Wenn ich noch Möglichkeit sehe; so will ich kriechen, betteln, zu Füfsen fallen, Alles thun, was ich für mich nicht thäte, und hätt' ich ein tausendfaches Leben zu retten. Für *ihn* — ah! da will ich! da mufs ich! (ab.)

Sechster Auftritt.

Madame Welldorf. Luise.

Luise (ihn begleitend und dann ihm nachsehend). Er geht. — Wenn er nur nicht die Fassung verliert! Wenn er nur seiner Bitterkeit Herr bleibt! — Ach, es kann noch Alles so gut, und es kann auch Alles so schrecklich werden. — (auf die Mut-

ter zugehend, die in Kummer versenkt steht) Sie schweigen? Sie lassen doch Ihren Muth, Ihr Vertrauen nicht sinken? Denn sonst — — eine grofse, drückende Sorge haben wir doch nun vom Herzen; nicht wahr? Wir wissen doch nun, dafs er lebt, dafs er wohl ist.

M. Welldorf. Eduard? Schien er dir wohl?

Luise. O ich hätte schweigen sollen. Sie weinen. —

M. Welldorf. So wie er *mir* schien, Luise; so *mögt' ich gehen und mich an* deines Vaters Anblick wieder erquicken. Ich würde eine Todesgestalt, aber in ihr doch eine ruhige Seele finden. —

Luise (ein wenig erschrocken). Man kömmt. — (und wieder beruhigt) Aber es ist ein Freund; unser Arzt.

Siebenter Auftritt.

VORIGE. DER ARZT.

M. WELLDORF (ihm entgegen). Seh' ich Sie endlich?

DER ARZT. Leider! noch ohne Hülfe, selbst ohne Nachricht. — Der Oberst war zu beschäftigt; ich kam nicht vor. — Indessen bitte ich Sie: seyn Sie ruhig! ganz ruhig!

M. WELLDORF. In solchen Umständen?

DER ARZT. Ich traf jetzt gleich Ihren Sohn. Er sagte mir, dafs er auf dem Wege zum Obersten wäre.

M. WELLDORF. Und wird er mehr vermögen, als Sie?

DER ARZT. Ich hoff' es, Madame. Wenigstens wird man ihn vor sich lassen, ihn hören; und mit diesem einzigen Vortheil ist schon viel, ist oft Alles gewonnen.

wonnen. — Auch *ich* lasse mich *so* noch nicht abweisen; ich kehre zurück. — Wenn ein Sohn, der selbst in Dienst ist, für seinen Vater: ein Arzt, dem man Verpflichtungen hat, für seinen todkranken Freund spricht: wär' es da möglich, Madame — ? —

Luise. O gewifs nicht! Sie reden wie aus meinem eigenen Herzen. Das wäre gewifs nicht möglich. — (zur Mutter) Seyn Sie dann auch wieder froh, liebe Mutter! Werden Sie heiter! Es steht doch auch hier etwas besser. — (sich wieder zum Arzt wendend) Denn was ich Ihnen sogleich würde gesagt haben, wenn nicht diese neue Unruhe gekommen wäre: mein Vater scheint itzt wirklich auf gutem Wege. Er liegt so eben in einem recht sanften, recht erquickenden Schlummer.

Der Arzt. Dafs er also noch nichts von seiner Gefahr weifs?

M. Welldorf. Kein Wort. Wozu auch?

Der Arzt. Das meint' ich, Madame. Böse Zeitung kömmt wohl jedem zu früh; und für ihn ist die erste, wesentlichste Bedingung des Wiederaufkommens: Ruhe.

M. Welldorf. Hörst du, Luise? — Geh dann wieder hinein; und wenn er erwachen sollte — —

Luise. Ich schweige. Seyn Sie um mich nicht bekümmert! Ich sage kein Wort. — (auf halbem Wege wieder umkehrend) Aber nicht wahr, liebe Mutter; wenn nun Eduard wiederkömmt — einen Wink doch von Ihnen! einen einzigen kleinen Wink, damit ich nur wisse — —

M. Welldorf. Geh! Ich verspreche es dir. — (nachdem Luise zurückgeschlichen) Wir sind allein, liebster Freund. Sie rühmten sonst meine Standhaftigkeit, meine Fassung; aber diese ewige Unsicherheit

wird mich zu Boden drücken. — Sagen Sie mir unverhohlen: haben Sie Hoffnung?

DER ARZT (einen Augenblick sie ansehend). Wozu? — Zur Wiederherstellung des guten Greises? — kaum. Zu seinem Hierbleiben? — wenig.

M. WELLDORF (nach einer kurzen Pause). Wohl! — Ich will ausdauren und meine Pflicht thun, und will aufsehn zu Gott, dafs er mir tragen helfe!

(ab mit dem Arzte.)

Ende des ersten Aufzugs.

ZWEITER AUFZUG.

Erster Auftritt.

VON BRINK. MADAME WELLDORF.

VON BRINK.

Wie, Madame? Welche fruchtlose Hoffnung! — Sie kennen den Mann nicht, mit dem Sie's zu thun haben; sonst würden Sie anders denken.

M. WELLDORF. Aber wenn er noch Mensch ist; wenn er nicht durchaus alles Gefühl verläugnet — —

v. BRINK. Er? darf er verläugnen, was er nicht hat? — Ich hab' ihn nur eben jtzt, und in was für einer Stimmung! verlassen. In der frohsten, heitersten von der Welt. — Ich frage Sie:

würd' ein Mann, der nur einen Funken Gefühls besäfse, einen solchen Befehl in der Hand, und nicht den bittersten Verdrufs in der Seele haben?

M. Welldorf. Also doch? Er hat ihn wirklich, diesen Befehl?

v. Brink. Er sagt es. Auch würd' er, wenn er ohne Befehl handelte, sich verantwortlich machen; und das zu wagen, sieht ihm nicht ähnlich. Er ist kein Freund von Gefahr.

M. Welldorf. Aber auch *so* noch — Sieht er denn nicht, was ein Kind sehen könnte: dafs er auch *so* noch Freiheit hat, zu handeln und nicht zu handeln? dafs, in Rücksicht auf einen Sterbenden, die eigene Absicht dieses Befehls ihn aufhebt, und dafs man ihm nicht ärger zuwiderhandelt, als wenn man ihn ausführt?

v. Brink. *Will* er das sehen?

M. Welldorf. Sie tödten mich. — So wäre Absicht dabei? böser Wille? —

v. Brink. Dafs Sie noch fragen! — Hat man denn nur irgend etwas gethan, diesen edlen, grofsmüthigen Obersten zu verpflichten? ihm nur irgend einen Anlafs verschafft, sich durch Proben seiner Uneigennützigkeit, seiner *Unbestechlichkeit* Ehre zu machen? — Die Folgen dieser Nachlässigkeit liegen am Tage, Madam. Denn natürlich werden nach den Gesinnungen die Berichte, und nach den Berichten die Befehle gegeben.

M. Welldorf (starr ihn ansehend). Dieses Licht — —

v. Brink (bitter). Ist doch hell genug, hoff' ich?

M. Welldorf. So hell, als schrecklich!

v. Brink. Nun dann! — Und dafs Sie also nur ja nicht weiter auf Mitleiden,

Menschlichkeit, Grofsmuth rechnen! Das sind Tugenden, die er viel zu werth hält, um sie so für nichts zu verschleudern. — Das Einzige, was *ich* hier übrig sehe, ist Unterwerfung unter das Schicksal.

M. WELLDORF (aufblickend). O Gott! —

v. BRINK (nach einigen finstern Augenblicken). Es werden Betten nöthig seyn — Arzeneien — Ich bitte Sie: machen Sie Anstalt dazu, und schnelle Anstalt! (indem er zur Seite geht) Ich bin ungeduldig fertig zu werden, wo ich lieber nicht anfinge. Mein ganzes Herz ist voll Abscheus.

Zweiter Auftritt.

VORIGE. LUISE.

LUISE (lebhaft hervorkommend). Hörten Sie? Sahen Sie, liebe Mutter? Es hält ein Wagen, und wenn mich nicht Alles täuscht — — (von Brink gewahr werdend)

Aber Sie sind es. Sie sind schon hier. — Gott, wie glücklich ist Ihre Ankunft!

v. BRINK (in sich hinein). Glücklich?

LUISE. Ich erkannte den Wagen beim ersten Blicke. Es ist der Ihrige. Sie brachten damit meinen Vater aus dem Gefängnifs. — Urtheilen Sie, wie sehr der Anblick mich freuen, wie sehr ich gerührt werden mufste! Denn so eben sind wir von neuem in einer Lage —

v. BRINK (gezwungen). Die mir nicht unbekannt blieb; — die mein ganzes inniges Mitleiden für Sie erweckt —

LUISE (dankbar). Und die Sie hieherbringt. Ich seh' es.

v. BRINK. Ja, mein Kind — die mich hieherbringt — nicht, um sie besser zu machen —

LUISE (erschrocken). Wie? —

v. BRINK (nach augenblicklichem Schweigen). Es wäre Thorheit, hier zurückhal-

ten zu wollen. — Fassen Sie Sich! Ich bin am Ende meines Einflusses, meines Vermögens. Ich bin in Absichten da, die dem zärtlichen Herzen des Kindes kaum verhafster seyn können, als dem wohlgesinnten des Freundes. — Ich selbst, in dem Augenblick, da ich hier ankomme, erhalte Befehl — unbedingten Befehl —

LUISE (zurückfahrend). Meinen Vater zu fordern?

v. BRINK. Es war das erste Wort, der erste liebreiche Empfang dieses Obersten, der es schon wufste, wie sehr er mir damit schmeicheln würde. — Doch sei es! Ich trotze nur seiner Tücke, und lache ihrer. Für Ihren Vater soll es Wohlthat werden, mein Kind.

LUISE. Wohlthat? — Dafs man ihn fortschleppen will?

v. BRINK. Dafs man eben mich dazu aussuchte. — Ich kann ihn nicht hier er-

halten; aber ich kann doch Eins: ihm sein Schicksal mildern, es ihm erträglicher machen.

Luise. Und Sie wollten — ? Sie, sein einziger Freund; — Sie wollten itzt Selbst — —

v. Brinx. Ich will thun, was ich noch kann. Ich bringe den Wagen, den Sie sahen, nicht zu meinem, sondern zu seinem Gebrauche; ich weifs, dafs er bequemer und besser seyn wird, als jeder, der hier zu haben wäre; ich geb' ihm Leute zu seiner Bedeckung, die ich aus meinen besten, meinen geprüftesten wählte; Leute, denen ich's auf die Seele band, den guten Greis mit der sanftesten Schonung, mit der ehrerbietigsten Nachgiebigkeit zu behandeln, und von denen ich gewifs bin, dafs sie gehorchen, dafs sie freudig gehorchen werden. — Für alles Nothwendige, selbst für Überfluſs, ist

gesorgt: (indem er Briefe hervorzieht) und auch das hab' ich veranstaltet, dafs, wo er jetzt hinkömmt — —

LUISE. In sein Grab hin, wohin es sei! — Nein, was Sie auch für ihn thun mögen — und wenn es mehr, wenn es unendlich mehr wäre, als das — —

v. BRINK. Aber was *kann* ich denn mehr?

LUISE. Er ist verloren, wenn Sie ihn von den Seinigen reifsen; wenn Sie ihm die Pflege, die Ruhe entziehen.

v. BRINK (die Achsel zuckend und finster). Das *mufs* ich einmal.

LUISE. Er ist verloren! ohne alle Rettung verloren!

v. BRINK. Ich danke Gott: nicht durch mich! — (sie mit ausgestrecktem Arm und weggewandtem Blick von sich abhaltend) Und nun, mein Kind — weil doch nichts dadurch besser wird, dafs Sie mich mar-

tern: — Schonen Sie meiner! Mäfsigen Sie Ihren Schmerz! Ich trage schon ohnehin eine Bitterkeit, einen Verdrufs in der Seele: — ich bin kaum nur noch Herr darüber. — (mit erzwungener Kälte) Madame! Was ich Ihnen sagte, das nöthig seyn würde. Machen Sie Anstalt!

M. Welldorf. So *mufs* ich? Ich mufs hinein und ihn wecken? — Es ist ein Gang, wie zum Tode.

Luise (ihr verrennend). Wohin? wohin? Nimmermehr!

M. Welldorf. Sage: was bleibt mir hier übrig? Was kann ich thun?

Luise (mit Empörung). Sollen wir Mitschuldige werden? — Mag er gehen! Mag er seine eigene Wohlthat vernichten!

M. Welldorf (zuredend). Luise! — Du bist aufser dir, Kind.

Luise. Ist's ein Wunder? — (sich fas-

send und ihm wieder nähernd) Aber ich bin es! Ich verzweifelte an einem der besten Männer. — Weifs ich denn nicht? Hab' ichs nicht noch immer im Herzen, wie Sie mich im Gefängnifs vom Boden aufhoben? wie Sie mir mit eigener Hand die Thränen trockneten, die ich um meinen Vater vergofs, und mich eine gute, eine liebende Tochter nannten — O, Sie werden auch itzt; ja, Sie werden gewifs, da Sie doch so Alles, Alles in Händen haben — —

v. Brink. In Händen? Ich?

Luise. Sie werden durch ein einziges Wort, das Sie sprechen, durch einen einzigen Gang, den Sie thun — —

v. Brink. Zu wem? Zu wem?

Luise. Zu dem Obersten. — Sie werden, bei Ihrem Einfluss auf ihn — bei Ihrer Verbindung mit ihm — —

v. Brink. Verbindung! — Ha, lie-

ber gar Freundschaft! So bin ich noch um so mehr erniedrigt. — Ich in Verbindung mit ihm? — Aber Sie denken: weil ich doch sonst schon durchdrang, und weil ich selbst meine Mühe herabsetzte, um Ihnen den Dank zu ersparen. — Wären Sie nur zugegen gewesen! — So ein blofses, unbedeutendes Nichts jene Gnade war, einen sterbenden Greis zu entlassen; so rifs ich ihm dieses Nichts nur mit äufserster Noth und nur in einem Fluch von den Lippen. — (sich gegen Madame Welldorf umwendend) Und jetzt, da er sich so trefflich gedeckt sieht; da er seinen Grausamkeiten durch den Befehl, den er erschlich, die Miene der Pflicht geben kann: jetzt dürft' ich mit meiner Fürsprache kommen! Wenn er allen seinen bittersten Hohn über mich ausschütten sollte; so dürft' ich kommen! — Er war von jeher mein Feind. Er

sieht mich an, als eine Schlange in seinem Wege, und hafst mich, um mich mit jedem Blick zu vernichten. Er dürfte nur nicht den Neffen des Generals in mir scheuen; so hätt' er mich schon zur Verzweiflung getrieben. — (wieder mehr zu Luisen) Das, das ist meine Verbindung mit ihm: und nun — Soll ich nun gehen?

M. Welldorf. Ich zittre. — Gott wenn's *so* mit uns steht — —

v. Brink. So, Madame! so! Um keinen Gedanken anders. — Und würd' ich denn auch hier seyn, wenn's besser stände? Würd' ich ein armseliges Fürwort zurückhalten, um mich erst an Ihrem Händeringen, an Ihren Thränen zu weiden? — (zwischen Unmuth und Rührung) Haben Sie *so* mich kennen gelernt?

Luise (mit Thränen). Dieser Vorwurf — er dringt an's Herz!

v. Brink. Ich würd' im Stillen ge-

wirkt; würd' es mir nicht zum Verdienst gerechnet, sondern mir gesagt haben, was ich so oft mir sage: Du selbst dankst dein Leben nur fremder Hülfe! Du bist noch in Schuld bei der Menschheit!

M. Wellborf. Aber mit diesem Edelmuthe, mit diesem herzlichen Willen zu retten; wäre denn damit nichts — nichts — auch nicht das möglich, dafs Sie Aufschub bewirkten? nur Aufschub von Wochen, von Tagen, bis seine Kräfte — —

v. Brink. Von Tagen! — Und wenn ich auch nur auf Stunden antrüge; was nähm' ich für Vorwand? Kann ich sagen, dafs *der* Mann, der den Tod vor Augen sah und nicht wankte; dafs der auf einmal unschlüssig scheine? dafs er seinen Widerstand noch aufgeben, die Schuld noch erkennen werde? — Denn entwe-

entweder das müfst' ich sagen, mit Wahrheit sagen; oder jeder Versuch — —

Luise. Aber *wenn* er nun noch — o Sie geben mir die Hoffnung, und mit ihr das Leben wieder! — wenn er noch itzt sich entschlösse?

v. Brink (es wegwerfend). Er? —

Luise. Wenn er noch itzt sich bewegen liefse, seinen Widerspruch fahren zu lassen; die geforderten Wechsel zu unterzeichnen?

v. Brink (wie vorher). Ihr Vater? Das solltʼ Ihr Vater?

Luise. Wenn er dadurch auch die übrigen Geifsel stimmte, die alle den Blick nur auf ihn richten; die es gewifs schon hoffen, schon mit voller Sehnsucht erwarten? — —

v. Brink. Täuschung! Leerer Wunsch, den Sie zur Hoffnung ausbilden! Mehr

nichts! — (zur Mutter) Haben Sie Erklärungen, Äufserungen von ihm?

M. Welldorf. Keine. Ich müfste Unwahrheit reden. — Aber da ihm ein Glück bevorsteht, das er immer so sehr ersehnt, und zu hoffen so gar nicht gewagt hat: die Umarmung seines einzigen Sohnes — —

v. Brink. Nun? — Und was soll die? Was kann die?

Luise. Sehn Sie denn nicht? Wenn wir mitten in seiner Freude und Rührung, ihm seine Gefahr, und zugleich die volle feste Überzeugung ans Herz legen, dafs sein Widerstand ja doch umsonst, dafs er ewig umsonst ist; — denn nicht wahr? Er ist doch ewig umsonst?

v. Brink. Das sicher. Sicher.

Luise (sich lebhaft zur Mutter wendend). Und wenn nun das Eduard ihm bestätigt; und wir dann Alle uns um ihn her

sammeln, und auf ihn eindringen, und mit den wehmüthigsten Bitten ihm zusetzen, dafs er doch nachgeben, dafs er für uns sich erhalten wolle — — (wieder zum Hauptmann) O nur Aufschub! nur wenige Stunden! und ich hoffe gewifs — —

M. Weildorf. Ja, auch ich hoffe, auch ich. — Seine Standhaftigkeit wird hier mehr als erschüttert, wird überwältiget werden. Was keine Todesgefahr vermogt hat, das wird Vaterliebe vermögen. — Nur die Zeit, ihm seine Lage fühlbar zu machen! damit wir dann Alle — —

v. Brink (wankend). Madame — — (und mit unruhigen Schritten umhergehend) Aber ich glaube bei Gott! ich will hier nach eigenem Triebe handeln; ich will meinen Befehl überschreiten. — Ha! die Aufnahme, die ich da finden, die Verweise, die ich da hören würde! — (mit Wildheit)

Verweise! und die von ihm! von ihm! ohne ihm antworten zu dürfen! — Es ist unmöglich! unmöglich!

Dritter Auftritt.

VORIGE. EDUARD.

LUISE (ihm entgegen eilend). Eduard! — ach! da bist du ja wieder. — Was bringst du?

EDUARD (die Hand in die Luft werfend). Das! Hab' ich nur vorkommen können? Alle Mühe, die ich mir gab — — (den Hut ziehend und dann zurücktretend) Aber wen seh ich dort? — Ha!

v. BRINK (zur Mutter, die mit einem Kopfneigen antwortet). Ihr Sohn, Madam? — Sie sprachen mir öfter von ihm. Welche Scene wird er hier sehen! — — (auf ihn zugehend) Welldorf! Mein Freund!

EDUARD (mit Trotz). Welldorf? — Ja, so heiſs' ich. Das ist mein Name.

v. Brink (beleidigt). Nun? Und das Wort, das ich hinzuthat? — — (indem er starr ihn ansieht) Aber, Gott! welche Ähnlichkeit! Ich erstaune.

Eduard (indem er die Hand der Mutter ergreift und mit ihr vortritt). Meine Mutter! Ein einziges Wort, meine Mutter! — Ich fand hier Wagen und Wache haltend; und hätte die Er, eben Er —? — Ha! wer sonst? Ich bin sinnlos.

v. Brink (langsam auf ihn zugehend). Welldorf — Nein, ich zweifle nicht länger. Du bist's! — (und dann mit Feuer) Freund! Retter! — Ah, ich hätte Alles nur für den Namen gegeben; und find' ich jetzt auch den, der ihn trägt? find' ich beide in gleichem Augenblicke? — — Aber, Grausamer, daſs du dich mir verbargst! und so lange! Warum? — Bekannt muſsten meine Nachforschungen dir doch werden, da sie so öffentlich, da sie so wiederhohlt geschahen.

M. Welldorf. Was heifst dies? — Ich bin aufser mir. — Darf ich wissen —?

v. Brink. Ah Madam! — Dieser Ihr Sohn —

Luise. Sie hätten ihn schon gekannt? Schon vordem?

v. Brink. Nie. Nie. Aber auch ohne dafs ich ihn kannte, ward ich ihm Alles, meine Erhaltung, mein Leben schuldig.

M. Welldorf und Luise (zugleich). Sie ihm? — Ihr Leben?

v. Brink. Er hob mich, nach einem unglücklichen Gefecht, von der Wahlstatt, und trug mich auf seinen Schultern ins Lager. Ich hatte schon aller Hoffnung entsagt. Ich war vor Schmerz und vor Blutverlust schon halb ohnmächtig, und der Untergang der Sonne war nahe. Ich sah der letzten, schrecklichsten meiner Nächte entgegen. — (ihm folgend, indem er wild umhergeht) Welldorf!

LUISE. Mein Bruder —

M. WELLDORF. Mein Sohn —

v. BRINK. Fasse dich! Höre mich, Freund!

EDUARD. Sie hören? Mein Verderben und meine Verzweiflung hören? — (die Hand gegen die Seitenthüre streckend) Dort, dorthin ruft Sie Ihr Dienst. Dort hinein geht Ihr Weg. — — Gott im Himmel!

v. BRINK (ernst, aber mit Güte). Unglücklicher! welchen Ton nimmst du an? Gegen wen? — Gegen den besten, redlichsten Freund deines Vaters! — Wenn du nun *mir* es verdanken müfstest, ihn noch sehen, noch umarmen zu können? Wenn eben *ich* es gewesen wäre, der ihn dem Tode im Gefängnifs entrissen?

EDUARD (erstaunt nach ihm umblickend). Sie? — Sie?

v. BRINK. Frage die Deinigen! Lafs sie reden!

LUISE. Wer denn sonst? Sie allein —

M. WELLDORF. Ihre Güte nur — Ihre Großmuth —

v. BRINK (sie hindernd). Genug! — Aber für keinen Preis auf Erden mögt' ich anders an ihm gehandelt haben. — Ich will mehr; ich will mein Äußerstes für ihn thun. Ich sehe die Wege nicht durch, die zum Ziel führen werden; aber entschlossen vordringen, das bahnt oft Wege. — Fordre! Rathe mir, was ich thun soll!

EDUARD (zweifelmüthig). Sie? — Was Sie thun sollen? — Sie könnten —? —

v. BRINK. Fordre, sag' ich! — Weiß man selbst, was man kann?

EDUARD (immer wärmer). Sie könnten wider Pflicht — wider Befehl — Könnten ihm seine Freiheit erhalten? sein Leben retten?

v. BRINK (nach augenblicklichem Nachden-

ken). Und *wenn* ichs könnte? wenn die Mittel dazu sich finden müfsten?

EDUARD (mit beiden Händen seinen Arm ergreifend, aber sogleich wieder zurückziehend). O dann — — Grofser Gott! und konnt' ich so wahnsinnig seyn? Konnt' ich, eh' ich noch fragte und hörte, den Wohlthäter, den besten Freund meines Vaters — — (die Faust vor der Stirne) Aber so bin ich einmal! So haben mich meine Schicksale gemacht!

v. BRINK. Lafs das! Kein Wort darüber!

EDUARD. Und wenn Sie erst Alles, Alles wüfsten! das ganze Schreckliche meiner Lage, meines Verhältnisses — — o Gott!

v. BRINK. Welches Verhältnisses? Mit wem? — (da er schweigt und mit tiefem Schmerz gegen die Seitenthüre sieht) Rede! Fasse Vertrauen zu mir! — Meinst du dein Verhältnifs mit deinem Vater?

EDUARD. Mit *ihm*. Mit *ihm*.

v. BRINK. Nun? — Und so wehmüthig auf einmal?

EDUARD. Ah! wenn ich hier fühllos bliebe! — Ich selbst, ich Elender — durch die Wildheiten und Ausschweifungen meiner Jugendjahre — ich hab' ihn auf dieses Krankenlager geworfen; hab' ihm mehr als sein Vermögen, auch seine Gesundheit gekostet; hab' ihn zu diesem hülflosen, frühzeitigen Greise gemacht, der beim Einbruch des Unglücks schon keine Heiterkeit, keine Kraft mehr hatte. Das Elend des Kriegs allein hätt' ihn so nicht niedergedrückt. — Urtheilen Sie jetzt; urtheilen Sie von meiner Sehnsucht nach seiner Rettung; von der ganzen Unermeßlichkeit der Wohlthat, wenn noch Sie mir ihn hier erhielten; wenn ich durch Sie ihm den Rest von Leben nur noch auf Monate, auf Wochen verlän-

gern könnte! — Gott, die Aussicht darauf — — Und wenn dann auch mir das traurigste aller Schicksale bestimmt wäre: als Krüppel von fremdem Erbarmen zu leben; — (mit zitternden Lippen) ich wär's zufrieden!

v. Brink. Welldorf! — Bei der Ehre des rechtschaffnen Mannes! — wenn ich noch Möglichkeit dazu sehe — —

Eduard (betroffen). Wie? — Wie?

v. Brink. Wenn ich nur irgend eine Spur, einen Schatten davon erblicke — —

Eduard. Von Möglichkeit? Werfen Sie *so* mich zurück? — Erst war's schon sicher, und nun — — Ah wenn Sie's lässig betrieben! wenn Sie nicht aus vollen Kräften Ihr Letztes, Ihr Äufserstes thäten!

v. Brink. Will ich denn nicht? Hab' ich's dir nicht geschworen?

Eduard. Ich für Sie habe Alles, Alles dahingegeben: Freiheit, Glück, Ruhe des Herzens; vielleicht auf ewig!

v. Brink. Für mich? — Nimmermehr!

Eduard (nach mehrern mifstrauischen Blicken). Wer nur Herz fassen dürfte — —

v. Brink (dringend). Zu reden? — Du *mufst* nun, du *mufst* nun reden. Wenn du nicht mir kosten willst, was ich dir soll gekostet haben: meine Zufriedenheit, meine Ruhe — —

Eduard. Nun dann! Mag's doch wirken, wie's will! — (mit ihm vortretend und leiser) Ich, der Sohn dieser Eltern, dieses rechtschaffnen, verfolgten, bis aufs Leben gemifshandelten Vaters — — (indem er mit stiller Wuth auf sich hinsieht) wer bin ich? wer hab' ich werden müssen? — und wie! wie!

v. Brink (mit Beschämung). Schon genug! Ich errathe. —

Eduard. Wenn man mich, in der Hitze des Gefechts, zu Boden gestofsen,

vernichtet hätte; — gut! es wäre Schicksal des Krieges gewesen; ich war Feind und in Waffen: — aber mich gefangen zu nehmen! mich in einen verpesteten Winkel zu werfen, und bis zum Meineid zu martern! —

v. Brink (beiseite). Schon genug, sag' ich! Genug!

Eduard (ihn nicht hörend). Mich wider Vaterland, Gott und Natur, wider Alles, was Menschen heilig ist, zu empören! — (auf das Herz deutend) mich hier, hier im Innersten elend zu machen!

v. Brink. Wen trifft das aber? Du sprachst von *mir;* und habe denn ich —

Eduard (wie vorher). Mich so heillos, — durch so verrätherische Mittel — durch Entziehung aller Nothwendigkeiten — —

v. Brink (ungeduldig). So rede! Deine Wuth kann gerecht seyn; aber habe denn *ich* — —

EDUARD. O Gott, wer sagt das? Nicht der Gedanke kam mir in's Herz. — Nein, gefangen und gemifshandelt haben mich Andre, ganz Andre; Sie nicht: aber gehalten haben Sie mich, gehalten!

v. BRINK. Ich? —

EDUARD. An jenem Abende auf dem Schlachtfeld. — Ich hätte mich losreifsen können; ich sah den Weg aus meinem Elende offen; die ganze Wahlstatt war frei: — aber diese Ihre zitternde, flehende Hand; das Rührende Ihres Tons, Ihrer Blicke; mehr noch das Zutrauen, womit Sie mir den Willen zu helfen in allen Mienen ansahen: — ich war hin! war verloren! Es war, als ob mir eine höhere Stimme riefe: Hilf ihm! Er soll dir einst wieder helfen. — Ich hob Sie auf; ich schleppte mir die Schultern wund an der Last, und ging zurück in mein Sclavenleben: und nun — bei dieser

äufsersten dringenden Noth meines Vaters; — was sollen nun *Sie* an mir thun?

v. Brink. Das fragst du? — (mit Feuer seine Hand ergreifend) Gehen und dir ihn retten. Bei Gott!

Eduard. Aber wie? wie?

v. Brink. Wie es sei! Durch sanfte oder durch rauhe Mittel. — Sieh, ich weifs Dinge von diesem Obersten; Dinge, Welldorf! — er darf sie nicht laut werden lassen, oder er wagt seine Freiheit und seine Ehre. — Und wenn gleich meine Zeugen dahin seyn können; wenn ich gleich Alles dabei aufs Spiel setze — — Doch nein! nein! Die Gefahr würde nicht blofs *mich* treffen; auch Euch. Erst die sichrern, dann die gewagtern Mittel. — (zu Mad. Welldorf) Freundinn! Unser ganzes Verhältnifs ist jetzt verändert; jede Bedenklichkeit fällt hinweg. Thun Sie, was Sie mir vorschlugen, und thun Sie's

mit Wärme, mit Eifer! Ich geh indefs und will Aufschub bewirken. Den soll und den mufs er mir zugestehen, oder ich rede mit ihm in einem andern Tone. Ich bin gespannt, bin gefafst. — — (mit Innigkeit) Leb wohl, Welldorf! leb wohl! So voll auch mein Herz für dich ist; — der bessre Dank ist Erwiedrung. Ich eile. (ab.)

Vierter Auftritt.

VORIGE (ohne von Brink).

EDUARD. Was hiefs das? Was wollt' er mit seinem Aufschub sagen? Wozu hier Aufschub?

M. WELLDORF. Um uns Zeit zu verschaffen; — Zeit, dafs wir die Standhaftigkeit deines Vaters, seine Bedenklichten — —

EDUARD. Wie?

M. WELLDORF. Gott, du fragst, und ich

ich bin noch, als wie im Taumel. Ich habe noch keine Sinne wieder. — Diese Wendung des Schicksals! Und dafs du ihn, eben ihn dir verpflichten mufstest; den einzigen Redlichen, den wir fanden! — Ah nun versteh' ich sein Wort: ich bin noch in Schuld bei der Menschheit.

LUISE (die von Brinks Begleitung zurückkömmt, indem es innerhalb klingelt). Mein Vater — Eben jetzt wacht er auf. Ich mufs fort. — (mit einer Wendung gegen Eduard, und nicht ohne Mifsmuth) O ich hätte noch erst so gerne, so gerne —

M. WELLDORF (ihr nach und ihre Hand ergreifend). Luise! — Nichts von dem, was hier vorging! Auch von Eduard nichts! Denn wenn sein Hierseyn ihn überraschte — —

LUISE (eilig). Er ruft mir. — Bin ich nicht selbst viel zu sorgsam?

Fünfter Auftritt.

MADAME WELLDORF. EDUARD.

EDUARD (in sichtbarer Unruhe). Wenn es ihn überraschte? — Sie fürchten —?

M. WELLDORF. Seine Schwachheit, mein Sohn. Er ist so reizbar, so äuſserst reizbar geworden. Er wird es noch täglich mehr, je mehr seine Kräfte sinken. Und wenn die Freude, dich wieder hier zu wissen, allzuschnell auf ihn wirkte — —

EDUARD. Die Freude? —

M. WELLDORF. Ich sehe vorher, daſs der Erfolg — —

EDUARD (mit tiefer Rührung). Allerdings! daſs er tödtlich seyn könnte. — Einen undankbaren Sohn zu sehn, und als Feind: — das wäre wohl Freude, um ihm das Herz zu brechen.

M. WELLDORF (ihm an die Thüre nach und ihn aufhaltend). Eduard — Wie verstehst du mich? — Bleib!

EDUARD. Soll er kommen? Soll er vor meinem unvermutheten Anblick zu Boden sinken? — Und auch ich, meine Mutter; ich selbst — in diesem Zustande, worin ich mich fühle; in diesem Aufruhr — —

M. WELLDORF. Ich seh' es. Das Herz fliegt sichtbar in deiner Brust. Du hast Luft und Erholung nöthig. — Aber, Eduard — Sehen mufst du ihn doch, deinen Vater; und wenn du ihn siehst — ich beschwöre dich, zeig' ihm einen frohen, einen gesetzten Muth! Verbirg dem unglücklichen sterbenden Greise jede Spur von Verzweiflung! — Kann's dir denn schwer fallen, dich zu erheitern, da du jetzt die Hoffnung im Herzen trägst, das Werkzeug zu seiner Rettung zu werden?

EDUARD. Ah! wenn ich auch die nicht hätte! Sie allein; sie wirft mir noch einen Schimmer Lichts in die Seele.

— Gut! gut, meine Mutter! Erst nur Athem, und dann — wenn Sie glauben, dafs er's ertragen werde — —

M. Welldorf. Ertragen? Den Anblick seines Sohns nur ertragen? — Aber da ist Luise.

Sechster Auftritt.

Vorige. Luise.

M. Welldorf (ihr entgegen). Was willst du?

Luise. Kommen Sie! Helfen Sie mir! — Meine ganze Hoffnung ist wieder hin. Er spricht von wilden, schreckhaften Träumen, die ihn geweckt haben. Er will heraus.

M. Welldorf. Schon wieder? — (zu Eduard) So sucht er hier immer nach Luft und nach Linderung, wenn er gleich gewifs ist, sie nicht zu finden. — (mit ei-

ner Bewegung der Hand gegen die Thüre) Mein Sohn — —

EDUARD. Ich gehe. Ich bleibe fort, bis Sie rufen. — (allein) Zittert nicht Alles an mir? — Wenn es gegen den Feind, in den sichern Tod ginge; mir wäre leichter ums Herz! (ab).

Ende des zweiten Aufzugs.

DRITTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

EDUARD (allein).

Noch Niemand! — Machts mein Vater oder machts mir meine Ungeduld so lange? — Ich werde mir selbst unerträglich. Ich mögt' hinein, und mögt' ihn mit Küssen und mit Thränen bedecken; aber die Scham — die Furcht, ihn allzusehr zu erschüttern — — (sich schnell in den Hintergrund ziehend) Ich hör' ihn. Welchen Anblick werde ich haben?

Zweiter Auftritt.

WELLDORF. MADAME WELLDORF. LUISE. EDUARD.

WELLDORF (zwischen Frau und Tochter.

zur ersten). Lafs nur! Sage nichts mehr von ihm! Es setzt mir das Herz nur in immer gröfsern Aufruhr. Es giebt nur Anlafs zu neuen Träumen, die mich erschrecken. — (Er zeigt auf einen Sessel, in den sie ihn führen) Gehört hab' ich von dem Unglücklichen schon zu viel, allzuviel! Ich wollte zu Gott, ich könnte ihn nur auch noch sehen: dann wär' ich ruhig!

M. Welldorf. Wünschtest du das? Wünschtest du in der That, ihn zu sehen?

Welldorf. Du fragst? — Hab' ich denn sonst einen Wunsch?

M. Welldorf. Aber sein Anblick, mein Bester — Er ist in Dienst und in feindlichem; und da würde vielleicht sein Anblick — —

Welldorf. Was sonst, als mir wohlthun? mich trösten? Ich würde nicht den Feind, nur den Sohn in ihm finden. — Und nach aller meiner Kenntnifs von

ihm — denn roh und gefühllos war er doch nie, immer gutmüthig und edel: — ich dürfte hoffen, dafs ich ihn rühren, dafs ich Eindrücke auf sein Herz machen würde, die sich nie wieder verlören. — — (aufblickend) Gott, du siehst meine Ergebung. Aber wenn mir irgend etwas den Tod erleichtern könnte — —

M. Welldorf. So wär's dein Sohn, willst du sagen? — Und sprich! Wär's denn so unwahrscheinlich, so gar nicht zu hoffen, dafs du ihn wiedersähest?

Welldorf. *Noch hier? Noch hier?*

M. Welldorf. Warum nicht?

Welldorf (den Blick auf sich niederwerfend) Sieh her und frage! — Nein, man ist nur unglücklich mit einer Hoffnung, die nicht erfüllt wird. Ich *mag* nicht hoffen.

M. Welldorf. Aber wenn nun die Hoffnung sich gleichsam aufdringt? —

Sieh! es kommen itzt täglich, bald hieher, bald dorther, Truppen: und wie, wenn nun auch Eduard — wenn er einmal ganz unvermuthet, vielleicht schon in diesen Tagen, käme?

WELLDORF (aufhorchend). In diesen Tagen?

M. WELLDORF. Wie, wenn ich sogar schon Nachricht hätte?

WELLDORF (sich im Sessel aufrichtend). Nachricht? — Dafs er kömmt? — Von ihm selbst?

M. WELLDORF. Von wem anders?

WELLDORF. Gott, was sagst du da? Darf ich's glauben? — Und mufs ich erst warten und mufs dir's abfragen? Ist das gütig von dir? — Lies! lies! Er hat denn endlich einmal geschrieben? — — (ihre Hand fassend, indem sie sich vor Rührung von ihm abwendet) Aber was ist dir, Liebe? Du wendest dich weg? und mit Thränen? —

(von einer Seite zur andern sehend) Luise! — Nein! — Nein, das seid *Ihr* nicht. Wer weint da? (ungeduldiger und lauter) Wer weint da?

EDUARD (hinter ihm). Mein Vater —

WELLDORF (erschüttert). Eduard — Du? Deine Stimme?

EDUARD (sich vor ihm niederwerfend). Ich bin's!

WELLDORF (sinkt zurück). Grofser Gott! —

EDUARD. Ich wag' es mit meiner Unwürdigkeit, meiner Schande, dafs ich vor Ihre Augen komme. Ich bin der Luft nicht werth, die ich athme; bin der Wohlthat dieser Thränen nicht werth: und Sie lieben mich noch?

WELLDORF. Mein Sohn — —

EDUARD. Zu viel Güte! Zu viel, mein Vater! Sie vernichtet mich; sie macht mich zum Elendesten unter der

Sonne. — Nur Ihren Fluch nehmen Sie von mir! Ihren väterlichen, gerechten Zorn nehmen Sie von mir! Und wenn ich auch da noch zu viel bitte: — — (auf sich niederblickend) Sehen Sie, wohin Gott mich gedemüthiget hat! in welchem Zustande ich bin! Ich muſs die Waffen wider Sie, wider mein Vaterland tragen.

WELLDORF (sich wieder aufrichtend). Eduard — O, wenn's kein Traum ist —

EDUARD. Ich bin's!

WELLDORF. Komm! Komm an mein Herz!

EDUARD. Verdien' ich's? —

M. WELLDORF (die nach einigen Augenblicken hinzutritt, zu Eduard). Er erliegt seiner Freude. Er ist zu hinfällig, zu ohnmächtig für sie. Sie wird ihm in deinen Armen das Leben nehmen — — (die ausgestreckte Hand des Vaters zurücklegend) Laſs! Gieb dir Ruhe, mein Bester! Nur, bis

du erst wieder zu dir kömmst, bis du erst wieder Kräfte sammelst; — dann sollst du ihn um so länger, sollst ihn heute den ganzen Tag genieſsen. — — (nach einigen Augenblicken) Was sag' ich? Ich vergesse, ich Unglückliche — — Ah! wenn er dir werth ist, dein Sohn, und ich und deine Tochter dir werth sind, und du uns Alle noch zu genieſsen wünschest — —

Luise (seine Hand ergreifend). Mein Vater — mein bester Vater — —

Welldorf (matt). Was wollt Ihr? Was soll ich?

M. Welldorf. Kann ich's hervorbringen? Hab' ich Worte dazu? — Mein Herz — —

Luise. Ihre Freiheit, mein Vater — Ihre so mühsam errungene Freiheit — Ihr Leben selbst — — ach! es ist in Gefahr, wenn Sie nicht unverzüglich — —

WELLDORF. In Gefahr? —

LUISE. In weit gröſsrer, als jemals! — Würden Sie ohne uns; Sie, die kaum noch in unsern Armen das Leben haben — würden Sie, wenn man Sie von uns risse —?

WELLDORF (beunruhigt auf die Mutter sehend). Mich von euch risse?

M. WELLDORF. Man wird es. Es ist der letzte Befehl da, und keine Fürsprache wird mehr dich retten können. Selbst dein groſsmüthiger Freund, der wieder hier ist, bekennt sein Unvermögen dazu. — Sieh uns nun Alle in Thränen! Sieh deine Kinder, sieh mich in Thränen! Und wenn auch *ich's* nicht vermag; — ich beschwöre dich: laſs hier diese — (auf ihre Kinder deutend) —

WELLDORF. Gott! Gott! Mitten in meiner Freude kömmt das? — (die Hand gegen Eduard streckend) Mein Sohn — —

M. Welldorf (ihn hindernd). Lafs ihn, mein Bester! Denk' in diesem Augenblick nur an dich! Es ist die höchste, die dringendste Noth vorhanden. — Erfreu uns Alle durch das einzige Wort, dafs du nachgeben, dafs du die Forderungen erkennen wollest!

Luise. Mein Vater! — um aller Liebe willen! —

Welldorf. Erkennen? Ich die Forderungen erkennen? Das könnt Ihr wollen?

Luise. Und was bringen Sie denn für ein Opfer? — Besteht der Feind nicht auf seinem Willen? Wird er ablassen, als bis er Alles, Alles erpreſst hat? Wird Ihre Standhaftigkeit irgend sonst eine Folge haben, als dafs Sie Sich hinopfern? dafs Sie Ihre trostlosen Kinder zu Waisen machen?

M. Welldorf. Und dann, Lieber:

werden dir's deine Bürger nur danken? Werden sie nicht am Ende eine Standhaftigkeit, die ohne Erfolg blieb, als bloſse Hartnäckigkeit tadeln? — Das, das wird dein Lohn seyn für deine Treue! — Bester Mann, gieb dann nach! Bedenke, daſs du bisher so viel, nur allzuviel für dein Amt gethan hast, und daſs auch Liebe und Natur ihre Rechte, ihre von Gott und Menschen erkannten Rechte haben; daſs du auch Gatte bist; — Vater!

LUISE (vor ihm niedersinkend, indem sie ihn umfaſst hält). Sie schweigen? Sie hören uns nicht?

WELLDORF. Luise! — (sich mit Heftigkeit ihrer erwehrend) Welchen Augenblick wählt Ihr aus! — Ihr seht mich hingerissen und weich, und wollt nun meiner Schwachheit miſsbrauchen, mich zu verderben. — (da sie noch nicht ablassen) Schont meiner! Geht! Drückt mich' Kranken, mich Schwachen nicht ganz zu Boden! —

Ich will mit Eduard reden. Ich schlag' Euch nichts ab; aber — ich will mit Eduard reden.

M. Welldorf. So ist denn Alles — Alles —

Welldorf. Du hörst ja: es ist noch nichts verloren — Eduard schwieg. Warum schwieg er?

M. Welldorf (ihn rufend). Mein Sohn — —

Welldorf. Komm! komm! Richte du selbst, ob ich mit Unrecht — —

Eduard. Ich? Ich soll richten, mein Vater?

Welldorf. Komm! Lafs mich deine Hand fassen! Tritt zu mir! — — (ihn haltend) O, dafs ich dich nun doch wieder habe! dafs nun mein letzter, sehnlichster Wunsch doch erfüllt ist! Es macht mich Alles vergessen. — Sage: durch welchen Zufall, durch welches Glück — —

M. Well-

M. Welldorf. Wenn du dich aufhältst — dich in Fragen verlierst — —

Luise. Mein Vater — ach! Sie haben nur Augenblicke, nur wenig Augenblicke; vielleicht auch die nicht. — Wenn nicht Alles verloren seyn soll — —

Welldorf. Nun ja! ja! — Ich will ihn dann nur in den Stand setzen zu urtheilen; will ihn nur von den Bedrückungen, von den Grausamkeiten erzählen, die wir hier dulden mufsten.

Eduard. Weifs ich nicht schon? Weifs ich nicht leider! Alles? Alles?

Welldorf. Unmöglich! Keine Vorstellung reicht hin. — Eduard! Man hat uns hier bis aufs Blut, bis aufs Leben gemartert. Man hat hier Forderungen gemacht; — Forderungen ohne Ziel, ohne Ende. — Schon die vorletzte hielt ein jeder für unerzwinglich. Aber da man nicht aufhörte, mit Plünderung und Ver-

heerung zu drohen: da man uns endlich Hand und Siegel gab, dafs diese Forderung die letzte, gewifs die letzte wäre: so war ich schwach genug, um sie anzuerkennen; ich achtete keiner Klagen, keiner Vorwürfe der Bürger; ich überredete, drohte, bat, raffte mit Güte und mit Gewalt zusammen; und da mir's gelungen war: — sieh! da hob ich, zu meiner und zu Aller Beruhigung, diese Hand auf, und schwur: Wenn die Forderungen erneuert würden; wenn ich dann noch einmal — auch nur den Gedanken fafste, sie anzuerkennen: so sollte nie wieder Ruhe und Friede in meine Seele kommen. — Das, mein Sohn, das ist der heilige, feierliche Schwur, den ich that; und nun, da ich dran bin ihn zu erfüllen; nun da mein Beharren den Andern Muth geben, das Verderben abwehren könnte: — soll ich da zaghaft werden und wan-

ken? Soll ich's um der wenigen elenden Tage willen, die *ich* noch verseufzen könnte? Soll ich meineidig gegen einen Gott handeln, der mir so wohl that? (gerührt bis zur Wehmuth) der mir Euch Kinder gab — die Ihr um mich weinen werdet und die ich liebe? (zu Eduard insbesondre) Soll ich ihm so die Freude lohnen, dafs ich dich wiedersehe?

EDUARD (sich abwendend). Mein Vater —

WELLDORF. Sprich, Eduard! Sprich! Richte selbst! Soll ich in Umständen, wie diese — —

EDUARD. Ich richten? Ich Ihnen zu Ihrem Untergang rathen? — (auf Mutter und Schwester deutend) O fragen Sie hier, mein Vater; nur hier! oder — Sie sind verloren!

M. WELLDORF. Verloren? — Hat er denn nicht schon Alles, Alles — Gefängnifs, Krankheit, Lebensgefahr erlitten? Und soll er sich jetzt — —

LUISE. Eduard! — Sieh, es kostet ihm nur seine Unterschrift, nur Einen Zug seiner Hand: und soll er denn, da das Mittel der Rettung so leicht ist — —

EDUARD. So leicht? — (die Finger wie zum Eide erhebend) Ha, auch das, auch das war so leicht! Sich in den Abgrund zu stürzen, das ist so leicht: ein einziger Sprung, ein einziger Schritt ist genug. — Wär' ich umgekommen, eh' ich den unseligen Eid schwur; den Eid wider Vaterland und Gewissen: — es ständ' itzt besser um mich!

WELLDORF (kaum seine Freude bergend). Also willst du — willst, dafs ich mit Aufopferung meines Lebens — —

EDUARD (vor ihm niederknieend). Mein Vater — Leben Sie! Leben Sie! Ihre Fragen sind Foltern für mich. Ich ertrage sie nicht. — Nehmen Sie Sich Selbst, Ihr eignes Gefühl zum Richter: denn dies allein — —

WELLDORF (*außer sich*). Eduard — welcher Geist spricht aus dir? — Komm! komm! (*ihn in die Arme fassend*) Laſs mich an deinem Herzen Gott danken, daſs ich dich *so* zurück erhalte — mit dieser rechtschaffnen Seele! — — Ach du bist gut, du bist edel. Was fehlt mir noch zu meiner Zufriedenheit, meiner Ruhe? — Ich will dann gehen, will dem Wink meines Schicksals gehorchen: — ich habe hier nichts mehr zu wünschen; — und der, der mein Leben in seiner Macht hat: wenn er es noch erhalten will, kann er's auch *so* erhalten. — (*zu Frau und Tochter*) Ja, ich kann zurückkommen; ich kann euch Alle noch wiedersehen.

M. WELLDORF. Uns wiedersehen? Du solltest uns je — —

LUISE. Unmöglich! Ach unmöglich, mein Vater! — So gewiſs uns ein schreckliches Schicksal droht, wenn wir erst Sie nicht mehr haben werden — —

WELLDORF (schmerzlich). Luise! —

M. WELLDORF (zu Luisen). Lafs ihn! Es wird zu viel für sein Herz. — Wir können nun einmal ihn nicht bereden; so wollen wir ihn auch nicht niederschlagen, nicht martern. — — (zu Welldorf) Geh, geh, wenn du mufst! Handle, wie es dein Herz, dein Gewissen fordern! Ich sage dir nichts mehr. Stirb noch heut; nur stirb freudig! — — (nach einigen Augenblicken) Gott, dafs nur dein Tod dann auch Nutzen hätte! dafs er deinen unglücklichen Mitbürgern ihre Last zu erleichtern diente! — Aber nein! nein! so eine Wirkung wird er nicht haben.

WELLDORF. Das sei! — Ist sie gut an sich, meine That; was soll ich an ihren Vortheilen rechnen? Nur wie ich handle, das kömmt auf meinen; wie der Erfolg ist, das kömmt auf Gottes Antheil. Halte denn Wort! Sage nichts mehr! —

(zur Tochter, deren Hand er an seine Brust zieht) Und du, mein Kind — warum weinst du so? Sei getrost! Wenn einst *ich* nicht mehr bin; da sorgt ein besserer Vater. Der hat deine Treue, dein Herz gesehen, und Er ist Herr alles Segens. — (mit Anstrengung) Er kann und wird noch dein Schicksal — wird es durch Wege — die niemand kennt, niemand vorhersieht — — (erschöpft zurücksinkend) Wie wird mir?

LUISE (ängstlich). Sie zittern?

M. WELLDORF. Ah! ich fürchtete das. Die Anstrengung war für dich zu heftig, zu anhaltend. Du hattest die Kraft nicht dazu. — (den Sohn, der hinzutreten will, mit der Hand entfernend) Komm! Komm wieder und ruhe! Es taugt dir nichts, dafs du auf bist. — — (im Fortführen) Und wenn es dir um unsertwillen zum Trost dient: — eine einzige Hoffnung ist uns noch übrig. Durch eine rechtschaffne,

edle Handlung hat einst dein Sohn — — (indem er stillsteht und die Hand zurückstreckt) Was willst du?

EDUARD (seine Hand ergreifend und küssend). Mein Vater — —

WELLDORF. Folge mir nicht! Aber sei immer — immer — Ich kann nicht weiter. (ab mit M. Welldorf und Luisen.)

Dritter Auftritt.

EDUARD (allein).

— — Geh hin! Geh mit Gott, und kämpfe den letzten Kampf! Ich sehe dich in dieser Welt nun nicht wieder. Den Abschied ertrügest *du* nicht, und *ich* nicht. — — Was sollt' ich? Was lag dir noch zuletzt auf der Seele? — „Sei immer — immer" — O ich weifs es. Hier mein Herz sagt mir's aus. — Ich will seyn, der ich soll. Immer! Immer! Das sei dir hier auf meinen Knieen

geschworen; sei mein Abschied von dir! — Und wenn ich dir eidbrüchig werde; wenn ich dir je, weil ich Odem habe — — (wild aufspringend, mit dumpfer Stimme) Was will ich? Gott! Gott! was will ich? — Rechtschaffenheit schwören? Da ich Elender mich um Willen und Freiheit und allen Gebrauch der Vernunft schwur? — (mit kalter Verzweiflung) Ich kann nicht schwören! (Er wirft sich auf die Rücklehne des Sessels, den Kopf zwischen den Händen.)

Vierter Auftritt.

EDUARD. EIN BEDIENTER. Gleich darauf LUISE.

DER BEDIENTE (sich umsehend). Niemand sichtbar? Alles wie ausgestorben? — Aber da sieh! da wäre ja Einer. Und der Beschreibung nach gleich der Rechte. Ich muſs ihn nur anreden. — (ihm näher tretend und einen Brief bietend) Hier, Freund!

Ich denke, dies wird an Euch sollen. Ihr nennt Euch Welldorf?

EDUARD. Zeigt her! — (ansehend) Wenn es an den Sohn soll, nicht an den Vater — —

BEDIENTER. Schon recht! — Vom Hauptmann von Brink. An den Sohn.

EDUARD. Dann bin ich's. — (nachdem er gelesen) Ich bringe Antwort darauf.

LUISE. Mein Bruder — (dem Bedienten nachsehend) Ein guter oder ein böser Bote?

EDUARD (trocken). Ein guter. — Lies selbst!

LUISE (lesend). „Ich bin durchgedrungen; ich habe des Obersten Wort „auf zwei Stunden. Die erste Erklärung „war ungünstig, und alle meine Vorstellungen von Menschlichkeit und von eigenem Vortheil des Königs waren vergebens. Pflicht und Pflicht: das war

„die ewige Antwort. Aber ich hatte noch
„kaum bedeutend erwiedert, dafs es doch
„Unterschiede unter den Pflichten gäbe,
„und dafs so pünctliche Strenge mir doch
„weniger Pflicht, als zum Beispiel Ver-
„theidigung seiner Posten und treue An-
„wendung königlicher Gelder schiene;
„so folgte eine so plötzliche Nachgiebig-
„keit mit so sichtbarer Verwirrung, dafs
„ich nun gewifs bin, ich werde noch
„mehr vermögen. Bring' mir also von
„dem Entschlufs deines Vaters Nachricht,
„und rechne darauf, dafs ich in jedem
„Fall ihn rette. Der Befehl des Königs,
„wie ich itzt immer mehr erkenne,
„ist so zwingend nicht, als er gemacht
„wird. — Ich wäre selbst gekommen;
„aber Vorfälle im Dienst halten mich ab.
„*von Brink.*“ — (mit Freude und Rührung)
Also doch noch — Er ist denn doch
noch zu retten? — O, dieser recht-

schaffne Mann! — Ja, wenn wir nicht ihn gehabt hätten und nicht noch itzt ihn hätten! Er ist der Edelmuth selbst. (indem sie den Brief zurückgiebt) Eduard! nun verzeih' ich dir wieder. Sieh, vor wenig Augenblicken, als du unsern Vater so abriethst; da glaubt' ich, ich könnte dir *nie* verzeihen. Doch itzt — da wir diese neue Hoffnung doch nur dir, deiner Vermittelung schuldig sind — — (indem er tiefsinnig dasteht) Aber was ist dir? Du bist noch so in dich gekehrt? bist so finster?

Eduard. Und kann *ich* lachen? Hab' ich Ursache dazu?

Luise. Gütiger Gott! — Ich errathe, was dich so niederdrückt; es ist dein eigener Zustand. Und freilich ist er fürchterlich, schrecklich. — Wie wollt' ich, dafs ich nur mehr könnte, als dich bedauern, dafs ich dir ihn erleichtern, dir helfen könnte!

EDUARD (kaum hinhörend). Mir helfen? —

LUISE. Und doch — Soll man deſswegen nichts thun, weil man nicht Alles thun kann? — (sich schnell entfernend) Bleib! bleib! Ich komme wieder, Eduard; gleich!

Fünfter Auftritt.

EDUARD (allein).

Was will sie? — (aus seinem Nachdenken erwachend) O diese Hoffnung, womit sie sich nährt; diese süſse, ihr so liebliche Hoffnung: — sie ist Traum, fürcht' ich, Traum; leeres, trügliches Blendwerk! — Hinweg damit! Ich mag mich in so einen Traum nicht wiegen. Nein, ich mag nicht von Glück träumen, wenn ich im Elende erwachen muſs. Besser, wo möglich, ich träume von gröſserm Elend. So ist doch Trost im Erwachen. — — (den

(Brief wieder ansehend) Stirne zu bieten! Sich trotzig aufzulehnen! Und wider wen? — Wider den, der hier Alles vermag; der die Zügel nur an sich reifsen darf, um ihn sein Gebifs fühlen, um ihn stampfen und schäumen zu lassen. — — (wild umhergehend) Gut! Immerhin! Lafs sie kommen! — Wenn sie ihn aufrissen, die Unmenschen; wenn sie es wagten, ihn mir im Angesichte — — All mein Blut wird zu Galle! Erst müfsten sie mich, oder ich sie vernichten!

Sechster Auftritt.

EDUARD. LUISE.

LUISE (langsam und mit Verlegenheit sich ihm nähernd). Eduard — Gott, wie sag' ich's ihm nun? — Da wir doch itzt allein sind; da wir's vielleicht nie wieder seyn werden — wenigstens nicht so bald — — (mit gesunkener Stimme) O, aber dein Ernst — —

EDUARD. Was willst du?

LUISE (zaudernd). Wenn du mich mifsverständest; — wenn du mich mit stolzer Verachtung zurückwiesest — — Doch das wirst du nicht; nein! Sieh, ich will es als Probe deines eigenen Herzens nehmen, deiner Bruderliebe zu mir.

EDUARD. Was soll das? Was heifst das?

LUISE. Komm! — (ihn an's Fenster führend) Sieh erst hieher! Sieh hinüber! Dieses Haus dort — —

EDUARD (da sie wehmüthig inne hält). Nun?

LUISE. Ach, es ist ein Haus, so voll Elends! Es stand von seinen Einwohnern verlassen; man brach es auf, und schleppte die Kranken hinein. — Wenn sie hier ankommen, die Unglücklichen; wenn ich oft voll Entsetzens hier stehe, und ihre Jammergestalten, ihre todblei-

chen Gesichter betrachte — und Nachts, Eduard, Nachts — wenn ich aus Sorge für unsern Vater hier heimlich wache, und in der tiefen Stille ihr Wimmern, ihr Ächzen herüberhöre; wenn ich oft höre, wie der Wagen mit Leichen fortfährt: — denke selbst, wie mir wird! Ich warf mich schon auf den Boden nieder, und hätte mein Alles gegeben — um Ein Wort, Eine Nachricht von dir!

EDUARD (bewegt). Luise! — Ah, was soll mir das? — Laſs mich!

LUISE (ihm nach). Höre! — Du entrissest dich mir? — Nein, du *mußt* mich, du mußt mich hören.

EDUARD. Um zu fühlen, wie ich Euch zehnfach zum Fluch bin, und mich zehnfach zu hassen?

LUISE. Gott, wie sprichst du da wieder! Wie schrecklich! — Du hast es ja in deiner Macht, mich zufrieden zu stellen.

stellen. Du darfst mich nur ausreden lassen. — — (indem er sich in die vorige Stellung hinwirft) Sieh, Eduard! Nicht die Schmerzen, die Leiden jener Unglücklichen sind es, was mich am meisten martert. — Aber daſs ihre Wärter ohne Gefühl sind; daſs über die Menge und Gewohnheit des Elends alles Mitleiden abstirbt: — das, das ist's, was mir in ihrem Schicksale so schrecklich dünkt, woran ich nie denken kann ohne zu schaudern. — Wenn er nur hätte! seufzt' ich so oft. Wenn ich nur wüſste, daſs er sich Mitleiden erkaufen könnte! Ich würde ruhiger seyn. — Nimm dann hier! nimm! (seine Hand ergreifend und seitwärts niederziehend) Und wenn dich einmal ein gleiches Schicksal träfe — —

EDUARD (zurückfahrend). Luise! — Um Gotteswillen! —

LUISE. Was ist dir? — Mache dir

keine Vorstellungen. Es ist *mein*. Es sind Geschenke von meiner Kindheit her, die ich zusammensparte. Sie waren dir lange bestimmt. — Also: wenn du so unglücklich wärst, und dich einmal ein gleiches Schicksal träfe — —

EDUARD. Auch dich noch plündern? Hab' ich nicht Vater und Mutter beraubt; und sollt' auch noch dich — sollte von dir —? —

LUISE. So nimm doch! Woher sonst willst du nehmen?

EDUARD. Vom Altar eher. Es ist mir minder heilig.

LUISE. Eduard — Sieh, dein Vater kann für dich nichts. Er leidet oft selbst, und wenn er auch wollte — —

EDUARD (erschrocken stillstehend). Wie? — Wie? —

LUISE. Wenn er auch, nach seinem Herzen zu dir — denn du kennst ihn —

wenn er sein Äufserstes für dich thun wollte — —

EDUARD. *Er* leidet, sagst du? Er leidet selbst? Nimmermehr!

LUISE. Ach! wenn du nur wüfstest — —

EDUARD. Gerechter Gott! So wär' er so tief, schon so fürchterlich tief herunter? schon bis zum Mangel?

LUISE (mit verändertem Tone). Nur, dafs er noch Auswege hat; dafs er sich weit leichter, wenn einmal Noth ist — —

EDUARD. Das tödtet! Das ist herzzerreifsender, als sonst Alles! — (nach einigen Augenblicken) Gieb! gieb! Ich habe keine Worte, um dir zu danken. — (das Geschenk in ihre Hand zurückpressend) Aber da! Ist es mein; so nimm's wieder! Und wenn *Er* bald nichts mehr hat; wenn ihm auch die letzte Stärkung, die letzte Erquickung mangelt: — — geh! lauf! bring'

ihm noch einen Tropfen Weins, der ihn labe! Lafs ihn in seinem Tode Gott danken, dafs er doch an dir noch ein Kind hat! Und mich — mich lafs fahren und verschmachten! Denn ich verdient' es an ihm. (eilig ab.)

LUISE. Eduard — Er ist fort, und — —

M. WELLDORF (von innen). Luise! — Mein Kind!

LUISE (die Augen trocknend und hinein). Meine Mutter!

Ende des dritten Aufzugs.

VIERTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

DER OBERST allein. (Nach der Uhr sehend)

Zu frühe! Ich gab mein Wort auf zwei Stunden. Er wird sich beleidigt finden. — Und doch — wenn ich hier in Person erscheine, und zum letzten Mal Gnade anbiete, und man sie ausschlägt; — was kann er sagen? was fällt für Vorwurf auf mich? — Der Zweck, wozu ich nachsichtig war, ist verfehlt; ich höre auf es zu seyn. — (nach einigen wilden Schritten) Teufel! dafs ich die Fassung verlor! dafs ich so schnell von Ton und von Vorsatz absprang, da er so heimtückische Reden führte! da er mir mit so argwöhnischem Blick in den Busen schielte, als ob er

wüfste, daſs da Geheimnisse schliefen! — (stillstehend) Was *wird* er; was *kann* er wissen? Von wem? — Dunkle, schwankende Ahnungen mag er haben; das sei! Daſs er die laut werden lassen? — (wieder umhergehend) Ich muſs jetzt um so kühner und um so fester verfahren; bei Gott! das muſs ich. — Bisher kann's noch die Achtung für ihn, die Achtung für sein Haus, für den General, seinen Oheim, erklären: — (wie zu einem Andern redend) „ich hab' ihn nicht wollen unglücklich machen; hab' ihn nicht bis zur Wuth treiben wollen; er war schon auf dem Puncte, sich zu vergessen:" — das, denk' ich, klingt so freundschaftlich und so wahr! Aber nun, wenn ich noch weiter gefällig wäre; — ich stände bloſs. Ich wär' auf ewig sein Sclave. — — Hindurch denn! Hindurch! Zuversicht und kalte Entschlossenheit wirken Wunder.

Also hindurch! — — (indem er hinter sich droht) Wär't Ihr gekommen, Ihr Unglücklichen; wär't Ihr gleich Anfangs zu *mir* gekommen: vielleicht — — Aber dafs Ihr Euch an ihn wandtet; an ihn, den ich hassen mufs, weil ich athme; an *den* Verräther! — (mit dem Stocke aufstofsend) Heraus! Niemand da?

Zweiter Auftritt.

DER OBERST. LUISE.

LUISE (im Heraustreten). Wer ruft hier? — (und da sie ihn gewahr wird) Gerechter Gott!

DER OBERST (wie vor sich). Eine Tochter? — Der Hauptmann hatte ja nur den Sohn im Munde. Ha, nun entdeck' ich — — Näher! näher, mein Kind! Sie scheinen ja aufserordentlich scheu und blöde. Sind Sie das immer?

Luise. O Ihre Gegenwart! — Dafs eben Sie hier erscheinen; Sie Selbst!

Der Oberst (höhnisch). Sie hatten auf jemand andern gehofft?

Luise. Auf niemand — nein! Aber ich zittre, dafs Sie in einer Absicht da sind — —

Der Oberst. In welcher? — Sie haben nicht Ursache zu zittern. Sie dürfen nur reden. — In der Absicht etwa, Ihren Vater zu fordern? — Den hat ja, wie ich höre, schon ein Andrer gefordert; und Sie haben ihn so gerührt, diesen Andern, dafs er auf und davon gegangen. Was brauchten Sie denn zu zittern? — So gut, wie jener gewonnen ward, könnt' *ich* es wohl auch werden. Ich hab' Empfindungen — hab' ein Herz —

Luise. Dafs das Gott wollte! Aber Ihr Blick — — Zu Ihren Füfsen beschwör' ich Sie — —

Der Oberst. Nicht doch! (indem er sie hindert) Sie haben nicht nöthig, Sich zu erniedrigen. Stehen Sie auf! — Ihre beste Fürsprache ist Ihre Jugend, ist Ihre Unschuld; ich mögte den sehen, der sich da nicht gewinnen liefse. Und wenn es mich meine Ehre, meine Pflicht kosten sollte; — eh' ich eine so liebenswürdige Unschuld kränkte, eine so holde, sittsame Unschuld — — (wie vor sich) Ha, nun hab' ich dich, Brink! Dein ganzer Edelmuth, den ich so anstaunte, wird zu einer so alltäglichen Schwachheit. Ich Thor, dafs ich nicht gleich darauf zieh! — Doch ich plaudre, und vergesse darüber, warum ich herkam. Wo ist Ihr Vater, mein Kind?

Luise (erschrocken). Mein Vater? — Gott, wenn Sie wüfsten — Er ist in einem Zustande, in einem Elende — —

Der Oberst. O, das weifs ich; ich

weifs. — Er ist hier in Händen, woraus man ihn längst hätte retten sollen; in zu mitleidigen Händen. Das sind nicht selten die schlimmsten und die grausamsten, worin man seyn kann. — Wenn er genesen soll, so mufs das anders werden; er mufs Luft und Bewegung haben. Und eben um ihm die zu schaffen, bin ich gekommen. — (treibend) Also: wo ist er? wo ist er?

Luise (innerlich bitter). Ich sollt' ihn selbst — sollt' ihn an Sie — ?

Der Oberst. Ob man mich zu ihm führt, oder ob ich ihn finde, gilt endlich Eins. — (auf das Seitenzimmer zugehend) Da hier vermuthlich — in diesem Zimmer —

Luise (vortretend). Sie wären grausam genug? — Sie könnten den Vorsatz haben — ?

Der Oberst (ausbrechend, indem er sie fortzieht). Und Sie die Kühnheit? — Wa-

gen Sie's, Sich meinen Maafsregeln zu widersetzen! — Ich will Sie hier lehren, geheime Anschläge schmieden, will Sie lehren, wider Dienst und Gehorsam verhetzen. — An mir haben Sie gerade den Mann, mit dem es sich spielen liefse. Ich will Sie's lehren! (Er geht hinein.)

Dritter Auftritt.

Luise allein. Gleich darauf Eduard.

Luise (in äufserster Bestürzung). Wie?— Grofser Gott, welche Reden! — Was will er? Was bringt er auf uns? — Wir hier Anschläge schmieden? Wir Verhetzungen stiften? — Das haben Natterzungen, die unser Verderben wollen — — (sobald sie Eduard ansichtig wird, auf ihn zustürzend) Mein Bruder! —

Eduard (erstaunt). Ha! — Welch Geschrei? Was schon wieder?

Luise (ihn fortziehend). Frage nicht

erst! Komm und hilf, eh' er uns unsern Vater — — (indem sie erschrickt und ihn wieder zurückdrängt) Ich bin von Sinnen! Ah! ich stürze dich selbst in Gefahr! — Flieh! Flieh! Denn wenn du ihn hindern wolltest — wenn du ihn anfielst — —

EDUARD (empört). Wen hindern? Wen anfallen? — Luise! — Aber da hör' ich — —

LUISE (wie zuvor). Eduard! —

EDUARD. Dieser Ton — (sich losreissend und hineinsehend) Ich entsetze mich! Welch ein Anblick! — (nach mehreren stummen Augenblicken des Schreckens) Brink! Brink! *Das* die Hoffnung, die du mir gabst? *Das* der Eid, den du mir schwurst? — Sei nun auf, Freund, und hilf! Sei nun auf! — (indem er sich unschlüssig in den Hintergrund zieht) Wuth und Rache!

Vierter Auftritt.

VORIGE. DER OBERST. WELLDORF. MADAME WELLDORF.

DER OBERST (im Heraustreten). Er verläugnet sich nicht. Er ist noch ganz, der er war. Man kann ihm den äufsersten Ernst zeigen, und er bleibt ruhig bei seinem Vorsatze, bei seinem Trotze.

LUISE (entgegenfliehend). Mein Vater —

DER OBERST. Kleider her! Kleider, Madame!

M. WELLDORF. Ich beschwöre Sie aber —

DER OBERST. Um was? Was können Sie wollen? — Er soll doch nicht etwa fort, wie er da ist; soll doch nicht, bei so einer Witterung, in so einem Zustande — —

M. WELLDORF. Aber eben um dieses Zustandes, eben um seiner tödtlichen

Hinfälligkeit willen! Wie ist es ihm möglich — ?

Der Oberst. Das fragen Sie *ihn*, und nicht *mich!* Er muſs es doch möglich finden, weil er's so will. Er sieht ja die Mittel, sich zu retten, vor seinen Augen; wer heiſst ihm, sie von sich stoſsen? — Ist's denn nicht schon zu viel, daſs ich noch jetzt ihm die Wahl lasse? noch jetzt eine Unterschrift annehmen will, die schon vor Monaten hätte geschehen sollen? Ist das der Gnade, der Nachsicht nicht schon zu viel? — Ich weiſs am besten, was ich dabei wage, wie sehr ich verantwortlich werde. Aber er *mag* sich niedersetzen, und seinen Namen schreiben. Vor mir hat er dann guten Frieden. Ich gab mein Wort.

Wellbort. Sie verantwortlich, Herr Oberst? Um mich? — Und ich sollte Ihnen *so* Ihre Groſsmuth lohnen? — Sie

sorgten so menschenfreundlich für meine Bedeckung, meine Erhaltung. — (zu Luisen) Geh, geh, mein Kind! Meine Kleider!

M. Welldorf. Aber Welldorf! Um Gotteswillen! —

Luise (weinend). Mein Vater! — —

Welldorf. Lafst doch! Macht mir den Abschied nicht schwer! — Ihr seht mich ja in den Händen der Vorsehung: sie läfst mich Mitleiden und Güte finden. — Meine Kleider, Luise!

Der Oberst (zu M. Welldorf). Hören Sie ihn? Ist das nun noch der Hinfällige von zuvor? Treibt er nicht selbst, um fortzukommen? — O, Sie dürfen für ihn nicht fürchten, Madame. Er ist weit stärker, als man's ihm ansieht. Ich kenn' ihn schon länger. Ich hab' ihn einst dastehn sehn, so matt und so dürftig, als ob er nur Eine Spanne von seinem Grabe stände; aber da er den Mund öff-

nete, — ah! wie konnt' er da Stundenlang von Ehrenwort und von Gerechtigkeit reden! Mit einer Wortfülle, mit einem Strome! Man muſs so etwas gehört haben, um es zu glauben. — — Aber fort nun! fort! Keinen Aufschub weiter! Ich schicke Wache, und die muſs hier gemachte Arbeit finden. — — (mit erheuchelter Gutmüthigkeit ihm sanft auf die Schulter klopfend) Also an's Werk, guter Vater! An's Werk! Laſs mich dir helfen! (indem er am Gewande des Arms zieht) Ich will selbst helfen; gerne!

WELLDORF (taumelnd, mit hingestreckter Hand). Ich bin alt, und bin kraftlos —

EDUARD (hervorstürzend, die eine Hand dem Obersten in der Brust, mit der andern den Degen haltend). Verdammter! —

WELLDORF (aufschreiend). Mein Sohn! — (Er will sich am Sessel halten, und taumelt ohnmächtig nieder.)

M. WELL-

M. Welldorf und Luise (zugleich auf ihn zufahrend). Eduard! — Unglücklicher! — Mein Sohn! — Gott! — Nimmermehr! —

Der Oberst. Hinterhalt? Ha, was ist das?

M. Welldorf (ihm den bewafneten Arm haltend). Mein Sohn! — o um Gotteswillen! —

Luise (eben so). Mein Bruder!

M. Welldorf. Lafs ihn! Lafs! Wir sind alle verloren.

Eduard (der ihn festhält). Ihn noch höhnen, Verdammter! *Ihn*, ihn anfallen, und mifshandeln? — Vor meinen Augen?

Der Oberst (losstrebend). Tollkühner! Rasender!

Eduard. Einen Kranken, einen sterbenden Greis — meinen Vater — den mir im Angesichte — —

M. Welldorf. Wo du es ausführst

— Eduard! — Gott ich halt' ihn nicht länger!

LUISE. Mein Bruder —

M. WELLDORF. Wir sind hin — wir sind gränzenlos elend. — Um unser selbst willen! Um deines Vaters Erhaltung willen! —

EDUARD (ihn vor sich hinstofsend). Hinaus mit dir, Elender! Fort! Deine todbleichen Wangen sind deine Rettung. — Aber steh nicht noch, um erst auszuzittern, oder du mögtest nie wieder zittern! — Ich will dich ihn anfassen, dich ihn wegschleppen lehren; — von seinem Todbette weg! — Ungeheuer von Bosheit! — Hinweg, sag' ich! Fort! Bei'm ersten Schritt gegen ihn hin, bohr' ich dich nieder. — — Das müfstest du *mir* thun, wenn du Herz dazu hättest; aber du bist ein Feiger; du hast's nicht. Thränen kannst du sehn, nur kein Blut!

LUISE. Mein Vater — Er liegt zur Erde nieder — Mein Vater —

M. WELLDORF. Hülfe! Hülfe!

EDUARD (den Degen wegwerfend). Was ist ihm? — Grofser Gott! Was geschah hier?

LUISE. Er stirbt. Er stirbt.

EDUARD. Und du zauderst noch? stehst noch? Unglückliche! — Fort! fort! Lafs den Arzt kommen! Lafs ihn eilen, so schnell er kann! — (Luise ab. Eduard hebt seinen Vater, mit Hülfe der Mutter, in einen Sessel.) Wie geschah das? —

DER OBERST (aufser sich, die Arme in einander gepreſst). So ein Wahnsinniger — so ein Elender — Sich an mir vergreifen? an *mir?*

EDUARD (gegen ihn hinstürzend; indem er das Seitengewehr wieder aufrafft). An dir! An dem Besten von Euch! — Was bin ich euch schuldig? Wer gab euch ein Recht

über mich? — Daſs Ihr über mich herfielt, wie Meuchelmörder, und mir den Eid gegen mein Vaterland von der Seele preſstet, gab *das* euch Recht über mich? Giebt Raub dem Räuber ein Recht?

DER OBERST (mit dumpfer Stimme). Ha, ich gehe. — Du sollst nicht frohlocken. — Dein Leben!

EDUARD (ihm bis zur Thüre nach). Das nimm mir! Das werf' ich mit Hohngelächter dir vor die Füſse. Das ist mir nichtswürdig, seit ich zu Euch gehöre!

Fünfter Auftritt.

WELLDORF. MADAME WELLDORF.
EDUARD. Dann LUISE.

M. WELLDORF (am Sessel). Es ist aus mit ihm; aus!

EDUARD (zurückkommend). Wie?

M. WELLDORF. Er liegt ohne Athem und ohne Leben. Er erholt sich nicht

wieder. — Gott! Wenn du ihn nur gelassen hättest! —

EDUARD. Gelassen? Ich?

M. WELLDORF. Du konntest ja doch nicht retten; du sahst vor Augen. — —

EDUARD. Ha, wenn auch! Wenn auch tausendmal ihn nicht retten! Eh ich ihn antasten lasse; eh ich's dulde, dafs der Erste von ihnen ihm nur ein Haar krümme — — Aber er röchelt! er stirbt! — — Alle meine Sinne, mein Blut — (neben ihm niederstürzend) O um Gotteswillen! Ich werde denn doch sein Mörder! Selbst dadurch, dafs ich mich ihm aufopfre, sein Mörder! — — (wieder aufspringend und froh) Er regt sich wieder. Es ist noch Leben in ihm. — Wenn doch nur erst der Arzt käme! Wenn nur Luise käme! Vielleicht ist Hülfe.

LUISE (verstört hereineilend). Eduard! Eduard!

EDUARD. Ah, da kömmt sie. — Wo bleibt der Arzt?

LUISE. Flieh! Flieh! Säume keinen Augenblick; denn der Oberst — er schwur dir im Fortgehen Rache; bittre, blutige Rache; den Tod! und wenn du dich aufhältst — —

EDUARD (heftig). Wo der Arzt bleibt! Der Arzt! — Ob er kömmt! Ob du geschickt hast! — — (indem sie wie versteinert, dasteht.)

M. WELLDORF. Eduard! Diese tödtende Nachricht — Gott, wenn auch noch das käme, das Entsetzlichste! — und es wird! — Fort! Fort! Suche dir eine Zuflucht! Rette dein Leben!

EDUARD (niedertretend, gegen Luise). Da steht sie! Sie ist, wie taub und wie sprachlos; und sieht vor Augen, dafs hier ihr Vater — —

M. WELLDORF (die sich bemüht, ihn fort-

zuziehen). Unglücklicher! — Lafs deinen Vater in Gottes, in unsern Händen! Sieh, dafs du dich selbst rettest! Suche dir eine Zuflucht!

EDUARD (*verwirrt*). Wie? — Wie?

M. WELLDORF. Dich selbst sollst du retten; dir eine Zuflucht suchen! Hörst du nicht, dafs der Oberst —

EDUARD (*wieder lebhafter*). Mich selbst retten? Sie hier Preis geben, verlassen?

M. WELLDORF (*angstvoll bittend*). Mein Sohn —

EDUARD. Schuld sein, dafs man auf *Sie* stürze, wenn man hier *mich* nicht findet? dafs man auf meine Schwester, auf meinen unglücklichen Vater stürze? Welch ein Elender wär' ich!

M. WELLDORF (*wie vorhin*). Eduard!

EDUARD. Lassen Sie! Hier ist Alles umsonst. — Retten kann' ich mich nicht; das ist ein Traum: und ein Versuch wäre

Schande. — (zu Luisen) Sprich! Sprich! Komm endlich wieder zu Sinnen. Wo bleibt der Arzt?

LUISE. Er wird kommen. Sophie ist hin. — Gott, wenn nur du erst gerettet wärest! — Ich, ich reizte dich auf!

EDUARD. Also wird er? er wird kommen? — Nun wohl! (seinen Vater umfassend). Hilf mir ihn aufheben! Hilf! Er soll auf sein Bette zurück. — Herausreifsen konnt' ihn der Mörder; aber den Tod bei den Seinigen soll er ihm lassen. Er soll noch hier bei Euch, unter euren Thränen, euren Gebeten sterben. — Lohn genug für mein Leben!

M. WELLDORF (zwischen Angst und Zorn). Undankbarer! — Unmenschlicher!

EDUARD. Das bin ich *nicht* mehr. Ich war's.

M. WELLDORF. Und kannst du so gleichgültig von deinem Leben — ?

EDUARD. O, es ist Gnade, dafs es mir *das* gilt! Ich trug's um weniger feil. — (indem er ihn mit Luisen hineinführt) Es ist Gnade von Gott, dafs ich's um diesen Preis — für einen Vater verkaufe.

M. WELLDORF (empört). Er hört nicht. Er achtet nicht meines Zuredens, meiner Verzweiflung. — Er ist wild und unbändig und hartnäckig. So war er von seiner Kindheit an! Er wird nicht ruhen, als bis er uns Alle hin, Alle in's Grab hat. — — (an der offnen Thüre des Seitenzimmers) Eduard! wenn dich noch meine Bitten rühren, wenn du nicht meinen Tod willst — — (drinnen) Komm! Ich will selbst dich verbergen. Ich weifs, wo ich dich hinführe; und wenn man dich fordert — — eh' ich nur ein einziges Wort sage, das dich verriethe — — (wieder mit ihm hervor) Komm! Komm! Traue meiner Standhaftigkeit! Ich bin Mutter.

EDUARD (gerührt). Zu viel! Zu viel!

M. WELLDORF. Und du weigerst dich noch?

EDUARD. Soll ich Sie mifshandeln lassen? Soll ich mit neuer, mit gröfserer Wuth hervorbrechen, auch Sie zu schützen? Soll die Mutter mir minder heilig seyn als der Vater? — Lassen Sie mich! — Ich that nach Pflicht; das sagt mir mein Herz: und mag's nun werden, wie's will! Ich bin ruhig. — Gott wird es weiter machen; mit meinem Vater, mit Ihnen! Ich hab' ihn zurückgetragen; hab' ihm den letzten Abschiedskufs auf die Lippen gedrückt: — — (die Arme gegen sie hinstreckend) Darf ich auch Sie — —

M. WELLDORF (sich hineinwerfend). Aber um Gottes willen! — Mein Sohn!

EDUARD. Dank! Dank! Innigen heifsen Dank für jede Liebe, von meiner Kindheit an! Vergebung für jede Thräne,

die ich gekostet habe! Sie wurden alle erwiedert. — Und nun — keinen Kummer um mich! keine Wehklagen um mich! Seyn Sie so, wie Sie mich selbst sehen! Seyn Sie getrost!

LUISE (wieder hervor). Beide! Beide! — im gleichen Augenblick! — Vater und Bruder!

EDUARD (fortfahrend). Mir ist wohl. Ich hab's herab von der Seele. Noch nie, weil ich denken kann, fühlt' ich mich so — wie sprech' ich's aus? — so über mich selbst erhaben! — Freude gab's keine mehr für mein Leben; und dafs ich's noch so beschliefse, es eben für den dahingobe, um den ich's durch meine Laster verwirkte: das ist Ruhe, Stärkung ist's für mein Herz! Ich stehe freier vor *mir;* ich werde freier vor Gott stehn — — (indem M. Welldorf die Hände ringend, umhergeht) Nein, nicht so, meine Mutter! Ver-

gessen Sie des Traums, daſs Sie mich hatten! Sie hatten so wenig an mir! — Und du, Luise — bestes, redlichstes Herz! — o, bis itzt war mir dein Anblick traurig; denn er machte mir Vorwurf: und nun — —

LUISE. Eduard! — (sich umsehend) Gott im Himmel! Sie kommen!

Sechster Auftritt.

VORIGE. SERGEANT mit WACHE.

SERGEANT. Seid Ihr Welldorf? — der Sohn hier?

EDUARD. Ich bin's.

SERGEANT. Fort! Euer Gewehr! In die Wache!

EDUARD (abgehend). Da! Einen Augenblick noch! (Er umarmt stillschweigend die Mutter, die Schwester, dann wieder die Mutter) Lebt wohl! Lebt beide wohl! Ewig! — (am Seitenzimmer) Bester Greis, lebe wohl!

Ich bin nun *mit* dir am Ziele. Dort, dort, in jener bessern Welt, sehn wir uns wieder.

SERGEANT. Ein Ende! Fort!

EDUARD. Ich gehorche.

M. WELLDORF. Eduard! — Nein! — Nimmermehr!

EDUARD (zuredend und sanft). Meine Mutter! —

WACHE (beide abhaltend). Zurück da! Zurück! (Sie gehen mit ihm ab.)

LUISE (nach einigem wilden Umhergehn). O Gott, entsetzlich, entsetzlich! — Und Er, der uns mit Hoffnung hinhielt, der uns Beistand und Rettung zusagte; auch Er — — (heftig) Ist denn nichts, als Meineid, nichts als Lug und Verrath unter den Menschen? — Ich will fort, ich will hin. Ich will ihn finden, wo er auch sei; und wenn er noch Menschengefühl, wenn er ein Herz hat — —

M. Welldorf. Ja! ja, Luise. Auch ich — —

Luise (umkehrend). Auch Sie? — Und mein Vater — ach mein sterbender Vater, soll *der* hülflos, soll er verlassen bleiben? — Vielleicht — ach! vielleicht ringt er eben itzt mit dem Tode. (unschlüssig sich hin und her wendend) Schon, dafs nur ich gehe, ich Eine — — Aber was bleibt hier übrig? Ich mufs! Stehn *Sie* ihm bei, meine Mutter! (ab.)

Siebenter Auftritt.

Madame Welldorf (allein).

Ihm beistehn? Ich Andern? — (umherirrend) Ach, wer steht *mir* bei? Das ist zu viel, Ich erliege. — (gen Himmel) Gieb mir Kraft, oder nimm mir mein Leben und mach' ein Ende! Es ist zu viel. — — (sich zitternd an einen Stuhl haltend, und in sich) Ich bin standhaft gewesen. Ich habe

mein Elend geschleppt, so lange mein Odem aushielt. Nun kann ich nicht mehr. — (überlaut) Nun kann ich nicht mehr! — — Gott! Gott! Wer hat mich zum Weibe; wer hat mich zur Mutter gemacht? Wo find' ich Hülfe?

Achter Auftritt.

MADAME WELLDORF. SOPHIE. DER ARZT.

M. WELLDORF (mit Heftigkeit den Arzt ergreifend). Kommen Sie! Retten Sie! Hier! — Aber ich Wahnsinnige! Was ist hier zu retten?

DER ARZT. Madame — Diese schreckliche Wildheit — diese Empörung in Blick und Ton — Sie machen mich zittern.

M. WELLDORF. Wir sind hin! Wir sind Alle verloren! — Sohn! Vater! Mutter! Alle! — Verloren! Zu Grunde gerichtet!

SOPHIE (mit dem Arzte drinnen). O Himmel! —

Neunter Auftritt.

VON BRINK. MADAME WELLDORF.

v. BRINK (im Hereintreten sich umsehend). Wo ist er denn nun? — Ich treibe von Strafse zu Strafse, von Hause zu Hause; und wenn er auch hier nicht ist — hier bei Ihnen — —

M. WELLDORF. Wer? Wer?

v. BRINK. Der Oberst. — Ich such' ihn auf der Wache, bei seinen Bekannten, in seiner Wohnung — wo ich nur immer denke, dafs ich ihn treffe; und nirgend — —

M. WELLDORF. Sie suchen ihn? suchen ihn jetzt; da es aus ist? — (ihn, wie vorher den Arzt, ergreifend und hinführend) Hier! Sehn Sie hier Ihre Hülfe! Sehn Sie hier, wie Sie Ihr Wort erfüllten! — Da! da der

der Vater! Er ist dahin. — Vor Schrecken über den Sohn stürzt' er nieder; (angstvoll umhergehend) — und dieser — dieser — der Sohn —

v. BRINK. Ich bin aufser mir. — Ha! was ist dies? Was soll ich muthmafsen?

M. WELLDORF (wie vorher). Gott! — Gott! —

v. BRINK (ungeduldig). Madame — Was dies ist? Was ich muthmafsen soll? (wartend) Werden Sie reden?

M. WELLDORF. Mein Sohn — —

v. BRINK (da sie athemlos einhält). Ihr Sohn? —

M. WELLDORF. Ist fort — in die Wache geschleppt. Der einzige Augenblick, den Sie säumten — den Sie zu spät kamen — wird ihm das Leben kosten.

v. BRINK (zurücktretend). Das Leben kosten?

M. Welldorf. O nur nach! Nach, oder — —

v. Brink. Das Leben kosten? — Warum das? Was wäre geschehn? Was hätt' er gethan? — (nicht ohne Heftigkeit) Nur erst Licht, dafs ich einen Entschlufs fasse! Soll ich denn ewig fragen?

M. Welldorf. Ah! der Unmensch, der uns hier martert — —

v. Brink. Der Oberst?

M. Welldorf. Er selbst! Er selbst!

v. Brink. Nun? —

M. Welldorf. Er rifs den Vater vom Bette. Der Sohn blieb seiner Sinne nicht mächtig, und fiel ihn an. Er hätt' ihn niedergestofsen, wenn nicht noch ich — nicht sein hinstürzender Vater — —

v. Brink. Ich knirsche. — So hätte der Niederträchtige sich erkühnt — (die Uhr herausreifsend und nach der Stunde sehend) Er hätte, wider Ehre und Wort — —

M. Welldorf. Er hat ihn wegschleppen lassen; hat's ihm geschworen, ihn zu verderben. — Fort, wenn Sie Möglichkeit sehen, dafs Sie retten! — Nur *Sie* waren Ursach; Sie allein klag' ich an. Sie haben ihn auf Ihrer Seele, weil Sie ihm Hoffnung gaben; denn hätt' er nicht Hoffnung gehabt — —

v. Brink (den Hut in die Augen drückend, und in sich). Also das — das war dein Plan? Du hast mich in Furcht jagen wollen; und hast mir gezeigt wie ich dir beikomme. Das allein war die Kunst. — Aus Sache des Königs hast du deine eigene gemacht. Wir werden dann fertig werden. — Durch kömmst du mir damit nicht; nein bei Gott nicht!

M. Welldorf. Sie gehen? — Sie haben noch Hoffnung übrig? — Sie wollen — ?

v. Brink. Fort will ich. Fort. —

Mich Ihrem Sohne nachstürzen, Madame; und Eins von beiden: ihn retten, oder mit ihm versinken. (ab. Mad. Welldorf ins Seitenzimmer.)

Ende des vierten Aufzugs.

FÜNFTER AUFZUG.

Erster Auftritt.

DER OBERST mit WACHE. Gleich hintendrein VON BRINK.

VON BRINK (mit aufgerissener Brust und aufser Athem).

Endlich! Endlich! Wer ihn nur sucht, wo er Übels thun kann! — — (sich mäßigend, wie in der ganzen Scene) Auf wenig Augenblicke, Herr Oberst! In den dringendsten Angelegenheiten! — Befehlen Sie, bitt' ich, dafs wir allein sind!

DER OBERST (ohne auf ihn zu achten, zur Wache). Ein Ende! Worauf wartet Ihr noch? — Den Wagen voll Betten geworfen, und ihn hinein! Ohne Anstand!

v. BRINK (vor das Seitenzimmer tretend).

Herr Oberst! — In den dringendsten Angelegenheiten! Auf wenig Augenblicke! Aber allein!

DER OBERST. Allein! Wozu?

v. BRINK. Sie werden die Nothwendigkeit finden; Sie dürfen nur hören.

DER OBERST. Welche Nothwendigkeit? — (höhnisch) Es scheint, Sie haben Geheimnisse.

v. BRINK. Die hab' ich. Aber, dem Himmel sei Dank! nicht die meinigen: denn die würden das Licht nicht scheuen; die müßten laut werden können vor allen Menschen. — — (ihm näher tretend und leiser) Lassen Sie uns hier allein seyn, oder es wird Sie reuen. Ich rede laut vor der Wache.

DER OBERST (sichtbar beunruhigt). Nun? Und die Folgen davon? — (nach einigen Augenblicken) Aber es sei so! Ich will Sie hören. — Doch, wenn Sie zum zweiten

Mal Sich vergäfsen — — (zur Wache, die abmin) Entfernt euch!

Zweiter Auftritt.

Der Oberst. von Brink. Einen Augenblick dazwischen Madame Welldorf.

Der Oberst (immer in Unruhe). Sie waren vorhin schon zu kühn. Sie scheinen noch wenig begriffen zu haben, Herr Hauptmann, was Dienst ist.

v. Brink. O doch! doch! Wenigstens hab' ich begriffen, Herr Oberst, dafs ich dem Könige besser, als Andere, diene.

Der Oberst (sich in die Brust werfend). Als wer? Als wer?

v. Brink. Als Jeder, der ohne Menschlichkeit handelt.

Der Oberst. Ha! — Schon der Anfang zum Trotz! — Wir wollen doch

heute noch ausmachen, wer hier zu reden und zu urtheilen hat: ob Sie, oder ich? — Aber was wollen Sie jetzt? Was ist vorgefallen?

v. Brink. Eine Kleinigkeit nur, ein Nichts. — (leicht und verächtlich hinwerfend) Ein Mann ohne Rechtschaffenheit hat sein Wort gebrochen; und ein Thor, der ihm glaubte, ist betrogen worden. — — (lebhaft, und dann hitzig) Sie wundern Sich? — (indem er die Uhr herausreifst und sie ihm hinhält) Ich; ich bin der Thor! — Dafs ich auch Ihnen Ihr Wort heilig glaubte, ich Sinnloser! — Ihnen, der nichts Heiliges in der Natur kennt; der Väter im Angesichte der Kinder mifshandelt, und Sterbende von ihren Todbetten aufreifst!

Der Oberst (hitzig). Wie nun? Welche Sprache?

v. Brink. Die Sprache der beleidigten Ehre!

Der Oberst. Dafs nur nicht *ich* die Sprache des Befehlshabers rede!

v. Brink. Dürfen Sie das? Kömmt's hier auf Dienst und Pflicht an! — Wenn der Befehl des Königs Ihnen zu zwingend schien, um mein Gesuch zu gewähren; so konnten *Sie* reden, und *ich* hätte schweigen müssen. Ich kenne meine Schuldigkeit, meinen Stand — (mit Verdrufs) mein Verhältnifs. — Aber weder Sie noch ein Andrer soll durch *seine* Wortbrüchigkeit mir selbst das Ansehn eines Verräthers geben.

Der Oberst (*zurücktretend*). Eines Verräthers, mein Herr?

v. Brink. Das war mein Wort. Eines Verräthers! — und des nichtswürdigsten unter allen, der mit der Miene, als ob er helfen wollte, das Elend, das er fand, noch vergröfsert. — Mit dem Vater nun auch der Sohn im Unglück! Er,

dem ich mein Leben schuldig bin, durch *mich*, durch sein Vertrauen auf meine Ehre, im Unglück! — Was hat er gethan, frag' ich, dafs Sie ihn wegschleppen lassen? ihn hingeworfen?

Der Oberst. Was er gethan hat?

v. Brink. Die heiligste seiner Pflichten erfüllt, dem Himmel und seinem Herzen gehorcht.

Der Oberst. Der Elende! — Dinge hat er verübt; Thätlichkeiten, die — —

v. Brink. Thätlichkeiten? — mit Gefahr *seines Lebens? an Ihnen?*

Der Oberst (zwischen den Zähnen). An mir!

v. Brink. Das gewinnt mich ihm ewig. — Und wenn ich ihn wieder habe, will ich ihn an mein Herz drücken, sei er gleich tausendmal ein Gemeiner! und will sein Freund seyn, so lang' ich athme! — — Treibt's nur fort, wie Ihr's anfingt!

Stürmt nur bis in's Heiligthum der Natur! Tretet nur Alles, was Menschen ehrwürdig ist, unter die Füfse: und seht, was dann wird, Barbaren!

Der Oberst. Tod und Hölle! Auch Sie?

v. Brink (mit Innigkeit). Es ist ein rechtschaffner Sohn! Dafs er so willig sein Leben für seinen Vater dransetzte, das rührt mich mehr, als was er für *mich* that. Es ist ein rechtschaffner Sohn! — Er soll mir frei, unverzüglich frei werden; oder bei Gott! — —

Der Oberst (wild). Ha! Noch ein Wort, und — —

v. Brink. Nicht so stürmisch, Herr Oberst! Treten Sie nicht zu hoch, damit Sie nicht desto tiefer stürzen! — Wenn Sie Ihr Glück, Ihre Ehre lieben, die ich in meinen Händen habe — — Ha, Ihr Blick voll Erstaunens, Ihr Zittern! — —

In meinen Händen, sag' ich! in meinen Händen, Herr Oberst! — (auf M. Welldorf zueilend, die aus dem Seitenzimmer hervortritt) Was ist's? Wir müssen allein seyn, Madame, Sie müssen uns lassen. — Ich bürg' Ihnen für Ihren Mann, Ihren Sohn. Seyn Sie ruhig!

M. Welldorf (voll Angst seine Hand haltend). Und ist er frei? — ist er sicher?

v. Brink (indem er sie zurückzwingt). Er ist's. Er ist's. Seyn Sie ruhig!

Der Oberst (umhertreibend, halb voll Zorn, halb in Unruhe). Nein, wo ich das länger dulde — mir das länger gefallen lasse — von einem Mann, den ich vorzog — der Alles bei mir galt und vermogte — —

v. Brink (spöttisch). Wer wär das?

Der Oberst. Sie! Sie, der Sie nun trotzen!

v. Brink. Ich? —

Der Oberst. Der Sie auf Ihre Reichthümer, Ihr Haus, auf den General, Ihren Oheim trotzen.

v. Brink. O ja! Sie schildern mich, wie ich bin, nach dem Leben! — Ich erkenne Sie an dieser Seele, die Alles so klein denkt. — — Wollen Sie besser wissen, worauf ich trotze? — Auf den Muth, mein Herr, womit ich für den König mein Leben wagte; auf die Reinigkeit dieser Hände, mein Herr (indem er sie hinhält), die noch nie nach dem griffen, was Ihm gehörte.

Der Oberst (schnell). Wer griff darnach? — Tod und Teufel! Sie hätten den Muth — ?

v. Brink (fest). Den hab' ich. Jedes Kind könn't ihn haben. — (mit bitterer Verachtung) Wer sind Sie?

Der Oberst. Ihr Chef! Ihr Oberst!

v. Brink. Und sind Sie werth, daſs Sie's sind?

DER OBERST. So will ich verdammt seyn, wenn ich Sie länger trotzen lasse! — In Arrest! Ihren Degen!

v. BRINK (sich fassend, und abziehend). Sehr wohl! Hier ist er. — (ihm in dem Augenblick, da er zugreifen will, in den Arm fallend) Sie hätten die Kühnheit? — Ein einziger Griff Ihrer Hand bringt Sie um Ihre Wohlfahrt und Ihre Ehre. — Wenn Sie bei den vorjährigen Lieferungen den König bevortheilten — Sie wissen am besten, durch welche Einverständnisse; — wenn Sie auf Posten, die Ihnen vertraut wurden, der Erste waren, der sie verliefs — ich erinnere Sie an die letzten Tage des letzten Rückzugs; — wenn Sie glauben, dafs Menschen da sind, die es auf jeden Wink Ihnen in's Angesicht sagen — denn der Elende lebt nicht, der Sie nicht hafste: — zittern Sie dann! Zittern Sie, diesen Degen zu nehmen! — Bei Gott

sei's geschworen! bei Allem, was einer rechtschaffnen Seele werth ist! Wenn Sie hier diesen nehmen, so will ich den Ihrigen vor Ihren Füßen zerbrechen sehn; und dann gern — geachtet von meinen Richtern selbst — ein Opfer der ganzen Strenge unsrer Gesetze werden. — — Sie kennen mich, hoff' ich. Da ich's Ihnen einmal geschworen habe; so kann Sie jetzt nichts, als ein Meuchelmord oder ein Wunder vom Himmel retten. Ich sage Jedem der hören will, schreibe an jede Wand — Ihre Geschichte. — (plötzlich kalt) Und hiemit, mein Herr, steht Thun und Lassen bei Ihnen. Ich bin das, was *Sie* zufrieden sind, auch zufrieden. — (ihm den Degen darbietend) Da hier! Da haben Sie mich!

Der Oberst. Ist man je — Hat man je —

v. Brink. Kein Wort mehr! Ein

Ende gemacht! — Sind Sie *der* Mann, der Sie sollen: so dürfen nicht *Sie* vor *mir;* so muſs *ich* vor *Ihnen* zittern, und wenn mein Haus das Erste des ganzen Königreichs wäre. — Sie haben mich in Ihren Händen, mein Herr. Nehmen Sie hin!

DER OBERST (umhertreibend). Ohne Beispiel! — Ein Hauptmann das seinem Obersten? — Ohne Beispiel!

V. BRINK. Mags's! Eins war immer das Erste.

DER OBERST. Ha, ich dürfte nicht noch bedenken —

V. BRINK. Und was? Und was?

Dritter Auftritt.

VORIGE. LUISE.

LUISE (bleich vor Erhitzung und auſser Athem). Find' ich Sie! — Sind Sie —

V. BRINK (sie nicht inne werdend). Bedenken?

denken? Sie dürften nicht noch bedenken? — Und was?

LUISE. Mein Bruder — mein Vater —

v. BRINK (wie vorher). Ihre Ehre steht auf dem Spiel. Das Kostbarste auf Erden, ohne das Ihr Daseyn Ihnen anekeln sollte. Und Sie reden noch von Bedenken? Bedenken?

DER OBERST (in tödtlicher Unruhe, zu Brink). Soll uns das Kind da — — (seitwärts, die Faust vor der Stirne) Verdammt! Was that ich?

v. BRINK. Ha! — (zum Obersten) Das ist mehr als genug! — (zu Luisen) Ich bürg' Ihnen für Alles, mein Kind, ich bürg' Ihnen mit meinem Leben! Aber verlassen Sie uns! — (Er zwingt sie in die Seitenthüre, und verschließt diese.)

Vierter Auftritt.

VON BRINK. DER OBERST.

v. BRINK (den Degen wieder an der Seite). Nun, mein Herr? Nun? — weil Sie doch vorhin nach den Folgen fragten: — dem Könige, denk' ich, sollen nur Männer von Ehre dienen. Kennen Sie die Gesetze der Ehre?

DER OBERST (die Hand am Degen und entschlossen). Ich kenne sie. Fort!

v. BRINK. Nicht die. Es giebt andre und bessre. — (mit der Hand hin und her fahrend) Ich und Sie, so wie wir hier beisammenstehn, sehn uns zu ähnlich. Sie verlassen den Dienst! — Und wenn mich auch die Ehre des Standes, die mir heilig ist, nicht verbände: — Schon, weil Sie der Unglücklichen mehr machen würden; schon, weil durch Männer, wie Sie, des Königs Ehre gekränkt wird —

denn, was *Sie* thun, das fällt auf *Ihn;* und die Ehre der Könige, wie unser Aller, ruht auf Gerechtigkeit und auf Menschengefühl: — schon darum sag' ich Ihnen: Sie verlassen den Dienst! — Sie haben die Wahl wegen der Art, ob Sie's mit Ehre oder mit Vorwurf wollen? Geben Sie mir den gefangenen Sohn wieder: so soll das Geheimnifs in dieser Brust ersterben; niemand bis an meinen letzten Hauch soll's erfahren. Mir liegt an Ihrem Unglücke nicht, und Sie fordern dann Selbst Ihren Abschied. — Überliefern Sie ihn dem Kriegsrecht: — wohl! Auf Ihre Gefahr! Dann giebt's auch für *Sie;* dann giebt's auch für *mich* Artikel.

Der Oberst (*drohend, aber im innern Munde*). Gefahr? Gefahr? — Wir wollen sehn, wer sie läuft: ich, oder — —

v. Brink. Genug! — (*ihm nachfolgend, da jener abgeht*) Walldorf wird frei, unverzüglich; oder bei Gott! — —

Fünfter Auftritt.

VON BRINK (allein).

Er geht? — Ha, ich dacht' es mir ja, ich dacht's! — Diese gallsüchtigen Holmsprecher; diese fühllosen Menschenverächter: wer sind sie? Eine aufgehobene Hand macht sie zittern. — Aber doch — je mehr ich es überlege — bei Gott! es ist kein kleines Spiel, was ich spiele! Wie, wenn er nun zu sich käme? wenn er Betrachtungen machte? — Der Beweis könnte mir schwer fallen, weil meine Zeugen dahin seyn könnten; und wenn er's nun *darauf* ankommen liefse? wenn er mehr seiner Rachgier und seinem Stolze folgte, als seiner Furcht? — — (beruhigt) Was sorg' ich? Mein wichtigster Zeuge lebt und ist gegenwärtig: Er selbst! Ich bin sicher.

Sechster Auftritt.

VON BRINK. LUISE. DANN DER ARZT.

LUISE (von innen). Auf! auf! Um Gottes willen!

v. BRINK. Die Tochter. (Er geht und öffnet.)

LUISE (hervorstürzend). Wohl mir! Ich konnte nicht mehr. — Sein sichtbarer Todeskampf, sein emporfliegendes Herz, sein Röcheln — — Ich erstickte. Ich konnte nicht mehr. — — Ist Eduard frei?

v. BRINK. Sie erschrecken mich. Sie sind in fürchterlicher Bewegung. — — Kommen Sie! Kommen Sie, Kind! — (indem er sie zu einem Stuhl führt) Werden Sie ruhig!

LUISE (sitzend). Ist Eduard frei?

v. BRINK. Er wird es. Ich erwart' ihn mit jedem Augenblicke.

LUISE. Gott! Gott! So soll doch

noch Einer leben! — O, da Sie schon das an uns thaten: da Sie das Schwerste und Wichtigste an uns thaten; — (die zitternde Hand gegen die Seitenthüre) wenn Sie hineingingen? wenn Sie aus Übermaafs Ihrer Güte — —

v. BRINK (da sie inne hält). Wenn ich es Ihrer Mutter sagte?

LUISE (seine Hände fassend). Ich bin unverschämt, — Ich fordre Dinge von Ihnen — ah! vergeben Sie mir!

v. BRINK (gerührt). Vergeben? Ihnen Ihre Zärtlichkeit, Ihr edelmüthiges Zutrauen vergeben? — Wollte Gott, ich könnt' Ihnen auch Ihren Vater retten! Ich wagte Alles darum. — Ein beſsres Kind fand ich niemals. (Er geht hinein.)

LUISE (allein; aufwärts blickend). Ich kann nicht. — Gedanken und Worte schwinden. Ich kann nicht. — Nur meine Angst kann ich fühlen. Nimm meine Angst für

Gebet an! — (erschrocken, indem der Arzt herausritt) Ich zittre. Was bringen Sie? Ist es aus?

Der Arzt. Noch nicht. Noch ringt die letzte Kraft der Natur. Aber er ist nicht weit mehr von seinem Tode.

Luise. Und keine Rettung übrig? — Kein Mittel übrig?

Der Arzt. Was soll ich Hoffnung geben, wenn ich Sie täusche? Ich sehe keines. — — (indem sie sich in den Stuhl zurückwirft und ihr Gesicht in der Hand birgt) Fassen Sie Sich! Gehorchen Sie Ihrem Herzen, und beweinen Sie ihn! Er verdient Ihre Thränen. Aber fassen Sie Sich! — Wenigstens geben Sie keiner Sorge für Ihre Zukunft Raum! Ich lernte Sie kennen, um Sie verehren zu lernen. Ihre Treue, Ihre Sorgfalt, Ihre unermüdete Liebe haben Ihnen meine ganze Seele gewonnen. — Sie werden belohnt werden;

und glücklich der Mann, den die Vorsehung zum Werkzeug dazu erkor!

LUISE. Sie gehen?

DER ARZT. Wozu nützt' ich hier noch?

LUISE. O, wenn Sie uns itzt verlassen! — So Mancher, der dem Tode schon übergeben war, kam ja in's Leben zurück. Versuchen Sie nur noch Etwas! noch irgend Etwas!

DER ARZT. Ist nicht Alles versucht? Ist die Kunst nicht verloren, wenn die Natur erschöpft ist? — (da sie ihn hält) Lassen Sie mich! Ich fliehe den Anblick der Sterbenden; und ich habe Recht, dafs ich ihn fliehe. Ich sehe, schon so, des Elends der Menschheit zu viel. — (sanft sich loswindend) Lassen Sie mich! (ab.)

V. BRINK (zurückkommend, eine Thräne aus dem Auge trocknend). Die Unglücklichen! — Wie hat mir der Anblick das ganze Herz

ergriffen! — Getrieben bis zu diesem Äußersten, dieser Verzweiflung! und ohne Endzweck! — — (sich unruhig umsehend) Aber der Sohn — Ha! wo bleibt er? Er kömmt nicht?

LUISE. Wer? wer? — Sie fürchten —?

v. BRINK. Nichts. Nur getrost! Er wird kommen. — (vor sich, umhergehend) Wenn er den Muth hätte, der Elende; wenn er es wagte, ihn hinzuopfern — Rache, ohne Erbarmen! Aber er selbst — er, der Unglückliche, den ich retten wollte — — (zu Luisen) Nur getrost, sag' ich! Nur ohne Furcht! Er wird kommen.

Siebenter Auftritt.

VORIGE. EDUARD.

LUISE (ihn erblickend). Ja! Ja! Da ist er.

v. BRINK (ihm entgegen). Mein Freund —

EDUARD (stillstehend). So ein Ausgang

— Ich bin frei? frei durch Sie? — Wie war's möglich?

v. Brink. Frage mich nicht! — Lafs dich Furcht, Mutleiden, Grofsmuth; lafs dich gerettet haben, was will! Ich mufs schweigen — — (ihn zu sich ziehend) Aber komm, Welldorf! komm, und sei auf immer mein Freund! — O wenn auch wir nun nicht Freunde wären! wir, die wir einander Alles danken!

Luise (gegen das Seitenzimmer, mit schwacher Stimme). Sie? — meine Mutter!

Achter Auftritt.

Vorige. Madame Welldorf.

M. Welldorf (da beide hineinwollen, sie in der Thüre zurückhaltend). Bleibt hier! Wo wollt Ihr hin, meine Kinder?

Eduard. Zu unserm Vater! Er lebt doch?

Luise. Sie schweigen? Sie wollen reden, und zittern?

M. Welldorf. Faſst euch! Ergebt euch, wie ich mich ergab! — Er ist hin, wohin wir ihm folgen werden. Ihr habt ihn nicht mehr.

Luise. Er ist todt? todt? — Gott, mein Vater! (Sie wirft sich in einen Sessel und weint. Die Mutter schleppt sich mühsam in einen andern.)

Eduard (nach mehreren stummen Augenblicken, mit erstickter Stimme). Todt! — Ich erwartete das. — Er ist dann frei, ist erlöst. Erquicke Gott seine Seele! — — (wieder nach einigen Augenblicken, zu Luisen) Du weinst? — O, weine um mich, nicht um ihn! Nur der, der hier bleibt, ist elend.

v. Brink (seine Hand ergreifend). Welldorf! — Sage das nicht! Es soll anders werden. — Bliebst du elend, so wär's nicht Wohlthat, dich gerettet zu haben. Ich fing an; und so ist's Pflicht, dass ich

vollende. — Du dienst wider dein Vaterland, dienst mit Abscheu. Nimm hier meine Hand! Du sollst frei seyn. — (da Eduard fühllos dasteht) Du hörst nicht? Ich sage: frei sollst du seyn.

EDUARD (kalt und in Gedanken verloren). Vom Dienst? — Unmöglich!

v. BRINK. Lafs *mir* das über! Wer das Gröfsere konnte, wird das Geringere können. — Ich vermag's; ich habe Einfluſs; ich bin dir's schuldig. — Aber hier — diese Unglücklichen, die mit deinem Vater Alles verloren — Wer wird sie durchbringen? erhalten?

EDUARD (mit Feuer). Ich! ich! — nur Freiheit!

v. BRINK. Aber im Anfang; jetzt im Anfang: wer da? — — (ihn mehr zur Seite führend und leiser) Höre mich, Freund! Als du mich auf deinen Schultern in's Lager trugst; da sammelte ich meine letzte

Kraft, und bot dir mit zitternder Hand meine Börse. Du warfst sie mir verächtlich zu Füfsen. So ein Dienst, riefst du, will keine solche Belohnung. — Sieh hier noch einmal eine Mutter und eine Schwester weinen! Ich weifs nur zu wohl, dafs ihrer Mangel und Kummer wartet. — (indem er ihm eine volle Börse in die Hand drückt) Wirfst du mir auch diese zu Füfsen?

EDUARD (sieht auf die Seinigen zurück, und nimmt sie). O nein! Nein, bei Gott nicht! Ich danke.

v. BRINK. Du entzückst mich. — Lafs mich jedes deiner Bedürfnisse wissen! Habe Vertrauen zu mir! — Sieh, ich habe Reichthümer und Güter; und ihr schönster Genufs ist für mich, dafs ich meine Freunde zufrieden sehe. — Du weinst?

EDUARD. Mufs ich denn nicht? — Ich fühle wieder, dafs Leben gut ist:

und Er — — (indem er, mit ausgebreiteten Armen, langsam auf das Seitenzimmer zutritt.)

v. BRINK (ihn sanft zurückhaltend). Lafs ihn! Gönn' ihm seinen ewigen Schlummer! Er ist itzt glücklicher, als wir Alle.

EDUARD (mit Begeisterung aufblickend). Das ist er! Ich nähme die Welt nicht um *den* Gedanken. — Und gewifs! (indem er Brinks Arm ergreift) Er hat auch dort, was ich hier habe. Sonst wär's kein Himmel.

v. BRINK (gerührt). Welldorf!

EDUARD. Sie versöhnen mich mit den Menschen. Ich lebte, wie in einer Räuber- in einer Mörderhöhle. Ich verabscheute sie alle.

v. BRINK. Wie ungerecht warst du! Wie ungerecht gegen sie und den Himmel! — Glaube mir: es wird Rechtschaffenheit unter Menschen wohnen, so lange Vorsehung dort oben wohnt. — — Doch

ich lasse dich jetzt. Hemme den Schmerz dieser Unglücklichen, und trage deinen eigenen, als ein Mann!

EDUARD. Das will ich. Das kann ich. — Ich bin gekränkt bis in's Innerste; aber ich bin mit Gott und mit mir zufrieden. Da trägt sich Alles. — — Sie gehen?

v. BRINK. Schmerz ist gern ohne Zeugen.

EDUARD. Nun wohl! wohl! — (ihm bis zur Thür nach) Nur das noch! das Einzige noch! Der unglücklichste Tag meines Lebens war auch mein glücklichster. Ich fand an ihm eine Seele — eine der edelsten, besten, die jemals aus Gottes Händen gingen.

v. BRINK (ihm die Hand drückend). Wir sehn uns wieder, Welldorf — und öfter! (ab.)

Letzter Auftritt.

EDUARD. MADAME WELLDORF. LUISE.

EDUARD (jeder eine Hand bietend). Kommen Sie! — Komm!

M. WELLDORF. Wohin?

EDUARD. Dort hinein! Sein Anblick selbst soll uns trösten. — An seinem Sterbebette wollen wir unsre Hände verbinden, und uns ewigen Beistand schwören. — O nur froh! nur getrost! Noch ist nicht Alles verloren. Sie, meine Mutter, haben noch einen Sohn; du, Luise, noch einen Bruder: und ich — (beider Hände an seine Brust ziehend, und aufblickend) das Größte, was Gott uns geben kann: einen Freund!

STRATONICE.

EIN SCHAUSPIEL.

Personen:

Seleukus, König von Syrien.
Antiochus, sein Sohn und Thronfolger.
Stratonice, Braut des Königs, Tochter des gefangenen Demetrius.
Telesilla, Vertraute der Stratonice.
Erasistratus, Leibarzt des Königs.
Eumenetes, ein Sclave.

Scene: ein Zimmer im Pallast des Seleukus.

Erster Auftritt.

ANTIOCHUS (allein; halbliegend auf einem Ruhebette).

— Bin ich allein? Kann ich ihn wieder nennen, ihn wieder seufzen, den theuren, geliebten Namen: Stratonice? — — Ah! Ihr Götter, wie ist das? Schwebt nicht ihr holdes Bild immer vor mir? Ist's mir *nicht allgegenwärtig*? — Und doch — wenn ich den Schall ihres Namens höre: wie fährt mir ein verzehrend Feuer durch alle Glieder! — Das ist schon Ohnmacht, hoff' ich, schon Todesschwäche. Meine Kräfte sinken schon hin; die nahrungslose Flamme wird matter; bald, bald wird sie zum letzten Mal aufzittern, um zu verlöschen: und dann,

Ihr Götter — was kann der weniger bitten, den Ihr zum Thron bestimmtet, und der Euch Alles zurückgiebt? — lafst mich einsam seyn, wie ich itzt bin! Entfernt von mir jeden Horcher, jeden Verräther! Lafst mich noch einmal aus der Tiefe der Seele seufzen: Stratonice! und mein Haupt senken — sterben. — — (sich herumwerfend, und schmerzlich) Unglücklicher! — die Begierde schon buhlt, der Gedanke schon buhlt. Und sie ist Braut deines Vaters!

Zweiter Auftritt.

ANTIOCHUS. ERASISTRATUS.

ERASISTRATUS (in der Entfernung stillstehend). Prinz —

ANTIOCHUS (unmuthig). Schon wieder Störung? Du willst mich heilen, Arzt; nur die Einsamkeit kann mich heilen.

ERASISTRATUS. Verzeih mir! Wenn

nicht ein höherer Befehl mich hieherbrächte — —

ANTIOCHUS. Ein höherer? Von Seleukus? — Dann bleib! Er ist Herr und ist König.

ERASISTRATUS (näher tretend). Für dich ist er mehr; ist er Vater. — Um seiner Ruhe willen, mein Prinz! Deck' ihm dein Innerstes auf! Sage, warum dein Leben, warum alle Freuden des Lebens dir so verhafst sind? Sage, was dich im Besitz aller Herrlichkeit, aller Hoheit — da du den kühnsten deiner Wünsche nur aussprechen dürftest, um ihn erfüllt zu sehen — was dich zu dieser Schwermuth, diesem tödtlichen Gram herabbeugt?

ANTIOCHUS. Weifs ich's selbst? — Mein Verhängnifs.

ERASISTRATUS. Prinz! das ist Ausflucht, nicht Antwort. — Sage: was entgeht, was gebricht dir?

ANTIOCHUS. Nichts — nichts, Freund; und Alles.

ERASISTRATUS. Du sprichst ein Räthsel.

ANTIOCHUS (die Hand auf dem Herzen). Hier —

ERASISTRATUS (da er inne hält). Sollt' ich dich verstehen? Solltest du lieben?

ANTIOCHUS (unmuthig). Nenne das Wort nicht!

ERASISTRATUS. So erkläre dich mir! —

ANTIOCHUS. Wolltest du einem Todten von Freuden reden? ihn zum Mahl, zum Tanz, zum Saitenspiel laden? — Hier dies Herz ist erstorben. Der Quell der Glückseligkeit ist vertrocknet.

ERASISTRATUS. Unmöglich! In der Fülle der Jugend? Ein Herz erstorben, wie deines, so voll Wärme, voll Theilnehmung an allem Guten, an allem Schönen?

ANTIOCHUS (sich abwendend). Eben das macht oft elend.

ERASISTRATUS. Warum verbirgst du dich wieder, deckst wieder dein Angesicht? — Bei den Göttern beschwör' ich dich; rede! Irgend eine unbefriedigte Leidenschaft muſs dich martern. — Wenn du so in dich verloren da sitzest, den Blick auf die Erde gesenkt; wenn du auf der Stirne den Tod trägst, indem du um die Lippen her lächelst; sage: was für Bilder schweben da vor dir? Was für Wünsche beschäftigen dich?

ANTIOCHUS. Ach Freund! Wenn ich von den Göttern etwas erbitten dürfte — —

ERASISTRATUS. Sprich aus! Was wär' es?

ANTIOCHUS. Ein kleines Feld — eine Hütte.

ERASISTRATUS. Wie?

Antiochus. Glückseligkeit wohnt nicht in Pallästen.

Erasistratus. Nein, mein Prinz! In dem Innersten unsrer Seelen wohnt sie. — Aber du wolltest mehr sagen. Eine Hütte? Und *in* der Hütte? —

Antiochus (unmuthig). Verlafs mich!

Erasistratus. Edler, königlicher Jüngling! Zürne nicht, dafs ich in dich dringe! Dein Reich hofft. Dein Vaterland hofft. Die Weisesten nennen deinen Namen mit Wohlgefallen. Das Kriegsheer sah dich nie ohne Jauchzen. — So viele Hoffnungen wolltest du täuschen? So viele gerechte, grofse Erwartungen untergraben? — die Freuden alle, die das Schicksal dir anbietet, zurückstofsen?

Antiochus. Freuden? —

Erasistratus. Die höchsten, seligsten eines Thrones.

Antiochus. Sagt das ein Weiser? —

Tritt hinzu, und sieh deine Freuden zu Sorgen werden!

Erasistratus. Eins hängt am Andern, mein Prinz. Wer keine Sorgen hat, der hat keine Freuden.

Antiochus. Und was nennest du so? — Purpur tragen? Schätze besitzen? von Festen zu Festen schwärmen?

Erasistratus. Nicht, was der Pöbel an Euch beneidet. Aber was selbst der Weise, wenn's ihm verliehen wäre, für sein unschätzbarstes Kleinod hielte: euren Beruf, eure Pflichten. Diesen Genüge zu thun, die Sorge für so viele Tausende unablässig auf der Seele zu tragen; die Früchte seiner Bemühungen, seiner Arbeiten, nicht im engen Kreise gemeiner Menschheit, sie in weitgestreckten Reichen zu sehn; Samen zu streun, wo aus jedem Korn ganze Saaten entspriefsen, indefs Andre nur siebenfach

ärnten: das, Prinz, das nenn' ich Freuden des Thrones; — nicht das Hinknieen der Unterthanen, den Purpur, den leichtern Genuſs jeder Wollust. — Wir nennen die unsterblichen Götter selig. Warum? Weil ihre Tempel die Erde füllen? Weil Wohlgerüche und Opfer auf ihren Altären dampfen? Weil ihnen der Held seine Beute, der Hirt seine Erstlinge, jede Kunst ihre Blüthen darbringt? — Nein, Antiochus! weil von ihrem Himmel die Wohlthaten strömen, deren sich die zaallose Menschheit, deren sich, die ganze Leiter der Wesen hindurch, alle Geschöpfe freuen! Nicht durch das sind sie selig, was sie empfangen, sondern durch das, was sie mittheilen.

Antiochus (die Hand gegen ihn hinstreckend). Ach Freund! Wenn es noch möglich wäre — — Aber sprich weiter! sprich weiter!

Erasistratus. Also rührt' ich dich, Prinz? — Und doch mufst' ich, um an dein Herz zu dringen, erst den Weg über deine Vernunft nehmen. — Lafs mich unmittelbarer an deine Seele reden! Lafs mich dich bitten, des Königes, deines Vaters zu schonen! — Wie ein Donnerschlag traf ihn das Wort: dafs du dir alle Nahrung entzögst, dafs du sterben wolltest. Er schwieg, sah gen Himmel, und seufzte. Eine Thräne fiel auf seine Wangen herab. — Götter! es ist ein so guter Vater.

Antiochus. So gut? —

Erasistratus. Unbegreiflich! Dein ganzer Blick wieder verfinstert! Warum?

Antiochus. Mufs ich nicht zürnen? — Nur ein so guter Vater? Nichts mehr? — Ist die Sprache so arm, oder deine Seele so kalt, um nichts Stärkeres zu sagen?

ERASISTRATUS. So will ich ihn denn den besten, liebreichsten, gütigsten aller Väter nennen.

ANTIOCHUS. Wohl das! Nenn' ihn so, wann du kömmst, wann du weggehst! Das wird mir Muth geben und Stärke. — Ach Freund! Sonst waren Könige immer nur kalte Väter.

ERASISTRATUS. Aber der deinige — lebt irgend einer in Hütten, wo die ungeschwächte Natur noch alle ihre Rechte ausübt; irgend einer, der treuer, zärtlicher liebte? der mehr Dank, mehr Gehorsam verdiente?

ANTIOCHUS. Keiner. — Keiner.

ERASISTRATUS. Und, Prinz — der Beste der Väter sollte sich nicht des Besten der Söhne freuen? Für alle seine Zärtlichkeit, seine Wohlthaten wolltest du ihm jetzt den tödtlichsten Gram bereiten?

ANTIOCHUS. Nein! — Ich will sterben.

ERASISTRATUS. Wie? Du willst sterben? — Was dich von deinem Entschlusse abbringen sollte, könnt' ihn befestigen? Würde denn irgend etwas den König mehr, als dein Tod, betrüben?

ANTIOCHUS. Mein Leben!

ERASISTRATUS. Ein neues Räthsel, und ein noch dunklers!

ANTIOCHUS. Für dich! — Für mich, Freund, ist's lichte Wahrheit; licht, wie der Mittag. — Aber geh itzt! geh! — Oder wenn du nicht darfst, weil du Befehl hast; nun, so lafs *mich* gehn! Ich brauche Ruhe. (ab in ein Seitenzimmer.)

Dritter Auftritt.

ERASISTRATUS (allein).

Wunderbar! — Aber fast entzifre ich sein Geheimnifs. — Unbefriedigter Trieb

nach Herrschaft? nach Ehre? Nein, der König verfehlt's. Ehegeiz wäre finsterer, feindseliger, wilder. — Er liebt! Er liebt! Woher sonst dieses wollüstig Schmachtende seiner Schwermuth? dieses Weiche und Schamhafte jedes Tons? jeder Gebehrde? — Und doch — wenn der Günstling des Schicksals, der Erbe des gröfsten Thrones der Welt liebt: — ein so blühender Jüngling! — warum dürft' er verzweifeln? welches weibliche Herz würd' ihm fehlen? — Oder *wenn* es ihm fehlte; wo wäre die Unschuld, die nicht ihre Kälte zu Schüchternheit, ihren heimlichen Gram zu wollüstigem Schmachten verstellte? — Gleichwohl — Ha der Gedanke, den ich da fasse! Würd' ihm nicht Eine, nicht die Braut seines Vaters fehlen? — Ich hab's! Ich hab's! Wenn er liebt, so ist *sie's!* keine andre! — Mit halber Vernunft liefs sich das finden; und

lag mir's vielleicht zu nahe, dafs ich es itzt erst sehe? — Doch, um noch sichrer zu werden; um es so zu werden, dafs Antiochus in keine Gefahr, der eifersüchtige König auf keinen Verdacht gerathe — — (sich umsehend) Er kömmt.

Vierter Auftritt.

SELEUKUS. ERASISTRATUS.

SELEUKUS. So vertieft, Erasistratus? — und allein?

ERASISTRATUS. Der Prinz ist drinnen, König. Er wollte ruhen.

SELEUKUS. Also sprachst du ihn doch?

ERASISTRATUS. Wenige Augenblicke.

SELEUKUS. Und wie schien er dir? Heitrer? —

ERASISTRATUS. Dann wär' ichs auch; aber —

SELEUKUS. Der Unglückliche! — Er

raubt mir alle Ruhe bei Nacht, und alle Arbeitsliebe am Tage. — Hätt' ich ihn je zu lieben geglaubt, wie ich jetzt fühle dafs ich ihn liebe? — Ich mufs noch, ich mufs ihn retten. — Sage: hast du ihn ausgeforscht? hat er gestanden?

ERASISTRATUS. Du weifst, König: seine Krankheit liegt in der Seele.

SELEUKUS. Nun? —

ERASISTRATUS. Und was Krankheiten dieser Art gefährlicher macht, ist: dafs man sie liebt, sie verheimlicht, dafs man vor der Befrung. als einem Übel, zittert. — Hoffe nie, dafs er bekenne!

SELEUKUS. Aber wie, wenn ich sein Übel errieth? wenn ich Vaters genug wäre, ihm mit der Befriedigung seiner Sehnsucht entgegen zu kommen? ihm Alles, Alles was er wünscht, zu gewähren?

ERASISTRATUS. Dann freilich —

SELEU-

Seleukus. Und ich wills. Ich bin entschlossen dazu.

Erasistratus. Wenn du inzwischen fehlrathen solltest, was bliebe übrig? — Das Einzige, denk' ich, dafs man ihm gleichsam von ferne zu Hülfe käme, dafs man unvermerkt seiner Phantasie andre Richtungen gäbe; dafs man die Kraft seiner eigenen Seele ins Spiel setzte: ob sie noch durch sich selbst sich reinigen, durch eigenen Umtrieb ihrer bessern Empfindungen das Gift aus sich herausstofsen könnte?

Seleukus. Wie das? Sprichst du zu einem Arzt oder zu einem Krieger? — Sei deutlich!

Erasistratus. Man müfst' ihn, denk' ich, aufheitern, vergnügen.

Seleukus. Hat man's nicht schon? Haben nicht, seit den ersten Äufserungen seiner Schwermuth, alle meine Höflinge

ihren Witz, ihre ganze Erfindsamkeit erschöpft, und Feste auf Feste für ihn ersonnen?

Erasistratus. Feste — die sein Übel nur noch vermehrten. Sie waren zu rauschend, zu prachtvoll. In ein trauriges Herz, mein König, muſs sich die Freude, wie in ein gleichgültiges die Liebe, schleichen: durch bescheidne, durch schamhafte Reize. Zu üppiger und zu buhlerischer Reiz stöſst nur von sich.

Seleukus. So sprich! Rathe mir, was zu thun ist!

Erasistratus. Man müſst' ihn vergnügen, mein' ich, so, daſs er das Vergnügen kaum argwohnte; — nicht geradezu seinen Schmerz bestürmen, lieber heimlich ihn untergraben; anfangen — mit wenig, mit Nichts; bloſs mit einem zufälligen, zerstreuenden, holden Gespräche; mit — ach! ich weiſs selbst

nicht. — Männer taugen dazu weniger, König. Wie wollt' ich, er hätte eine Freundinn — nur eine Mutter!

SELEUKUS. O, die hätt' er schon wieder; die hätt' er seit Wochen, wenn nicht mein Kummer — nicht die Unmöglichkeit, irgend ein Fest zu feiern, bis ich erst ihn gerettet sehe — —

ERASISTRATUS (gleichsam vertieft). Also dächtest du doch —

SELEUKUS (da er inne hält). Was? — was?

ERASISTRATUS (aufsehend). Ich glaubte, König, du sprächst von deiner Verlobten — von Stratonice.

SELEUKUS. Nun? —

ERASISTRATUS (wie zuvor). Und zu versuchen freilich wär's mit ihr immer. Eben sie vielleicht, mit ihrer Anmuth, ihrer sanften Gesprächigkeit — wenn sie ihn länger und öfter sähe — sie mögt'

ihn zurückbringen können. Freilich nur sehr allmählich, nur schrittweis', indem sie blofs einigen Schimmer von Licht wieder in seine Seele brächte, indem sie ihn das Leben nur einigermafsen wieder als schätzbar empfinden liefse. — Zwar auch dies Mittel — — Indefs, der verzweifelnde Arzt, mein König, verschmäht am Ende keins, wie ungewifs der Erfolg sei. — Darf ich ihr deine Gedanken eröffnen? Darf ich zu ihr gehn, und sie in deinem Namen — —

Seleukus. Sei's! — Vielleicht, dafs du, als Zeuge meiner Freude, mit ihr zurückkömmst. Ich glaube, das Opfer entdeckt zu haben, das er gebracht wünscht, und ich bin bereit, es zu bringen. — Indefs sei's! Lade sie ein!

(Erasistratus ab.)

Fünfter Auftritt.

Seleukus. Dann Antiochus.

Seleukus (in das Seitenzimmer rufend). Antiochus! — (indem er umhergeht) Bei dem Allen kein grofses Opfer! Eine Verminderung meiner Last, meiner Sorgen! — Und wenn ich mein ganzes Reich dahingäbe, um einen Sohn zu retten: — hätt' ich verloren oder gewonnen? —

Antiochus (furchtsam). König — —

Seleukus (ihn ansehend, nach einer Pause). Undankbarer! Ist das der Ton unter uns? Bin ich auch dir nur König?

Antiochus. Mein Vater —

Seleukus. Komm! Setze dich zu mir! Du zitterst. (Er führt ihn auf das Ruhebette) Ich sollte mit dir zürnen, Antiochus; aber mein Herz verbeut mirs. — Hättest du dich in meine Arme geworfen; hättest du mit dem offnen Ver-

trauen, das ich dir nie unbelohnt liefs, die Hand nach meiner Krone gestreckt, und sie versucht mir vom Haupte zu heben: — Jüngling! dein Vertrauen wäre mir theurer gewesen, als meine Krone. — Doch keine Vorwürfe weiter! Auch ohne dich mir vertraut zu haben, sollst du besitzen, wonach du schmachtest, und sollst es noch heut besitzen. Ich hab's errathen.

ANTIOCHUS. Errathen?

SELEUKUS. Wenn du erschrickst, so hab' ichs nur um so mehr errathen. — Sei ruhig! War dein Vater je grausam? — Sieh, Jüngling! Ich habe dein Leben durchspäht, habe geforscht, welche Neigung die Beherrscherinn deiner Seele wäre; und ich bin gewifs, dafs ich sie kenne.

ANTIOCHUS (seitwärts). Ihr Götter! —

SELEUKUS. Immer warst du kühn, ehrsüchtig, feurig. Das sagt mir deine

Liebe zu Kämpfen, dein sichtbarer Triumph, wenn dein Wurfpfeil am weitesten flog, oder deine Rosse zuerst das Ziel umjagten. Das sagt mir deine Verzweiflung am Tage bei Ipsus, wo dich Demetrius schlug, wo du, bei aller Freude meines endlichen Sieges, fühllos dastandst, und beim Frohlocken des Heers dir die Thränen im Augwinkel hingen. — Die Götter, erkenn' ich, haben dir einen hohen, emporstrebenden Geist, den echten Geist eines Königs gegeben; und so ein Geist will Spielraum, will Gegenstände. Eingekerkert und gefesselt zu seyn, macht ihn verzweifeln. — — Du erröthest? Du schlägst die Augen nieder?

Antiochus. Dafs die Scham mich entseelte!

Seleukus. Die Scham? — Macht' ich dir Schwäche zum Vorwurf? Hat der Starke sich seiner Kraft zu schämen?

Oder weiſs ich nicht, daſs eine Seele in ihrer Kraft ersticken kann, wie ein Körper in seinem Blute? — Komm, Jüngling! Unsre Vortheile gehn mit einander. Laſs mich durch Erleichterung meiner Arbeiten fühlen, daſs es Wohlthat ist, einen Sohn zu haben. Nimm die Hälfte meiner Eroberungen, nimm alle Provinzen des obern Asiens hin, und sei König!

ANTIOCHUS. Ich? Ich? — Mich schaudert.

SELEUKUS. Wovor? Vor dem letzten Ziele des Ehrgeizes? Vor dem Gipfel der Hoheit?

ANTIOCHUS. Für den ich zu klein bin; auf dem ich verschwinden würde. — *Mit* dir, *neben* dir — König?

SELEUKUS. Warum nicht?

ANTIOCHUS. Ah mein Vater! Und wenn ich auch Kräfte, Verdienste hätte: *der* Schatten, der im finstern Tageslicht

wäre, wird zu Nacht an der Sonne. — Du erinnertest mich des Tages bei Ipsus.

Seleukus. Nun? —

Antiochus. Wer nicht Besonnenheit für Eine armselige Stunde hatte: wird er sie für die Dauer des Lebens haben? Wer nicht zum Kleinern taugte, zum Feldherrn — wird er zum Grösern taugen, zum König?

Seleukus. Und doch ist Herrschen deine Bestimmung, Jüngling. Du bist geboren dazu.

Antiochus. Eben das ist meine Verzweiflung. Ich fühl's, ich bin ein Schwächling, ein Weichling.

Seleukus. Du? Du, den Hitze zu Fehlern hinriss, für die ich dich umarmte? in denen ich deine Grösse vorhersah? Denn grosse Tugend, Antiochus — was war sie je anders, als Feuer der Seele, durch Vernunft und Erfahrung gemässigt?

— — Aber ich fürchte, du suchst nur Ausflüchte, Jüngling; du heuchelst.

Antiochus. Bei den Mächten der Unterwelt: nein!

Seleukus (scharf ihn ins Auge fassend). Du heuchelst!

Antiochus. So möge mein Leichnam kein Grab und mein Geist keine Ruhe finden! — Ah! das ist mein Schicksal, mein Vater: sehen, schmachten, und nicht erreichen können. (schwärmerisch) Alle Güte, alle Schönheit schwebt vor mir; aber ich Elender — am Rande eines Abgrundes steh ich, und strecke umsonst die Arme aus, und brenne umsonst hinüber. Ich mögte groſs seyn, als König, wie ich glücklich seyn mögte, als Mensch; aber — ich kann nicht.

Seleukus (finster). Du kannst nicht?

Antiochus. Wenn du zürnest, mein Vater — —

Seleukus. Komm! Erniedrige mich nicht durch Argwohn, als ob ich dir Schlingen legte. Sei so aufrichtig, wie ich! — Hättest du deine Hand auf einen Altar gelegt; du würdest die Majestät der Götter fürchten und Wahrheit reden. — Sieh, Jüngling! Hier liegt sie auf der Brust deines Vaters; an seinem schlagenden Herzen liegt sie. Auch diese Stäte ist heilig. — Schleufs mir dein Innerstes auf! Rede Wahrheit, oder — —

Antiochus. Ich hab' es!

Seleukus (wild, indem er seine Hand zurückwirft). Antiochus! —

Antiochus. Ah! vergieb mir, mein Vater!

Seleukus. Vergeben? Wer bis an die äufserste Gränze der Liebe ging, der hat nur noch Einen Schritt bis zum Hasse. Oder meinst du, ich sollte den nicht hassen, der mich ärger als tödtet? mich

schändet? mich zum Abscheu der Welt macht?

Antiochus. Ich dich? — Nimmermehr!

Seleukus. Wie sonst? — Nicht als Thoren, als Opfer meiner Tyrannei wird man dich ansehn. In heimlichen Grausamkeiten des Vaters wird man die Ursache von der Verzweiflung des Sohnes suchen; und fühlst du die Schande dieses Verdachts? — Wenn die Könige der Barbaren ihre Brüder würgen, und ihre Söhne schlachten, so mischt sich Mitleid in unsern bittern Abscheu, und wir sagen: es sind Barbaren! Aber wenn ich, ich ein Grieche — zur Menschlichkeit und zur Weisheit erzogen — in Verdacht deines Mords gerathe, in Verdacht von Grausamkeiten, die so gut sind als Mord — (niedertretend) Ah! es tödtet mich, das zu denken. Jede glorreiche That meines

Lebens wäre befleckt, verfinstert, vernichtet.

* * *

Sechster Auftritt.

ANTIOCHUS. SELEUKUS. Hiezu kommen ERASISTRATUS; und STRATONICE, mit ihrer Vertrauten TELESILLA.

Stratonice ist erschrocken und verlegen über die Erklärung des Königs, seine Vermählung mit ihr nicht länger aufschieben zu wollen. Sie sucht seinen Zorn gegen Antiochus zu besänftigen, und versteckt sich hinter den Vorwand, dafs sie für des Königs eigne Ruhe sorge, und dafs die Dankbarkeit für das was Antiochus ihrem gefangenen Vater bewirkt habe, sie verpflichte, sich seiner anzunehmen.

Der Arzt will, dafs der Prinz, der über Stratonicens Anblick wie ohnmächtig da liegt, sich mit einem Becher Weins stärke. Er ruft den schon im Vorzimmer wartenden Sclaven Eumenetes.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Eumenetes.

Der Prinz schlägt die Stärkung aus, bis der Vater bittre Anmerkungen über seinen Starrsinn, seine Lieblosigkeit macht. Jetzt läfst er den Becher bis zum Überschwellen füllen, und thut ein Gebet für seinen Vater an die Götter. Er zittert; und statt, beim Libiren, nur Tropfen auszugiefsen, verschüttet er Alles. Seleukus, halb gerührt halb erzürnt, fragt: ob er ihm nun fluchen, oder ihn segnen solle? und wirft sich unmuthig, das Ge-

sicht mit der Hand verdeckt, in einen Sessel.

Nun läfst Stratonice den Becher noch einmal füllen, spricht dem Prinzen mit innigster Rührung zu: dafs er um seiner selbst, um des Königs, um ihrentwillen sich die nöthige Stärkung nicht versagen wolle. Sie weint; und der Arzt will ihr den Wein wieder nehmen, weil sich ihre Thränen damit vermischt haben. Hier reifst der Prinz ihn weg, und leert ihn bis auf den letzten Tropfen.

Kaum verbirgt noch Stratonice ihr Erstaunen und ihr Entzücken über diesen Beweis seiner Liebe. Telesilla! ruft sie; er trinkt. Nur ein Wink dieser Vertrauten macht sie wieder scheinbar ruhig. Der Prinz, den Becher an seine Brust drückend, sagt zum Arzt, der ihn abnehmen will: Arzt! in diesen Kelch meine Asche!

Eumenetes, auf einen Wink des Arztes, entfernt sich. Itzt will der König den Sohn umarmen; dieser wird über den Anblick und die Liebe des Vaters erschüttert, entreifst sich ihm, und taumelt ab in sein Seitenzimmer. Der König folgt, nach einem Ausdruck des Erstaunens, ihm nach; und dem König der Arzt.

Achter Auftritt.

STRATONICE, mit TELESILLA allein.

Kaum hält noch die letztere jene zurück, die in ihrer Verwirrung blofs ihrem Herzen folgt, und auch dem Prinzen nach will. Telesilla beruhigt die Prinzessinn über den Zustand des Antiochus, durch die wahre Bemerkung: dafs Er, der zu deutlich seine Liebe verrathen, sich vor dem Vater verbergen wolle.

Stra-

Stratonice umarmt Telesilla; noch herrscht in ihrem Herzen, bei dem Tumult ihrer Empfindungen, ganz vorzüglich das Entzücken, sich von dem Besten der Menschen geliebt zu wissen. Telesilla stellt ihr vergebens die Gefahr ihrer Liebe vor, fleht sie vergebens, sich zu mäßigen. Sie erkennt einen Augenblick ihr Unglück; aber noch bricht ihre überwiegende Freude hervor. Erst der Gedanke an Antiochus Leiden, den Telesilla bei ihr weckt, macht den Kummer in ihrer Seele herrschend.

Von so widrigen und so heftigen Empfindungen unterdrückt, droht sie niederzusinken; Telesilla will sie in den Sessel führen, in dem der König saſs: sie widerstrebt. Dort, dorthin, sagt sie, und zeigt auf den Sitz des Prinzen, wirft sich hin, und zerfließt in Thränen; schweigt,

wird endlich durch Telesillens Vorstellungen vermögt, sich zu entfernen: Der Vater werde zurückkommen; sie werde sich durch den Anblick selbst verrathen, werde nicht blofs sich, auch den Prinzen in Gefahr und Unglück bringen. Nun geht sie.

Neunter Auftritt.

— — — — — — —

DER DIAMANT.

EIN LUSTSPIEL.

Personen:

Frau von Gercourt.

Herr von Gercourt.

Graf von Tourmont.

Henriette, Kammermädchen der Frau von Gercourt.

Herr von Mirvault, Bruder des Herrn von Gercourt.

Israel, ein Jude.

Dumont, Kammerdiener der Frau von Gercourt.

Champagne, Bedienter des Herrn von Gercourt.

Scene: Zimmer der Frau von Gercourt.

Erster Auftritt.

Israel. Henriette.

Israel (hineinsehend). Jüngferchen! Jüngferchen!

Henriette. Wer ist da? — Er, Herr Israel? Nur herein!

Israel. Ihr unterthäniger Diener, mein liebes Jüngferchen! Wär's erlaubt, mit Ihr zu schwatzen ein Wörtchen?

Henriette. Was bringt Ihn denn zu uns, Herr Israel? Hat Er etwa was Neues zu verschachern? Ist es was Hübsches? —

Israel. Das sollt' ich glauben, Jüngferchen. Etwas Rares! Etwas Rares! — Und für ein Spottgeld! Es ist gefunden für's Geld.

Henriette. Was denn? — Was denn?

Israel. Ein sehr kostbarer Diamant! Er ist werth unter Brüdern seine dreitausend Reichsthaler; und ich will ihn weggeben — wie gesagt — für ein Spottgeld, für nichts.

Henriette. Für nichts? — Die Bedingung, Herr Israel, wäre annehmlich.

Israel. Seh Sie nur! Seh Sie nur! Sie versteht Sich doch wohl auf Diamanten?

Henriette (besieht ihn). Es ist ein Ring, wie ich sehe. —

Israel. Wie Sie sagt! Ja ein Ring!

— Sie versteht Sich sehr wohl darauf, Jüngferchen. Es ist wirklich ein Ring.

HENRIETTE. Und ein recht schöner! Aber der Preis? —

ISRAEL. Was für ein Wasser er hat! Was für ein Feuer er hat! Wie er blitzt! Wie er spielt!

HENRIETTE. Aber der Preis? —

ISRAEL. Nu der Preis! der Preis! — Verschenken will ich ihn, wenn er nicht werth ist seine dreitausend Reichsthaler.

HENRIETTE. Dreitausend Reichsthaler?

ISRAEL. Aber weil er einer Dame gehört, die Geld braucht, die eine Spielschuld bezahlen soll — Versteht Sie mich, Jüngferchen?

HENRIETTE. Vollkommen, Herr Israel.

Israel. So will ich ihn geben für's halbe Geld, für funfzehnhundert Reichsthaler. — Wo ist denn die gnädige Frau? Könnt' ich nicht mit ihr sprechen?

Henriette. Wart' Er nur! Sie wird den Augenblick da seyn.

Israel. Ich will warten, Jüngferchen. Red' Sie ihr zu! Red' Sie ihr zu! Es soll Ihr Schade nicht seyn. Sie soll auch Ihr Profitchen haben, wenn Sie ihr zuredt.

Henriette. Da kömmt sie, Herr Israel. (Ihm den Ring zurückgebend) Wir wollen's schon machen. Nehm' Er nur hin!

Zweiter Auftritt.

DIE VORIGEN. FRAU VON GERCOURT.

FRAU VON G. Was ist das da für ein Mensch, Henriette? (in einem verächtlichen Tone.)

HENRIETTE. Es ist Herr Israel, Ihre Gnaden.

FRAU VON G. Ach! Es ist wahr. — (Sich setzend) Was will Er? Was bringt Er?

ISRAEL. Etwas Rares, Ihro Gnaden. Ich komme Ihnen zu leisten einen Dienst, einen grofsen Dienst.

HENRIETTE. Er bringt Ihnen einen ganz vortrefflichen Diamant. — Wenn Ihre Gnaden ihn nur ansehen wollten —

FRAU VON G. Einen Diamant? — Nein, ich mag ihn nicht ansehn.

Israel. Warum denn nicht? Warum denn nicht ansehen, Ihro Gnaden? — Man hat ja das Ansehen umsonst. — Einen so kostbaren, kostbaren Stein!

Frau von G. Nun, so zeig' Er! Er ist wirklich nicht schlecht, Henriette. — Aber nicht wahr? Mein mittelster Diamant ist doch schöner?

Henriette. Nein, in der That nicht, Ihre Gnaden. Verzeihen mir Ihre Gnaden.

Frau von G. Du hast Recht; er hat ausnehmend viel Feuer.

Henriette. O er spielt; er spielt — In meinem Leben hab' ich nichts Schöners gesehen.

Israel. Und kostet — ein Butterbrot, Ihro Gnaden. Ein Butterbrot!

Frau von G. Wirklich, ich verliebe

mich ganz darein — Ich denke, er würde mir unvergleichlich stehen — Ich liefse ihn gewifs nicht da in dem Ringe.

HENRIETTE (zu Israel). Nun so sag' Er doch der gnädigen Frau —

ISRAEL. Wenn ich soll sagen, als ein ehrlicher Mann, auf mein Gewissen — Spottwohlfeil, Ihro Gnaden! Dreitausend Reichsthaler!

FRAU VON G. Dreitausend Reichsthaler! Das ist viel Geld, Israel. — Ich mag ihn nicht länger ansehn (aber ohne ihn wegzugeben).

ISRAEL. Gar kein Geld! Gar kein Geld! — Keinen Pfennig will ich haben, wenn er nicht werth ist seine dreitausend Reichsthaler.

HENRIETTE. Aber so mach' Er doch! Sag' Er doch den genauesten Preis! —

Frau von G. Wozu, Henriette? Es wird nicht nöthig seyn. — (immer den Stein betrachtend) Ich will nichts weiter hören.

Israel. Den genauesten Preis? — Er ist werth seine dreitausend Reichsthaler: ich sag' es noch einmal; aber weil's Ihro Gnaden sind, und weil die Dame Geld braucht, der er gehört: so sollen Ihro Gnaden ihn haben für's halbe Geld.

Frau von G. Für funfzehnhundert Reichsthaler? — Das machte an Louisd'or?

Israel. Gerade dreihundert — Auf ein Haar!

Frau von G. Dreihundert Louisd'or! — Das ist eben nicht theuer, Henriette. Was meinst du?

Henriette. Gar nicht theuer. Für das Geld würden Ihre Gnaden ihn immer wieder anbringen können.

Frau von G. Er ist unvergleichlich. Er gefällt mir ganz aufserordentlich. In der That!

Israel. Ja, das will ich glauben. So ein Stein, so ein Diamant!

Henriette. Nun dann! Ihre Gnaden müssen ihn nehmen. Sie müssen ihn kaufen.

Frau von G. (seufzend). Womit? Ich habe kein Geld, Henriette.

Israel. Auch keine Sachen? Ich nehme sie an, Ihro Gnaden. — Gold, Silber, Perlen, schöne reiche Kleider. — Ich bezahl's gut. Keiner besser, als ich.

Frau von G. Nein, ich kann nichts verkaufen — Wie unglücklich bin ich!

Henriette. Wenn aber der gnädige Herr —

Frau von G. Mein Gemahl? Ja, da

hätt' ich mich an den Rechten gewandt! — Da Israel! (den Ring zurückgebend) Ich mag ihn nicht länger ansehn. Nehm' Er ihn wieder!

Israel. Sie thun Unrecht, Ihro Gnaden; sehr Unrecht! Sie bekommen in Ihrem Leben nicht wieder zu Gesichte einen solchen Diamant. In Ihrem Leben nicht wieder.

Frau von G. Weg! Geh' Er! — O ich bin so ärgerlich, Henriette; ich mögte — —

Henriette. Noch ein Augenblickchen, Herr Israel!

Israel. Nun ja! ja! Bin ich denn etwa schon weggegangen? —

Henriette. Ich habe einen Einfall, Ihre Gnaden. Der Graf von Tourmont, dächt' ich, sollte Ihnen die funfzehnhundert Thaler schon vorschiefsen.

FRAU VON G. (lächelnd). Der Graf von Tournont? —

HENRIETTE. Warum nicht? Sie würden sie ihm nach Ihrer Bequemlichkeit wieder geben.

FRAU VON G. Wenn nur der Graf — Aber wirklich, Henriette, du bist doch ein Mädchen, das Einfälle hat.

HENRIETTE. Ach! In meinen eignen Angelegenheiten niemals; aber für Ihre Gnaden — *Es ist ein so vortrefflicher* Kauf, und ich wollte nicht gern, dafs er Ihnen aus den Händen ginge.

FRAU VON G. (kaltsinnig). Der Umstand ist nur, dafs ich den Grafen — — Glaubst du denn wohl, dafs er es gerne thäte?

HENRIETTE. Ganz gewifs! Ganz gewifs! Er kennt ja Ihre Gnaden noch

nicht so lange. Und überdies werden Sie ihm den Willen schon machen, wenn Sie Selber nur wollen.

Frau von G. Da steckt's, Henriette. Ich mache mir aus ihm nicht sehr viel.

Henriette. Aber doch aus keinem andern mehr, als aus ihm? —

Frau von G. Das ist wahr. Also aus Noth! — Er wird gewiſs den Augenblick bei mir seyn. Ich will einen Zank mit ihm anfangen.

Henriette. Vortrefflich! Und der Ring stiftet nachher die Versöhnung. Nicht wahr?

Frau von G. O du denkst wohl, daſs ich mir ihn will schenken lassen?

Henriette. Nicht doch! Nur das Geld wollen Sie vorgestreckt haben. Das ist es alles.

Frau

Frau von G. Sonst nichts, Henriette!

Henriette. Und wenn mir recht ist — (sie tritt ans Fenster) Seine Kutsche, Ihre Gnaden. Er ist's! Ich will unsern Juden nur erst geschwinde im Vorgemach verstecken, und dann zu rechter Zeit wieder hereinkommen. Sie werden mir schon ein Zeichen geben, wann er erscheinen soll.

Frau von G. Gut, gut, Henriette! — Geh Er nur, Israel. (Israel mit Henriette ab.)

Dritter Auftritt.

Frau von Gercourt. Dumont. Der Graf.

Dumont (ansmeldend). Der Herr Graf von Tourmont, Ihre Gnaden — — (wieder ab.)

Frau von G. Wie, Herr Graf? Sie? (indem sie aufsteht.)

Der Graf. Unterthäniger Diener, Gnädige Frau! Wie steht's denn? Wie ist's denn? Nicht wohl? — Sie kommen mir ja ganz krank vor, ganz schwach?

Frau von G. O mir fehlt nichts, mein Herr. Aber wie bin ich denn so glücklich, Sie heute bei mir zu sehen?

Der Graf. Welche Frage! Als ob ich irgendwo lieber wäre, als hier bei Ihnen! — Ach! wenn Sie wüfsten, Gnädige Frau, mit welcher Ungeduld ich den Augenblick erwarte, wo ich Sie sehen kann — —

Frau von G. Mich? Das ist sonderbar. Ich schwöre Ihnen, dafs ich jeden Andern eher erwartet hätte, als Sie.

Der Graf. Was wollen Sie damit

sagen, Gnädige Frau? Sie machen mich ganz bestürzt. Sie bringen mich zur Verzweiflung.

Frau von G. Ei nicht doch! Nicht gespottet, mein Herr! — Freilich haben Sie glauben können, dafs ich für Sie Empfindungen hätte, dafs ich vielleicht auch fähig wäre, Sie einmal zu lieben — —

Der Graf. Und wie? Sollte ich mich betrogen haben? — Sie machen mich zittern, Gnädige Frau.

Frau von G. Zittern, mein Herr! Sie müssen mich ausreden lassen. — Sie können mich vielleicht auch für liebenswürdig gehalten haben; aber oft denkt man morgen nicht mehr, wie man heute denkt; es giebt der Damen, die zu gefallen wissen, so viel: und warum sollte es nicht unter den Vielen auch eine geben, die Ihnen besser, als ich, gefiele?

Der Graf. Ich begreife nicht, Gnädige Frau —

Frau von G. Aber ich! Ich begreife sehr wohl. — Ich bin freilich eine ganz eigene Frau, wenn ich liebe; das männliche Geschlecht hat gern lebhaftes Frauenzimmer; mir ist diese Lebhaftigkeit nicht gegeben. — Es ist ja Ihre Schuld nicht, Herr Graf. — Warum sollten Sie nicht, wenn Sie besser ankommen können —

Der Graf. Besser ankommen, Gnädige Frau! Ich bitte Sie aber — —

Frau von G. Die Frau Präsidentinn ist schön, sie ist lebhaft; sie gefällt Ihnen. — Wenn ich eine Mannsperson wäre; ich glaube, sie würde mir selbst gefallen. Was kann ich Ihnen denn für Vorwürfe machen?

Der Graf. Die Präsidentinn, sagen Sie? — Eine Frau, mit der ich in meinem Leben kaum Einmal gesprochen habe!

Frau von G. Wie? Sie wollen es läugnen? — Haben Sie nicht gestern, gestern während der Abendmahlzeit — —

Der Graf. Nun ja! ja! Sie hat mich gefragt, wann ich nach Versailles ginge; und ich habe ihr geantwortet, dafs ich es noch nicht sagen könnte.

Frau von G. Unschuldig genug! Aber die Augen — O mein Herr, ein gleichgültiges Frauenzimmer sieht man nicht so an, als ob man es durch und durch sehen wollte; auch drängt man sich nicht so zu, um ihm nach dem Abendessen die Hand zu küssen, wenn man ihm sonst nichts zu sagen hat. —

Doch, was geht das mich an, Herr Graf? Ich bin wahrhaftig nicht eifersüchtig. Wahrhaftig nicht!

Der Graf. Nein, das seh' ich leider! Dazu bin ich Ihnen zu gleichgültig.

Frau von G. Zu gleichgültig? Das nicht. Ich habe Freundschaft für Sie, Herr Graf.

Der Graf. O nicht weiter in diesem Tone! Ich kann ihn nicht aushalten, Gnädige Frau. Ich beschwöre Sie, Gnädige Frau. — Wenn ich irgend einem andern Frauenzimmer ergeben bin, aufser Ihnen, oder für irgend ein anderes leben will, als für Sie — —

Frau von G. Keine Betheurungen, mein Herr! Ich müfste die Männer nicht kennen. Sie reden alle in diesem Tone.

Der Graf. Das kann seyn, Gnädige Frau; aber kein einziger —

Frau von G. So eifrig, so dienstfertig gegen die Frau Präsidentinn! — Ich muſs es Ihnen nur sagen, mein Herr: es hat mich verdrossen; recht sehr verdrossen. Gegen eine Frau, die Sie kaum kannten.

Der Graf. Ei Madame! Hätten Sie mir nur einen einzigen Wink gegeben! Ich bin des Todes, wenn ich Ihnen nur den geringsten Verdruſs darüber angemerkt habe.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette. Israel.

Henriette. Sie haben geklingelt, Ihre Gnaden?

Frau von G. Nein, Henriette. — Aber was soll das seyn? Warum läfst du mir da den Menschen hereinkommen?

Israel. Etwas Schönes, Herr Graf! Etwas Kostbares! Eine Galanterie für die Gnädige Frau! Etwas Wohlfeiles!

Der Graf. Was ist's? —

Frau von G. Ich will es nicht, sage ich. — Henriette, so schafft mir doch den Menschen vom Halse! Ich bitt' Euch.

Henriette. Aber lassen Sie doch den Herrn Grafen nur ansehn! Er ist ein Liebhaber von Diamanten.

Israel (zum Grafen). Es ist ein Diamant. Ein sehr kostbarer Diamant. — In der ganzen Welt sehn Ihro Gnaden nicht wieder einen so kostbaren Diamant.

DER GRAF. Lafs sehen, Jude!

FRAU VON G. Was wollen Sie nun daran sehen, Herr Graf? Ich brauche ihn nicht. Ich versichre es Ihnen.

DER GRAF. Er ist sehr schön. — Wie hoch hältst du ihn, Jude?

ISRAEL. Das will ich dem Herrn Grafen sagen. Der Herr Graf kennt mich sehr gut. Der Herr Graf erinnert Sich noch: In Metz! Ich war sehr bekannt in Metz. Bei dem Regimente in Metz.

DER GRAF. Gut! Gut! Mach' ein Ende!

ISRAEL. Nu, so sag' ich, Herr Graf: so wahr ich ein Jude bin, und so wahr mein Name ist Israel — der Diamant ist werth seine dreitausend Reichsthaler. Aber weil ich hoffe, noch ferner zu handeln mit Ihro Gnaden, so will ich ihn lassen Ihro Gnaden für 1500 Reichsthaler.

Der Graf. Wie sagst du? Für funfzehn —

Israel. Für funfzehnhundert Reichsthaler. Nu! Ist das Geld? — Ich mach es hübsch mit dem Herrn Grafen. Ich habe ja schon so oft mit dem Herrn Grafen gehandelt.

Der Graf. In meinem Leben nicht, Jude.

Israel. Ei ja doch! In Metz! In Metz!

Frau von G. Ich sag' es noch einmal, Herr Graf: Ich brauche ihn nicht.

Der Graf. Was meint Sie denn, Henriette? Wäre das wirklich wohlfeil?

Henriette. Wirklich, Gnädiger Herr.

Israel. Gefunden ist es. Spottwohlfeil ist es.

DER GRAF. Warum nehmen Sie ihn denn nicht, Gnädige Frau? —

FRAU VON G. Weil ich der Diamanten genug habe.

DER GRAF (vor sich). Ich merke etwas. — Finden Sie ihn denn nicht schön, Gnädige Frau?

FRAU VON G. O ich hab' ihn so genau nicht ansehn mögen. Man geräth nur in Versuchung, und — —

DER GRAF. Betrachten Sie ihn! Mir scheint er ausnehmend viel Feuer zu haben —

ISRAEL. Nu ja! ja! Wie Ihro Gnaden sagen. Ausnehmend viel Feuer!

DER GRAF. Und wenn er Ihnen gefällt, so müssen Sie Sich nicht lange bedenken. Sie müssen ihn nehmen.

FRAU VON G. Er ist allerliebst. Aber — —

Der Graf. Aber vielleicht sind Sie eben jetzt nicht bei Gelde?

Frau von G. Nein, ich mag ihn nicht; will ihn nicht. Wozu brauchte ich ihn? Weg damit, Israel!

Der Graf. Wie, Gnädige Frau? Eine so gute Gelegenheit wollten Sie aus den Händen lassen? — Hören Sie nur! Ich bezahle ihn, und Sie geben mir das Geld nach Ihrer Bequemlichkeit wieder.

Frau von G. Nicht doch! Ich will Niemanden schuldig seyn.

Der Graf. Aber doch mir? Nicht wahr? — Wo ist denn der Mensch, der Niemanden schuldig wäre?

Frau von G. Weder Ihnen, Herr Graf, noch sonst Jemand. — Es müßte denn etwa in Fällen seyn —

Der Graf. Kommen Sie! Nehmen

Sie ihn! Wenn er Ihnen künftig nicht gefällt, so geben Sie mir ihn wieder; sonst bezahlen Sie mich nach Ihrer Bequemlichkeit. Immer nehmen Sie ihn, Gnädige Frau. — Du, Israel, geh und warte auf mich! Ich fahre wieder nach Hause, und will dich bezahlen.

ISRAEL. Gut! Gut! Also behalten Ihro Gnaden den Diamant? —

FRAU VON G. Nun, weil der Herr Graf es so will. — Aber in Wahrheit, mein lieber Graf, ich weiſs noch nicht, wann ich Sie werde wiederbezahlen können. Wir müssen noch weiter darüber sprechen.

DER GRAF. Welche unnöthige Umstände! —

ISRAEL. Herr Graf — Ihro Gnaden — Jüngferchen — Ich empfehle mich Ihnen.

Der Graf. Warte, Israel, warte auf mich!

Israel. Warum denn nicht? Ich will warten, Herr Graf.

(ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau von Gercourt. Der Graf. Henriette.

Frau von G. (den Ring betrachtend). Sehr schön! In der That! Und ich glaube, für das Geld auch noch wohlfeil genug! Nur fürcht' ich, Herr Graf — In Wahrheit, wenn Sie darüber in die geringste Verlegenheit geriethen —

Der Graf. In gar keine, Gnädige Frau! In gar keine! Ich schwöre es Ihnen.

Frau von G. (indem sie ihn von sich hält.

und ihn spielen läfst). Findest du ihn nicht auch sehr schön, Henriette?

Henriette. So schön, Ihre Gnaden, — so schön, — dafs es unverantwortlich gewesen wäre, ihn fahren zu lassen.

Frau von G. Ach mein Gott! Das ist mir aber nicht eingefallen. Nun bedenke ichs erst. Es ist so gut, als ob der Ring gar nicht mein wäre; als ob ich ihn gar nicht hätte.

Der Graf. Wie das? Wie das?

Frau von G. Ich mufs ihn hinlegen. Ich darf ihn wahrhaftig nicht sehen lassen.

Der Graf. Warum aber nicht? —

Frau von G. Mein Gemahl kennt alle meine Diamanten; und er giebt mir viel zu wenig, als dafs ich mir solche Kostbarkeiten anschaffen könnte. Er weifs das nur mehr als zu gut.

Der Graf. Verwünschter Umstand! — Was wollen Sie machen, Gnädige Frau?

Frau von G. Ich bin in Verzweiflung darüber. Ich muſs ihn wieder weggeben. Der Jude muſs ihn wieder zurücknehmen.

Der Graf. Aber, Gnädige Frau — Ja beim Himmel! ich hab's. Das ist ein herrlicher Einfall. — Hören Sie, hören Sie nur! Der Jude muſs ihn wirklich wieder zurücknehmen.

Frau von G. Nun? Und dann? —

Der Graf. Und dann muſs er ihn an ihren Herrn Gemahl für hundert Louisd'or wieder verschachern. Hundert Louisd'or ist kein Geld; dafür kauft er ihn gewiſs: und wenn er ihn kauft, für wen wird er ihn sonst kaufen, als für seine

Gemah-

Gemahlinn? — Was däucht Ihnen dazu?

Frau von G. Wirklich, Herr Graf; das geht, das geht! — Und ich bin Ihnen dann hundert Louisd'or weniger schuldig. Vortrefflicher Einfall!

Der Graf. Schnell, Henriette! Ruf Sie uns den Juden wieder herein!

Frau von G. Sie entzücken mich, Graf. Bei meiner Treue! Ich wäre nie auf den Einfall gerathen.

Der Graf. Und glauben Sie noch, dafs ich die Präsidentinn —

Frau von G. (schlägt ihn mit dem Fächer). Gehn Sie! Gehn Sie! Ich denke nicht mehr daran.

Henriette. Herr Israel! —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Israel.

Der Graf. Komm, Israel! Du mufst uns einen Streich spielen helfen.

Israel. Ja, mein Herr Graf!

Der Graf. Du mufst den Ring hier wieder zurücknehmen.

Israel. Wieder zurücknehmen? Ich mufs ihn wieder zurücknehmen?

Der Graf. Versteh mich doch nur! Du sollst ihn an den Herrn von Gercourt, an den Gemahl der Gnädigen Frau, für hundert Louisd'or wieder verkaufen.

Israel. Für hundert Louisd'or? So einen kostbaren Diamant? — Kein ehrlicher Mann will ich seyn, wenn ich ihn lassen kann unter 1500 Reichsthaler.

Der Graf. Zum Henker! So höre doch nur! Du sollst sie ja haben, deine 1500 Reichsthaler. Du sollst nur dem Herrn von Gercourt den Ring für hundert Louisd'or zum Verkauf bieten.

Israel. Für hundert Louisd'or, mein Herr Graf? Sie scherzen mit mir. — Hundert Louisd'or sind ja keine 1500 Reichsthaler.

Der Graf. Nein, nein! Aber 500 Reichsthaler.

Israel. Nun ja! 500 Reichsthaler. Ich kann ihn nicht lassen den Ring für 500 Reichsthaler.

Der Graf. Element! Über den Juden! — Die übrigen tausend Thaler; die sollst du ja von mir haben, Rabbiner! Verstehst du?

Israel. Soll ich von Ihnen haben?

Sie wollen den Ring zusammen kaufen?

Der Graf. Ja doch! Zusammen. Ich und der Herr von Gercourt zusammen.

Frau von G. Aber um's Himmels willen! Mein Gemahl muſs das nicht wissen.

Israel. Er muſs es nicht wissen, Ihro Gnaden? —

Der Graf. Nun, nein! Also höre nur Jude! — Henriette führt dich zum Herrn von Gercourt hinein; du bietest ihm den Ring zum Verkauf; du forderst dafür 1500 Reichsthaler. — —

Israel. Ganz recht! 1500 Reichsthaler.

Der Graf. Will er ihn so hoch nicht nehmen: so läſsest du herunter,

und immer herunter, bis auf 100 Louisd'or. Dafür nimmt er ihn ganz gewifs, und ich bezahle dir denn das Übrige.

ISRAEL. Ich versteh's. Ich versteh's. —

DER GRAF. Und da sagst du ihm denn kein Wort weder von mir, noch von der Gnädigen Frau.

ISRAEL. Ich werde doch nicht — Ich bin ja kein Kind mehr, Herr Graf. Ich habe ja meinen Verstand.

FRAU VON G. Wart' Er nur, Israel. Henriette wird ihn zu ihm bringen.

ISRAEL. Nun gut! Nun gut! —

(geht ab.)

HENRIETTE. Ich glaube, da kömmt der Gnädige Herr.

FRAU VON G. Meine Kutsche, Henriette! Sie hält doch noch vor der Gartenthüre? Nicht wahr?

HENRIETTE (hinausstehend). Er ist's, Ihre Gnaden. Er ist's. — Nur hinaus!

FRAU VON G. Geschwinde, Herr Graf! Er weifs nicht, dafs ich besuchen gefahren bin. Er wird gewifs hier herein kommen. — (Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

HERR VON GERCOURT. HENRIETTE.

HERR VON G. (mit Papieren in der Hand). Wo ist denn deine Gnädige Frau, Henriette? Ich glaubte, dafs ich sie hier antreffen würde.

HENRIETTE. Gnädiger Herr, sie ist nur eben zur Gartenthüre hinaus. Sie ist besuchen gefahren.

HERR VON G. (setzt sich und liest in seinen Papieren). Kömmt sie denn zum Abendessen wieder?

HENRIETTE. Ganz gewifs; denn sie beschwerte sich nur noch diesen Morgen, dafs sie Sie fast gar nicht zu sehen bekäme.

HERR VON G. (lesend). Ja, ja! Das sieht ihr schon ähnlich. — Ich will indefs doch heute zu Hause essen.

HENRIETTE. Da werden Sie ihr ein grofses Vergnügen machen — —

HERR VON G. Hast du hier nicht ein Schreibezeug, Henriette?

HENRIETTE (giebt ihm eines). O ja, Gnädiger Herr.

HERR VON G. (versucht zu schreiben). Stumpfe Federn und dicke Dinte! — Es gehört einem Frauenzimmer; man sieht's schon. — Höre doch! Rufe mir meinen Cafsier herein, oder Monsieur Le Noir! Wer zuerst da ist.

Henriette. Sie sind beide nicht da.

Herr von G. Beide nicht? Es ist kein Mensch in der Schreibstube?

Henriette. Sie sind in der Komödie, Gnädiger Herr. Die gnädige Frau hat ihnen ihre Loge gegeben.

Herr von G. (schreibend). Schön! Schön! Handlungsdiener gehören auch in die Komödie, in die Loge! — Aber ich weifs es lange, wie das zusammenhängt. Ihre Gnaden haben in Ihrem Leben kein Geld; der Cafsier mufs Ihnen jedes Quartälchen vorschiefsen: und zur Erkenntlichkeit — —

Henriette. Geld hat sie wirklich nicht, Gnädiger Herr; da haben Sie Recht. Sonst hätte die gnädige Frau heute einen herrlichen Kauf thun können; aber ich habe ihr nicht einmal davon sagen mögen.

Herr von G. (immer schreibend). Wohl gethan, Henriette! Ein rechtschaffenes Kammermädchen sollte alle die kleinen Verkäufer, Juden und Christen, zum Henker jagen. Sie zwacken nur den Frauen ihr Geld ab, und ruiniren sie.

Henriette. O, das thu ich auch immer, Gnädiger Herr. — Wenn Sie indefs einmal ansehen wollten — —

Herr von G. Ich bin eben so wenig bei Gelde, Jungfer, als Ihre Frau. Dafs Sie's nur weifs!

Henriette. Wenn gleich! Ich will meinen Mann immer herein holen.

Herr von G. Nicht doch! Nicht doch! Wozu denn? (Henriette geht ab, und kömmt mit Israel wieder herein.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Israel.

Israel. Ihr unterthäniger Diener, Gnädiger Herr.

Herr von G. Ein Jude? Was soll das seyn, Henriette? Warum läfst du mir da den Juden herein?

Israel. Ich bringe dem Gnädigen Herrn einen Diamant, einen sehr kostbaren Diamant.

Herr von G. Weg damit! Weg!

Israel. Geruhen der Gnädige Herr nur einmal anzusehen.

Herr von G. (schreibend). Ich will aber nicht, sag' ich.

Israel. Ich bring' ihn vor allen andern hieher zu dem Gnädigen Herrn;

denn ich gönne ihn keinem lieber, als dem Gnädigen Herrn: er ist seine dreitausend Thaler werth, und ich lasse ihn für 1500 Reichsthaler.

HERR VON G. Wenn er das ganze Geld werth wäre, so würde man ihn nicht für's halbe lassen.

ISRAEL. Das ist wahr; da sagen der Gnädige Herr sehr wahr: aber was thut der Mensch nicht aus Noth? Es geschieht aus Noth, dafs der Ring verkauft wird für's halbe Geld.

HERR VON G. Laſst mich zufrieden!

HENRIETTE. Aber so sehn Sie ihn doch an, Gnädiger Herr.

HERR VON G. (ihn ansehend). Nun denn! — Er ist schön, aber ich will ihn nicht haben. Und damit ein Ende! (Er legt den Ring auf den Tisch, und fährt fort zu schreiben.)

Israel. Ein Gebot! Thun Sie nur ein Gebot, Gnädiger Herr! Was wollen Sie geben?

Herr von G. (indem der Jude sich dicht an ihn bückt, diesem laut ins Ohr schreiend, dafs er zurück prallt). Nichts, Jude!

Israel. Nichts? Das ist Ihr Spafs, Gnädiger Herr. — Sie müssen nur die Gnade haben, ihn anzusehen. Ich kann ja auch noch weniger fordern. Ich lasse mich handeln. Ich geb' ihn für 250 Louisd'or.

Henriette. Hören Sie wohl? Das ist wirklich kein Geld.

Herr von G. Aber was meinst du denn, dafs ich damit anfangen soll?

Henriette. Ihn der gnädigen Frau zu ihrem Namenstage schenken.

Herr von G. Ach was? Sie hat der Steinchen genug.

HENRIETTE. Aber gewifs noch keinen so schönen.

ISRAEL (ihm den Ring vorhaltend). Ich will ihn verkaufen für 200 Louisd'or. Nu! — Ich verliere wahrhaftig mein eigen Geld daran. Weifs Gott!

HERR VON G. Kurz und gut! Ich gebe dir 100 Louisd'or. Und mehr keinen Pfennig.

ISRAEL. Ah, Gnädiger Herr! So einen Stein für 100 Louisd'or! — Ich hab' ihn ja nicht gestohlen. Ich kann's wohl sagen.

HERR VON G. So schier dich deiner Wege, Jude! Ich gebe nicht mehr.

ISRAEL. Der Gnädige Herr sollen mir geben hundert und funfzig. — Er ist werth seine dreitausend Reichsthaler.

Herr von G. Keinen Pfennig mehr, sag' ich.

Israel. Sie wollen mir nicht geben hundert und funfzig Louisd'or?

Herr von G. Geh zum Henker mit deinem Ringe!

Israel. Nu, Gnädiger Herr! Da! (ihn auf den Tisch legend) Was will ich machen? Ich brauche Geld. — Ich wünsche, dafs Ihnen der liebe Gott so viel Segen damit gebe, als ich dabei verliere. Nehmen Sie hin!

Henriette (ihn besehend). Der allerliebste Stein! — Wird nicht die Gnädige Frau eine Freude haben!

Herr von G. O ja! ja! Ich werde ihr noch oben drein gute Worte geben müssen, dafs sie ihn annimmt.

Henriette. Nein gewifs! Sie hat ein so liebreiches Herz.

Herr von G. Ein so liebreiches Herz! — (Er hat indefs einen Zettel geschrieben) Da, Jude, ist ein Zettel auf hundert Louisd'or. Du darfst nur warten, bis mein Cassier wieder zurückkömmt.

Israel. Wenn der Gnädige Herr noch sonst was zu befehlen haben: ich bin den Augenblick bei der Hand. Ich empfehle mich dem Gnädigen Herrn zu Gnaden. (ab.)

Herr von G. Geh nur! Geh nur! —

(Henriette geht ab, wie Champagne anmeldet.)

Neunter Auftritt.

Herr von Gercourt. Champagne. Herr von Mirvault.

Champagne (anmeldend). Der Herr von Mirvault, Gnädiger Herr! (wieder ab.)

Herr von G. Mein Bruder? (aufstehend) Das ist ja ganz unerwartet. Um diese Zeit? —

Herr von M. Ja, mein lieber Bruder. Ich habe dir eine Neuigkeit zu berichten, an der du hoffentlich Theil nehmen wirst. Ich verheirathe meine Tochter.

Herr von G. Ei! ei! — Nimm doch Platz! Nimm doch Platz! — (Sie setzen sich) Deine Tochter? An wen?

Herr von M. Die Partie ist sehr anständig, mein lieber Bruder.

Herr von G. Ganz gewifs an den Schatzmeister von — —

Herr von M. An keinen Schatzmeister. Es ist ein Oberst.

Herr von G. Ein Oberst? —

Herr von M. Oder wenigstens ist ihm

ihm die Oberstenstelle versprochen. Es ist ein Mann von grofsem Stande, und von Verdiensten.

Herr von G. Der Henker! —

Herr von M. Meine Tochter wird bei Hofe erscheinen, und alle Vorrechte des hohen Adels erhalten.

Herr von G. Und du und deine Frau? Ihr erhaltet? —

Herr von M. Das Vergnügen, unsre Tochter gut anzubringen.

Herr von G. Ja, ja! Das ist ein grofses Glück, das Ihr da macht. — Ist er denn reich, euer Schwiegersohn?

Herr von M. Jetzt noch nicht; aber inskünftige — — wenn einmal ein Paar alte Anverwandte so höflich wären, zu sterben — —

Herr von G. Kurz und gut: die

Partie steht euch an, und Ihr seid beide zufrieden.

Herr von M. Das sind wir, Bruder. — Ich wollt's doch auch gerne deiner Gemahlinn melden. Wo finde ich sie?

Herr von G. Sie ist eben ausgefahren; aber ich will's ihr schon sagen. — Wie heifst denn der Oberst?

Herr von M. Hätt' ich dir das noch nicht gesagt? Es ist der Marquis von Ferville, den du wohl kennen wirst.

Herr von G. Recht gut! Recht gut!

Herr von M. Und da siehst du nun wohl — —

Herr von G. Allerdings! Es ist nichts dabei einzuwenden.

Herr von M. Desto besser, wenn

du zufrieden bist! — (aufstehend) Aber du mufst mich entschuldigen, Bruder. Ich habe noch so vieles zu besorgen und einzukaufen — Stoffe, Spitzen, Diamanten —

Herr von G. Diamanten? — O höre doch, Bruder! Du verstehst dich auf Diamanten?

Herr von M. Wenigstens schmeichle ich mir's.

Herr von G. Ich habe da nur eben einen gekauft. Ich bin so dazu gekommen, ich weifs selbst nicht recht, wie? — Was meinst du wohl etwa, dafs ich gegeben habe?

Herr von M. (ihn betrachtend). Schön! Aufserordentlich schön! — Du hast dafür gegeben — warte nur, Bruder! — dreitausend Reichsthaler.

Herr von G. Nein doch? In der That?

Herr von M. Aufs allerwenigste drittehalbtausend.

Herr von G. Nein, da weiß ich besser zu handeln. Herunter, mein lieber Bruder!

Herr von M. Noch weniger? — Aber doch unter *zweitausend* gewiß nicht?

Herr von G. *Unter* zweitausend. Weit unter!

Herr von M. Funfzehnhundert? Dafür wär' er gefunden.

Herr von G. (voll Selbstzufriedenheit). Hundert Louisd'or hab' ich gegeben, und keinen Heller mehr.

Herr von M. Ei, das ist unglaublich! Für so einen herrlichen Ring so ein Spottgeld? —

Herr von G. Wie ich dir sage.

Herr von M. Höre nur, lieber Bruder! Den Ring mußt du mir lassen. Ich wüßte wahrhaftig nicht, wozu du ihn brauchen könntest?

Herr von G. Wenn du meinst — Ich hatt' ihn für meine Frau gekauft.

Herr von M. Als wenn die nicht schon Steine genug hätte! Du erzeigst mir den größten Freundschaftsdienst von der Welt.

Herr von G. Gut! Gut! Was denkst du denn etwa zu geben? — Du hast ihn vorhin dreitausend Thaler geschätzt.

Herr von M. Und du willst so brüderlich handeln, mir ihn dafür abzutreten?

Herr von G. Pfui doch! Pfui! Ich bin ja kein solcher Geizhals, kein solcher

Knicker. — Nein, ich denke, da ich doch meiner Nichte zu ihrer Hochzeit ein Geschenk machen muſs — —

Herr von M. Ihr den Diamant zu schenken!

Herr von G. Warum nicht? Wenn du mir meine hundert Louisd'or wieder herausgiebst —

Herr von M. Aber was hättest du ihr da geschenkt, Bruder? So viel, als nichts.

Herr von G. Als nichts? — Dreitausend Reichsthaler macht 600 Louisd'or; davon hundert ab, bleiben noch 500; und die sind bei dir Nichts?

Herr von M. Du hast deinen Scherz mit mir, Bruder.

Herr von G. Ich scherze niemals in Geldsachen.

Herr von M. Aber du schenkest im Scherze. — Ich sehe wohl, dafs ich nur zuschlagen mufs.

Herr von G. Nun da, Bruder! Nimm hin! — Die hundert Louisd'or kannst du mir nach deiner vollen Bequemlichkeit wieder geben; — nur dafs ich sie morgen Vormittags habe!

Herr von M. Ja doch! ja! Lebe wohl! (ab.)

Herr von G. (ihm nachsehend). Meine Empfehlung nach Hause! — (allein) Da war in einem Hui ein Geschäft gemacht. Ich spare mein Geld, und spare zugleich die Sorge, die man beim Wählen und Aussuchen hat. Nun kann sie heirathen, wann's ihr beliebt. Was geht es mich weiter an?

Zehnter Auftritt.

HERR VON GERCOURT, (der ganze Scene durch schreibend). FRAU VON GERCOURT.

FRAU VON G. Wie, Herr von Gercourt? Sie hier?

HERR VON G. Ich suchte Sie, Madame, und da ich Sie nicht fand, blieb ich da. Ich hatte eben zu arbeiten.

FRAU VON G. Nun, das ist doch einmal recht artig. Ich war schon ganz böse, dafs ich Sie immer nur auf ein Augenblickchen zu sehn bekäme.

HERR VON G. So? In der That? — Das ist bei meiner Treue etwas ganz Neues.

FRAU VON G. Wie denn das? Was wollen Sie sagen, mein Kind? Sie reden,

als wenn Sie die gleichgültigste Frau hätten; und doch wissen Sie nur zu wohl — —

Herr von G. Ich? — Ganz und gar nicht, Madame.

Frau von G. O so lassen Sie doch Ihr Geschreibe da seyn! Ich bitte Sie.

Herr von G. Wenn ich Ihnen beschwerlich bin, so gehe ich in ein anderes Zimmer.

Frau von G. Eine hübsche Antwort, wahrhaftig! Ich sage Ihnen so viel Zärtliches vor, und Sie —

Herr von G. Zärtliches! Zärtliches! — Mir ist wahrhaftig an meiner Schreiberei hier mehr, als an aller Zärtlichkeit gelegen. Ich muſs sammeln, Madame, damit Sie wieder zerstreuen können.

Frau von G. Alles zu seiner Zeit,

Herr von Gercourt! Antworten Sie doch! Ist hier Niemand bei Ihnen gewesen?

Herr von G. Kein Mensch — blofs mein Bruder. Er war vor Freuden ganz aufser sich. Er verheirathet seine Tochter. —

Frau von G. Meinetwegen!

Herr von G. An den Marquis von Ferville.

Frau von G. Ei sieh doch! An einen Marquis? Das hat gewifs die hochmüthige Närrinn, meine Frau Schwägerinn, angegeben.

Herr von G. Und weil er Sie eben nicht fand, so sollte ich's Ihnen sagen. Das hab' ich gethan.

Frau von G. Viel Glück dazu! — Aber Sie haben ja sonst noch Jemand gesehen?

Herr von G. Niemand! Niemand! — Ich habe zu thun, Madame.

Frau von G. Es ist sonderbar, Herr von Gercourt, dafs Sie mich besuchen, und Sich doch gar nicht mit mir abgeben wollen. Wie kann ich denn mit Ihnen reden, wenn Sie da immer über Ihren Papieren sitzen? — Ich hörte ja, es wäre noch sonst Jemand da gewesen.

Herr von G. (ungeduldig). Keine lebendige Christenseele!

Frau von G. Wer denn? —

Herr von G. Ein Jude, Madame! — Auf der Tortur kann man nicht ärger fragen.

Frau von G. Ein Jude? Ein Jude? — Ach mein Engel! (ihn liebkosend) Sie haben mir gewifs etwas recht Hübsches gekauft? Weisen Sie, weisen Sie doch!

Herr von Gercourt! Antworten Sie doch! Ist hier Niemand bei Ihnen gewesen?

Herr von G. Kein Mensch — blofs mein Bruder. Er war vor Freuden ganz aufser sich. Er verheirathet seine Tochter. —

Frau von G. Meinetwegen!

Herr von G. An den Marquis von Ferville.

Frau von G. Ei sieh doch! An einen Marquis? Das hat gewifs die hochmüthige Närrinn, meine Frau Schwägerinn, angegeben.

Herr von G. Und weil er Sie eben nicht fand, so sollte ich's Ihnen sagen. Das hab' ich gethan.

Frau von G. Viel Glück dazu! — Aber Sie haben ja sonst noch Jemand gesehen?

Herr von G. Niemand! Niemand! — Ich habe zu thun, Madame.

Frau von G. Es ist sonderbar, Herr von Gercourt, dafs Sie mich besuchen, und Sich doch gar nicht mit mir abgeben wollen. Wie kann ich denn mit Ihnen reden, wenn Sie da immer über Ihren Papieren sitzen? — Ich hörte je, es wäre noch sonst Jemand da gewesen.

Herr von G. (ungeduldig). Keine lebendige Christenseele!

Frau von G. Wer denn? —

Herr von G. Ein Jude, Madame! — Auf der Tortur kann man nicht ärger fragen.

Frau von G. Ein Jude? Ein Jude? — Ach mein Engel! (ihn liebkosend) Sie haben mir gewifs etwas recht Hübsches gekauft? Weisen Sie, weisen Sie doch!

— Sie haben Sich erinnert, dafs Sie mir lange nichts mehr geschenkt hätten. Und was lange währt, das wird gut. — Was ist es? Was ist es?

Herr von G. (immer schreibend). Es war ein Diamantring.

Frau von G. Den Sie für mich kauften? Für mich?

Herr von G. Ja, Madame.

Frau von G. O so lassen Sie doch endlich Ihr Schreiben! Wo ist er? Zeigen Sie mir! Es ist gewifs ein recht schöner.

Herr von G. Ganz aufserordentlich schön.

Frau von G. Und Sie sind so unbarmherzig, so grausam — —

Herr von G. Hören Sie mich erst an, Madame.

Frau von G. Was soll ich anhören? — Den Ring! Den Ring, mein Engel!

Herr von G. Je zum Henker! So lassen Sie mich Ihnen nur erst bedeuten — —

Frau von G. Bedeuten! Mit Ihrem Bedeuten! — Den Diamant her!

Herr von G. Geduld, gnädige Frau. — (Er legt die Feder nieder) Sie müssen wissen, ich habe den herrlichsten Handel von der Welt getroffen. Mein Bruder hat den Ring dreitausend Thaler an Werth geschätzt.

Frau von G. Das wäre! Muſs er nicht schön seyn?

Herr von G. Ja, wie gesagt, unvergleichlich! Und ich; ich habe ihn weggehascht — Rathen Sie einmal, wofür? — Für 500 Reichsthaler.

Frau von G. Ums Himmels willen! Lassen Sie mich sehen, mein Schatz!

Herr von G. Das Beste kömmt erst, Madame. Er gefiel meinem Bruder so wohl — so wohl, dafs er ihn gerne für seine Tochter gehabt hätte.

Frau von G. Ich erschrecke ganz. — Und Sie gaben ihn Ihrem Bruder?

Herr von G. Ei, dafs ich kein Narre gewesen wäre!

Frau von G. Bravo, bravo, mein Liebster! Sie sahn vorher, wie sehr ich mich darüber freuen würde. — O, das verdient einen Kufs.

Herr von G. Sie machen Sich Ungelegenheit, Gnädige Frau. Nur weiter gehört! — Er wollte, dafs ich ihn für die 100 Louisd'or ihm wieder abtreten sollte.

Frau von G. Aber Sie werden doch nicht — —

Herr von G. Ei nicht doch! nicht doch! Was wäre denn dabei herausgekommen? — Höre nur, Bruder! fing ich ganz trocken an: ich muſs deiner Tochter zu ihrer Heirath ein hübsches Geschenk machen —

Frau von G. Wie?

Herr von G. Du hast den Diamant 5000 Thaler geschätzt; wenn ich dir ihn für 100 Louisd'or lasse, so bleiben noch zweitausend fünfhundert übrig: und mit diesen — —

Frau von G. Ich erstaune. Also gaben Sie ihm den Ring?

Herr von G. Allerdings! Konnt' ich wohlfeiler abkommen? Meine hundert Louisdor, die giebt er mir wieder.

Frau von G. Gehn Sie! Gehn Sie! Das ist so eine abscheuliche Niederträch-

tigkeit, als ich in meinem Leben eine gesehen habe.

Herr von G. Da höre man nun! — Aber so sind die Weiber. Sie haben keinen Begriff von Geschäften.

Frau von G. Wenn Sie wohlfeil dazu kamen; sollte nicht Ihre Gemahlinn das erste Recht darauf haben?

Herr von G. Aber bedenken Sie doch, Madame! Ich mache ein Geschenk von zweitausend fünfhundert Reichsthalern, und es kostet mich keinen blutigen Heller!

Frau von G. (in vollem Zorn umhergehend). Ja, ich bedenke — ich bedenke, dafs Sie gar nicht wissen, was das heifst, Ihrer Frau ein Vergnügen machen; dafs Sie es niemals gewufst haben; nein, niemals, mein Herr; und dafs ich eine

När-

Närrinn war, es mir nur einfallen zu lassen.

Herr von G. Aber — —

Frau von G. Schweigen Sie! Ich will davon nichts mehr hören. Es ist abscheulich — abscheulich!

Herr von G. (nimmt seine Papiere zusammen). Wenn ich hier keine Ruhe haben kann, so muſs ich sie anderswo suchen. — Ich hatte mir vorgenommen, mit Ihnen zu Nacht zu essen; ich empfehle mich Ihnen, Madame. (ab.)

Frau von G. Glück auf den Weg, mein Herr! Gehn Sie! — (allein) So sind sie alle, die Männer. Filze sind es. Bären sind es. Und dann wollen sie doch, daſs wir sie lieben sollen.

Eilfter Auftritt.

FRAU VON GERCOURT. DER GRAF.

DER GRAF. Wie ist's, Gnädige Frau? Ich brenne vor Neubegierde. Ist der Handel gut abgelaufen?

FRAU VON G. (in einem trockenen Tone). Ganz vortrefflich, mein Herr.

DER GRAF. O bravo! Ich bin entzückt darüber.

FRAU VON G. Sie haben den herrlichsten Einfall von der Welt gehabt; Sie können Sich Glück dazu wünschen. — Mein Mann hat den Ring gekauft, und ihn in eben dem Augenblicke wieder verkauft.

DER GRAF. Ist es möglich? An wen?

FRAU VON G. An seinen Bruder, mein Herr.

Der Graf. An den Herrn von Mirvault? —

Frau von G. Ja doch! ja! Soll ich's Ihnen tausendmal sagen? — Das ist nun aus Ihren weisen Anschlägen herausgekommen.

Der Graf. Aber ich dachte, Gnädige Frau —

Frau von G. Ich dachte! Ich dachte! Sie hätten mich selbst sollen machen lassen. Aber da haben die Herren immer so viel Verstand, so viel Witz! — Sie werden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mich allein lassen, Herr Graf.

Der Graf. Reden Sie im Ernst, Gnädige Frau?

Frau von G. Im Ernst! Im völligen Ernst!

Der Graf. Aber ich hoffe, Sie werden morgen —

Frau von G. Weder morgen, noch jemals, werde ich anders reden. — (abgehend) Ich will Sie nicht wieder sehen, mein Herr.

Der Graf (allein). Welche Begegnung! Ich bin wie vom Himmel gefallen. — Was fehlt der Frau? Was will sie von mir? — Weil ich um ihrentwillen mein Geld verliere; darum will sie mich nun nicht wieder sehen? — Eine schöne Entdeckung, die ich da mache! Wahrhaftig! — Also ist's ihr mehr um mein Geschenk, als um meine Gesinnung zu thun? — O, ich muſs ihr nach; und wo sie sich nicht anders erklärt — —

Zwölfter Auftritt.

DER GRAF. ISRAEL.

ISRAEL (im Hereintreten). Verwünscht soll der Cassier seyn! Wie ein Narr muſs ich warten — — Ah! ah! Sind Sie da, Ihro Gnaden? Ich hab's gemacht, wie Sie befohlen haben. Sehr gut hab' ich's gemacht.

DER GRAF. Mach's noch besser, Jude, und hänge dich! Denn der Ring ist zum Teufel.

ISRAEL (erschrocken). Wie? Wie? —

DER GRAF. Sieh, daſs du deine hundert Louisd'or kriegst, und geh dann selber zum Teufel! — Der Herr von Mirvault hat ihn. Der Bruder des Herrn von Gercourt hat ihn.

ISRAEL (ihn am Rocke haltend, da er weg-

gehen will). Mein Herr Graf! Mein Herr Graf! —

Der Graf. Geh, sag ich, oder — — (ab.)

Israel (allein). O weh! Wie geschicht mir? Ich bin ein unglücklicher Mann. — Soll ich gehn? Soll ich zum Teufel gehn? — Erst mein Geld! Meine Bezahlung! Meine tausend Reichsthaler!

Dreizehnter Auftritt.

Israel. Henriette.

Henriette. Nun, Herr Israel? Nun? Mein Profitchen?

Israel. Ich soll zum Teufel gehn. Zum Teufel bin ich gewiesen.

Henriette. Ei, warum denn? Was fehlt Ihm?

ISRAEL. Er ist verschachert, der Ring; er ist fort. Der Herr von Gercourt hat ihn an seinen Bruder verschachert. — Nun heifst der Graf mich zum Teufel gehn; nun will er mir nicht halten sein Wort. Ich bin ein unglücklicher Mann.

HENRIETTE (hält ihn auf, da er fort will). Wart' Er doch! Sag' Er mir doch! — Verschachert wäre der Ring?

ISRAEL. Ja verschachert! verschachert! An Herrn von Mirvault verschachert!

HENRIETTE. Hahahaha! — Die arme gnädige Frau!

ISRAEL. Wie? Sie lacht noch, Sie —

HENRIETTE. Der arme Herr Graf von Tourmont! — Hahahaha!

ISRAEL. Pfui Sie an! Pfui, dafs Sie lacht!

Henriette. Und ach! Der arme Herr Israel! Wie will der nun zu seinem Gelde kommen? — Hahahaha!

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Israel (auf ihn zulaufend). Gnädiger Herr Graf! Gnädiger Herr Graf!

Der Graf. Was willst du, Jude? Deine Bezahlung? Ich habe sie dir auf meine Ehre versprochen. Das ist dir genug. Gieb dich zufrieden! (Israel küßt ihm den Rock). — — Das Geld würde mich reuen, wenn ich nicht eine Lehre damit erkaufte, die mir vielleicht zehnmal so viel ersparen wird. Wer weiß, was ich noch an diese Dame und an andre verschwendet hätte? — Empfehle Sie mich

Ihrer Frau, Henriette! Sage Sie ihr, dafs ich ihrem wiederholten Befehle gehorche, und dafs ich sie niemals wieder sehe. — Und du, Israel! folge mir, und nimm dein Geld in Empfang. Ich fahre nach Hause. (beide ab.)

Henriette (allein). Wie? Was ist das? — — Der Graf geht fort? Der Jude geht fort? Meine Profitchen und meine Trinkgelder gehn fort? — (zum Parterre) Ach meine Herren! Wer unter Ihnen ein Ämtchen hat, bei dem die Accidenzien das Beste sind, der wird mich gewifs bedauren.

ENDE.

NACHSCHRIFT
DES HERAUSGEBERS.

Professor ENGEL — dessen Lob um so überflüssiger ist, wo die Werke seines Geistes den Lesern selbst vorliegen — starb am 28 Junius 1802 zu Parchim in Meklenburg, in welcher Stadt er am 11 September 1741 geboren war. Die Fortsetzung seiner „*Schriften*“ wird durch sein Ableben nicht gestört. Er hat über sie bestimmt mit Rücksicht auf den Fall seines Todes verfügt, sowohl in dem

Kontrakte mit der *Verlagshandlung*, als in seiner letzten Willenserklärung, zu deren Vollstrecker er „seinen 30jährigen vertrauten Freund“ Hrn Assessor *Friedländer* hieselbst ernannte, dem Er diese Schriften selbst (man s. den ersten Band) so rührend-edel gewidmet hat. Der *Besorger* dieser fortgehenden Ausgabe endlich bleibt der nehmliche, welcher, nach Engels eigenem Wunsch, auch die vorigen Bände besorgt hat, und welchem Er sich so anvertraute, dafs Er nicht einmal die gedruckten Bogen weiter nachsah; Allen diesen Personen ist das Andenken und der Wille des vortreflichen Mannes zu heilig, um seine Anordnungen zu verletzen, um dem Pu-

blikum itzt oder künftig Etwas vorzulegen, was Er selbst für seiner unwürdig erklärt hätte. —

Gerade an dem Tage als hier in Berlin die Zeitungen Engels Absterben bekannt machten, d. 3 Julius, wurde sein Lustspiel *der dankbare Sohn* auf dem Nazionaltheater gegeben. Eine Art von wahrer schöner Todtenfeier!

Die *Schauspiele* sind es, die ihm den ersten und den ausgebreitetesten Ruhm verschaft haben. Man erkannte sofort in den zwei kleinen Stücken, welche den Anfang dieser Sammlung ausmachen, den einsichtvollen Dramatiker, den feinen Menschenbeobachter, den glücklichen Dialogisten, den richtigen Denker, den lebhaften und

eleganten Schriftsteller. Man freute sich, komische Züge und Witz mit Zartheit der Empfindung verbunden, heitere Laune zu der Achtung für Tugend und der Rührung für Edelmuth gesellt zu sehn. Man genofs mit hohem Vergnügen die angenehmen Sujets, die gut angelegten Situazionen, die Entwickelung der Charaktere und der steigenden Affekten; und alles das um so mehr, da nirgend Verstofse gegen Geschmack oder Sprache beleidigten. Auch eilten alle Bühnen, die lieblichen Stücke aufzuführen; und die Ausländer, sich dieselben anzueignen. — Seine Liebe und seine Kenntnifs der dramatischen Kunst zeigte sich auch in seinen spätern moralisch- und

kritisch - philosophischen Aufsätzen: oft in Absicht des Inhalts, immer in Absicht der reizenden Darstellungsart.

Engels Schauspiele sind in den gegenwärtigen zwei Bänden enthalten.

1) Der *dankbare Sohn*, geschrieben im J. 1770, erschien zum erstenmal in dem genannten Jahre, zum zweitenmal 1773, zum drittenmal 1786. In allen diesen Auflagen hiefs das Stück: „Ein *ländliches* Lustspiel," welches Beiwort der Verfasser für den letzten Abdruck wegstrich. Engel war zu sorgsam, um nicht bei jeder Ausgabe zu feilen und zu bessern. Auch für den neuen Abdruck änderte er noch, sowohl in diesem Stück, als in den beiden folgenden. — Bereits im

J. 1772 erschien eine *Französische* Übersetzung des Lustspiels, von einem Ungenannten; eine andre 1781, von *Jean Henri Eberts;* eine dritte 1782, die auch im *Théâtre allemand tom.* 12 steht. Ins *Illyrische* ward dies Stück übersetzt, von *Em. Jankowitz*, Prag 1789.

2) Der *Edelknabe,* im J. 1772 geschrieben, ward 1774 gedruckt, und darauf wieder 1776. Das Stück hiefs damal: „Ein *Lust*spiel *für Kinder;*" und auf den Titel folgte ein Blatt: „Den beiden liebenswürdigen Kindern „meines Freundes, des Herrn Wei„fse, Kreissteuereinnehmers in Leip„zig, gewidmet." — Im J. 1781 ward es ins *Französische* übersetzt, von

Fric-

Friedel (besonders, und auch in dessen *Nouveau théâtre allemand*); ins *Schwedische*, Lund 1785; ins *Englische*, umgearbeitet: *The English Tavern at Berlin*, London 1790. *)

*) Bei dieser Gelegenheit mögen auch noch folgende Übersetzungen der schon in den vorigen Bänden enthaltenen Schriften hier verzeichnet stehn. Aus dem *Philosophen für die Welt* das allererste Stück, *Englisch*, einzeln gedruckt: *The Goddesses, a Tale by Mr. Engel, translated from the Original German. Berlin* 1796. Der Übersetzer heißt *Benjamin Lewy*, und ist aus Portsmouth gebürtig. In *a Selection of Anth. Wall's Novels, with others of Professor J. J. Engel's Philosopher for the World, by Ch. H. Reichel, Leipzig* 1791, stehn vier Stücke: das 25ste, *Elizabeth Hill*; das itzt weggebliebene, *Poor contented Jacob* (Sonderbar, da dies Stück selbst aus dem Englischen genommen war! man s. die kurze

3) *Titus*, „ein Vorspiel zur Feier „des höchsten Geburtsfestes Sr Kö- „nigl. Hoheit des Prinzen von Preu- „ſsen," erschien hier in dem Jahre gedruckt, wo es geschrieben und aufgeführt ward, 1779.

4) Der *Vermählungstag*, „ein „Schauspiel in *fünf* Aufzügen," wovon aber die *beiden* letzten *fehlen*; ist älter als der Titus. Wie fest der Verfasser entschlossen war, dies Schau-

Nachricht vor dem Ersten Bande); das 22ste, *Cure-methods*; das 17te (welches nicht von Engel selbst ist), *The Christmas-box*. — Die *Lobrede auf den König* erschien *Französisch*, Berlin 1781. — *Über die musikalische Malerei*, steht in dem *Recueil de pièces intéressantes concernant les antiquités, les beaux-arts etc. à Paris* 1792.

spiel zu vollenden, zeigt sich daraus, dafs schon *fünf Bogen davon gedruckt sind* *); sie gehen bis auf den Anfang des vierten Auftritts im dritten Aufzuge (nach der gegenwärtigen Auflage, bis S. 292 des fünften Bandes). Nachher liefs er dennoch das Stück liegen. In den gedruckten Bogen, sind einige Änderungen beigezeichnet; die übrigen Szenen, bis zum Ende des dritten Akts, lagen von seiner Hand dabei, vielfach umgearbeitet.

5) Das Trauerspiel *Eid und Pflicht* ward bald nach dem siebenjährigen Kriege entworfen; doch ist ihm von

*) Da nur ein sogenannter Schmutztitel vorhanden ist, kann ich weder den Druckort und Verleger noch die Jahrzahl angeben.

dem Verfasser ausdrücklich der spätere Platz in der Ordnung der Stücke angewiesen. Engel hat dies Trauerspiel mehrmal fast ganz umgeschmolzen. Anfangs hiefs es: die *Geifsel* *); darauf: der *Eid;* sodann: *erzwungner Eid;* bis es zuletzt den gegenwärtigen Titel erhielt. Es ist, bei Lebzeiten des Verfassers, in Hamburg von der Schröderschen Schauspielgesellschaft aufgeführt, aber *nie* etwas davon *gedruckt* worden. Noch nach dieser Vorstellung, hat der Verfasser

*) Hr Adelung verwirft die Orthographie, nach welcher man *Geisel* (für Leibbürgen, die im Kriege zur Sicherheit genommen werden) schreibt, um das Wort von *Geifsel* (Strafruthe) zu unterscheiden; und Engel ist ihm gefolgt.

manches geändert, namentlich einige Szenen des zweiten Akts; auch wollte er den vierten und fünften Aufzug noch einmal überarbeiten, woran ihn nur seine letzte Krankheit hinderte.

6) *Stratonice*, gleichfalls bisher nur *Manuskript*. Leider ist dies Stück unvollendet: blofs fünf Auftritte waren ausgearbeitet; von drei folgenden fand sich wenigstens der Entwurf; vom Übrigen, gar nichts. Aber dem Kenner wird es auch als Bruchstück schätzbar sein. — Der Stof ist bekannt genug, und mehrmal von bildenden Künstlern, von Dichtern, und auch für das Theater bearbeitet. Als possierliche Merkwürdigkeit, will ich doch ein Französisches Stück nennen, wel-

ches Engel sich kommen liefs, da der Titel ihn aufmerksam gemacht hatte *). Dies heroische Lustspiel ist in Versen, und mit Arien durchwebt. Aber welche Arien! Öfter kommen Terzette vor, wo alle drei Personen *beiseite* singen; und einmal sogar ein *vierstimmiges* Beiseite! Das Ganze ist dieser klugen Einrichtung gemäfs. Auch hat man es in Frankreich selbst durch eine witzige Parodie verspottet.

7) Der *Diamant* erschien, doch ohne Engels Namen, bereits 1772 gedruckt. Er hat ausdrücklich bestimmt,

*) *Stratonice, comédie héroique, en un acte et en vers, par M. Hoffmann, mise en musique par M. Mehul, et representée pour la premiere fois le 3 Mai 1792. A Nancy et à Paris.* 8vo.

dafs es das letzte Stück in dieser Sammlung seiner Schauspiele sein solle. Vermuthlich, weil es mehr Nachahmung, als Original ist. — Der Französische Verfasser, *Charles Collé* (1783 gestorben), hat eine Menge kleiner Theaterstücke geliefert, wovon mehrere ins Deutsche übertragen sind.

Die *sanfte Frau*, „ein Lustspiel „in drei Aufzügen, nach dem *Goldoni*," ist 1779 gedruckt und mehrmal gespielt worden. Engel wollte es nicht in die Sammlung aufgenommen wissen, weil sie keine Übersetzungen enthalten sollte.

Die *Apotheke*, eine komische Oper, 1771 gedruckt, hat er gleichfalls ausgeschlossen. Dies muntere und wi-

tzige Stück, welches auch mit Vergnügen mehrmal gesehen wurde, ist vielleicht darum von ihm verworfen, weil er blofs die ganz in Prosa verfafsten Schriften der Aufbewahrung werth hielt. Denn auch seine *Theaterreden* in Versen, und mehrere in Almanachen und sonst gedruckte *Gedichte*, sollten nicht aufgenommen werden.

Man hat sich verpflichtet gehalten, diese Einrichtung genau zu beobachten. Auch die folgenden Theile werden so erscheinen, als wenn sie unter Engels eigenen Augen gedruckt würden. Die Leser können also völlig versichert sein, *eine Ausgabe von der letzten Hand* des Verfassers hier zu erhalten.

Berlin, im März 1803.